Bg. fr
8 139
6.

Maria Theresia

und

der siebenjährige Krieg.

Geschichte

Maria Theresia's

von

Alfred Ritter von Arneth.

Sechster Band.

1759—1763.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Maria Theresia

und

der siebenjährige Krieg.

1756—1763.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Zweiter Band.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechzehntes Capitel.

Siebzehntes Capitel.

Erstes Capitel.

Der Operationsplan für 1759.

Gleichzeitig mit den Verhandlungen über die einzelnen Bestimmungen des neuen Allianzvertrages und mit nicht geringerem Eifer als sie wurden auch diejenigen über den Operationsplan gepflogen, welcher in dem bevorstehenden Feldzuge von den verbündeten Mächten ins Werk gesetzt werden sollte. Die Grundzüge desselben rührten, wenigstens insofern es Oesterreich anging, von dem Feldmarschall Grafen Daun her. Allerdings war er, ehe er an die Ausarbeitung seines Vorschlages schritt, von dem geheimen Wunsche der Kaiserin in Kenntniß gesetzt worden, daß eine besondere Armee unter Dauns Obercommando gebildet werde, welche einzig und allein von ihr und dem Kaiser abhänge und zur Wiedereroberung Schlesiens verwendet werde. Eine zweite österreichische Armee, mit dem Reichsheere vereinigt, hätte mit diesem zugleich unter der obersten Autorität des Kaisers zu stehen und im Einverständnisse mit den Verbündeten in Sachsen zu operiren [1]).

Es war nicht allein die Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, durch welche Maria Theresia zu diesem Verlangen vermocht wurde, sondern auch diejenige auf die Wünsche Rußlands. Dort war man schon im Spätherbste des vergangenen Jahres sehr unzufrieden darüber gewesen, daß Sachsen zum einzigen Objecte der Operationen des Grafen Daun gemacht, darüber die Kriegführung in Schlesien vernachlässigt und dadurch, wie man wenigstens in St. Petersburg behauptete, das Zusammenwirken der russischen Armee mit den

Oesterreichern vereitelt worden war, während dasselbe, wenn die Letzteren in Schlesien operirt hätten, ohne große Schwierigkeit aufrecht erhalten werden konnte [2]). Allerdings mußte man sich in Wien darauf gefaßt machen, daß von Seite Frankreichs gerade das entgegengesetzte Begehren gestellt werden würde. Dort war ja immer verlangt worden, man solle vor Allem Sachsen befreien und dadurch den König von Preußen seiner günstigsten Stellung und gleichzeitig seiner reichlichsten Hülfsquellen berauben; Schlesien werde er dann um so weniger zu behaupten vermögen. Aber Maria Theresia versprach sich, wie sie selbst sagte, nichts mehr von der Kriegführung der Franzosen, während nach ihrer Meinung der Erfolg des Feldzuges zunächst davon abhing, daß die russische Armee sich frühzeitig in Bewegung setze [3]). Das konnte jedoch nach der Ansicht der Kaiserin nur dann erreicht werden, wenn man in Bezug auf die Kriegführung überhaupt und den Plan zu derselben die Wünsche Rußlands thunlichst erfüllte.

So tief nun auch Maria Theresia selbst und die einflußreichsten Männer ihrer Umgebung von der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit durchdrungen sein mochten, so wenig verschlossen sie sich doch andererseits gegen die Wichtigkeit der Gründe, welche für die baldigste Vertreibung der Preußen aus Sachsen in Betracht kamen. Darum war man der Meinung und legte sie dem Operationsplane zu Grunde, daß so wie das österreichische Hauptheer unter Daun in Schlesien, die zweite kaiserliche Armee in Vereinigung mit den Reichstruppen und einem Hülfscorps von etwa dreißig- bis vierzigtausend Franzosen in Sachsen operire. Im Ganzen über hunderttausend Mann zählend, würde diese combinirte Armee dem Feinde weit überlegen und daher mehr als ausreichend sein, um Sachsen wieder zu erobern. Es stelle sich keineswegs als zweckmäßig dar, an beiden Ufern der Elbe gleichzeitig aufzutreten; man müsse vielmehr die ganze Streitmacht vereinigen, mit ihr in die Gegend von Leipzig vordringen und dieser Stadt sich bemächtigen; erst dann möge man an die Elbe vorgehen.

Die andere große Armee, welche gleichfalls mehr als hunderttausend Mann zählen, jedoch bloß aus österreichischen Truppen bestehen solle, sei zu den Operationen an der Oder bestimmt und werde schon

um den 15. März, somit um sechs Wochen früher den Feldzug eröffnen können, als die Heere der Verbündeten auf den Sammelplätzen angelangt sein würden, von denen aus sie ein Gleiches zu thun vermöchten. Um die angegebene Zeit würden die österreichischen Streitkräfte, wenn die Witterung es gestatte, in der Gegend von Trautenau und Königgrätz sich befinden. Gleich nachdem er von ihren ersten Bewegungen Kenntniß erhalten, dürfte der König von Preußen wohl den größten Theil seiner Truppen entweder in Sachsen und der Lausitz oder in Schlesien zusammenziehen. In beiden Fällen würde man das zur Vereinigung mit den Franzosen bestimmte Corps gegen Aussig oder Gabel absenden, die österreichische Hauptarmee aber sich immer bereit halten, sich der Oder zu nähern, um sodann in Uebereinstimmung mit dem russischen Heere weiter vorgehen zu können. An dem einmüthigen Zusammenwirken mit dem letzteren als der unerläßlichen Vorbedingung für das Gelingen des ganzen Feldzuges müsse festgehalten werden. Um den Feind von beiden Ufern der Oder vertreiben zu können, werde es nothwendig sein, daß Rußland bis Ende März eine Armee von vierzig- bis fünfzigtausend Mann zu Thorn zusammenziehe und sie von da ungesäumt durch Polen nach der Grenze von Oberschlesien absende, wo sie bis Ende Mai eintreffen könne. Gleichzeitig würde die österreichische Armee dorthin vorrücken und dann mit den Russen zugleich und in fortwährender engster Verbindung mit ihnen die Oder entlang immer tiefer in Feindesland eindringen. Würde nun zu derselben Zeit der Krieg in Sachsen mit Nachdruck und überlegenen Streitkräften geführt, von Seite der Schweden aber, denen der König von Preußen nichts mehr entgegen zu setzen hätte, im Vereine mit den anderen russischen Truppen der Vormarsch nach Pommern und Brandenburg neuerdings unternommen, dann werde der König gar bald der Vortheile verlustig werden, welche ihm die Entfernung der verbündeten Heere von einander und der geringe Zusammenhang zwischen ihren kriegerischen Unternehmungen bisher dargeboten habe. Von allen Seiten in die Enge getrieben, werde er sich überall nur unter ungünstigen Verhältnissen schlagen können, die Vernichtung seiner Streitkräfte aber ihn zwingen, sich den Friedensbedingungen zu unterwerfen, welche ihm die Verbündeten in ihrem

eigenen Interesse auferlegen würden. Und sei nur einmal der König von Preußen niedergeworfen, dann werde es leicht sein, auch seinen Alliirten Gesetze vorzuschreiben [1]).

In dem Augenblicke, in welchem man von Wien aus diese Vorschläge an die verbündeten Mächte gelangen ließ, war man darauf gefaßt, daß sie bei denselben keine allzu willfährige Aufnahme finden würden. Schon bei den ersten bloß vorläufigen Mittheilungen über dieselben hatte man in Rußland nicht ohne eine gewisse Empfindlichkeit erklärt, man wolle nicht bloß als eine alliirte, sondern als eine selbstständig Krieg führende Macht erscheinen und daher das russische Heer weder theilen noch es mit den österreichischen Truppen vereinigen.

Hiezu kamen noch die Hindernisse, welche darauf sich gründeten, daß die russische Armee weder mit einem tauglichen Fuhrwesen noch mit der erforderlichen Feldbäckerei oder ausreichenden Magazinen versehen war, daß endlich weder die Officiere noch die Soldaten hinlängliche Löhnung erhielten, um außerhalb ihres eigenen Landes und insbesondere dort existiren zu können, wo nicht, wie auf feindlichem Gebiete, durch Requisitionen für ihren Unterhalt vorgesorgt werden konnte. Daß die russische Regierung ihr ganzes Militärwesen auf einen anderen Fuß setzen und sich zur Gewährung einer ausgiebigen Zubuße an die Officiere und Soldaten verstehen würde, welche dem mit der österreichischen Armee zu vereinigenden Corps angehören sollten, war nicht zu erwarten. Und eben so wenig konnte der österreichische Staatsschatz, der ohnedieß den von allen Seiten an ihn herandrängenden Anforderungen nur in sehr unzureichender Weise zu genügen vermochte, eine so beträchtliche Belastung auf sich nehmen.

Hiezu kam noch, und in diesem letzteren Umstande lag eigentlich das größte Hinderniß der Annahme der von Wien ausgehenden Vorschläge, daß sich Rußland bereits an Schweden mit dem für die gemeinsame Sache in der That sehr vortheilhaft scheinenden Antrage gewendet hatte, gemeinschaftlich eine Unternehmung gegen Stettin ins Werk zu setzen. Es erklärte hiezu die nöthige Artillerie und die sonstigen Erfordernisse zu einer Belagerung beistellen, sechstausend

Mann Fußvolk mit den Schweden vereinigen und mit der großen russischen Armee die Belagerung decken zu wollen.

Man war in Wien einsichtsvoll genug, um den bedeutsamen Gewinn nicht zu verkennen, welchen die Durchführung dieser Unternehmung sowohl den Russen speziell als den Verbündeten überhaupt darbieten würde. Die Ersteren könnten ihre ganze Macht beisammen behalten, ihr Rücken bliebe frei, sie würden schon nach wenig Märschen auf feindlichem Gebiete sich befinden und könnten, ihre bisherigen militärischen Einrichtungen beibehaltend, den Krieg mit möglichst geringen Kosten fortführen. Außerdem müsse Colberg in Folge einer förmlichen Belagerung binnen kurzem fallen. Würden die Schweden sich überdieß der Inseln Usedom und Wollin bemächtigen, so wäre die Mündung der Oder und die Communication zur See dem Feinde gesperrt, den Verbündeten aber eröffnet. Die letzteren könnten allen Proviant, alle sonstigen Erfordernisse zur Kriegführung bis nahe an Stettin bringen. Befände sich diese Stadt nur einmal in den Händen der Schweden, dann besäßen sie und die Russen im Herzen der feindlichen Lande einen gesicherten Waffenplatz und die beste Gelegenheit zur Errichtung großer Magazine. Die Winterquartiere in Pommern und Brandenburg wären gesichert, das ganze feindliche Gebiet, Berlin mit inbegriffen, läge schutzlos offen, so daß man in der That nicht einzusehen vermöchte, wie der König von Preußen nach dem Verluste Stettins den Krieg noch fortsetzen könnte.

Obgleich man in Wien diese Vortheile gar wohl erkannte, ja sie sogar selbst hervorhob, so meinte man nach reiflicher Erwägung aller hiebei in Betracht zu ziehenden Umstände doch dem Marsche der Russen nach Schlesien den Vorzug vor der Belagerung von Stettin geben zu sollen. Denn die russische Armee werde sich, so glaubte man besorgen zu müssen, nicht vor dem Mai in Bewegung setzen können, da sie bei dem Mangel an ausreichenden Magazinen den in jenen nördlichen Gegenden ziemlich spät eintretenden Zeitpunkt werde abwarten wollen, in welchem der Graswuchs sich vollständig entwickelt haben werde. Den Monat Juni würden die Russen auf dem Marsche durch Pommern zubringen, dann erst an die Oder gehen und hierauf vor Stettin rücken,

wo sie der Ankunft der Artillerie und der sonstigen Zufuhr harren müßten, so daß vor August wohl kaum die Belagerung begänne. Da jedoch Stettin eine der stärksten Festungen und mit allen Vertheidigungsmitteln ausreichend versehen sei, werde es gewiß hartnäckigen Widerstand leisten und nicht vor Ablauf von zwei Monaten dem Falle nahe sein. Inzwischen würde der größte Theil des Feldzuges verstreichen und der König von Preußen fast alle seine Streitkräfte anderwärts verwenden, dadurch aber das österreichische Heer verhindern können, ihm gegenüber irgend einen Vortheil zu erringen. Und in dem letzten Augenblicke, bevor Stettin wirklich gefallen wäre, würde er sich ohne Zweifel auf die russische Armee werfen; Niemand könnte die Ausführung eines solchen Vorhabens vereiteln. Gelänge es ihm, die Russen zu schlagen oder sie auch nur zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, dann wäre auch dieser Feldzug wieder fruchtlos verstrichen.

Ganz anders stelle sich jedoch die Sache dar, wenn man auf den von österreichischer Seite in Vorschlag gebrachten Feldzugsplan eingienge. Derselbe könne in jeder Beziehung sicher und entscheidend genannt werden; schon aus dem Grunde biete er ungleich größere Vortheile als die Unternehmung gegen Stettin, weil die Operationen um einige Monate früher begonnen und dann mit vereinigten Kräften fortgesetzt werden könnten. Außerdem bliebe noch eine ansehnliche russische Macht an der Weichsel zurück, welche freie Hände behielte, in Pommern einzubrechen, sich mit den Schweden zu vereinigen und wenn nicht die Belagerung von Stettin, so doch diejenige von Colberg oder Cüstrin und zwar ziemlich gefahrlos zu unternehmen. Denn die gesammte feindliche Streitmacht würde dann anderwärts vollauf beschäftigt und der König von Preußen ganz außer Stand gesetzt sein, den Russen und Schweden in Pommern oder Brandenburg eine ausreichende Armee entgegen zu stellen.

Endlich glaubte man in Wien gegründete Ursache zu dem Zweifel zu besitzen, ob es denn dem russischen Hofe auch wirklich Ernst sei mit der Absicht, seine Truppen mit den Schweden zur Durchführung einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen Stettin zu vereinigen. Wenigstens

behauptete man mit Bestimmtheit, die russische Generalität, und insbesondere Fermor seien einem solchen Gedanken durchaus nicht geneigt. Die Beziehungen, welche zwischen ihm und den Schweden während des vergangenen Feldzuges obgewaltet hätten, könnten hiefür als unumstößlicher Beweis dienen.

Aus all diesen Gründen hielt man in Wien an dem hier ursprünglich ausgedachten Vorschlage fest. Nur wenn sich der Annahme desselben von Seite Rußlands ganz unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen sollten, dachte man sich auf das Begehren der Absendung eines russischen Armeecorps von etwa dreißigtausend Mann und seiner Vereinigung mit dem österreichischen Hauptheere zu beschränken. Und erst wenn auch dieses Zugeständniß nicht zu erlangen wäre, wollte man sich mit der Belagerung von Stettin befreunden, dann aber auch auf deren energische Durchführung dringen [5]).

Ursache genug besaß man zu der Besorgniß, daß die Verhandlung mit der russischen Regierung über diese Vorschläge mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Darum dachte man Anfangs, den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Lacy nach St. Petersburg abzusenden. Sowohl wegen seiner militärischen Kenntnisse überhaupt als wegen seiner Vertrautheit mit allen bei Festsetzung des Feldzugsplanes in Betracht kommenden Fragen, endlich in Anbetracht seiner vielfachen Verbindungen am russischen Hofe hätte man einen geeigneteren Unterhändler in der That nicht zu finden vermocht. Dann aber meinte man Lacy in Wien nicht entbehren zu können und an seiner Stelle wurde der Generalmajor Freiherr von Tillier mit der Mission nach St. Petersburg betraut. Er sollte darauf antragen, daß die russische Streitmacht getheilt und eine Armee von wenigstens vierzig- bis fünfzigtausend Mann nach der Grenze Schlesiens abgesendet werde, um dort in Gemeinschaft mit dem österreichischen Hauptheere zu operiren; der Rest der russischen Truppen wäre in Pommern und Brandenburg gegen den Feind zu verwenden. Wenn es jedoch, wie als wahrscheinlich vorauszusehen war, nicht gelingen sollte, den russischen Hof zur Absendung seiner Hauptarmee an die Grenzen Schlesiens zu bewegen, hatte Tillier sich wenigstens dafür aufs Aeußerste zu bemühen,

daß ein russisches Armeecorps von dreißigtausend Mann dorthin abgehe[6]). Für diesen Fall wollte man sich in Wien anheischig machen, nicht nur eine Million Gulden zur Bestreitung der Marschkosten an Rußland zu bezahlen, sondern auch die russischen Truppen aus den österreichischen Magazinen, und zwar auf ganz gleichem Fuße wie die eigenen Soldaten zu verpflegen. Außerdem wurde Esterházy ermächtigt, dem General Fermor ein Geschenk von sechstausend Dukaten zu machen und ihm eine Herrschaft in Schlesien zu versprechen [7]).

Trotz dieser sonst so wirksamen Mittel, die man anwenden zu sollen glaubte, um sich der Willfährigkeit eines der Bestechung keineswegs unzugänglichen Mannes zu versichern, gab jedoch Esterházy nur sehr wenig Hoffnung, daß sie dießmal bei Fermor verfangen würden. Niemals werde man auf diesen furchtsamen und schwankenden Mann [8]) sich verlassen können, und wenn er auch, was kaum zu vermuthen, sich der Absendung des gewünschten Hülfscorps nach Schlesien nicht widersetzen sollte, so werde dieselbe doch bei der russischen Regierung selbst auf schwer zu überwindende Hindernisse stoßen [9]). Und so war es auch in der That. Noch ehe Fermor von der Armee zu St. Petersburg eingetroffen, wurden Esterházy und Tillier zu der Conferenz geladen, in welcher über den Feldzugsplan Berathung gepflogen werden sollte. Außer den beiden Repräsentanten des Wiener Hofes waren der Kanzler Woronzow, der Feldmarschall Buturlin, die Brüder Peter und Alexander Schuwalow anwesend. Eine Denkschrift wurde verlesen, durch welche die russische Regierung ihren Entschluß ankündigte, ihre ganze Macht von ungefähr hunderttausend Mann ungetheilt beisammen zu halten und mit derselben gegen den König von Preußen energisch vorzugehen. Die Absicht, sich in irgend einer Weise Danzigs zu bemächtigen, wurde neuerdings betont, dann aber sollte die Belagerung von Stettin an die Reihe kommen [10]).

Bis Mitternacht dauerte die Conferenz, oder besser gesagt, die Darlegung der Gründe, auf welche man russischer Seits die abgegebenen Erklärungen stützte. Esterházy und Tillier baten, am nächsten Tage ihre Gegenvorstellungen ausführlich entwickeln zu dürfen. Da war es denn ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen, daß wenige Stunden

bevor dieß geschehen sollte, ein Eilbote aus Wien eintraf, welcher gänzlich veränderte Verhaltungsbefehle überbrachte.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese plötzliche Sinnesänderung des Wiener Hofes hauptsächlich dadurch hervorgerufen wurde, daß auch die französische Regierung den von österreichischer Seite in Vorschlag gebrachten Operationsplan verwarf. Auch sie wollte sich nicht dazu entschließen, ihre Streitkräfte zu theilen und ein Armeecorps von dreißig- bis vierzigtausend Mann nach Sachsen abzusenden, um dort mit den Reichstruppen und einem österreichischen Hülfscorps gemeinschaftlich zu agiren. Der Herzog von Choiseul wäre anfangs geneigt gewesen, auf diesen Antrag einzugehen, aber derselbe wurde von dem Marschall Belleisle lebhaft bekämpft [11]). Nun fügte sich auch Choiseul der Meinung Belleisle's, und in dem Schreiben, in welchem er sie Kaunitz gegenüber vertrat, erklärte er in Frankreichs Namen, daß man den ganzen österreichischen Operationsplan nicht billigen könne. Oesterreich würde gut thun, so meinte man auf französischer Seite, sich Anfangs bloß defensiv zu verhalten. Wolle man hierauf durchaus nicht eingehen, so möge man die Offensive nicht gegen Schlesien, wo man niemals etwas ausrichten werde, sondern gegen Sachsen richten. Die Eroberung von Dresden und diejenige von Stettin sollten vor der Hand die Hauptzielpunkte der kriegerischen Unternehmungen Oesterreichs und Rußlands bilden. So lang sie nicht erreicht wären, würden alle Eroberungsplane, die sich auf Schlesien bezögen, chimärisch, die Schritte zur Ausführung derselben aber fruchtlos bleiben und äußerst gefährlich sein. Man möge ihnen daher von vorneherein entsagen, das Hauptaugenmerk auf die Operationen gegen Sachsen richten und der russischen Regierung von der Unternehmung gegen Stettin nicht abrathen, sondern sie lebhaft dazu aneifern. Denn wenn die russische Armee nur sechzig- bis siebzigtausend Mann Fußvolk zähle und sich bei Stettin wohl verschanze, so würden zwanzig- bis dreißigtausend Mann die Festung in vier bis sechs Wochen unfehlbar einnehmen können und der König von Preußen sie auch mit mehr als hunderttausend Mann niemals zu entsetzen im Stande sein [12]).

Man war in Wien um so mehr genöthigt, sich den abweichenden Anschauungen der Verbündeten nicht völlig zu verschließen, als ein Zwischenfall eintrat, von dem man ernstlich besorgen zu müssen glaubte, er sei darauf angelegt, Uneinigkeit unter die Alliirten zu bringen und sie über die nächsten Ziele der Kriegführung zu entzweien.

In der zweiten Hälfte des December 1758 war plötzlich der sächsische Oberstjägermeister Graf Wolfersdorff am Warschauer Hofe erschienen. Er behauptete, von dem Commandanten von Dresden, Generallieutenant von Schmettau, wider seinen Willen förmlich gezwungen worden zu sein, sich mit einem Auftrage des Königs von Preußen nach Warschau zu begeben. Friedrich schlage vor, Sachsen freiwillig zu räumen und den König von Polen wieder in den ungestörten Besitz seines Erblandes treten zu lassen, wenn dieser die Russen bestimmen würde, sich aus dem Königreiche Preußen zurückzuziehen [13].

Es wäre wohl begreiflich gewesen, wenn August von Sachsen, der sich so sehr darnach sehnte, nicht nur nach seinem geliebten Dresden zurückkehren zu können, sondern auch Sachsen von den Verheerungen des Krieges, von der Bedrückung durch die preußische Invasion zu befreien, sich gern auf einen Vorschlag eingelassen hätte, von dem er überzeugt war, daß er wirklich von dem Könige von Preußen ausging. Aber zu tief eingewurzelt war das berechtigte Mißtrauen des Warschauer Hofes gegen Friedrich, zu frisch und zu schmerzlich waren die Wunden, welche Sachsen und dessen kurfürstlichem Hause nicht nur durch die Gewaltthätigkeit, sondern auch durch die Arglist des Königs von Preußen geschlagen worden waren, um glauben zu können, daß derselbe es jetzt aufrichtig meine. Nicht mit Unrecht besorgte man, König Friedrich beabsichtige nichts als mit leichter Mühe in den Wiederbesitz von Preußen zu gelangen. Sei dieß nur einmal geschehen, dann werde er Sachsen entweder gar nicht räumen, oder es doch unter irgend einem Vorwande bald wieder besetzen.

Trotz dieser gegründeten Befürchtung entschloß man sich doch in Warschau nicht dazu, den gestellten Antrag allsogleich ablehnend zu beantworten. Man trug Scheu, den König von Preußen hiedurch

empfindlich zu verletzen, denn man besorgte, er werde seine Mißstimmung den in Dresden anwesenden Mitgliedern der sächsischen Familie, der armen Stadt selbst und dem unglücklichen Lande allzusehr fühlbar werden lassen. Man ertheilte daher Schmettau die verzögernde Antwort, daß man sich vorerst mit den Verbündeten berathen müsse, und das um so mehr, als ja von einem derselben, von Rußland die Erfüllung der Vorbedingung abhänge, an welche die Räumung Sachsens geknüpft werde. Graf Brühl berief die Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands zu sich und setzte sie von dem eingelangten Antrage und dessen Beantwortung in Kenntniß [14]).

In Wien bedurfte man keiner langen Ueberlegung, um sich klar zu werden über den zu fassenden Entschluß und über die Art, in der man sich gegen den Warschauer Hof auszusprechen hatte. In dem gemachten Vorschlage erblickte man einen Schritt, der auf nichts als auf die Täuschung der Alliirten berechnet sei. Eindringlich warnte man davor, sich nur ja nicht irre führen zu lassen, denn es liege auf der Hand, daß Friedrich nur die russischen Truppen aus Preußen entfernen und sich selbst dort wieder festsetzen wolle; dann stehe es jederzeit in seiner Willkür, unter allerlei nichtigen Vorwänden in Sachsen neuerdings einzudringen und dieses Land noch ärger als bisher zu mißhandeln. Aber auch für die Kriegführung im Allgemeinen würde die Verwirklichung des durch Wolfersdorff überbrachten Vorschlages von den übelsten Folgen sein. Denn der Rückzug der Russen aus Preußen müßte es dem Könige leicht machen, seine gesammten Streitkräfte auf einem einzigen Punkte, und zwar gegen die Oesterreicher zu vereinigen und in solcher Weise nicht nur den Krieg noch jahrelang fortzuführen, sondern ihn schließlich durch einen Frieden zu beendigen, der seinem eigenen Ansehen, seiner eigenen Macht nur förderlich wäre [15]).

Auch die Erklärungen der übrigen Verbündeten stimmten mit derjenigen Oesterreichs überein. So sehnlich man auch in Frankreich wünschte, die Preußen aus Sachsen vertrieben zu sehen, so wenig geneigt zeigte man sich doch einem Vorschlage Gehör zu geben, durch dessen Annahme eine abgesonderte Vereinbarung zwischen den Königen von Preußen und von Polen zu Stande gekommen wäre. Man

besorgte sogar einen Augenblick, daß ein geheimes Einverständniß Friedrichs mit dem Großfürsten Peter und seiner Gemalin Katharina bestehen könnte [16]), aber dieselben besaßen zu jener Zeit, selbst wenn dieß der Fall gewesen wäre, so wenig Einfluß auf die Entschlüsse der russischen Regierung, daß man um ihretwillen keine ernstlichen Befürchtungen zu hegen brauchte. Gleich nachdem sie durch den sächsischen Geschäftsträger Prasse die erste Nachricht von dem gemachten Vorschlage erhalten hatte, bezeichnete die russische Regierung denselben als verfänglich und nur darauf abzielend, die Kriegsrüstungen Rußlands ins Stocken zu bringen und Zwiespalt unter die Verbündeten zu säen. Die Arglist des gestellten Antrages und die Unmöglichkeit, Preußen zu räumen, um in den Wiederbesitz Sachsens zu gelangen, liege allzuklar am Tage, als daß sich irgend Jemand darüber zu täuschen vermöchte [17]).

Noch während die Verbündeten sich in solcher Weise gegen den angeblichen Versuch ereiferten, sie uneinig zu machen, mußten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung erfahren, daß es ein Gespenst war, wider welches sie ankämpften. Denn inzwischen traf in Warschau die Antwort Schmettau's ein, durch welche er es entschieden in Abrede stellte, dem Grafen Wolfersdorff jemals im Namen des Königs von Preußen irgend einen Auftrag ertheilt zu haben. In Privatgesprächen wären sie auf die Nothlage Sachsens und die etwaigen Mittel gekommen, derselben ein Ende zu machen. Von einer Sendung Wolfersdorffs nach Warschau sei niemals die Rede gewesen, wie denn von dessen freiwillig unternommener Reise dorthin der König von Preußen gar nichts gewußt habe [18]).

Anfangs war man der Meinung, König Friedrich bemühe sich jetzt, einen von ihm ausgegangenen Antrag abzuleugnen, nachdem er sich von dessen Unausführbarkeit überzeugt habe. Aber die Antwort Schmettau's klang doch gar zu entschieden, als daß nicht Wolfersdorff über dieselbe neuerdings hätte vernommen werden müssen. Nicht ohne Beschämung gestand er jetzt zu, daß er von Seite des Königs von Preußen nicht unmittelbar mit einer Mission nach Warschau betraut worden sei. Aber er behauptete nach wie vor, daß ihn niemand Anderer als Schmettau zu dieser Reise und zu dem Vorschlage, den er

gemacht, veranlaßt habe [19]). So endete dieser Zwischenfall, welcher wenigstens die günstige Wirkung hervorbrachte, daß die vier Verbündeten, Oesterreich, Frankreich, Rußland und der König von Polen neuerdings kräftige Versicherungen austauschten, unverbrüchlich festhalten zu wollen an der Allianz und sich niemals einzulassen in eine abgesonderte Vereinbarung mit dem gemeinsamen Feinde.

Das dringende Bedürfniß, die Einigkeit unter den Verbündeten aufrecht zu erhalten, welches durch diese Vorgänge in Warschau wieder recht deutlich vor Augen gerückt war, ließ auch eine gewisse Nachgiebigkeit in Bezug auf den Operationsplan räthlich erscheinen. Man entschloß sich daher vor Allem in Wien, den bisherigen Widerspruch gegen den Plan, Stettin zu belagern, fallen zu lassen. In Folge dessen wurde Esterházy beauftragt, auch von dem Begehren der Absendung eines russischen Armeecorps zu dem österreichischen Heere abzustehen und jetzt nur mehr darauf anzutragen, daß die Kriegsrüstung in Rußland eifrigst fortgesetzt, der Feldzug aber frühzeitig und mit Nachdruck begonnen werde [20]).

Nun zeigte es sich bald, wie richtig der Wiener Hof geurtheilt hatte, als er annahm daß es den Russen um die Belagerung von Stettin gar nicht so sehr zu thun sei. Von freien Stücken kamen sie wenigstens der Hauptsache nach auf die Vorschläge zurück, welche in dem von österreichischer Seite zuerst aufgestellten Feldzugsplane enthalten waren. Obgleich weit davon entfernt, es ausdrücklich zuzugestehen, schien man doch auch in Rußland sich nach und nach der Erkenntniß der völligen Unzulänglichkeit der eigenen Armee und insbesondere der eigenen Heerführer nicht mehr wie bisher ganz zu verschließen.

Nachdem Tillier, wie er sich ausdrückt, „sich die Seele hätte aus „dem Leib grämen mögen" [21]), weil er so lang keine entscheidende Antwort von der russischen Regierung zu erhalten vermochte, erfolgte sie endlich, und zwar in befriedigenderem Sinne als man es Anfangs zu hoffen gewagt hatte. Man werde sich aufs Aeußerste bemühen, war darin gesagt, die ganze russische Armee bis gegen Ende des Monats

April in marschfertigen Stand zu setzen. Anfangs Mai solle sie aus den Winterquartieren aufbrechen, dann würde der größte Theil der Truppen, wenigstens sechzigtausend Combattanten, am Ende dieses Monats in der Gegend von Posen sein können. Rechne man noch die Officiere, die Artillerie, das Ingenieurcorps, die Kosaken und alles dasjenige, was sonst noch zur Armee gehöre, hinzu, so werde dieselbe sicher nicht weniger als neunzigtausend Mann zählen. Ohne die etwaige Belagerung von Stettin ganz aus den Augen verlieren zu wollen, sei man doch weit davon entfernt, unthätig den Zeitpunkt abzuwarten, in welchem man dieselbe vielleicht vornehmen könnte. Man wolle vielmehr durch nachdrückliche Operationen gegen den Feind die österreichische Armee ausgiebig unterstützen, um dadurch die Streitmacht des Königs von Preußen zu theilen und ihr empfindliche Nachtheile zuzufügen. Dadurch würde aber auch den Schweden die Möglichkeit, ungehindert ins Feld zu rücken, eröffnet und der Weg zur Belagerung von Stettin gebahnt werden.

Um die hier bezeichneten Zwecke zu erreichen, werde die russische Armee geraden Weges nach der schlesischen Grenze vorrücken, in dieses Land eindringen und zwischen Breslau und Glogau die Oder erreichen. Höchst wahrscheinlicher Weise werde dann der König von Preußen herbeiziehen und den Versuch machen, die Russen wieder aus Schlesien zu vertreiben. Auch sei die Gefahr, in welche die letzteren sich begäben, keine geringe, indem sie gleichzeitig durch Dohna angegriffen werden könnten. Aber man rechne darauf, daß dann auch Daun herbeieilen und den Vorsatz des Königs vereiteln werde, seine vereinigte Macht gegen die Russen allein zu gebrauchen. Und gleichzeitig müßte auch die zu Sachsens Befreiung bestimmte combinirte Armee alle Kräfte anwenden, um nicht allein die dortigen preußischen Truppen zu beschäftigen, sondern den König in die Gefahr zu bringen, die Elbe und mit ihr ganz Sachsen zu verlieren. Wie aber die Dinge in Sachsen auch ablaufen möchten, das sei gewiß, der wichtigste und entscheidendste Streich müsse in Schlesien geführt werden [22]). Um dessen Ergebniß zu Gunsten der Alliirten zu wenden, hätten dieselben einer Schlacht so lange sorgfältig auszuweichen, bis das österreichische und das russische

Heer sich einander derart genähert hätten, daß sie entweder gleichzeitig oder doch wenigstens binnen sehr kurzer Frist den Feind angreifen könnten. Um dieses Zusammenwirken festzustellen, möge der 25. Juni als der Tag angenommen werden, an welchem die russische Armee aus Posen, die österreichische aber von der Grenze Böhmens aufbreche, um sich mittelst forcirter Märsche einander zu nähern. Die Oder zwischen Glogau und Breslau habe als gemeinschaftlicher Zielpunkt zu dienen. Sei einmal die Verbindung zwischen beiden Armeen hergestellt, dann könnten sie je nach Belieben den Strom aufwärts oder abwärts ihre gemeinschaftlichen Operationen beginnen.

Außer der Hauptarmee wollte Rußland ein zweites, kleineres Heer von etwa vierzigtausend Mann an der Weichsel zusammenziehen, mit demselben in Pommern einrücken, Magazine anlegen und die Belagerung von Colberg neuerdings vornehmen [23]).

Nicht so günstig als der russische Feldzugsplan, der im Wesentlichen nicht viel anderes als die zuerst von Daun ausgesprochenen und von der österreichischen Regierung empfohlenen Vorschläge enthielt, lautete die Erklärung Frankreichs über die von dort aus ins Werk zu setzenden Operationen.

Einmüthig behaupteten die Marschälle Belleisle und d'Estrées, in deren Händen die Leitung des Kriegswesens lag, dem Begehren um Absendung eines starken französischen Armeecorps nach Sachsen könne unmöglich Folge gegeben werden. Frankreich gedenke nicht mehr als ungefähr hunderttausend Mann in Deutschland zu verwenden. Etwa zwanzigtausend kämen für Besatzungen in verschiedenen Städten, für Aufrechthaltung der Verbindungen und Verrichtung derartiger Aufträge in Abschlag. Würde man noch dreißig- bis vierzigtausend Mann nach Sachsen absenden, so blieben viel zu wenig Streitkräfte übrig, um die hannoversche Armee, welche wohl auf siebzigtausend Mann veranschlagt werden müsse, mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können. Dieser Feind müsse jedoch von den Franzosen zuerst niedergeworfen werden; so lang dieß nicht geschehe, würden die wohlgesinnten Reichsstände und gleichzeitig die österreichischen Niederlande, aus denen so namhafte

Beiträge zur Bestreitung der Kriegskosten gezogen würden, der höchsten Gefahr ausgesetzt sein. Sei aber der Feind einmal hinter die Weser zurückgetrieben, dann könne man den Gedanken der Absendung eines französischen Armeecorps nach Sachsen neuerdings in Betracht ziehen.

Es war ein Gebot der Klugheit für Oesterreich, seinem Alliirten gegenüber nicht eigensinnig auf der Durchführung des Planes zu bestehen, den man in Wien für den vortheilhaftesten hielt. Denn man wußte wohl, daß Frankreich sich nur dann mit einiger Energie an der Kriegführung betheiligen werde, wenn es um Ausführung von Unternehmungen sich handelte, die seinem eigenen Interesse vorzugsweise entsprachen. Obgleich man daher in Wien den Anschauungen und Absichten Frankreichs keineswegs beistimmte, so hütete man sich doch mit Sorgfalt, den Streit über diese Meinungsverschiedenheit allzu lebhaft werden zu lassen. Man beschränkte sich darauf, nach Versailles und nach St. Petersburg [24]) die Mittheilung zu richten, daß die ganze österreichische Armee sich schon in den ersten Märztagen in Bewegung setzen und längs der Grenze Böhmens von Trautenau bis Kommotau zusammenziehen werde. Von dort aus könne sie, wenn entweder der Feind den Feldzug beginnen oder man es sonst für gut halten würde, jede als zweckmäßig erkannte Unternehmung ins Werk setzen. Um sie dabei zu unterstützen, würde in Mähren ein Armeecorps von fünfundzwanzigtausend Mann zusammengezogen und ein vollständiger Artillerietrain zur Vornahme einer Belagerung in Prag und Olmütz bereitgehalten werden. Die aus den Reichstruppen und österreichischen Streitkräften zusammengesetzte Armee sollte unter den Befehlen des Herzogs von Zweibrücken Anfangs April bei Saalfeld aufgestellt sein. Man wollte zunächst den Feind auf verschiedenen Punkten seiner Vertheidigungslinie beunruhigen und von den sich etwa darbietenden Gelegenheiten Nutzen ziehen, um ihm Nachtheile zuzufügen [25]).

Dieß waren im Wesentlichen die Verabredungen für die Kriegführung der Verbündeten während des bevorstehenden Feldzuges. Wenn sich auch mit Frankreich das in Wien so lebhaft gewünschte Zusammenwirken nicht hatte erzielen lassen, so war doch wenigstens von Rußland ein solches Versprechen gegeben worden. Die Hauptsache lag freilich

darin, daß dasselbe auch wirklich erfüllt und der Krieg möglichst rasch begonnen und energisch weiter geführt werde. In Wien war man bekanntlich immer dieser Ansicht gewesen und hatte auch die erforderlichen Vorbereitungen hiezu in umfassendstem Maße getroffen. In Rußland zeigte sich wenigstens die Zarin selbst von dem gleichen Wunsche beseelt; freilich mußte man besorgen, daß die Intriguen am Hofe und die Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Hülfsmittel, insbesondere aber der gänzliche Mangel an tauglichen Heerführern der Durchführung der entworfenen Plane gar gewaltige Hindernisse in den Weg legen könnten. Und was Frankreich anging, so trug Friedrich selbst nicht wenig dazu bei, die Erbitterung des Königs und der maßgebenden Kreise gegen ihn zu wahrem Hasse zu steigern. Ueberhaupt zeigte sich da der Mangel an Consequenz in seinem Verfahren in recht auffälliger Weise. Einmal war Friedrich eifrig bemüht, der französischen Regierung zu schmeicheln, um sie loszulösen von dem Bunde mit Oesterreich und Rußland. Dann aber konnte er der Versuchung nicht widerstehen, seiner sarkastischen Laune freiesten Lauf zu lassen und nicht allein Ludwig XV., sondern sogar Frankreich mit jenem beißenden Hohne zu überschütten, zu welchem der Erstere allerdings Anlaß genug bot.

Am empfindlichsten wurde der König von Frankreich durch die Ode beleidigt, welche Friedrich an den Herzog Ferdinand von Braunschweig richtete und in der er den Rückzug der Franzosen im vergangenen Feldzuge besang. Schon im April 1758 hatte Friedrich die Ode gedichtet[26]), doch wurde sie erst jetzt am französischen Hofe und zwar einstweilen nur wenigen Personen, und unter ihnen Choiseul bekannt, welchem Voltaire sie zusandte. Die Leidenschaftlichkeit Choiseuls machte sich auch bei diesem Anlasse geltend; er schäumte vor Wuth. Die directe Beschimpfung des Königs und der französischen Nation erschien ihm als eine Herausforderung zur Rache. In doppelter Weise wollte er sie nehmen; vorerst auf demselben Gebiete und mit den gleichen Waffen, mit denen die Beleidigung erfolgt war. Er selbst wollte Friedrichs Ode beantworten, diese Antwort aber, in welcher dem Könige die bittersten Wahrheiten gesagt werden sollten, Voltaire mit dem Auftrage zusenden, sie dem Könige von Preußen allsogleich mitzutheilen. Die

Drohung sollte er beifügen, daß wenn der König sein Werk durch den Druck veröffentlichen wolle, man mit der Antwort in gleicher Weise verfahren werde. Das Publicum möge dann urtheilen, welche Ode besser geschrieben sei und welche größere Wahrheiten enthalte.

Bedeutungsvoller war es, daß die dem Könige von Frankreich durch Friedrich zugefügte persönliche Beleidigung auch auf die Energie der Kriegführung von Einfluß zu werden versprach. Choiseul wenigstens rief aus, man werde ihn seine Unart schon noch bereuen machen. Wenn sich eine günstige Gelegenheit darböte, um zum Frieden mit England zu gelangen, so werde man sie sicher benützen, dann aber nicht ruhen noch rasten, bis man Rache genommen habe für die Unverschämtheit des Königs von Preußen [27]).

Die Darstellung des eben beginnenden Feldzuges wird lehren, ob es gelang, diese Vorsätze auszuführen.

Zweites Capitel.

Kunersdorf.

Die Verhandlungen der verbündeten Mächte zur Herbeiführung eines Einverständnisses über die vorzunehmenden Operationen waren noch lang nicht zu Ende gediehen, als schon auf einzelnen Punkten die Winterruhe der Truppen durch kleinere Unternehmungen gestört wurde. Als die erste derselben muß der Streifzug angesehen werden, welchen der preußische Generalmajor Wobersnow auf polnisches Gebiet unternahm. Die Zerstörung der dort angelegten russischen Magazine war, wenn gleich auf neutralem Territorium vollzogen, doch nur eine Handlung berechtigter Abwehr; der gleichfalls ausgeführte Ueberfall auf den Fürsten Sulkowski und dessen Gefangennehmung aber eine jener Gewaltthaten, die dem Charakter des Königs von Preußen nicht zur Ehre gereichten.

Ruhmvoller, weil gegen einen ebenbürtigen Feind gerichtet, war die Waffenthat, welche in den letzten Tagen des März der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Beck vollführte. Er überfiel die preußische Besatzung des Städtchens Greiffenberg am Bober und die sonst noch in jener Gegend postirten feindlichen Truppen. Von der Annäherung der Oesterreicher unterrichtet, verließ der Commandant von Greiffenberg, Oberst von Düringshofen, die Stadt und besetzte die gegen Löwenberg sich hinziehenden Defiléen. Hier aber griff ihn Beck mit überlegener Streitmacht an. Nach tapferer Vertheidigung wurde Düringshofen mit fünfzehn Officieren und siebenhundert Grenadieren gefangen genommen; zwei Kanonen gingen an die Oesterreicher

verloren. Die zur Hülfe herbeieilenden Husaren des Regimentes Zieten wurden zersprengt, die Kriegsgefangenen aber in das österreichische Hauptquartier gebracht [28]).

Hatten auf diesem Punkte die Preußen den Kürzeren gezogen, so war in mehr westlicher Richtung hin gerade das Gegentheil der Fall. Am 15. April drangen zwei preußische Colonnen in Böhmen ein. Die eine derselben kam über Peterswalde und Aussig; sie verheerte in barbarischer Weise das Land, plünderte und brandschatzte die Städte und Dörfer und zerstörte die Vorräthe zu Leitmeritz, Lobositz und Budin. Die andere zersprengte die kaiserlichen Truppen, welche sich ihr bei Sebastiansberg entgegenstellen wollten. Ihr Führer, General Reinhard, Oberst Mikassinovich und etwa vierzehnhundert Mann wurden gefangen genommen; die Preußen aber drangen noch tiefer ein in das Land und vernichteten das reiche Magazin, das sich zu Saaz befand. Als von allen Seiten die österreichischen Truppen heranzogen, verließen die Preußen das nordwestliche Böhmen wieder, wo sie empfindlichen Schaden angerichtet hatten.

Bedeutungsvoller noch war der Zug, welchen Prinz Heinrich von Preußen auf Befehl seines Bruders gegen Franken ins Werk setzte. Bis Bamberg erstreckte er sich, große Kriegssteuern wurden erhoben und bis Würzburg herab war Alles von Schrecken vor den Preußen erfüllt.

Weniger glücklich als sie war Prinz Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Bei Bergen, unweit von Frankfurt am Main kam es zum Zusammenstoße. Der tapfere Angriff Ferdinands wurde nach hartnäckigem Kampfe abgeschlagen, und groß waren die Verluste, welche beide Armeen bei diesem Treffen erlitten.

So empfindlich der Schaden nun auch sein mochte, welcher dem einen oder dem anderen der kriegführenden Theile bei derlei Unternehmungen zugefügt wurde, daran zweifelte Niemand, daß sie nicht dazu angethan waren, eine Entscheidung des Kampfes herbeizuführen. Erst dann ließ sich eine solche erwarten, wenn das große russische Heer auf dem Kriegsschauplatze erschien und damit auch für die

österreichische Hauptarmee das verabredete Zeichen gegeben wurde, die Operationen ernstlich zu beginnen.

In den letzten Tagen des März war Daun bei der Armee eingetroffen; zu Münchengrätz nahm er Anfangs sein Hauptquartier. Das Heer aber zog er nach und nach in einer sehr günstig gelegenen Stellung zwischen Jaromirz und Schurz, unfern von dem Platze zusammen, auf welchem heute die Festung Josephstadt steht. Von hier aus wollte er zuerst die Belagerung von Glatz unternehmen; allein Lacy und der französische General Gribeauval sprachen sich, nachdem sie die dortigen Gegenden recognoscirt, nicht zu Gunsten dieses Projectes aus. Es verging nicht allein der Monat April, sondern es verflossen auch noch der Mai und ein großer Theil des Juni in Unthätigkeit. Freilich muß gesagt werden, daß dieselbe nur gegen Außen hin als solche erschien. Seinem früherem Systeme auch jetzt wieder treu bleibend, war Daun unermüdlich in täglicher Einübung der Truppen, denn insbesondere mußten die neu eingereihten Soldaten erst nach und nach kriegstüchtig gemacht werden.

Daun befand sich bei diesem Verfahren nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem Wiener Hofe. Zwar ging auch der letztere von der Ansicht aus, der Erfolg des Feldzuges hänge von dem Zusammenwirken der österreichischen mit den russischen Streitkräften ab. Darum war man schon frühzeitig darauf bedacht, zwischen den beiderseitigen Heeren eine directe Verbindung herzustellen[29]). Daun wurde gebeten, sich Mühe zu geben, dem russischen Obergeneral Fermor den Verdacht zu benehmen, er hege nur eine sehr geringe Meinung von dessen kriegerischen Talenten[30]). Und von Wien aus ließ man nichts unversucht, um Fermor zu raschem und energischem Handeln zu vermögen. Wohl gab er jetzt die bündigsten Zusagen, aber inzwischen hatte man seinetwegen plötzlich in St. Petersburg einen entscheidenden Schritt gethan. Die vielfachen Klagen über ihn gaben Veranlassung, den Generallieutenant Kosturin zur russischen Armee abzusenden; er hatte den Auftrag, Fermors Betragen streng zu untersuchen und das Ergebniß seiner Wahrnehmungen treulich zu berichten. Nach seiner Rückkehr erklärte Kosturin, sowohl die ganze

Generalität im besten Einvernehmen, als den gemeinen Mann voll Eifer und Kampfeslust gefunden zu haben; Jeder sei bereit, sein Leben hinzuopfern in dem Kriege gegen den König von Preußen. Eben so einig aber sei man auch in der Unzufriedenheit mit Fermor und in dem Begehren nach einem anderen Heerführer. Nun entschloß sich auch die Zarin, trotz ihrer Vorliebe für Fermor, denselben nicht länger auf einem Posten zu halten, für welchen es ihm offenbar an der nöthigen Fähigkeit mangelte. Aber freilich handelte es sich jetzt in erster Linie um die Wahl eines Nachfolgers; fiel sie unglücklich aus, so konnte leicht das Uebel noch ärger gemacht werden. Die in St. Petersburg so mächtige Partei der Grafen Schuwalow bemühte sich den ganz unfähigen Feldmarschall Buturlin als ein gefügiges Werkzeug ihrer Plane an Fermors Stelle zu bringen. Der Wiener Hof hingegen war lebhaft dabei interessirt, daß kein Anderer als der tüchtigste unter den russischen Generalen an die Spitze des Heeres gestellt werde. Am liebsten hätte er den Grafen Browne an dieser Stelle gesehen; die schweren Verwundungen jedoch, die Browne bei Zorndorf erhalten, ließen diesen Wunsch als einen unerfüllbaren erscheinen. Der österreichische Feldzeugmeister Baron Saint-André, welcher dem vergangenen Feldzuge im russischen Hauptquartier beigewohnt hatte, hielt den General Galitzin für den geeignetsten Mann; auf ihn suchte daher Esterházy die Wahl der Zarin zu lenken[31]). Da sich dieselbe jedoch zwei Jahre bedenke, ehe sie sich für den einen oder den anderen Kleiderstoff entscheide[32]), so werde sie, meinte Esterházy, auch in einer Sache von so großer Wichtigkeit nicht so bald zum Entschluß kommen. Dennoch geschah solches früher als man gedacht hatte; General Graf Soltikoff wurde einstweilen zum Oberbefehlshaber bestellt, bis das Commando einem Feldmarschall, und zwar dem unfähigen Buturlin übertragen werden würde[33]).

So wurde auch jetzt wieder ein an und für sich heilsamer Entschluß durch die Wahl des Zeitpunktes, in dem man ihn faßte, und durch seine ungeschickte Durchführung eher zu einem schädlichen als zu einem heilbringenden gemacht. Denn in einem Augenblicke, in welchem lang schon die kriegerischen Unternehmungen mit vollstem Nachdruck

hätten begonnen werden sollen, nahm man einen Wechsel in der Person des obersten Heerführers vor und gab ihm einen Nachfolger, der seinen Vorgänger an Befähigung und Kriegstüchtigkeit nicht übertraf, ja vielleicht kaum erreichte. Der neue Obercommandant mußte überdieß in St. Petersburg mehrere Wochen hindurch die Instructionen erwarten, nach denen er sein künftiges Verfahren einrichten sollte. Endlich konnte der Umstand, daß das Obercommando ihm nicht bleibend übertragen wurde, sondern bald auf einen Anderen übergehen sollte, gleichfalls nur hemmend einwirken auf seine Thatkraft.

Am 4. Juni verließ endlich Soltikoff die russische Hauptstadt, um sich zur Armee zu begeben [34]). Fermor hatte sie inzwischen, vielleicht um sein früheres Versäumniß wieder gut zu machen und sich noch im Obercommando zu erhalten, mit einer an ihm ganz ungewohnten Raschheit gegen Posen vorwärts geführt. Auch nach Soltikoffs Eintreffen blieb er bei dem Heere, um unter dem neuen Obercommandanten eine Division zu befehligen. Dem Letzteren aber war von St. Petersburg aus, wie es früher schon Fermor gegenüber geschehen war, neuerdings eingeschärft worden, im engsten Einvernehmen mit Daun vorzugehen und zur Durchführung der Vorschläge dieses erfahrnen Heerführers hülfreiche Hand zu bieten [35]).

Zu den letzteren war wenigstens insofern von Wien aus die Grundlage geliefert worden, als die kaiserliche Regierung in ununterbrochenem Briefwechsel mit Daun ihm ihre Gedanken über die Art und Weise kundgab, wie ihrer Meinung nach er selbst dem Feinde gegenüber sich verhalten und was man in dieser Beziehung den Russen an die Hand geben solle. Sie wolle zwar, schrieb Maria Theresia am 6. Mai dem Feldmarschall, nicht zweifeln an dem Marsche der Russen nach Posen, aber sie sei überzeugt, die russische Hauptarmee würde niemals der Oder zwischen Frankfurt und Breslau sich nähern, wenn nicht zuvor das österreichische Heer die Offensive ergreifen und dadurch die preußische Hauptmacht beschäftigen würde. Allerdings dürfe man unter den obwaltenden Verhältnissen nicht daran denken, eine Belagerung zu unternehmen. Man müsse vielmehr trachten, an einer oder der anderen Stelle in Feindesland einzudringen, dort so gut als

nur immer möglich festen Fuß zu fassen und dadurch den König von Preußen zu verleiten, seine vortheilhafte Stellung bei Landshut zu verlassen. Erst durch solche Bewegungen würden die Russen ermuthigt werden sich der Oder zu nähern und auch ihrerseits die Operationen mit Nachdruck fortzusetzen.

Allerdings sei es durchaus nicht leicht, einen derartigen Einbruch in preußisches Land zu bewerkstelligen, indem Daun nicht allein den König mit dem größten Theile seiner Streitmacht, sondern auch, wenigstens gegen Oberschlesien hin, starke Festungen vor sich sehe. Dennoch glaube man, daß es, so viel man aus der Entfernung beurtheilen könne, drei verschiedene Mittel gebe, um den beabsichtigten Endzweck zu erreichen; das beste derselben müsse man auswählen. Entweder könnte man ein ansehnliches Corps von etwa fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann unter einem seiner Aufgabe gewachsenen General gegen Lauban an die Queiß senden, um den Feind auch von dieser Seite mehr zu beunruhigen, seine Verbindung mit Sachsen zu unterbrechen und sich der Gegend zu nähern, gegen welche die Russen vordringen wollten. Wäre man jedoch der Meinung, daß die Absendung eines solchen Corps nach der Queiß nicht zureichen würde, um den Feind aus seiner gegenwärtigen Stellung in eine ähnliche zu drängen, wie er sie im vergangenen Jahre nach der Schlacht von Hochkirch innegehabt, so entstehe die Frage, ob es nicht das zweckmäßigste sei, statt mit einem Corps von fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Mann, mit einer Armee von fünfzig- bis sechzigtausend Mann in die Gegend von Görlitz oder bis an die Queiß vorzurücken. Während man den Rest des Heeres zum Schutze Böhmens zurückließe, könnte man dem Mittelpunkte der russischen Operationen sich nähern, dem Feinde Besorgnisse für Dresden, ja sogar für Berlin einflößen und ihn dadurch nöthigen, sich von der böhmischen Grenze zu entfernen. Endlich könnte man die Reichsarmee noch durch österreichische Truppen verstärken, sie dadurch in den Stand setzen, gegen Leipzig und die Elbe vorzugehen, und den König von Preußen zwingen, sich zu schwächen und dadurch Dauns Operationen gegen Schlesien zu erleichtern.

Man war in Wien gewiß weit davon entfernt, dem Feldmarschall etwa wider seinen Willen bestimmte Verhaltungsbefehle aufnöthigen zu wollen. Aber man beabsichtigte doch seinen Unternehmungen etwas größere Raschheit zu verleihen, und darum trug man ihm dasjenige vor, was man selbst für zweckdienlich und ausführbar ansah. Die Wahl zwischen den verschiedenen Vorschlägen, die man ihm machte, stellte man jedoch einzig und allein nur ihm selbst anheim.

Wie es Dauns Gewohnheit und in der jederzeit von ihm geübten Vorsicht begründet war, legte er das Rescript der Kaiserin einem Kriegsrathe vor, zu welchem er die Feldzeugmeister Harsch und Sincere, die Generale der Cavallerie O'Donell und Buccow, endlich Lacy und Tillier berief [36]). Nicht nur über die von Wien aus eingelangten Vorschläge wollte er ihre Meinung hören, sondern noch einen vierten Antrag legte er ihnen zur Begutachtung vor. Derselbe bestand in dem Gedanken, mit gesammter Heeresmacht gerade auf Landshut vorzurücken und dem Feinde dort eine Schlacht zu liefern.

Freiherr von Sincere war der erste, welcher das Wort ergriff; ihm schienen alle vier Vorschläge verwerflich zu sein. Er rieth zur Geduld und zum Abwarten, bis die verbündeten Russen und Franzosen mehr als bisher Miene gemacht hätten, die von ihnen gegebenen Versprechungen zu erfüllen.

Thatenlustiger als Sincere war Graf O'Donell. Er sprach sich dafür aus, daß das Corps des Marquis de Ville von der mährischen Grenze zur Hauptarmee gezogen werde. Die letztere solle bloß zwölf- bis fünfzehntausend Mann zum Schutze Böhmens bei Königgrätz zurücklassen, im Juni aber, wenn die Russen bei Posen eingetroffen sein würden, an die Queiß rücken und den Feind zwingen, seine gegenwärtige vortheilhafte Stellung zu verlassen und sich einem Angriffe auszusetzen.

Buccow stimmte keinem der bisher zum Ausdrucke gebrachten Gedanken bei. Nach seiner Meinung sollte man abwarten, bis die Operationen der Franzosen und der Russen größere Consistenz gewonnen hätten, dann aber den König durch verschiedene Diversionen

verleiten, Schlesien mehr von Truppen zu entblößen. Zu diesem Ende möge man die österreichischen Regimenter bis auf höchstens sechstausend Mann von der Reichsarmee abziehen, sie mit anderen Streitkräften verstärken und das in solcher Weise zu bildende ansehnliche Armeecorps über das Erzgebirg gegen Freiberg vordringen lassen. Ihm zu widerstehen, werde der König von Preußen wohl seinen Bruder Heinrich mit Truppen aus Schlesien verstärken und sich selber schwächen. Thue er dieß, so sei der erste Zweck der vorzunehmenden Bewegungen erreicht; thue er es nicht, so könne man ungehindert die Macht sämmtlicher Alliirten gegen ihn vereinigen. Und darum hätte die österreichische Hauptarmee, wenn sie nur einmal von dem Anmarsche der Russen genaueres wisse, mit Zurücklassung von etwa dreißigtausend Mann an der böhmischen Grenze gegen Lauban und Greiffenberg vorzugehen. Die Zurückbleibenden aber könnten sich später mit dem Reste des Armeecorps des Marquis de Ville vereinigen und diejenigen Unternehmungen gegen Schlesien vollführen, die man bisher noch nicht ins Werk zu setzen vermochte.

Graf Harsch sprach sich für den in dem Rescripte der Kaiserin enthaltenen Vorschlag aus, mit der Hauptarmee gegen die Queiß vorzurücken, sobald man nur von der Annäherung der Russen gegen Posen bestimmte Kunde erhalte. Lacy sah die Lage, in der man sich befände, als eine ungemein günstige an, wenn man nur auch von derselben gehörigen Nutzen zu ziehen verstehe. Er erklärte sich dafür, die Reichsarmee noch mehr zu verstärken, um sie in den Stand zu setzen, sich Leipzigs zu bemächtigen und sich dann an der Mulde festzusetzen. Selbst wenn sie dieß nicht zu bewerkstelligen vermöchte, würde sie doch immer den Prinzen Heinrich in Schach halten können. Das Hauptaugenmerk der österreichischen Heerführer aber sei darauf zu richten, daß der Anmarsch von sechzigtausend Russen nicht wirkungslos bleibe. Darum müsse man, noch ehe sie den Boden Schlesiens beträten, die Offensive ergreifen. Es sei daher unnöthig, ein Corps von dreißigtausend Mann in Oberschlesien stehen zu lassen, weil dasselbe doch niemals zahlreich genug sei, um gegen den König von Preußen Entscheidendes zu unternehmen. Mit einem Theile dieses Armeecorps möge

man das Hauptheer verstärken und mit demselben an die Queiß gehen, wo man jedoch erst gegen Ende Juni eintreffen solle. Da hierauf die Russen von Posen gegen die Oder vorrücken dürften, so würde wohl der König von Preußen, um ihre Verbindung mit den Oesterreichern zu vereiteln, die Letzteren angreifen und sie zur Schlacht nöthigen wollen; davon hänge eben das Schicksal des Feldzuges ab.

Tillier stimmte im Wesentlichen mit dem Gutachten Lacy's überein, Daun aber erklärte es gleichfalls nicht für räthlich, sich vor der Ankunft der Russen in Posen in Offensivoperationen gegen die Preußen einzulassen. Selbst wenn es gelänge, über sie einen Vortheil zu erringen, so würden sie sich doch alsbald unter eine ihrer Festungen zurückziehen und jede Frucht eines etwaigen Sieges vereiteln. Sollte jedoch ein Zusammenstoß zu Gunsten des Feindes ausschlagen, so wäre von einem solchen Ereignisse die übelste Rückwirkung auf die Verbündeten und deren Unternehmungsgeist zu besorgen. Ein frühzeitiger Vormarsch des Heeres an die Queiß würde Böhmen einem feindlichen Einfalle bloßstellen, und auch die Verstärkung der Reichsarmee ganz ohne Nutzen sein, indem man von derselben bei der Art ihrer Zusammensetzung doch nicht ernstlich verlangen könne, daß sie angriffsweise vorgehe. Man möge daher in der gegenwärtigen günstigen Stellung abwarten, bis die versprochenen sechzigtausend Russen in Posen wirklich eingetroffen seien, einen Theil des Corps des Marquis de Ville an sich ziehen und den Marsch an die Queiß in der Art einrichten, daß man erst bis zum 20. Juni daselbst eintreffe. Fünfundzwanzigtausend Mann sollten unter Harsch an der Grenze Böhmens zum Schutze dieses Landes zurückbleiben [37]).

Mit Recht erblickte man in Wien in dem Ergebnisse des Kriegsrathes und dem Gutachten Dauns ein Kennzeichen seiner Bereitwilligkeit, auf den zweiten der ihm gemachten Vorschläge einzugehen und mit der Hauptarmee bis an die Queiß vorzurücken; doch wolle er dieß nicht schon jetzt, sondern erst gegen den 10. Juni, somit in dem Augenblicke thun, in welchem die Russen bei Posen eingetroffen sein würden. Ohne Zweifel hätte man ein rascheres Vorgehen Dauns nicht ungern gesehen, aber man fügte sich seinen Anträgen, welche nunmehr

die förmliche Billigung der Kaiserin erhielten[38]. Freilich mochte man hoffen, daß ihnen Daun auch völlig treu bleiben und er den Zeitpunkt des Beginnes der Operationen nicht wieder selbst hinausschieben werde. Der Feldmarschall hingegen erklärte alsbald, er habe den 10. Juni nur darum als den zum Ausmarsche aus den bisherigen Stellungen geeigneten Zeitpunkt bezeichnet, weil bis dahin die Russen in Posen eingetroffen sein könnten. Verzögere sich ihre Ankunft daselbst, so müsse auch das österreichische Hauptheer den Beginn der Operationen noch verschieben[39].

Wie doch im Grunde die Anschauungen und Absichten der Kaiserin ganz andere als diejenigen Dauns waren, geht aufs deutlichste aus dem Rescripte hervor, welches sie am 28. Mai an den Feldmarschall erließ. In Wien war die freilich nicht völlig verbürgte Nachricht eingetroffen, König Friedrich sei, ungefähr so wie er es im vergangenen Jahre gethan, nachdem er eine ansehnliche Streitmacht in seiner bisherigen Stellung bei Landshut zurückgelassen, mit etwa vierzigtausend Mann gegen die Russen marschirt. Ohne Zweifel wolle er sie auch jetzt wieder vereinzelt angreifen und aufs Haupt schlagen.

„Ihr werdet dabei von selbst ermessen," schrieb Maria Theresia an Daun, „wie sehr mein Dienst erfordere, der kaiserlich russischen „Armee alle mögliche Hülfe zu leisten und dießfalls meinen gegebenen „heiligen Versicherungen nicht im mindesten zu entstehen, als sonst „auf die russische Hülfe weder im Laufe des gegenwärtigen Krieges „noch in künftigen Zeiten die geringste Rechnung zu machen, aller „Vorwurf bei Freund und Feind auf mich allein fallen und die „schädlichen Folgen nicht zu übersehen sein würden."

Hiezu komme noch, fuhr die Kaiserin fort, daß sich niemals eine bessere Gelegenheit zu Offensivoperationen als die jetzige ergeben werde. Wenn man den Augenblick nicht benütze, in welchem der Feind um vierzigtausend Mann geschwächt sei, habe man auch für die Zukunft nichts besseres zu erwarten. Zu Dauns eigener Beruhigung und Sicherstellung versehe sie ihn daher mit dem gemessenen Befehle, in dem Falle, als der König von Preußen wirklich ein namhaftes Corps gegen

die Russen abgesendet und sich daher in Schlesien merklich geschwächt habe, allsogleich und ohne fernere Anfrage in dieses Land einzudringen und der daselbst zurückgebliebenen feindlichen Streitmacht direct zu Leibe zu gehen, wenn auch hiedurch eine Schlacht veranlaßt werden sollte. Alles möge er thun, so schloß die Kaiserin ihr Schreiben an Daun, was er zum Besten der Russen nur immer als dienlich ansehe und wodurch jeder Vorwurf, der etwa von dorther über irgend ein Versäumniß erhoben werden könnte, entkräftet würde.

Die Antwort des Feldmarschalls kann als ein neuer Beweis der Verschiedenheit gelten, welche zwischen seiner Auffassung und derjenigen der Kaiserin eigentlich obwaltete. Er glaube nicht, schrieb er ihr, daß das Corps, welches der König von Preußen zu Großglogau gegen die Russen versammle, gegenwärtig mehr als etwa zwanzig- bis vierundzwanzigtausend Mann zähle. Allerdings behaupte er nicht, und wüßte es auch nicht zu hindern, daß nicht der Feind dieses Corps je nach Belieben ansehnlich verstärken könne. Den Nutzen aber vermöge er durchaus nicht zu begreifen, welchen eine plötzliche Vorrückung der Armee nach Schlesien nach sich ziehen solle. Um dieß zu thun, müßte man ja vor Allem im Besitze zuverlässiger Nachrichten über die Bewegungen des Feindes sein; solche aber habe man sich bisher trotz aller Bemühung noch nicht zu verschaffen vermocht. Die Berichte, die man heute erhalte, würden morgen widerrufen, auf so ungewisse Angaben hin aber dürfe man kein vielleicht entscheidendes Wagniß unternehmen. Und endlich würde man hiedurch möglicher Weise gerade den Russen Anlaß zur Klage bieten, indem eine solche Unternehmung keineswegs dem Operationsplane entspreche, welcher mit ihnen verabredet worden und der daher vor Allem gewissenhaft durchzuführen sei. Nichts müsse man sorgfältiger vermeiden, als das Resultat des ganzen Feldzuges von einer einzigen Unternehmung abhängig zu machen und Alles nur auf eine Karte zu setzen. Doch sei er bereit auch dieß zu thun, wenn es die Kaiserin ihm ausdrücklich befehle[40]).

Als diese Antwort des Feldmarschalls nach Wien gelangte, besaß man dort schon genauere Nachricht, derzufolge der Abmarsch des Königs von Preußen oder die Absendung einer ansehnlichen feindlichen Heeres-

macht gegen die Russen sich keineswegs bestätigte. Dieser Umstand und die Betrachtung Dauns, daß ein rasches Vordringen nach Schlesien dem mit den Russen verabredeten Feldzugsplane widerspreche, bekehrten jetzt auch die Kaiserin zu der Auffassung Dauns [41]). Der Feldmarschall konnte daher, ohne von Wien aus irgendwie behindert zu werden, wenigstens eine Zeit lang dasjenige thun, was er selbst für das Zweckmäßigste ansah. Es bestand jedoch in nichts Anderem als in fortwährendem Abwarten, bis die gesammte russische Armee in Posen eingetroffen und bereit sein werde, ihren Vormarsch von dort gegen die Oder fortzusetzen.

Allzulang vermochte jedoch Maria Theresia's hochfliegender Geist diese ihr peinliche Unthätigkeit ihrer schönen und schlagfertigen Armee nicht ruhig mit anzusehen. Obgleich ihr von Frankreich aus dringend gerathen wurde, ja nichts aufs Spiel zu setzen [12]), obgleich sie selbst von dem Werthe der russischen Hülfeleistung nur äußerst gering dachte [13]), so wollte sie doch der bisherigen Thatlosigkeit ihrer eigenen Armee durchaus ein Ende machen. Am 21. Juni ertheilte sie Daun den Befehl, seine bisherige Stellung zu verlassen und an die Queiß vorzurücken, auch einer Schlacht nicht aus dem Wege zu gehen, wenn nur der Nachtheil nicht schon von vorneherein entschieden auf ihrer Seite, sondern die Wagschale zwischen der österreichischen und der preußischen Armee wenigstens gleich stehe. Denn so lang sich die russische Armee in der Nähe befinde, könnte selbst der Verlust einer Schlacht nicht alle Rettungsmittel benehmen, während ein errungener Sieg von wahrhaft entscheidenden Folgen sein und vielleicht dem ganzen Kriege ein rasches Ende bereiten könnte. Auch jetzt nahm die Kaiserin, mit Dauns vorsichtiger Aengstlichkeit wohlbekannt, alle Folgen einer solchen Handlungsweise auf sich [14]).

Wenn Daun mit schwerem Herzen sich anschickte, dem unzweideutigen Befehle der Kaiserin Folge zu leisten, so wurde ihm dieser Entschluß wenigstens einiger Maßen durch die günstigen Nachrichten erleichtert, welche er um jene Zeit aus St. Petersburg und dem russischen Hauptquartier empfing. Bisher hatte er noch immer, und nicht ohne allen Grund besorgt, von dorther bei seinem Vormarsche auf

preußisches Gebiet im Stiche gelassen zu werden. Nun aber überbrachte ein Eilbote Briefe des Kanzlers Woronzow und Esterházy's; sie enthielten die willkommene Mittheilung, daß der russische Obergeneral den gemessenen Befehl erhalten habe, seine Vereinigung mit Daun in der von dem Letzteren vorgeschlagenen Weise zu bewerkstelligen. Sollte es nothwendig sein, so dürfe er sogar, was man bisher noch immer nicht hatte zugestehen wollen, die Oder überschreiten [45]). Für den Fall der Vereinigung beider Armeen wurde der russische Obergeneral von seiner Regierung angewiesen, Dauns Anordnungen Folge zu leisten [46]).

Doch würde man sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß durch diese anscheinend so befriedigenden Erklärungen auch schon alle Hindernisse beseitigt worden wären, welche dem einmüthigen Zusammenwirken beider Heere sich bisher entgegenstellten.

Dem erhaltenen Befehle zufolge war Daun über Reichenberg und Friedland bis an die Queiß gerückt, an der er nun zu Marklissa einstweilen sein Hauptquartier aufschlug. Hier erhielt er jedoch von Saint-André's Nachfolger, dem als österreichischer Bevollmächtigter im russischen Hauptquartier befindlichen General Finé die Nachricht, daß man dort keineswegs gesonnen sei, zur festgesetzten Zeit von Posen aufzubrechen und sich der Oder zu nähern. Denn in dem Anmarsche des preußischen Generals Dohna und dessen Vordringen bis über die Warthe erblickten die russischen Heerführer eine sehr bedenkliche Bedrohung, und sie glaubten erst nach gänzlicher Beseitigung dieser Gefahr an die Fortsetzung der Operationen schreiten zu können [47]). Und als Finé den Grafen Soltikoff zu rascherem Handeln anzuspornen suchte, da wurde er von demselben mit barschen Worten und mit dem gewiß unbegründeten Vorwurfe zurückgewiesen, man beabsichtige auf österreichischer Seite nichts als den Russen die Hauptlast der Kriegführung zuzuwälzen [48]).

Daß solches keineswegs in ihrer Absicht lag, zeigte wohl Maria Theresia durch jeden ihrer Schritte in unwiderleglicher Weise. So erging gerade zu jener Zeit ein geheimes Rescript an Daun, welches

wohl unter dem unmittelbarem Einflusse des Grafen Kaunitz entstand. In etwas langathmiger Weise war in demselben der ganze Hergang erzählt, wie man sich gezwungen gesehen habe, das frühere Bündniß mit England aufzugeben, und wie es gegen Jedermanns Vermuthen gelungen sei, ein solches mit Frankreich zu Stande zu bringen und gleichzeitig von demjenigen mit Rußland ausgiebigen Nutzen zu ziehen. Diese überaus günstige Situation werde so bald nicht wiederkehren; sie müsse daher so viel und so rasch als nur immer möglich ausgebeutet werden. Darum dürfe man es sich nicht beikommen lassen, bloß vertheidigungsweise vorgehen zu wollen, sondern man sei gebieterisch dazu gedrängt, die Offensivoperationen bald wieder aufzunehmen und sie energisch fortzusetzen [19]).

Es war daher im Sinne der Kaiserin gehandelt, wenn Daun sich entschloß, zwar noch nicht selbst mit der Hauptarmee von Marklissa aufzubrechen, wo er den König in Schach hielt, aber zwei starke Heeresabtheilungen unter bewährten Führern abzusenden, um den Feind zu bedrängen. Ein ansehnliches Corps, welches Hadik befehligte, wurde gegen Sachsen in Marsch gesetzt, um den Prinzen Heinrich von Preußen anzugreifen oder ihn wenigstens über die Elbe zurückzutreiben. Ein zweites aber sollte Laudon den Russen entgegenführen, welche endlich am 8. Juli von Posen aufgebrochen waren und am 23. Juli Dohna's Nachfolger, den General Wedell bei Kay zurückgeschlagen hatten. Ihr Marsch an die Oder wurde nun von den Preußen nicht weiter belästigt; am 25. Juli besetzte die russische Avantgarde Crossen. Das russische Hauptheer aber wandte sich von dort den Strom abwärts nach Frankfurt. Am 30. Juli wurde diese Stadt von den Russen besetzt; in den nächsten Tagen bezog ihre Armee auf den Höhen von Kunersdorf, östlich von Frankfurt und somit am rechten Ufer der Oder ein Lager.

Das Vordringen der Russen hatte endlich auch Bewegung in die Heere gebracht, die sich so lange Zeit hindurch in anscheinender Unthätigkeit gegenüber gestanden waren. König Friedrich rief seinen Bruder Heinrich aus Sachsen herbei, wo derselbe den General Finck mit bloß neuntausend Mann und außerdem nur schwache Besatzungen

in den wichtigsten Städten zurückließ. Nach Sagan hatte Heinrich seine Truppen zu führen; dorthin dirigirte Friedrich alle Streitkräfte, die er nur überhaupt in Bewegung zu setzen vermochte. Von Sagan zog er in angestrengten Märschen vorwärts, um bei Schidlo, wo die Neisse in die Oder sich ergießt, den Strom zu überschreiten und den Russen in den Rücken zu kommen.

Nachdem in solcher Weise Prinz Heinrich seine frühere Stellung hatte aufgeben müssen, erhielt nun auch Hadik eine andere Bestimmung. Er wurde befehligt, unverzüglich zu Laudon zu stoßen; dieß geschah am 29. Juli bei Priebus. Beide Generale theilten sich in der Weise in die Arbeit, daß Hadik mit dem schweren Geschütz und dem Gepäck etwas zurückblieb, um Laudons Vormarsch zu decken, während Letzterer, jeder hemmenden Fessel entledigt, mit seinem auserlesenen Corps, das fast zwanzigtausend Mann zählte, den Russen zueilte. Hadik wurde von dem nachrückenden Heere König Friedrichs nicht ohne empfindliche Verluste nach Spremberg zurückgedrängt [50]), Laudon aber stand schon am 2. August zu Zilchendorf, am linken Ufer der Oder, während auf dem rechten Stromufer die russische Hauptarmee sich befand. Da Laudon sich persönlich zu Soltikoff verfügte, so konnte in gewissem Sinne ihre Vereinigung als vollzogen angesehen werden. Zu Auer fand ihre Zusammenkunft statt, aber gleich bei der ersten Begegnung trat in einem sehr wichtigen Punkte eine Meinungsverschiedenheit hervor. Nach Laudons Ueberzeugung handelte es sich vor Allem darum, mit gesammter Streitkraft auf den König von Preußen loszugehen, ihn anzugreifen und zu schlagen; zu diesem Ende war es unerläßlich, auch die russische Armee auf das linke Ufer der Oder zu führen. Hiezu waren jedoch Soltikoff und Fermor in keiner Weise zu bewegen. Laudon behauptet, sie voll Unschlüssigkeit gefunden zu haben. Mehr als ein Angriff auf den Feind hätte der Gedanke Reiz für sie gehabt, die brandenburgischen Lande in Contribution zu setzen [51]).

Die Vorstellungen Laudons bei Soltikoff und Fermor wurden auch von Daun, der inzwischen nach Lauban vorgerückt war, nachdrücklich unterstützt. Er sandte den russischen General Springer zu den beiden Generalen, um sie zu bewegen, auf das linke Ufer der Oder

zu gehen. Von ihrem Vormarsche an den Bober und der Annäherung an die österreichische Hauptarmee hänge das Schicksal des Feldzuges ab; ihrer vereinigten Streitmacht werde der König von Preußen nicht widerstehen können [52].

Die schriftliche Verwendung Dauns bei den russischen Heerführern blieb eben so unwirksam als Laudons mündlich vorgebrachte Beweggründe zu offensivem Vorgehen gegen den Feind. Alles was von St. Petersburg aus darüber geschrieben worden war, daß der Obercommandant der russischen Armee Dauns Anordnungen Folge leisten und gegen die Ueberschreitung der Oder kein Bedenken erheben werde, erwies sich jetzt als eitles Gerede, als ein Versprechen, an dessen Erfüllung in Wirklichkeit Niemand mehr dachte. Auch in dem Kriegsrathe, zu welchem außer Laudon noch der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Campitelli berufen worden war, drangen Laudons Vorstellungen nicht durch. Voll tiefen Unmuthes schrieb er neuerdings an Daun, Alles deute darauf hin, daß die russischen Heerführer an nichts anderes dächten, als das Land in Contribution zu setzen, ihren Geldbeutel zu füllen und sich dann wieder an die Weichsel zurückzuziehen [53].

Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß auch das Verfahren des österreichischen Obergenerals gegen die Russen den Verabredungen zwischen den beiderseitigen Regierungen nicht völlig entsprach. Die Oder und nicht der Bober waren als Vereinigungspunkt bezeichnet, und ganz im Unrecht war Fermor nicht, wenn er Laudon versicherte, er begreife nicht was Daun verhindere, nach dem Abzuge des Königs gleichfalls an die Oder zu gehen. Nicht die Absendung eines österreichischen Armeecorps, so willkommen dieselbe auch sei, sondern die Vereinigung mit dem Hauptheere der Kaiserin wäre in der Verabredung zwischen beiden Höfen festgesetzt worden. Erst wenn Daun mit demselben herbeikomme, könne von einer Ueberschreitung der Oder durch die russischen Truppen die Rede sein [54].

In Laudons Bericht war deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen, daß er selbst die Aeußerungen Fermors nicht als ganz unbegründet ansehe. Auch Daun konnte sich dem Gewichte derselben nicht

völlig verschließen; mit der ihm eigenen Bedächtigkeit gelangte er denn endlich zu dem Entschlusse, seine Armee neuerdings in Bewegung zu setzen. Aber nicht allsogleich, sondern erst fünf Tage später wollte er hieran gehen. Am 7. August kündigte er der Kaiserin an, daß er am 12. mit dem linken Flügel aufbrechen, die Armeecorps von Hadik und Beck an sich ziehen und sich in solcher Weise auf vierzigtausend Mann verstärken wolle. In drei Märschen hoffe er Priebus zu erreichen, dann wolle er an den Punkt vorrücken, an welchem die russische Armee die Oder überschreiten werde. Den rechten Flügel beabsichtige er zur Deckung gegen die preußischen Streitkräfte, welche der König unter Prinz Heinrich in seiner früheren Stellung zurückgelassen habe, zu verwenden und ihn durch zwölftausend Mann von dem Corps des Marquis de Ville zu verstärken. Aber auch jetzt wieder zurückschreckend vor der Verantwortung, die er durch diesen Entschluß auf sich zu nehmen meinte, kündigte ihn Daun der Kaiserin mit der Bitte an, für den Fall, daß sie seine Absicht nicht genehm halte, ihn hievon allsogleich durch einen Eilboten zu verständigen [55]).

Man kann sich wohl denken, wie hochwillkommen es der Kaiserin war, daß Daun den bisherigen Zögerungen endlich ein Ziel setzte. Allsogleich fertigte sie den Courier ab, durch den sie ihn von der vollständigen Billigung seines Planes in Kenntniß setzte; er möge denselben nur mit thunlichster Raschheit ausführen, denn man dürfe sich hievon die günstigsten Wirkungen versprechen [56]).

Während diese Briefe zwischen Dauns Hauptquartier zu Lauban und dem Wiener Hofe gewechselt wurden, drängten dort, wo die feindlichen Armeen in geringer Entfernung von einander sich befanden, die Dinge unaufhaltsam der Entscheidung zu. Nachdem König Friedrich zu Mühlrose, kaum zwei Meilen südlich von Frankfurt, eingetroffen war, griff er am 4. August Laudons Vorposten an und trieb sie zurück. Um sich nicht einer Ueberwältigung durch den vielfach überlegenen Feind auszusetzen, blieb Laudon nichts übrig, als am 5. August seine Streitkräfte auf das rechte Ufer der Oder zu führen. Dennoch ließ er nicht nach in seinen Bemühungen, die russischen Generale zum Ueberschreiten der Oder zu vermögen; sie aber entgegneten, und wie

sich in der Folge zeigte, durchaus nicht mit Unrecht, es könnte ihnen nichts willkommeneres geschehen als in ihrer gegenwärtigen Stellung von den Preußen angegriffen zu werden; um dieß nicht selbst zu hintertreiben, müßten sie dieselbe behaupten. Laudon zweifelte daß der König sich zu einem Angriffe auf die so vortheilhafte Stellung der Russen entschließen werde. Aber er drang jetzt offen in Daun, sich in Person nach Guben zu begeben; von dort aus möge er an die Russen das förmliche Begehren richten, über die Oder zu gehen, was sie bei Schidlo ungehindert thun könnten; dann aber vermöchte man ihren steten Ausflüchten leichter ein Ende zu machen. Doch sei kein Augenblick mehr zu verlieren, denn man müsse noch immer besorgen, daß die Russen, wenn sie nur einmal ihre Lebensmittel aufgezehrt hätten und neue sich nicht zu verschaffen wüßten, den Rückmarsch an die Weichsel antreten würden [57]).

So drängend lautete dieser Bericht, daß Daun sich nun entschloß, seinen Abmarsch aus Lauban noch einen Tag früher zu bewerkstelligen, als er zuvor es bestimmt hatte [58]). Wenige Stunden nachdem er diese Absicht Laudon mitgetheilt, erhielt Daun einen neuen Bericht von demselben. Nun glaubte auch Laudon daß der König, welcher von allen Seiten Verstärkungen heranzog, es auf einen Angriff auf die Stellung des russischen Heeres abgesehen habe. Neuerdings meldete er, daß die russischen Heerführer Soltikoff und Fermor einen solchen Angriff sehnlich wünschten, ja daß sie, wenn nur einmal die Artillerie, die sie noch aus Posen erwarteten, angelangt wäre, selbst in offensiver Weise gegen den König vorgehen und ihn zu einer Schlacht nöthigen wollten. Freilich verlangten sie dringend noch neuen Succurs von österreichischer Seite. Wenigstens möge Hadiks Armeecorps bereit stehen, für den Fall eines Kampfes dem Könige von Preußen in die Flanken oder in den Rücken zu fallen. Und das höchste Gewicht würden sie darauf legen, wenn sich Daun in Person mit einem Armeecorps mit ihnen vereinigte. Denn in sein „preiswürdigstes Commando" setzten sie, wie Laudon sich ausdrückt, mehr Vertrauen als in die Stärke ihrer Armee. Laudon fügte noch die Versicherung hinzu, so vortheilhaft sei die Stellung der Russen, daß der König, wenn er sie wirklich angriffe,

geschlagen werden müsse. Darum sei noch immer zu besorgen, daß er dieß nicht thun, sondern ruhig abwarten werde, bis die Russen ihre Vorräthe aufgezehrt haben und dann von selbst gezwungen sein würden, den Rückweg zu ihren Magazinen anzutreten [59]).

Am 10. August wurde im russischen Hauptquartier neuerdings Kriegsrath gehalten; derselbe blieb jedoch ebenso resultatlos als die früheren es gewesen. Laudon drang wiederholt darauf, daß die russische Armee die Oder überschreite und mit derjenigen Dauns sich vereinige. Dann könnte diese weit überlegene Heeresmacht ungehindert in Schlesien eindringen, sich Glogau's bemächtigen, aus dieser Festung einen Hauptwaffenplatz machen und die Winterquartiere in Schlesien nehmen. Soltikoff fand zwar einigen Gefallen an diesem Vorschlage, zu einem demselben entsprechenden Entschlusse kam es jedoch nicht. Denn in vertraulicher Unterredung erklärte Fermor dem General Laudon, die bei Frankfurt versammelte Armee sei der Kern der russischen Truppen. Darum dürfe sie in keiner Weise aufs Spiel gesetzt werden, weil durch ihre Schädigung oder Vernichtung dem russischen Reiche ein unermeßlicher Nachtheil zugefügt würde. Aus diesem Grunde könne man auch auf den an und für sich wohlberechtigten Antrag, die Oder zu überschreiten, unmöglich eingehen. Denn die Gefahr, von Polen und der Weichsel abgeschnitten zu werden, sei um jeden Preis zu vermeiden. „Da nun", fügt Laudon wörtlich hinzu, „solches der Mann geredet, „welcher vermöge seines Verstandes den größten Antheil am Com„mando hat, so bin ich der Meinung, daß man sich dieß Jahr von „den Russen nichts mehr versprechen kann" [60]).

Nicht mehr in Lauban, sondern in Penzig, wohin Daun, seiner Absicht getreu, am 11. August mittelst eines schwachen Tagemarsches vorgerückt war, erhielt er diesen Bericht, durch welchen seine Hoffnung auf ein ersprießliches Zusammenwirken mit den Russen gar sehr herabgestimmt wurde [61]). Wie war er jedoch erstaunt und überrascht, als ihm noch am selben Tage ein späterer Bericht Laudons, gleichfalls vom 10. August zukam, durch welchen ihm ganz verschiedene und ungleich günstigere Nachrichten mitgetheilt wurden. In einem zweiten, am Nachmittage des 10. August abgehaltenen Kriegsrathe hatte die

russische Generalität, Fermors Widerspruch zum Trotze, den Beschluß gefaßt, ihre Armee entweder bei Schidlo oder bei Crossen über die Oder zu führen. Laudon behauptet durch den Grafen Rumanzow, Fermors erbittertsten Feind, durch den Fürsten Wolkonsky, den Grafen Panin und den Generalquartiermeister Stoffel diesen Beschluß herbeigeführt zu haben. Schon am 11. sollte das Gepäck weggeschickt werden, die Armee selbst aber am 14. aufbrechen[62]). Soltikoff kündigte dem Grafen Daun an, daß er am 16. August bei Crossen eintreffen werde[63]).

Inzwischen wurde jedoch von einer ganz anderen Seite her ein Strich durch diese Rechnung gemacht, und zwar durch keinen Geringeren als den König von Preußen. Ihm kam es wohl vor Allem darauf an, die beabsichtigte Vereinigung der österreichischen mit der russischen Hauptarmee zu verhindern und es zu hintertreiben, daß sich ihm gegenüber eine so gewaltige Uebermacht bilde. Darum wollte er vorerst die Russen allein angreifen und sie schlagen, ja wenn möglich vernichten. In der Nacht des 10. August ging er mit seiner Armee unterhalb Lebus über die Oder und führte dann seine Truppen am rechten Ufer des Stromes in südlicher Richtung gegen die Stellung der Russen bei Kunersdorf. Nördlich von derselben, um Bischofsee, Trettin und Leissow lagerten die Preußen während der Nacht vom 11. auf den 12. August; am frühesten Morgen des letzteren Tages, eines Sonntages, setzten sie sich neuerdings in Marsch. Der König trachtete vorerst die Russen zu umgehen und sie in dem Rücken zu fassen. Als ihm jedoch die Ausführung dieser Bewegungen mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden zu sein schien, ließ er, nicht ohne seine Truppen schon tüchtig ermüdet zu haben, davon ab und beschloß nun den Hauptangriff gegen die nach Osten gedrehte, weniger geschützte Flanke der russischen Aufstellung zu richten. Mit so großem Ungestüm wurde der Angriff vollzogen, daß er wirklich gelang. Viel russisches Geschütz wurde dort von den Preußen erobert, und groß war der Verlust welchen die Russen an Mannschaft erlitten. Aber weit entfernt nachzugeben, wußten sie immer neue Linien zu formiren und mit ihnen den Angriffen der Preußen zu begegnen. Dennoch behaupteten die letzteren standhaft die errungenen Vortheile, ja es gelang ihnen

dieselben immer mehr zu erweitern. Da war es endlich Laudon, welcher dem ferneren Vordringen der preußischen Armee Einhalt gebot. Die Stellung auf dem Spitzberge, an deren Verlust das Schicksal der Schlacht hing, behaupteten er und seine Grenadiere mit unüberwindlicher Standhaftigkeit gegen den oftmals erneuerten Angriff des preußischen Fußvolks. Nun rief Friedrich seine Reiterei unter Seydlitz in den Kampf, aber auch sie vermochte nichts zu erreichen. Durch das wohlgezielte Feuer der russischen Artillerie zurückgetrieben, wurde sie durch einen tapferen Angriff der österreichischen und der russischen Cavallerie vollends geworfen. Laudon und Rumanzow führten persönlich ihre Reiter gegen den Feind; mit dem Gelingen ihres Angriffes gingen nunmehr die Oesterreicher und die Russen auch auf den anderen Punkten zur Offensive über. Lange Zeit hindurch wogte noch unentschieden der Kampf; ungefähr so wie er bei Kolin es gethan, sandte Friedrich auch jetzt wieder eine seiner Schaaren nach der anderen zum vergeblichen Sturme auf die hartnäckig festgehaltenen Stellungen seiner Feinde. Endlich, gegen fünf Uhr Nachmittags, gab Laudon mit vierzehn Schwadronen seiner besten Reiterei dem Kampfe eine entscheidende Wendung. In unaufhaltsamem Stoße warf er seine Reiter gegen die schon abgemattete und daher arg ins Schwanken gerathene preußische Infanterie. Sie ergriff die Flucht und nichts vermochte derselben mehr Einhalt zu thun. Ueberall drangen die Russen und die Oesterreicher energisch vor, und furchtbar waren die Verluste, welche die preußischen Heerschaaren erlitten. Rastlos wurden sie einerseits von den Kosaken, andererseits von Laudon selbst verfolgt, der mit seinen Dragonern die letzten preußischen Schwadronen in den Morast trieb. Die Einbuße der Preußen belief sich auf fast zwanzigtausend Mann und zweihundert Geschütze[64]. Friedrich selbst erklärte nicht etwa bloß die Schlacht, sondern seine ganze Sache für verloren.

Ob dieß letztere auch wirklich der Fall sein werde, hing natürlich in erster Linie von der Art und Weise ab, in welcher die Verbündeten es verstanden, von dem soeben erfochtenen, wahrhaft glänzenden Siege Nutzen zu ziehen.

Drittes Capitel.

Maxen.

In der Reihe derjenigen, welche darauf drangen, den bei Kunersdorf erfochtenen Sieg zum Ausgangspunkte wahrhaft vernichtender Schläge gegen den König von Preußen zu machen, stand ohne Zweifel Daun auf dem vordersten Platze. Kaum hatte er die erste Nachricht erhalten von dem Ergebnisse des Kampfes, so sandte er seinen Generalquartiermeister Lacy ins russische Hauptquartier. Drei verschiedene Vorschläge sollte er den dortigen Heerführern thun. Der erste bestand darin, daß die russische Armee, durch das Corps des Generals Hadik verstärkt, durch welches der bei Kunersdorf erlittene Verlust wieder ausgeglichen würde, nach Berlin vorrücke. Daun wollte, um sie dabei zu unterstützen, ihre bisherige Stellung bei Frankfurt einnehmen, durch Buccow und Arenberg aber den Prinzen Heinrich beobachten lassen. Feldmarschall-Lieutenant Graf Maquire könnte den Auftrag erhalten, gegen Dresden vorzurücken und sich entweder allein oder mit Beihülfe des Prinzen von Zweibrücken der sächsischen Hauptstadt zu bemächtigen.

Daun versichert, zu diesem Vorschlage zunächst durch die Besorgniß vermocht worden zu sein, von den Russen den Vorwurf zu ernten, daß man ihnen die Besetzung Berlins wegen der dort zu erhebenden Contribution und der sonst hieraus entstehenden Vortheile nicht gönne. Sollte jedoch trotzdem sein Antrag nicht genehmgehalten werden, so könnte die russische Armee in ihrer vortheilhaften Stellung bei Frankfurt bleiben, die österreichische aber nach Berlin gehen und sich

sodann dem Könige nähern. Gemeinsam würde man darnach streben, dessen Machtbereich immer mehr einzuschränken und ihn dadurch vielleicht vollständig aufzureiben. Wäre dieß geschehen, so würde es von selbst sich ergeben, daß man mit gesammter Macht in Schlesien eindringe und die eine oder andere der dortigen Festungen einnehme.

Würde aber auch dieser zweite Vorschlag verworfen, so könnte die russische Armee gleichfalls in ihrer bisherigen günstigen Stellung verbleiben und nur ihre leichten Truppen gegen Berlin aussenden, um Contributionen einzutreiben und in der Mark Brandenburg nach Belieben zu schalten. Dabei müsse sie jedoch den König beobachten und ihn hindern, die Operationen der Oesterreicher gegen Schlesien zu stören. Das kaiserliche Heer würde hier den Prinzen Heinrich bekriegen und wo möglich eine Festung erobern, um sodann in Schlesien die Winterquartiere behaupten zu können.

Von übler Vorbedeutung war es, daß General Springer, als er zu Daun zurückkehrte, dem Feldmarschall im engsten Vertrauen seine Besorgniß mittheilte, die russische Armee würde in dem gegenwärtigen Feldzuge nicht mehr zu Offensivbewegungen gebraucht werden, ja man werde sie wohl bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nach der Weichsel zurückziehen. Denn sie bilde den Kern der Wehrhaftigkeit des jetzt von Truppen völlig entblößten russischen Reiches; sie sei aber durch zwei blutige Schlachten namhaft geschwächt, entbehre der nöthigen Bespannung für das Geschütz und die Zufuhr, so wie der erforderlichen Bekleidung für die Soldaten. Um dieser Ursachen willen könnten die russischen Truppen nicht allzu lange Zeit in großer Entfernung von der Heimat bleiben und darum müßten sie noch vor Eintritt der ungünstigen Jahreszeit an die Weichsel zurückkehren.

Daun habe es leicht, wurde zu alledem noch hinzugefügt, Vorschläge zu machen und deren Ausführung den Russen zu überlassen. Jetzt treffe die österreichische Armee die Reihe, ihre Haut zu Markte zu tragen, die Russen würden sich nicht mehr zur Schlachtbank führen lassen [65]).

Von den Russen war es, wie man sieht, ein durchaus ungerechter Vorwurf, wenn sie behaupteten, die Oesterreicher schöben ihnen den schwersten Antheil am Kampfe zu und wollten sich nicht selbst thatkräftig an demselben betheiligen. Abgesehen davon, daß Laudon und sein Corps das Beste gethan hatten zur Erfechtung des Kunersdorfer Sieges, zeigten auch der zweite und der dritte Vorschlag Dauns, daß er der russischen Armee die ihr vielleicht nöthige Ruhe gern vergönne und bereitwillig eintreten wolle auf den vordersten Platz in der Action gegen den König von Preußen. Aber die russischen Heerführer waren allzu stolz auf die so eben gepflückten Lorbeern, und sie mochten zu sehr vor der Gefahr, dieselben in einem nochmaligen Kampfe wieder in Frage zu stellen, und vor neuen Anstrengungen zurückschrecken, als daß für den Augenblick wenigstens bei ihnen etwas zu erreichen war. Außerdem wußten sie mit Bestimmtheit, daß man auch in St. Petersburg schon seit einiger Zeit recht aufgebracht war über die bisherige Unthätigkeit der österreichischen Hauptarmee, und daß selbst die Zarin es an bitteren Bemerkungen über Dauns Verfahren nicht habe fehlen lassen[66]). Darum kehrte Lacy unverrichteter Dinge aus dem russischen Hauptquartier zurück. Daun aber glaubte vielleicht ein befriedigenderes Ergebniß zu erreichen, wenn er Laudon, der den Russen so eben unermeßliche Dienste geleistet, mit der Verhandlung über die Operationen betraute, welche von den beiden Heeren in gemeinschaftlichem Einvernehmen vorgenommen werden sollten.

Laudon war jedoch nicht glücklicher in seinen Verhandlungen mit den russischen Heerführern als Lacy es gewesen. Auch er vermochte keine entscheidende Erklärung von ihnen zu erlangen. Und als er den Grafen Soltikoff bitten ließ, ihm vorläufig wenigstens eine geringe Anzahl russischer Truppen zur Verfügung zu stellen, um sie in Vereinigung mit dem österreichischen Corps dem Könige von Preußen folgen zu lassen und ihn dadurch glauben zu machen, die ganze Armee sei auf seinen Fersen, da rief Soltikoff aus, er könne und wolle mit dem Feinde nichts mehr zu thun haben[67]).

Daun versuchte nun in persönlicher Unterredung mit Soltikoff denselben zu größerer Nachgiebigkeit zu stimmen. Durch die glänzenden

Geschenke, welche Maria Theresia ihm, Fermor und anderen hervorragenden Führern der russischen Armee noch vor der Kunersdorfer Schlacht zugedacht hatte und die ihnen Daun jetzt übersandte, mag die Stimmung der russischen Generale eine etwas günstigere geworden sein. Soltikoff folgte daher der Aufforderung Dauns und traf am 22. August mit ihm in Guben zusammen; Laudon und Generallieutenant Stoffel wohnten der Unterredung bei. Soltikoff ließ sich zu der Zusage herbei, einstweilen bei Frankfurt stehen zu bleiben und die Bemühungen der Oesterreicher zu unterstützen, welche darauf gerichtet waren, den König von Preußen zu verhindern, Truppen abzusenden, um die Wegnahme Dresdens zu vereiteln. Wäre dieselbe vollzogen, dann sollten beide Armeen, die russische und die österreichische gleichzeitig in Schlesien einrücken und bis Neisse vorgehen, um die Belagerung dieser Festung, jedoch ausschließlich von österreichischen Truppen unternehmen zu lassen, wogegen die Russen die Belagerung decken würden.

Bei dieser Unterredung, bei welcher übrigens Daun mit Soltikoff äußerst zufrieden war [68]), kam auch der Antrag zur Sprache, dem Könige von Preußen nach Berlin zu folgen und ihm, wenn er trotz seiner mißlichen Lage Stand hielte, neuerdings zu Leibe zu gehen. Doch meinten beide Generale, Soltikoff und Daun, daß eine solche Unternehmung nicht mehr an der Zeit sei. Letzterer behauptete, von seinem Hauptquartier Triebel wenigstens einundzwanzig Tage zu bedürfen, um mit seiner Armee nach Berlin zu gelangen. Da man aber den Winter hindurch doch nicht daselbst zu verweilen im Stande wäre, so könnte man, wenn man endlich wieder von Berlin aufbrechen müßte, nicht mehr festen Fuß in Schlesien fassen und müßte im eigenen Lande die Winterquartiere nehmen. Endlich seien die kostbarsten Dinge schon von Berlin weggebracht worden, und der König vermöge sich überhaupt kaum mehr zu erholen, wenn man nur seine Verbindung mit Dresden und dem Prinzen Heinrich fortwährend unterbreche. Die Armee des Letzteren bilde ja ohnedieß die einzige Hülfsquelle Friedrichs, auf ihre Zertrümmerung müsse man daher vor Allem das Augenmerk richten [69]).

Maria Theresia hatte Anfangs nicht ganz die gleiche Anschauung über eine Unternehmung gegen Berlin, wie Daun und Soltikoff sie hegten. Offenbar würde der Kaiserin eine länger dauernde Besetzung der Hauptstadt ihres Feindes, als sie das erste Mal stattgefunden, gar sehr geschmeichelt haben. Eine glänzende Folge des Kunersdorfer Sieges hätte sie darin erblickt und wohl auch die Hoffnung gehegt, daß man dem so sehr geschwächten Heere des Königs von Preußen den Todesstoß zu versetzen vermöchte. Aber sie verschloß sich doch auch wieder nicht gegen die Gründe, welche Daun und Soltikoff dawider vorbrachten. Ueberhaupt war sie, was die Russen betraf, von einer Mäßigung in den Ansprüchen an sie, welche höchst bemerkenswerth erscheint. „Wenn ich erwäge," schrieb sie um jene Zeit an Daun, „daß die Russen so weit vom Hause entfernt sind und schon zwei der „blutigsten Schlachten geliefert, mithin mir und der gemeinsamen Sache „einen großen und wesentlichen Dienst geleistet haben, so kann ich ihnen „auf keine Weise verdenken, daß sie mehrere dergleichen blutige Ge„legenheiten zu vermeiden, sich zu schonen und dennoch an allem wei„teren Gewinn Antheil zu haben bedacht sind. Mehr kann ich auch „nicht verlangen, sondern ich muß mich begnügen, wenn die russische „Armee nach ihrer Bequemlichkeit meine ferneren Operationen unter„stützt und dazu mithilft, den Feind zu beschäftigen, wenn sie außer„dem vermocht werden kann, den Winter hindurch mit meinem eigenen „Heere vereinigt zu bleiben und zur Behauptung der Quartiere in „Schlesien mitzuwirken" 70).

Nachdem auf letzteres nach der Ansicht der Kaiserin das Hauptgewicht zu legen war, so hatte sie auch alle Ursache, mit dem Ergebnisse der Besprechung, welche zwischen Daun und Soltikoff zu Guben stattgefunden hatte, zufrieden zu sein. Auf Dauns ungeheuerliche Behauptung, daß er drei volle Wochen bedürfe, um die Armee von Triebel nach Berlin zu führen, kam Maria Theresia gar nicht mehr zurück. Soltikoffs Entschluß, einstweilen bei Frankfurt stehen zu bleiben, bis Dresden gefallen wäre, dann aber mit der österreichischen Armee in Schlesien einzurücken, den Prinzen Heinrich hart zu bedrängen und wo möglich Neisse wegzunehmen, nannte sie daher den

„vergnüglichsten“, der überhaupt hätte gefaßt werden können. Jedenfalls aber, fügte sie hinzu, müsse dem Könige gegenüber eine Observationsarmee aufgestellt werden. Mit äußerster Vorsicht sei dieselbe zu leiten und eine Schlacht gegen Friedrich um jeden Preis zu vermeiden. So nothwendig es sei, eine solche dem Prinzen Heinrich zu liefern, so wenig dürfe das auf der Seite des Königs geschehen. Ihn eng in Schach zu halten, darin liege hier die einzige, aber wichtige Aufgabe, welche die höchste Klugheit erfordere. Sie bedauere, daß Daun sich selbst nicht theilen könne, um gleichzeitig auf beiden Seiten zu sein.

Ueber die Operationen, die man auszuführen dachte, war jetzt, wie man sieht, völlige Einigung erzielt worden. Nun kam es darauf an, ob die russischen Heerführer ihren Erklärungen und Entschlüssen auch treu bleiben, ob sie Standhaftigkeit und Einsicht genug besitzen würden, um dasjenige zu verwirklichen, was sie selbst als das Zweckmäßigste erkannt hatten. Da war es denn in Dauns Augen von sehr übler Vorbedeutung, daß er von Soltikoff die Mittheilung erhielt, Proviantmangel nöthige ihn, seine Stellung zu verändern und sich in südlicher Richtung nach Lieberose zu ziehen, während doch nach der getroffenen Verabredung beide Heere in ihren bisherigen Stellungen bleiben sollten, bis durch die Einnahme von Dresden das Zeichen gegeben wäre zum Wiederbeginne der Bewegungen. Außerdem wurden durch den Zug nach Lieberose Frankfurt und Crossen den Preußen überlassen und die Wiederherstellung der Verbindung des Königs mit seinem Bruder Heinrich wesentlich erleichtert.

Freilich schlug Soltikoff dem Grafen Daun gleichzeitig vor, sich mit ihm zu vereinigen, um sich gemeinschaftlich auf den König von Preußen zu werfen. Aber Daun, obgleich einer solchen Absicht an und für sich nicht abgeneigt, besorgte doch bei deren Verwirklichung auf die Russen nicht mit Verläßlichkeit zählen zu können. Er meinte daß es ihnen hauptsächlich nur darum zu thun sei, fortan in der Nähe der Oder zu bleiben, um innerhalb weniger Wochen desto gemächlicher den Entschluß fassen zu können, an die Weichsel zurückzugehen. Er antwortete daher dem russischen Feldherrn, daß er allerdings bereit

wäre, sich an einer gemeinsamen Unternehmung gegen den König von Preußen zu betheiligen. Nur müsse er darauf bestehen, daß man nach der Durchführung derselben, der getroffenen Vereinbarung getreu, sich nach Schlesien wende, um dort sich festzusetzen und die Winterquartiere zu nehmen [71]).

Auch von Wien aus wurde dem Feldmarschall fortwährend eingeschärft, auf diesen letzteren Punkt das Hauptaugenmerk zu richten. Doch wünschte Maria Theresia, daß nicht gegen Neisse, sondern gegen Glogau der erste Angriff geschehe. Sie glaubte nicht, daß die Russen wirklich daran gehen würden, ganz Schlesien zu durchziehen und die auf preußischem Gebiete gemachten Eroberungen im Stiche zu lassen, um ein so unsicheres Ziel wie die Eroberung einer so starken Festung wie Neisse zu erreichen [72]). Glogau hingegen lag sowohl der russischen als der österreichischen Armee am nächsten; es war also bei dem Marsche dorthin der geringste Zeitverlust zu besorgen. Außerdem kamen die Verbündeten durch eine solche Bewegung der Armee des Prinzen Heinrich in den Rücken und zwangen ihn, seine bisherige Stellung zu verlassen. Endlich befindet sich Glogau in ungefähr gleicher Linie mit Dresden, und man meinte sich von dem Besitze beider Städte eine sehr große Erleichterung versprechen zu dürfen, die Verbindung zwischen Schlesien und Sachsen offen zu halten und sie dem Feinde zu benehmen. Wenn man Glogau besitze, behalte man einen sicheren Stützpunkt an der Oder und beherrsche beide Ufer dieses Flusses. Nach Glogau's Falle würde Prinz Heinrich sich nicht leicht in Schlesien halten können und wohl gar einen gefährlichen Rückzug antreten müssen. Dem Schicksale Glogau's würde Breslau von selbst folgen, beide Plätze aber so wie Brieg und Cosel könnten viel leichter als Neisse allein weggenommen werden. Endlich würde die Einnahme Glogau's den Russen gar sehr den Entschluß erleichtern, von welchem der Erfolg der Kriegführung abhänge, den Winter über in Schlesien zu verweilen. Bliebe jedoch Glogau im Besitze des Feindes, so würde er von dorther die Verbindung der Russen mit Posen, wenn nicht vollständig abschneiden, so doch sehr beunruhigen können. Und endlich wurde der große Unterschied betont, den es bei etwaigen Friedens-

verhandlungen hervorbringen würde, ob Oesterreich die fast am Ende Schlesiens gelegene Stadt Glogau oder die mehr an der österreichischen Grenze befindliche Festung Neisse in Händen habe [73]).

Die Vorbedingung zum Beginne all dieser Operationen, die Eroberung von Dresden, trat früher ein als man es gehofft hatte. Schon am 4. September schloß der preußische Commandant Graf Schmettau mit dem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Grafen Maquire eine Capitulation, durch welche er Dresden gegen freien Abzug der Besatzung übergab. Der Oberbefehlshaber der Reichstruppen, Prinz von Zweibrücken bestätigte diese Capitulation; durch sie wurde Sachsens Hauptstadt, welche durch die preußische Occupation so schwer gelitten, nach dreijähriger Drangsal endlich ihrer Bedrücker entledigt. Durch das glückliche Gefecht, welches die österreichischen Generale Brentano und Vela am 5. September gegen den zum Entsatze Dresdens herbeieilenden General Wunsch bestanden, behaupteten die kaiserlichen und die Reichstruppen sich in Dresdens Besitz. Die Preußen hatten auch Leipzig, Wittenberg und Torgau geräumt, doch wußten sie sich bald wieder der zwei letzteren Städte zu bemächtigen.

Die hochwillkommene Nachricht von der Einnahme Dresdens gab sowohl der Kaiserin Gelegenheit, dem Grafen Daun gegenüber ihre Ansichten über die Fortführung der kriegerischen Unternehmungen neuerdings zu entwickeln, als sie den Feldmarschall veranlaßte, nochmals und nachdrücklicher als je in Soltikoff zu dringen, um ihn zu bestimmten Erklärungen über dasjenige zu vermögen, was er überhaupt noch zu thun gedenke, und wozu man auf seine Mitwirkung rechnen könne.

Maria Theresia faßte auch jetzt wieder ihre Wünsche und Absichten in die drei Punkte zusammen, daß die Besitznahme Sachsens behauptet und der König von Preußen gehindert werde, Dauns Operationen in Schlesien zu stören. Endlich dürfe die russische Armee von der österreichischen nicht getrennt, sondern sie müsse in Schlesien in die Winterquartiere gelegt werden. Würden diese drei Zielpunkte

erreicht, dann könne man sich rühmen, den Feldzug auf die glücklichste und glorreichste Weise geendigt zu haben.

Als das geeignetste Mittel hiezu sah man in Wien die Zusammensetzung einer bloß aus österreichischen Truppen bestehenden Armee an, welche ausschließlich dazu bestimmt war, den König von Preußen zu beobachten und ihn an dem Abmarsche nach Schlesien oder nach Sachsen zu hindern. Um sich in dem letzteren Lande zu behaupten, habe eine ausreichende Streitmacht daselbst zu verbleiben. Der Rest der österreichischen Truppen aber solle im Verein mit dem russischen Heere dem Prinzen Heinrich zu Leibe gehen, ihn wo möglich schlagen oder wenigstens zurücktreiben und dann in Schlesien eine Festung erobern. Die österreichische Heeresmacht allein belaufe sich auf 136.000 Mann, die leichten Truppen mit eingerechnet, ohne die letzteren aber auf 102.000 Mann. Sie sei also an und für sich schon der feindlichen Macht namhaft überlegen. Rechne man noch die Russen hinzu, so werde Jedermann einsehen, für eine so ansehnliche Streitkraft sei die Aufgabe durchaus nicht zu viel, dem Könige eine ausreichende Armee entgegenzusetzen, den Prinzen Heinrich in die Enge zu treiben und dann festen Fuß in Schlesien zu gewinnen [71]).

Der in Wien ausgedachte Plan litt an dem Gebrechen, daß darin der russischen Armee neuerdings eine active Rolle, ein offensives Vorgehen wider den Prinzen Heinrich zugedacht war, während man doch oft genug von Soltikoff die ganz unzweideutige Erklärung hatte entgegennehmen müssen, die Russen hätten in diesem Feldzuge genug gekämpft und genug gelitten, und es könnten ihnen Unternehmungen, bei denen sie neuerdings eine Schlacht zu bestehen hätten, unmöglich mehr zugemuthet werden. Richtiger als der Wiener Hof hatte Daun diese Sachlage erkannt, darum suchte er schon seit längerer Zeit den Grafen Soltikoff nicht so sehr zu günstigeren als zu bestimmten Erklärungen über sein zukünftiges Verhalten zu drängen. Noch ehe die Kunde von der Einnahme Dresdens gekommen, war der General der Cavallerie Freiherr von Buccow nach dem russischen Hauptquartier abgesendet worden; ihm folgten nun der Major Fürst Lobkowitz mit der Nachricht von der Eroberung Dresdens und der Generalmajor

Freiherr von Jaquemin mit der Capitulation dieser Stadt. Die beiden Letzteren hatten den Auftrag, jetzt mit verdoppeltem Nachdruck darauf zu dringen, daß die Antwort des russischen Obergenerals auf die durch Buccow überbrachten Vorschläge Dauns baldigst ertheilt werde. Die letzteren bestanden darin, daß die russische Armee vor der Hand gar nichts zu thun habe, als in ihrer gegenwärtigen Stellung zu Lieberose zu bleiben. Die Corps der Generale de Ville und Beck würden den Prinzen Heinrich beobachten, Daun selbst aber mit dem österreichischen Hauptheere gegen den König von Preußen heranziehen und entweder ihn angreifen oder auf Berlin marschiren [75]).

Nachdem Soltikoff hiegegen keine Einwendung erhob, schritt Daun sogleich an die Ausführung seines Planes. Am 9. September verließ er Sorau, wo er zuletzt gestanden war, und rückte in westlicher Richtung nach Spremberg, wo er von de Ville die Nachricht erhielt, Prinz Heinrich bedrohe Böhmen mit einem Einbruche. Hiedurch wurden Dauns Pläne auf Berlin, mit denen es ihm übrigens nie recht Ernst gewesen zu sein scheint, neuerdings durchkreuzt. Statt über Kalau die Richtung dorthin einzuschlagen, wendete sich der Feldmarschall wieder südlich gegen Bautzen. In Teichnitz schlug er für einige Zeit sein Hauptquartier auf.

Noch jetzt vermag man sich, wenn man diese schwerfälligen, fast im Kreise sich drehenden Bewegungen Dauns auf der Karte verfolgt, der Ungeduld und der Unzufriedenheit nicht zu erwehren. Man kann sich denken, wie hoch dieselbe erst in jenen Tagen gesteigert war, in denen Alles mit athemloser Spannung die Kriegsereignisse beobachtete. Sprach man ja doch in Wien von nichts als vom Kriege, und spottend bemerkt ein militärischer Zeitgenosse, daß sogar die Frauen, statt nach Beendigung der Nachtruhe zu ihren Gebetbüchern zu greifen, sich nur mit der Karte des Kriegsschauplatzes beschäftigten [76]). Erst vor kurzem hatte Daun durch die Ankündigung seines Entschlusses, gegen den König von Preußen und gegen Berlin zu ziehen, die allgemeine Erwartung aufs Höchste gesteigert, und nun schienen alle diese Entwürfe wieder vereitelt zu sein. Vor mehr als zwei Monaten hatte der Feldmarschall die Grenze Böhmens verlassen; jetzt befand er sich,

trotzdem der Feind inzwischen die Schlappe bei Kay und die Niederlage bei Kunersdorf erlitten, neuerdings und ohne selbst irgend etwas Erwähnenswerthes ausgerichtet zu haben, in der Nähe derselben. Man darf sich daher nicht verwundern, daß in Wien und in ganz Oesterreich der Unmuth über Daun, welchem man noch von der resultatlosen Beendigung des vorigen Feldzuges her gram war, immer höher und höher stieg, daß man sich in Schmähreden und Spottliedern über ihn erging, während Laudon der volksthümliche Held war, der überall gefeiert wurde. Nur Maria Theresia selbst machte hievon wenigstens insofern eine Ausnahme, als sie inmitten der allgemeinen Aufregung wider Daun der überaus wichtigen Dienste nicht vergaß, die er ihr geleistet. Darum beurtheilte sie ihn auch jetzt viel nachsichtiger, als dieß von anderer Seite geschah. Auf eine Denkschrift des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, in welcher die bisherige Kriegführung Dauns mit großer Schärfe getadelt wurde, schrieb die Kaiserin eigenhändig die bezeichnenden Worte: „Dis ist in villen wahr, wo sind „man aber was vollkomen? wan der Daun bessere hellffer hätte, „wäre er auch grösser" [77]).

Einigen Trost in dem Unmuthe, den man über Dauns Unthätigkeit empfand, mochte die Nachricht gewähren, daß Soltikoff entschlossen sei, seine bisherige Stellung zu verlassen und dem Laufe der Oder entgegen nach Großglogau zu gehen, um die Belagerung dieser Festung zu unternehmen [78]). Man weiß daß die Eroberung derselben schon lange Zeit hindurch den Gegenstand sehnsuchtsvoller Wünsche des Kaiserhofes bildete. Alles was darauf abzielte, wurde daher in Wien mit vieler Freude begrüßt. Aber dieselbe wurde gar bald wieder durch eine Meldung Laudons getrübt, welche seinem so oft schon geäußerten Verdachte, man beabsichtige russischerseits nichts anderes als die Rückkehr über die Weichsel, neuerdings Worte lieh [79]). Und wenige Tage später schrieb Laudon, daß die Russen, statt seinem Rathe zu folgen und so rasch als nur immer möglich sich Glogau zu nähern, den Marsch dorthin geflissentlich nur ungemein langsam bewerkstelligt und dadurch dem Könige von Preußen Zeit gelassen hätten, ihnen bei Glogau zuvorzukommen. Nachdem dieß jedoch geschehen [80]), erklärten

sie nichts mehr gegen die Festung unternehmen zu können, sondern sich über die Oder zurückziehen zu müssen. Soltikoff forderte Laudon auf, ihm dorthin zu folgen [81]).

Schon ehe die Sache in dieses Stadium getreten war, hatte Laudon an Daun die Anfrage gerichtet, was er im Falle der Rückkehr der russischen Hauptarmee über die Oder zu thun habe. Nicht undeutlich ließ er durchblicken, daß er sie in diesem Falle zu verlassen und sich wieder mit Daun zu vereinigen wünsche. Denn die wahrscheinliche Rückkehr der Russen bis an die Weichsel würde ihn zwingen, einen Umweg von wenigstens sechs Wochen durch Polen zu machen, um mit seinem Armeecorps wieder auf dem Kriegsschauplatze erscheinen zu können. Seine Truppen würden jedoch durch so beschwerliche Märsche ungemein leiden, ja vielleicht ganz zu Grunde gerichtet werden [82]).

Daun verkannte durchaus nicht den Werth der Betrachtungen, in welchen sich Laudon zur Unterstützung seiner Ansicht erging. Aber er wagte doch auch nicht, Laudon den Befehl zu seiner Wiedervereinigung mit der österreichischen Hauptarmee zu ertheilen, ehe nicht von Seite der Russen die bestimmte Erklärung vorlag, daß sie in dem gegenwärtigen Feldzuge gar nichts mehr zu unternehmen gedächten. Statt einer positiven Anordnung machte Daun daher Laudon auf den dringenden Wunsch des Kaiserhofes aufmerksam, den Russen jede nur immer mögliche Willfährigkeit zu zeigen, um sie dadurch abzuhalten, sich von dem österreichischen Hauptheere zu trennen [83]). Mit schwerem Herzen mußte Laudon dem Begehren Soltikoffs sich fügen. Denn der Letztere war schlau genug, die Erklärung abzugeben, er werde, wenn Laudon fortan bei ihm verweile, bis gegen Ende des Monats October auf dem rechten Ufer der Oder die Operationen fortsetzen, wenn ihn jedoch Laudon verließe, allsogleich an die Weichsel marschiren [84]).

Auch Daun gegenüber wiederholte Soltikoff die Drohung, unverweilt an die Weichsel zurückzukehren, wenn Laudon sich von ihm trennen würde [85]). Umsonst machte der Letztere den Feldmarschall

darauf aufmerksam, daß Soltikoffs Zusage, die Operationen noch fortsetzen zu wollen, durchaus nicht zu trauen sei, indem dieser „grundböse Mann" nicht den geringsten Glauben verdiene[86]). Umsonst bat er neuerdings um seine Abberufung von dem russischen Heere; Daun verweigerte sie ihm[87]), und es blieb daher Laudon nichts übrig, als noch fortan bei Soltikoff auszuharren. Ehe er jedoch mit diesem die Oder überschritt, glaubte Laudon die Gelegenheit erspäht zu haben, den König von Preußen mit Erfolg angreifen zu können. Die linke Flanke desselben schien ihm die erwünschte Blöße zu bieten, und da er überdieß die Stärke der Armee des Königs nicht über dreißig- bis vierunddreißigtausend Mann schätzte, bat Laudon den Grafen Soltikoff dringend, ihm nur zehntausend Mann russisches Fußvolk zu überlassen, dann werde er mit ihnen und seinem eigenen Corps sich auf den König stürzen. Alle Bitten und Vorstellungen bei Soltikoff blieben jedoch fruchtlos. Hartnäckig erklärte er, von nichts weiter entfernt zu sein als von einem Angriffe auf den König; nur wenn ihn der Letztere mit einem solchen bedrohe, werde er sich zur Wehr setzen[88]).

Laudons trübe Vorhersagung, daß Soltikoff nichts Ernstliches mehr unternehmen werde, sondern an nichts mehr denke als an seinen Rückmarsch an die Weichsel, wurde jetzt von dem russischen Heerführer selbst bestätigt. Er kündigte dem Feldmarschall an, daß er am 15. October den Weg dorthin antreten werde. Denn ohne den Besitz einer Festung sei es unmöglich, die Winterquartiere in Schlesien zu nehmen, und an die Eroberung einer solchen könne bei der Stellung des Königs durchaus nicht mehr gedacht werden[89]). Auch von dieser Erklärung nahm Daun noch nicht Anlaß, Laudon von Soltikoff abzuberufen. In Wien sah man jedoch die Sache ganz anders an. Als Kaunitz die gleiche Mittheilung von Soltikoff erhielt, erging unverzüglich der Auftrag an Daun, Alles anzuwenden um Laudon noch rechtzeitig abzuziehen von dem russischen Heere[90]).

Schon geraume Zeit, bevor Daun diesen Befehl der Kaiserin erhielt, hatte Soltikoff sich auf das rechte Ufer der Oder zurückgezogen. Neuerdings erklärte er Laudon, nun ohne längere Säumniß

an die Weichsel zurückkehren zu wollen. Und obgleich er aus St. Petersburg den Befehl empfing, in Schlesien zu bleiben, so hielt er doch, von Fermor aufgestachelt [91]), an seiner ursprünglichen Absicht fest, indem er die Ausführung der Anordnungen seines Hofes für eine Unmöglichkeit erklärte.

In Folge der Bewegungen des russischen Heeres hatte Daun bald die unmittelbare Verbindung mit demselben und mit Laudon verloren. Doch sandte er auf Schleichwegen einen vertrauten Officier an den Letzteren, um ihm den Befehl des Wiener Hofes zu überbringen. Als er denselben erhielt, befand Laudon sich zu Rützen, das etwa eine Meile nördlich von der Oder an der Bartsch liegt. Hier versammelte er am 16. October seine Generale zu einem Kriegsrathe. Alle pflichteten seiner Ansicht bei, daß es bei der Stellung des Königs von Preußen unthunlich sei, über die Oder zurückzugehen. Es bleibe nichts übrig, als sich durch Polen und Oberschlesien den Weg nach den österreichischen Erbländern zu bahnen.

Während dieß auf dem östlichen Theile des Kriegsschauplatzes vorging, war in Wien die Mißstimmung über die Unthätigkeit Dauns immer höher gestiegen. Auch von befreundeter Seite, insbesondere von Frankreich und Rußland her wurde dem Kaiserhofe die lebhafteste Unzufriedenheit über Dauns Verfahren zu erkennen gegeben. Maria Theresia erließ daher den strengen Auftrag an Daun, sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, den Feind anzugreifen und durch Waffengewalt aus Sachsen völlig zu vertreiben. Hier befand sich neuerdings Prinz Heinrich; etwa vierzigtausend Mann waren unter seinen Befehlen vereinigt. Anfangs gelang es Daun in Verbindung mit der Reichsarmee, den Prinzen bis Torgau zurückzudrängen; Dauns Absicht, ihm hier in den Rücken zu kommen, mißlang jedoch, und am 29. Oktober erlitt der Herzog von Arenberg bei Pretzsch eine empfindliche Schlappe. Sein Verlust belief sich auf mehr als viertausend Mann; Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Gemmingen wurde gefangen [92]).

Nun traf auch noch die Nachricht ein, König Friedrich sei mit einem Theile seines Heeres im Anmarsche nach Sachsen begriffen. Nachdem er von den Russen nichts mehr für Schlesien zu besorgen habe, beabsichtige er die Oesterreicher aus Sachsen zu verdrängen und sich neuerdings Dresdens zu bemächtigen.

In seinem Hauptquartiere zu Schilda kam Daun diese unwillkommene Botschaft zu. Wie es seine Gewohnheit war, berief er die Generale, und zwar dießmal sogar die Generalfeldwachtmeister, so daß der Kriegsrath aus nicht weniger als zweiundzwanzig Köpfen bestand, um mit ihnen zu überlegen, was eigentlich zu thun sei. Einstimmig erklärten die Generale, daß ein Angriff auf die ungemein starke Stellung des Feindes bei Torgau unausführbar erscheine. Die Mehrheit war der Ansicht, daß nichts übrig bleibe als ferneren Offensivoperationen zu entsagen und noch vor der Ankunft des Königs eine feste Stellung zu beziehen, in der man nicht nur jeden Angriff ruhig erwarten, sondern auch Dresden und das Erzgebirg decken könne. Der Feldmarschall pflichtete dieser Meinung bei und der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Kinsky eilte nach Wien, um die Zustimmung des Kaiserhofes zu dem vorläufig gefaßten Beschlusse zu erwirken [93]).

Ganz unbeschreiblich war die Betrübniß, mit welcher die Nachrichten von dem Kriegsschauplatze den Kaiserhof erfüllten. Vor Allem waren es Maria Theresia selbst und Kaunitz, welche davon am peinlichsten betroffen wurden. Daß man von den Russen keine ernstlichen Anstrengungen mehr erwarten und daher dort auf keine entscheidenden Erfolge rechnen dürfe, darüber hatten sie sich, wenn sie es auch schmerzlich empfanden, doch in der letzteren Zeit keineswegs mehr getäuscht. Daß nun aber auch Daun so wenig den Hoffnungen entsprach, die man beim Beginne des Feldzuges auf ihn gesetzt hatte, daß er nirgends und gegen gar keinen Gegner, derselbe mochte stark oder schwach sein, Erwähnenswerthes ausrichtete, das drückte die Kaiserin zu Boden und zwang sie der Erwartung zu entsagen, Daun könnte durch kategorische Befehle noch zu raschem und energischem Handeln gebracht werden. Darum beschränkte Maria Theresia sich jetzt darauf, die letzten Vorschläge Dauns einfach zu genehmigen [94]).

Als aber die Nachricht eintraf, der Feldmarschall habe sich nach Heynitz, südlich von Meissen, dann aber noch weiter, und zwar bis Wilsdruf, ganz nahe an Dresden zurückgezogen, da gab ihm die Kaiserin doch ihre Besorgniß kund, er werde statt der gehofften Eroberung von ganz Sachsen, dasselbe ohne Schwertstreich völlig verlieren. Er möge daher, schrieb sie ihm, wenigstens denjenigen Gebietstheil behaupten, welchen er selbst gegen den Feind vertheidigen zu wollen erklärt habe[95]).

Je tiefer man zu Wien in Niedergeschlagenheit versank, um so stolzer entfalteten sich die Siegeshoffnungen Friedrichs. Nachdem er in Sachsen eingetroffen und an die Spitze seiner dort vereinigten Streitkräfte getreten war, zweifelte der König nicht mehr daran, daß es ihm gelingen werde, nicht nur den Feind aus ganz Sachsen zu vertreiben, sondern ihn mit schwerem Verluste nach Böhmen zurückzujagen. In acht Tagen werde er, schrieb der König am 17. November dem Marquis d'Argens, ohne Zweifel wieder in Dresden sein. Um dieß Ziel zu erreichen, sandte er einen seiner gewandtesten Heerführer, den Generallieutenant Finck in Dauns Rücken über Dippoldiswalde nach Maxen.

Durch diese Bedrohung der Rückzugslinie Dauns hoffte Friedrich den Feldmarschall für seine Verbindung mit Böhmen besorgt zu machen und ihn zu eiligem Abmarsche dorthin zu verleiten. Es wird behauptet, daß in der That die kühne Bewegung der Preußen den beabsichtigten Eindruck auf Daun hervorgebracht habe und er nur durch Lacy's ernstliche Gegenvorstellung abgehalten worden sei, die unangreifbare Stellung zu räumen, die er inzwischen hinter dem Plauenschen Grunde, den rechten Flügel an Dresden gelehnt, eingenommen hatte. Auch die genaue Kenntniß von der Stimmung, welche in ganz Oesterreich wider ihn herrschte, und die Erinnerung an den positiven Befehl seines Hofes, dem Feinde nicht immer aus dem Wege zu gehen, sondern ihn anzugreifen und zu schlagen, nöthigten Daun, die sich ihm darbietende günstige Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen.

Nachdem er einmal diesen Vorsatz gefaßt, traf der Feldmarschall mit gewohnter Geschicklichkeit und Vorsicht alle Anstalten, um einem etwaigen Angriffe des Königs von Preußen, der sich bei Wilsdruf

befand, Widerstand zu leisten und gleichzeitig das isolirte preußische Corps bei Maxen zu umzingeln und zu vernichten. Der General der Cavallerie Graf O'Donell und der Feldzeugmeister Freiherr von Sincere führten die überlegene Streitmacht, welche mit dieser letzteren Aufgabe betraut wurde. Am 19. November rückten sie von verschiedenen Seiten gegen den Feind vor, am 20. erfolgte der Angriff, welchen Daun persönlich leitete. Beim Anmarsche der Oesterreicher gegen Reinhardsgrimma, im Süden von Maxen, verließen die Preußen, fast ohne Widerstand zu leisten, diese wichtige Position. Unaufgehalten drangen die Oesterreicher in nördlicher Richtung vor und begannen nun die Linien der Preußen mit schwerem Geschütz zu bestreichen. Bald darauf durchbrachen die österreichischen Grenadiere das Centrum der Feinde und vertrieben sie aus Maxen. Auf der Anhöhe hinter dem Dorfe versammelte das preußische Armeecorps sich neuerdings und harrte der Wiederholung des Angriffs; derselbe ließ nicht lang auf sich warten. Am Abende des 20. November waren die Preußen bis Ploschwitz zurückgeworfen, und ihr ganzes Corps wäre, wie wenigstens Daun behauptet, in die Elbe gesprengt worden, wenn nicht die früh eintretende Dunkelheit es vor diesem Schicksale bewahrt hätte [96].

Nachdem Daun noch in der Nacht jede nur immer mögliche Vorkehrung getroffen hatte, um die Einschließung des feindlichen Armeecorps zu vollenden und jede Hülfeleistung des Königs zu vereiteln, begab er sich für einige Stunden zur Ruhe nach Maxen. Lang vor Anbruch des Tages war er jedoch schon wieder auf seinem Posten; er befahl das Geschütz so weit als möglich vorwärts zu führen und auch die Grenadiere gegen den Feind rücken zu lassen,um mit grauendem Morgen den Angriff neuerdings zu beginnen. Da meldete eine Feldwache, daß ein preußischer General in Begleitung eines Trompeters eingetroffen sei, welcher dringend mit dem Feldmarschall zu sprechen begehre. Daun sendete Lacy mit dem Bedeuten zu dem Parlamentär, General Rebentisch, daß das preußische Corps sich unbedingt kriegsgefangen ergeben oder erwarten müsse, in die Elbe gesprengt zu werden. Lacy kehrte binnen kurzem mit der Erklärung zurück, man ergebe sich unbedingt und bitte nur das Gepäck behalten zu dürfen.

Daun ging mit dem Bemerken darauf ein, daß er ohnedieß mit dem Gepäcke nicht Krieg führe. Und nun streckte das ganze preußische Armeecorps die Waffen; es wurde in den großen Garten bei Dresden geführt und dort bewacht.

Außer dem Generallieutenant Finck waren acht Generale, sechs Oberste, über fünfhundert andere Officiere und etwa zwölftausend preußische Soldaten Dauns Gefangene geworden; alle Feldzeichen, alle Geschütze blieben in den Händen der Oesterreicher, deren Verlust an Todten und Verwundeten nicht ganz eintausend Mann betrug[97]).

Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen dieses wichtige und unvorhergesehene Ereigniß überall hervorbrachte[98]). König Friedrich, der seine kühnen Entwürfe urplötzlich und unaufhaltsam zusammenbrechen sah, erklärte selbst, daß er völlig betäubt von dem Unglücke sei, von dem er betroffen worden. Der bisher unerhörte Vorfall, daß ein ganzes preußisches Armeecorps, ohne sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, die Waffen streckte, erschien hingegen dem Kaiser und der Kaiserin wie ein Wunder des Himmels, eine unverkennbare Fügung der Vorsehung[99]). Besonders beglückte sie der Gedanke, daß der glänzende Erfolg über ihren Gegner ohne allzuviel Blutvergießen erreicht wurde[100]), und neuerdings gab sich Maria Theresia hochgespannten Erwartungen auf einen entscheidenden Ausgang des Feldzuges hin. Aber nur sehr kurze Zeit hindurch war dieß der Fall. Denn die Hoffnung, daß noch jetzt, unter dem unmittelbaren Eindrucke des Vorfalles bei Maxen, weitergehende Erfolge wider den König von Preußen errungen werden könnten, erfüllte sich nicht. Daun erklärte die Stellung desselben bei Kesselsdorf für so stark, daß ein Angriff auf sie keine Aussicht auf günstigen Erfolg gewähre und daher besser unterbleibe[101]).

Auch der glückliche Streich, welchen General Beck den Preußen unfern von Meissen beibrachte, änderte hieran nichts. Bei Zaschendorf, am rechten Ufer der Elbe, warf er sich mit Ungestüm auf sie; da der Eisgang die Rückkehr der Preußen über den Strom erschwerte,

wurde General Diereke mit einem Theile seiner Truppen von den Oesterreichern umringt und gefangen.

Trotz all des Mißgeschickes, das so plötzlich und ungeahnt über ihn hereingebrochen war, hielt König Friedrich mit einer Standhaftigkeit, die selbst seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte [102]), die Stellungen fest, die er zwischen Kesselsdorf und Wilsdruf eingenommen hatte. Freilich erlitt er durch die Krankheiten, welche in Folge des ungewöhnlich harten Winters unter seinen gegen Nässe und Frost nur sehr ungenügend geschützten Soldaten einrissen, kaum geringere Verluste als eine blutige Schlacht ihm hätte zufügen können. Aber auch auf Seite der Oesterreicher sah es in dieser Beziehung kaum besser aus. Und auch Daun schien auf nichts mehr bedacht zu sein, als sich in seiner Stellung bei und in Dresden, wo er sein Hauptquartier aufschlug, zu behaupten. Der Gewinn dieser Stadt war fast die einzige, aber freilich nicht allzu gering anzuschlagende Frucht des Feldzuges der Oesterreicher und Russen gegen Preußen. Noch viel schwerer aber wog es, daß Friedrich, statt wie früher als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen, nur Nachtheile erlitten hatte, welche sogar zweimal, bei Kunersdorf und Maxen von der allergrößten Bedeutung waren. Das früher so unerschütterlich feststehende Vertrauen der Preußen auf ihren König und dessen unvergleichliches Feldherrntalent war arg erschüttert worden, Friedrich hingegen begann von seinen Generalen, von seinem Heere viel geringer zu denken als zuvor. Ein Glück war es für ihn, daß Prinz Ferdinand von Braunschweig in Westphalen ruhmwürdig gegen die Franzosen stritt. Anfangs drangen sie wohl fast unaufgehalten vor, aber bei Minden wurden sie von dem Prinzen mit großem Verluste geschlagen. Sie wichen nach Hessen zurück und setzten sich endlich an der Lahn fest, wo statt des Marschalls Contades der Herzog von Broglie den Oberbefehl übernahm. Aber auch ihm war es nicht beschieden, gegen Ferdinand von Braunschweig Lorbeern zu erringen. Derselbe behauptete sich nicht nur in seinen Stellungen, sondern er sandte sogar seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig mit einem Armeecorps nach Sachsen, um Böhmen mit einem Einfalle zu bedrohen. Laudon, welcher seine Truppen glücklich durch Polen nach

Oesterreich zurückgeführt hatte und nun zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zum Feldzeugmeister, so wie an Stelle des nach Wien zurückberufenen Grafen Harsch zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte in Böhmen, Mähren und Schlesien ernannt worden war, stellte sich ihm entgegen und vereitelte seine Absicht.

Hier mag der Ort sein, eines Vorfalles zu gedenken, welcher Maria Theresia kaum weniger für Laudon einnahm, als dieß durch seine bisherige ruhmvolle Dienstleistung und seine glänzende Betheiligung an dem Siege bei Kunersdorf geschehen war. Schon im December 1758 hatte er das Großkreuz des Theresienordens erhalten, mit welchem bekanntlich eine viel höhere Pension verbunden ist, als die Inhaber des Ritterkreuzes dieses Ordens genießen. Um ihm nach der Kunersdorfer Schlacht neuerdings ihre Dankbarkeit zu beweisen, richtete Maria Theresia ein Cabinetschreiben an Laudon, in welchem sie ihm ihr Wort verpfändete, ihm das erste Infanterie-Regiment zu verleihen, das überhaupt in Erledigung käme. Inzwischen solle er die damit verbundenen Einkünfte schon von dem Tage an genießen, an welchem zumeist durch seine Mitwirkung die Schlacht bei Kunersdorf gewonnen wurde [103]).

In höchstem Grade charakteristisch für Laudon war die Antwort, welche er hierauf der Kaiserin ertheilte. Nachdem er ihr seinen wärmsten Dank ausgesprochen für die neue Gnadenbezeugung, die er von ihr erhalten, fügte er hinzu, er könne nicht unbemerkt lassen, daß er von seinem dreifachen Einkommen als Regimentsinhaber, als Feldmarschall-Lieutenant und als Besitzer des Großkreuzes des Theresienordens „sehr wohl als ehrlicher Mann" leben könne. Er beziehe jedoch auch noch eine Pension von fünfzehnhundert Gulden, welche ihm die Kaiserin vor zwei Jahren auf Lebensdauer verlieh. Dringend bitte er sie jetzt, ihm diese letztere Pension von nun an zu entziehen und sie auf seinen wackeren Kriegskameraden, den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Campitelli zu übertragen. Denn der Letztere sei ihm in Allem und Jedem treulich zur Seite gestanden, habe insbesondere bei Kunersdorf die neuerrichteten Grenadierbataillone persönlich ins Feuer geführt, mit ihnen die Russen zurückgeworfen und überhaupt außerordentliche

Tapferkeit bewiesen. Dafür verdiene er ohne Zweifel eine Verbesserung seiner Lage. Da jedoch Campitelli als Ritter des Johanniterordens den Theresienorden nicht erhalten könne und es keinen anderen Ausweg gebe, ihm die verdiente Anerkennung ohne neue Belastung des ohnedieß allzusehr überbürdeten Staatsschatzes zu Theil werden zu lassen, so möge zu dem von Laudon vorgeschlagenen Mittel gegriffen werden. Außer Campitelli empfahl Laudon auch noch die Generalmajore Grafen Caramelli und Belgiojoso, sowie den Freiherrn von Elrichshausen, endlich den Oberstlieutenant Freiherrn von Reischach, welche sich bei Kunersdorf besonders ausgezeichnet hatten, der Gnade der Kaiserin.

Es ist nicht ersichtlich, ob Maria Theresia das Anerbieten Laudons annahm, oder was sie sonst über seinen Antrag hinsichtlich Campitelli's verfügte. Die Freude aber, welche sie über Laudons uneigennütziges Verfahren empfand, und die Bewunderung, die dasselbe am Hofe erregte, ist wohl am besten daraus zu ersehen, daß Kaunitz sich veranlaßt fühlte, Laudons Brief dem Grafen Starhemberg mitzutheilen, um dem Letzteren eine Probe von der Denkungsart Laudons zu geben [104]).

Ein zweites Zeichen der Anerkennung, welches Laudon für die außerordentlichen Dienste erhielt, die er während des vergangenen Feldzuges geleistet hatte, bestand in einem kostbaren Ehrendegen, den ihm die Kaiserin von Rußland übersendete. Doch geschieht dieser Gabe hier nur aus dem Grunde Erwähnung, weil dadurch der Anlaß geboten wird, auch in dieser Beziehung der ganz eigenthümlichen Handlungsweise Laudons zu gedenken. Er sandte den Degen an Daun und begleitete ihn mit den folgenden, für ihn selbst bezeichnenden Zeilen [105]):

„Ew. Excellence hoher Gnade habe ich eintzig und allein die„jenige glückliche Gelegenheit beyzumeßen, welche mir unter andern so „vortheilhaft gewesen, von der Russischen Kayserin Majesté mit einem „kostbaren Degen Allergnädigst beschencket zu werden. Ich nehme mir „die Freyheit ihn Ew. Excellence zuzuschicken, nicht um ihn bloß als

„etwas sehenswürdiges Deroselben hohem Beyfall zu unterwerfen, „sondern um ihn gleichsam aus den Händen derjenigen Person zurück„zunehmen, welche ich als die erste Ursache desselben ansehe. Sie „sind es, gnädigster Herr, dem der Danck dafür gebühret. Meine „Danckbegierde ist die lebhafteste von der Welt. Ein nie ermüdender „Eifer und der bereitwilligste Gehorsam sollen überzeugende Beweise „davon abgeben, von denen sich diejenige Devotion nicht trennen läßet, „in welcher zu ersterben die Ehre habe

„Ew. Excellence

„ganz unterthänigst gehorsamster

Loudon."

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß die Schweden, wie jedes Jahr, so auch dießmal nichts ausrichteten gegen die geringe Streitmacht, welche der König von Preußen wider sie ins Feld zu stellen vermochte. Und wie immer, so war auch jetzt wieder der Seekrieg Frankreichs gegen England sehr unglücklich geführt worden. Das völlige Scheitern des Unternehmens, französische Streitkräfte an der englischen Küste zu landen, beendigte diesen Theil der Feindseligkeiten in recht kläglicher Weise.

Viertes Capitel.

Neue Verträge mit Rußland.

Die politische Wirkung des Ereignisses von Maxen war ohne Zweifel viel größer als die militärische Bedeutung desselben. Die letztere erstreckte sich nicht weiter als daß sie den ohnedieß schon sehr geschwächten König von Preußen einer beträchtlichen Anzahl braver Soldaten beraubte und daß sie Daun in den Stand setzte, sich mit einem Theile seines Heeres den Winter hindurch in und um Dresden zu behaupten. Auch diese Erfolge sind keineswegs gering anzuschlagen; noch viel wichtiger war jedoch der Eindruck, welchen jener Vorfall auf Oesterreichs Verbündete, insbesondere auf die mächtigsten derselben, auf Frankreich und Rußland hervorbrachte. In Versailles wie in St. Petersburg war man, und gewiß nicht mit Unrecht, aufs Höchste unzufrieden gewesen mit der Kriegführung Dauns. An beiden Orten erging man sich in den bittersten Vorwürfen gegen ihn und in Frankreich schien man daraus den Anlaß schöpfen zu wollen, nach Beendigung des Feldzuges neuerdings Friedensvorschläge zu machen.

Nicht so in Rußland; die Zarin Elisabeth zeigte sich nach wie vor unerschütterlich in dem Vorsatze, den König von Preußen bis zu dessen völliger Besiegung zu bekriegen. Aber die Beschwerden über die Unthätigkeit und die Unentschlossenheit Dauns lauteten in St. Petersburg noch ungleich schärfer und derber als in Versailles, denn gerade von dem Zusammenwirken der beiden Heere, des österreichischen und des russischen hatte man sich die allergrößten Erfolge versprochen,

während jetzt Soltikoff von Daun und dieser wieder von Soltikoff mit der Anklage belastet wurde, die Hauptschuld zu tragen, daß nichts Entscheidendes wider Friedrich erreicht wurde. Die Russen behaupteten, sie seien es gewesen, welche zwei blutige und glänzende Siege erfochten, die Oesterreicher dagegen hätten trotz ihrer überaus schönen und zahlreichen Armee in Folge fortwährenden Zauderns ihres Heerführers gar nichts gethan.

Von Wien aus wurde die letztere Anschuldigung lebhaft bestritten und der beste Theil des Sieges bei Kunersdorf für Laudon und seine Truppen in Anspruch genommen, ohne deren Anwesenheit und Hülfe die Russen sicherlich geschlagen worden wären. Auch hätten nicht sie den Kampf herbeigeführt, sondern der König von Preußen; ohne dessen verwegenen Angriff wäre es zur Schlacht, zum Siege bei Kunersdorf niemals gekommen.

Auch über die russischen Heerführer selbst wurde von Wien aus eifrige Beschwerde erhoben. Soltikoff sei leichtsinnig, unbeständig und seinem Amte nicht gewachsen; in Allem ziehe er Fermor zu Rathe, dieser aber sei furchtsam, falsch und gleichzeitig voll Eifersucht auf Soltikoff, voll inneren Grimmes, daß er das Obercommando verloren. Es scheine daher, daß wie er es mit Apraxin gethan, er auch Soltikoff in seiner Unentschlossenheit nur noch bestärke, um ihn seines Ansehens am russischen Hofe zu berauben und ihn zu stürzen. Endlich scheine es, daß auch von St. Petersburg geheime Befehle an die Heerführer ergangen seien, nur ja nichts zu wagen und sich von Daun zu keiner bedenklichen Unternehmung verleiten zu lassen [106]).

Daß dieser letztere Verdacht durchaus nicht begründet sei, wurde nicht nur von Woronzow betheuert, sondern auch von Esterházy geglaubt. Auf die Beschwerde jedoch, welche der österreichische Botschafter auf Befehl seines Hofes gegen die russischen Heerführer erhob, wurde erwiedert, dieselben seien allerdings nach der Kunersdorfer Schlacht etwas gar zu vorsichtig gewesen; durch einige Bewegungen und Märsche hätten sie die preußische Armee fast ganz zu vernichten vermocht. Aber diese Fehler seien gering zu achten im Vergleiche mit

denjenigen, welche während des ganzen Feldzuges von österreichischer Seite begangen wurden. „Der Marsch, den der General Laudon that, „um zu dem Grafen Soltikoff zu stoßen", heißt es in der officiellen Mittheilung der russischen Regierung [107]), „war freilich vortrefflich. Die „Vorschläge aber, die er mitbrachte, waren mehr dazu gut, um die Geduld „des größten Phlegmatici zu erschöpfen als etwas Ersprießliches zu verab„reden." Laudon sei mit der Nachricht gekommen, daß der König von Preußen sich mit dem größten Theile seiner Armee gegen die Russen gewendet und auch die Truppen des General Wedell an sich gezogen habe. Anstatt sich über die Maßregeln, welche Daun dagegen ergriffen habe, oder wenigstens über die Art und Weise zu erklären, in welcher der österreichische Feldherr von der Schwäche der ihm gegenüber stehenden preußischen Streitmacht Nutzen zu ziehen gedenke, habe er das Begehren gestellt, daß dreißigtausend Mann russisches Fußvolk mit dem österreichischen Heere sich vereinigen mögen. Dadurch habe in den russischen Heerführern von selbst der Verdacht und die Besorgniß erweckt werden müssen, es sei Daun nur um seine eigene Verstärkung zu thun und er kümmere sich wenig um die Bloßstellung der Russen.

Auf die Schlacht bei Kunersdorf übergehend, wurde bemerkt, daß man sich nicht versehen hätte, dieselbe würde sogar von den besten Bundesgenossen zur Erhebung von Anschuldigungen gegen die russischen Generale benützt werden. Denn man müsse doch jedenfalls zugeben, daß „ein unerschrockener Heldenmuth und eine wahre Gegenwart des „Geistes" dazu gehört habe, um den vom Feinde Anfangs errungenen Vortheilen Einhalt zu thun, eine ganze Armee in dem größten Feuer und blutigsten Gefechte in eine neue Schlachtordnung zu stellen und schließlich einen der ruhmwürdigsten und vollkommensten Siege an einem Orte zu erfechten, wo für manche andere Armee die Niederlage unvermeidlich gewesen wäre.

Im Vergleiche mit diesen Erfolgen der russischen Waffen wird die Thatenlosigkeit Dauns mit so bitteren Worten getadelt, daß Esterházy dringend dazu rieth, man möge die russische Note unbeantwortet lassen; aus der Gereiztheit, die aus einem solchen Meinungsaustausche

unzweifelhaft hervorgehen müßte, könnten nur die schädlichsten Folgen für das beiderseitige gute Einvernehmen erwachsen.

In Wien war man klug genug, den Rath Esterházy's zu beherzigen und zu befolgen. Man vermied es daher sorgfältig, sich der russischen Regierung gegenüber noch ferner in Recriminationen zu ergehen. Aber man fühlte sich doch verpflichtet, auf die Beseitigung der Ursachen hinzuarbeiten, denen man es zuschreiben zu müssen glaubte, daß trotz der zwei erfochtenen Siege die russische Kriegshülfe nur geringen Nutzen gebracht hatte. Der russischen Generalität allein meinte man dieß zur Last legen zu müssen; Esterházy versicherte jedoch, man würde sich fruchtlos bemühen, die Entfernung Soltikoffs zu bewirken. Und selbst wenn sie erreicht werden könnte, so sei doch eher Nachtheil als Nutzen hievon zu erwarten, denn Soltikoff würde wahrscheinlich durch den Feldmarschall Buturlin ersetzt, bei der gänzlichen Untüchtigkeit des Letzteren aber dann das Uebel nur ärger werden. Esterházy rieth daher, man möge sich in Wien mit dem Gedanken befreunden, Soltikoff fortan an der Spitze des Heeres zu sehen. Das Hauptaugenmerk sei jedoch darauf zu richten, ihm einen tüchtigeren und verläßlicheren Rathgeber als Fermor, etwa Browne an die Seite zu setzen. Würde nur Fermor von dem Heere entfernt, so werde sich Browne gern bereit finden lassen, wieder bei demselben zu dienen [108]).

Auch in dieser Beziehung pflichtete man in Wien der Ansicht Esterházy's vollkommen bei. Fermor sei es gewesen, welcher durch seine üblen Rathschläge viel Gutes bei Soltikoff verhindert. Der Beweggrund hiezu liege in Fermors unauslöschlicher Rachbegier gegen Daun; er habe sie Laudon offen gestanden; sie rühre davon her, weil er Daun für den Urheber halte, daß man ihm das Obercommando entzog. Die ihm hiedurch zugefügte Schädigung und Unbill sei, so habe er selbst erklärt, eben so wenig zu ersetzen als je zu vergessen; so lang er lebe, wolle er auf Mittel sinnen, seine Rache zu kühlen [109]).

Es wurde in Wien für ein Glück angesehen, daß der russische Großkanzler Woronzow sich der Erkenntniß gleichfalls nicht verschloß, Fermors Verbleiben bei der Armee habe die schädlichsten Folgen

herbeigeführt und er müsse von derselben entfernt werden. Und nun brachte auch noch die Nachricht von der bei Maxen geschehenen Gefangennehmung eines ganzen preußischen Armeecorps einen für das Bündniß mit Oesterreich und speziell für den Grafen Daun sehr günstigen Eindruck in St. Petersburg hervor. Wer früher über den österreichischen Feldmarschall geschmäht, ward jetzt dessen eifrigster Lobredner [110]). Man glaubte darauf hoffen zu dürfen, daß schon die Rücksicht auf ihn die Entfernung eines Mannes herbeiführen werde, der sich ungescheut als Dauns offenen Gegner bekannte.

Nachdem die Zarin auch zu der Zeit, in der sie mit der Kriegführung am unzufriedensten war, niemals die Absicht an den Tag gelegt hatte, der Allianz gegen Preußen abtrünnig zu werden und Frieden zu schließen, so kann man nicht sagen daß es des Ereignisses von Maxen bedurfte, um sie zu dem Entschlusse zu vermögen, auch ihrerseits den Krieg nachdrücklich fortzuführen. Aber eine ausgiebige Bekräftigung in diesem Vorsatze zog jener Vorfall doch immerhin nach sich, und König Friedrich selbst trug, vielleicht ohne es zu wollen, auch seinerseits wesentlich dazu bei, die Zarin noch darin zu bestärken. So haarsträubende Mittheilungen machte ihr der aus preußischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Generallieutenant Graf Czernitscheff über die Grausamkeiten, welche auf des Königs eigenen Befehl an gefangenen Russen verübt wurden, daß Elisabeths Erbitterung wider ihn dadurch nur noch gesteigert wurde [111]). „Alles werde ins Werk gesetzt werden," ließ sie dem Wiener Hofe erklären, „was nur immer „in der Welt möglich sei, um den künftigen Feldzug so erwünscht und „entscheidend zu machen, als man es sich von dem gegenwärtigen ver„sprochen gehabt" [112]).

Ganz anders als in Rußland lagen die Dinge am Hofe von Versailles. Auch im Verlaufe des Jahres 1759 hatte Frankreich den Seekrieg gegen England mit entschiedenem Unglück und großen Verlusten geführt; der Feldzug in Deutschland hatte in Folge der Schlacht bei Minden gleichfalls eine viel ungünstigere Wendung genommen, als man nach dem Treffen bei Bergen und dem Vordringen der Franzosen bis an die Weser hatte erwarten dürfen. Hiezu kamen noch die

immer trostloser werdenden Zustände im Innern Frankreichs, die Stockung des Handels und der Industrie, die zunehmende Verarmung der Bevölkerung und daher ihre wachsende Unzufriedenheit, der erschreckende Geldmangel in den Staatscassen, der die Bestreitung der ungeheuren Kriegskosten nicht länger möglich erscheinen ließ. Fast Alles im Lande rief nach Frieden und auch die Regierung dachte ernstlich daran, denselben wenigstens nach der Richtung hin zu Stande zu bringen, nach welcher ihr die Fortführung des Krieges am drückendsten erschien. Man wünschte daher lebhaft zu einem Separatfrieden mit England zu gelangen und bediente sich zu diesem Ende der Vermittlung der spanischen Regierung.

Im August 1759 war König Ferdinand VI. von Spanien gestorben und sein Bruder Karl, bisher König von Neapel und Sicilien, bestieg nach ihm den spanischen Thron. Durch den Rücktritt des Wiener Hofes von seiner früher gegebenen Zusage, den Kronprinzen Joseph mit der ältesten Tochter des Königs Karl zu vermälen, war der Letztere bekanntlich empfindlich verletzt worden. Die in den Verträgen vom 30. und 31. December 1758 stipulirte und durch den Tractat, welcher im October 1759 zwischen Maria Theresia und dem Könige von Spanien unmittelbar abgeschlossen wurde [113]), bekräftigte Verzichtleistung auf ihr Heimfallsrecht auf Parma, Piacenza und Guastalla hatte an dieser Verstimmung für den Augenblick wenigstens nicht viel geändert. Dennoch konnte sich Karl der Erkenntniß nicht verschließen, daß es ihm nur durch diese Verzichtleistung der Kaiserin möglich gemacht worden, seinem sehnlichen Wunsche gemäß Neapel und Sicilien einem seiner Söhne zu übertragen, statt sie auf seinen jüngeren Bruder Philipp von Parma übergehen zu sehen.

Und noch ein zweiter, anscheinend unwichtiger, jedoch in seinen Wirkungen keineswegs bedeutungsloser Anlaß bot sich der Kaiserin dar, den neuen König von Spanien versöhnlicher zu stimmen. Derselbe nahm bei seiner Thronbesteigung den Titel Karls des Dritten an, denselben, welchen Maria Theresia's Vater, Kaiser Karl VI., als König von Spanien geführt hatte, und in welchem er durch die Verträge, die den spanischen Successionskrieg zum Abschlusse brachten,

belassen worden war. Karl mußte somit gefaßt sein, die Kaiserin werde im Andenken an ihren Vater gegen die Annahme jenes Titels Protest erheben. Maria Theresia war jedoch in ihrer großartigen Denkungsweise weit davon entfernt, auf derlei nebensächliche Dinge besonderen Werth zu legen. Die Ankündigung des spanischen Gesandten, sein König werde den Namen „Karl der Dritte" führen, nahm sie mit größter Zuvorkommenheit und ohne auch nur mit einem Worte an ihren eigenen Vater zu erinnern, entgegen [114]).

Nicht in diesem Verfahren der Kaiserin allein ist jedoch die Ursache zu suchen, weßhalb der neue König von Spanien seine frühere Gereiztheit gegen den Wiener Hof allmälig fallen ließ und in dem großen Kampfe, der damals Europa bewegte, mit seinen Sympathien durchaus nicht auf der Seite des Gegners stand. Karls Gemalin war ja die Tochter Augusts III. von Polen und Sachsen, und sie empfand aufs tiefste die Bedrückungen, mit denen der König von Preußen ihr Vaterland heimsuchte, die Mißhandlungen, die er an ihrer Mutter und an ihrer Familie verübte. Endlich hatte Karl das Verfahren noch keineswegs vergessen, welches sich die Engländer während des österreichischen Erbfolgekrieges gegen ihn erlaubt hatten. Noch immer gedachte er jener beleidigenden Drohung, Neapel zu beschießen, durch die ihn der britische Commodore Martin im Jahre 1742 gezwungen hatte, seine Truppen von dem gegen Oesterreich kämpfenden spanischen Heere zurückzurufen und sich, allerdings nur für kurze Zeit, neutral zu erklären.

Aeußerlich hütete jedoch Karl sich wohl, dieser Mißstimmung gegen England einen für die britische Regierung etwa verletzenden Ausdruck zu geben; er unterhielt vielmehr nach wie vor freundschaftliche Beziehungen mit ihr. Darum erschien er denn auch dem Hofe von Versailles, welcher den für Frankreich so verderblichen Seekrieg zu beendigen sich sehnte, als der geeignete Mann, um einen Separatfrieden mit England zu vermitteln. Der damalige Leiter der englischen Politik, William Pitt wies jedoch den Gedanken einer Trennung Englands von seinem tapferen Bundesgenossen, dem Könige von Preußen zurück. Wohl aber traten jetzt beide Mächte, England und Preußen mit dem Vorschlage auf, den sie ihren Gegnern machten,

einen Friedenscongreß zusammen zu berufen. Die Form, in der sie dieß thaten, war ganz eigenthümlich gewählt. Prinz Ludwig von Braunschweig, Vormund des minderjährigen Erbstatthalters der Niederlande, den Höfen von Wien, Berlin und St. James nahe verwandt, übergab am 25. November 1759 auf dem Schlosse zu Ryswijk den dorthin berufenen Gesandten Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands im Haag, dem Freiherrn von Reischach und den Grafen d'Affry und Golowkin eine im Namen der Könige von England und Preußen ausgefertigte Declaration. Sie erklärten sich darin von dem Verlangen beseelt, den Schrecknissen des Krieges ein Ende zu machen und daher bereit, Bevollmächtigte nach irgend einem zweckmäßig erscheinenden Orte zu senden, um dort mit den Repräsentanten der übrigen kriegführenden Mächte über den Abschluß eines allgemeinen und dauerhaften Friedens zu unterhandeln. Prinz Ludwig fügte mündlich die Bemerkung hinzu, England und Preußen wünschten daß ihnen die Antwort ihrer Gegner auf dem gleichen Wege ertheilt werde.

Von dem Freiherrn von Reischach in vertraulicher Unterredung um seine eigene Meinung über diesen Schritt der feindlichen Mächte befragt, antwortete der Prinz, der König von Preußen begehre durchaus den Frieden. England müsse thun, was Friedrich wolle; Pitt, welcher in England allmächtig sei, wünsche gleichfalls den Frieden, ja man habe Ursache zu glauben, daß er schon seinen Schwager Lord Temple zum britischen Friedensgesandten bestimmte[115]).

Man kann sich wohl denken, daß die Erklärung Englands und Preußens in Wien keine unwillkommene war. Nicht als ob man auch nur im entferntesten daran gedacht hätte, sich den Wünschen der beiden Gegner zu fügen; wohl aber begrüßte man ihre Kundgebung als ein unverkennbares Symptom der Nothlage, in welcher sich Oesterreichs eigentlicher Feind, der König von Preußen befand. Und wenn er schon vor dem Ereignisse bei Maxen sich genöthigt gesehen habe, zuerst die Hand darzubieten zum Frieden, wie groß werde erst jetzt seine Bedrängniß sein?

Die innersten Gedanken des Wiener Hofes sind am deutlichsten aus einem Rescripte zu ersehen, welches derselbe mit einer an ihm gar nicht gewohnten Eilfertigkeit an den Grafen Esterházy erließ. Am 4. December war Reischachs Depesche in Wien eingetroffen; schon am folgenden Tage wurde über ihren Inhalt Conferenz abgehalten, und noch an demselben Abende eilte ein Courier mit Instructionen nach Rußland. Es sei nicht zu bezweifeln, heißt es in denselben, daß England durch die dringenden Vorstellungen des Königs von Preußen vermocht worden sei, mit ihm gemeinschaftlich auf einen Friedenscongreß anzutragen. Denn Friedrich habe sich so sehr erschöpft an Kriegsvorräthen und an Mannschaft, daß seine gesammte Heeresmacht in Sachsen, in Schlesien und Pommern nicht mehr als siebzigtausend Mann zähle. Ungemein schwer werde es ihm fallen, den nächsten Winter hindurch mehr als zwanzig- bis dreißigtausend Mann aufzubringen. Dagegen werde Oesterreich allein im künftigen Frühjahre zwei Armeen in einer Gesammtzahl von mehr als hundertdreißigtausend Mann aufstellen. Wenn nun Preußen gleichzeitig auch von dem russischen Heere und von den Schweden angegriffen würde, so könne es nach menschlicher Berechnung in der That nicht fehlen, daß der König sich in dem künftigen Feldzuge von allen Hülfsquellen entblößt sehen und daher gänzlich unterliegen müsse. All seine Künste und Bemühungen würden nicht ausreichen, ihn vor der überlegenen Macht der Verbündeten zu retten.

England hingegen sehe das Glück seiner Waffen aufs höchste gestiegen; doch könne ein einziger ungünstiger Zufall die ganze Gestalt der Dinge verändern. Da übrigens durch die unermeßlichen Kriegskosten auch die Finanzen Englands erschöpft seien, so beeile sich diese Regierung, den günstigen Augenblick zu benützen und die für sie vortheilhaftesten Friedensbedingungen Frankreich abzuzwingen. Denn dieser letztere Staat befinde sich in der äußersten Bedrängniß und sehe einem baldigen Frieden mit größtem Verlangen entgegen.

Hieraus gehe hervor, daß nicht nur Preußen und England, sondern auch Frankreich sich eifrigst bemühen würden, den Congreß und auf demselben den Abschluß des Friedens zu Stande zu bringen. Hiebei

vermöchten jedoch weder Oesterreich und Rußland, noch auch Sachsen und die übrigen Alliirten ihre Rechnung zu finden. Denn Rußland selbst habe ja den ganz unwiderleglichen Grundsatz aufgestellt, daß wenn König Friedrich bei seiner gegenwärtigen Macht bliebe, niemals auf dauernde Ruhe zu zählen sei. So viel Opfer an Menschen und an Geld habe man bereits gebracht; wenn nun gerade in dem Augenblicke, in welchem man die Frucht davon zu ernten im Begriffe stehe, dem Wunsche des Feindes gemäß die Waffen niedergelegt werden sollten, so würde darin das größte Unglück bestehen, von welchem Oesterreich und dessen Verbündete nur immer betroffen werden könnten.

Die Absicht König Friedrichs sei für Jedermann leicht erkennbar. Er wolle nichts Anderes, als die beiden Kriege und daher auch die Friedensverhandlungen mit einander vermengen. Dadurch bezwecke er, daß England dem Hofe von Versailles günstigere Friedensbedingungen bewillige und dadurch wieder Preußen aus seiner Verlegenheit befreie, Oesterreich aber und dessen Verbündete um die gehoffte Entschädigung bringe. Gewiß gönne man Frankreich einen erträglichen Frieden und sei bereit, dessen Zustandekommen eher zu fördern als es zu verhindern. Aber nach dem wohlbedachten Wortlaute der zu Ende des vergangenen Jahres abgeschlossenen Verträge solle dieser Friede nur dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ziel setzen, Oesterreich aber freie Hand lassen zur Austragung seines besonderen Streites mit dem Könige von Preußen.

Trotz dieser entscheidenden Beweggründe, welche für Oesterreich gegen den baldigen Abschluß eines allgemeinen Friedens obwalteten, glaubte man jedoch in Wien nicht zur trockenen Ablehnung des von England und Preußen gemachten Vorschlages rathen zu dürfen. Man würde dadurch bei Freund und bei Feind einen allzu widrigen Eindruck hervorbringen und sich der Möglichkeit aussetzen, daß ohne Zuziehung Oesterreichs und Rußlands ein einseitiger und schädlicher Friede zu Stande komme, dessen Bedingungen man endlich gleichfalls zuzustimmen sich gezwungen sehen könnte. Hingegen bleibe bei Beschickung des Friedenscongresses die Gelegenheit offen, Zeit zu gewinnen, die wahre Gesinnung der Höfe zu erforschen und sich dieser Ergründung mit

Nutzen zu bedienen, um den Eifer Englands für Preußen herabzustimmen und an der Zustandebringung eines Friedens zwischen England und Frankreich zu arbeiten, welcher Oesterreich und Rußland gestatte, den Kampf gegen Preußen wenigstens noch einen Feldzug hindurch fortzusetzen und in solcher Weise den Zweck ihrer Kriegführung glücklich zu erreichen.

Der Wiener Hof schlug daher vor, die Erklärung Englands und Frankreichs ungefähr in derselben Weise, wie sie abgegeben worden, jedoch ohne Erwähnung eines abzuschließenden allgemeinen Friedens zu beantworten. Aachen könnte als Congreßort bezeichnet werden; Oesterreich werde den Grafen Starhemberg als seinen Repräsentanten dorthin absenden.

Alles komme jedoch darauf an, wurde auch jetzt wieder eindringlich betont, daß Oesterreich und Rußland als aufrichtige und natürliche Bundesgenossen einmüthig zusammenwirken. Jedes Mißtrauen, jedes Privatinteresse möge aus ihren Berathungen und Entschlüssen verbannt sein. Fortwährend sollten sie in engstem Vertrauen zu Werke gehen, sich gegenseitig gar nichts verhehlen, was zu des Einen oder zu des Anderen Kenntniß gelangen könnte, und sich eifrigst bemühen, ihren beiderseitigen Vortheil gleichmäßig zu erreichen[116]).

Aus all dem ist der sehr große Unterschied, welchen Oesterreich in Bezug auf das bevorstehende Friedensgeschäft zwischen seinen beiden Hauptverbündeten machte, leicht erkennbar. Auf Rußland glaubte es sowohl bei der Fortführung des Krieges als bei den Friedensverhandlungen mit ziemlicher Bestimmtheit zählen zu können, und man that daher alles Mögliche, um die Kaiserin Elisabeth in dieser bundesfreundlichen Gesinnung zu bestärken. Frankreich hingegen meinte man, insofern es um die Zustandebringung des Friedens im Allgemeinen sich handelte, fast schon zu den Gegnern rechnen zu müssen. Um so mehr war dieß der Fall, als sich gerade damals über zwei wichtige Punkte eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den Höfen von Wien und Versailles erhob. Es schien nicht ganz unwahrscheinlich zu sein, daß hiedurch das bisherige gute Einvernehmen

zwischen den beiden Verbündeten ernstlich getrübt werden könnte. Frankreich verlangte die Einräumung der wichtigen Reichsfestung Mainz an seine Truppen, und Choiseul deutete in seinen Gesprächen mit Starhemberg die Absicht der französischen Regierung an, nun auch der Republik Holland den Krieg zu erklären.

In Wien fand nach beiden Richtungen hin die Anschauung der französischen Regierung entschiedenen Widerspruch. Was zunächst die Besetzung von Mainz durch französische Truppen anging, wurde erklärt, daß zu einem so auffallenden Schritte wie die Aufnahme fremder Soldaten in eine Hauptgrenzfestung des Reiches gar kein Anlaß vorhanden sei. Gern wolle man die Nothwendigkeit zugeben, die Rückzugslinie des französischen Heeres für den Fall eines Unglückes sicherzustellen. Ein derartiger Fall sei jedoch noch keineswegs eingetreten, und die französische Armee müßte nicht nur hinter den Main, sondern selbst hinter den Rhein getrieben werden, wenn Mainz ihr zur Deckung dienen sollte. Mit Recht würde ein solcher Schritt dem Kaiser die empfindlichsten Vorwürfe von Seite der einzelnen Reichsglieder zuziehen; das scheine die französische Regierung auch zu fühlen. Denn wohl aus diesem Grunde habe sie sich mit ihrem Begehren nicht an den Kaiser, sondern unmittelbar an den Kurfürsten von Mainz gewendet [117]), während sie doch wissen müsse, daß die Entscheidung hierüber dem Letzteren keineswegs zustehe.

Mit noch größerer Unruhe erfüllte den Grafen Kaunitz der Gedanke Choiseuls, der Republik Holland den Krieg zu erklären. Es ließ sich nicht leugnen, daß dieselbe trotz der Versicherung ihrer Neutralität bei so manchen Anlässen große Hinneigung zu England und Preußen gezeigt hatte. Dieses Verfahren gebe hinlänglich Anlaß, so meinte Choiseul, zu offenem Bruche; ja derselbe würde für Frankreich und dessen Verbündete beträchtlichen Nutzen nach sich ziehen. Bei der geringen Zahl und der noch geringeren Kriegstüchtigkeit ihrer Truppen wäre die Republik ganz außer Stande, einem nachdrücklichen Angriffe Widerstand zu leisten. Ein Krieg gegen sie würde überdieß gar keine neuen Ausgaben verursachen, sondern im Gegentheile aus den ihr aufzulegenden Contributionen ansehnlicher Vortheil gezogen

werden können. Endlich würden England und Preußen die Eroberung Hollands nicht gleichgültig mit ansehen, sondern Alles zur Hülfeleistung anwenden. Hiedurch würde den Feinden sowohl zu Lande als zur See eine ausgiebige Diversion gemacht, England aber rascher und sicherer als in irgend einer anderen Weise zum Frieden gezwungen werden.

Schon Starhemberg war nicht der Meinung Choiseuls; er entgegnete ihm vielmehr, daß es ihm wünschenswerther scheine, die Zahl der Feinde zu verringern statt sie zu vermehren. Vor Allem möge man sich klar darüber werden, ob der Krieg gegen Holland gerecht und ob er nothwendig sei; so lang diese beiden Fragen nicht bejahend entschieden seien, müsse man die dritte Frage, ob ein solcher Krieg irgend welchen Nutzen darbieten würde, gänzlich bei Seite lassen. Denn mit der redlichen Gesinnung, der Würde und dem wahren Vortheil beider Verbündeter würde es keineswegs übereinstimmen, ungerechter Weise und ohne von dem Gegner hiezu gezwungen zu sein, einen derartigen Krieg zu beginnen [118].

Starhembergs Anschauung wurde von Kaunitz entschieden gebilligt. Auch er erklärte nicht begreifen zu können wie Frankreich, welches seiner gegenwärtigen Feinde nicht Meister werde, die Anzahl derselben noch vermehren wolle. Allerdings befänden die Finanzen und das Kriegswesen der Republik sich in recht schlechtem Zustande. Würde sie jedoch zur energischen Anspannung all ihrer Kräfte gezwungen, so fände sie wohl auch noch beträchtliche Hülfsquellen in sich selbst. Mit Englands Beistand könnte sie Frankreich tüchtig zu schaffen geben, ja ein einziger glücklicher Streich den Krieg nicht nur in die österreichischen Niederlande, sondern wohl gar über die Grenze Frankreichs spielen.

Sonst halte man sich, fuhr Kaunitz fort, an die Regel, daß dasjenige, was die Feinde wünschen und zu erreichen sich bemühen, sorgfältig zu vermeiden sei. Wenn aber Frankreich jetzt einen Krieg mit Holland herbeiführen wolle, so würde es selbst dasjenige bewirken,

was England und Preußen seit Beginn des Krieges zu erreichen sich fruchtlos bemüht hätten [119]).

Den nachdrücklichen Vorstellungen der Grafen Kaunitz und Starhemberg mag es gelungen sein, Choiseul wieder abzubringen von dem Gedanken einer Kriegserklärung an Holland. Auch in die Weigerung, Mainz den französischen Truppen in die Hände zu geben, fügte man in Versailles sich leichter als man in Wien es besorgt hatte. Und überhaupt schien es, als ob die französische Regierung mit größerer Standhaftigkeit als am Wiener Hofe geglaubt und gehofft wurde, festhielte an dem Bündnisse mit Oesterreich und an den Bedingungen, auf welche es gebaut war.

Die Hauptsorge des Wiener Hofes bestand darin, daß so wie man den König von Preußen im Verdacht hatte, dasjenige anzustreben, was man in Wien eine Vermengung der beiden Kriege und der Friedensverhandlungen nannte, ein Gleiches auch von Seiten Frankreichs geschehen würde. Denn wie Friedrichs Interesse es wünschenswerth erscheinen lasse, daß zur Ausgleichung der mißlichen Verhältnisse, in denen er sich befand, die von England über Frankreich errungenen Vortheile in die Wagschale gelegt würden, so konnte Letzteres vielleicht begehren, daß man die etwaigen Anforderungen Englands durch Zugeständnisse an Preußen wieder aufwäge. Die Mittheilungen der französischen Regierung zerstreuten jedoch bald diese Besorgniß. Ohne noch von Wien aus hiezu gedrängt worden zu sein, erklärte man in Frankreich freiwillig, daß man nach wie vor zwischen den Streitobjecten in Amerika und denen in Deutschland streng unterscheide; darum dürften auch die hierauf bezüglichen Verhandlungen nicht auf einem Congresse mit einander vermengt werden [120]). Auf diesem Grundsatze unerschütterlich beharrend, habe man auch in London erklären lassen, daß man bereit sei, unter Vermittlung des Königs von Spanien über die Beendigung des Seekrieges zu unterhandeln; die Besprechungen hierüber müßten daher dem allgemeinen Congresse ferngehalten werden. Was den Krieg in Deutschland betreffe, werde der König von Frankreich der Entscheidung des Wiener Hofes sich anschließen. Doch meine er daß man den Antrag, einen Congreß

zusammen zu berufen, nicht zurückweisen könne. Außer von Oesterreich, Frankreich und Rußland werde derselbe auch von allen übrigen Verbündeten, insbesondere von dem deutschen Reiche, von Schweden und Sachsen, aber keineswegs von Mächten zu beschicken sein, welche nicht an dem Kriege Theil genommen hätten. Nancy oder Brüssel wurden von französischer Seite als diejenigen Städte bezeichnet, welche man zur Abhaltung des Congresses für besonders geeignet halte.

Der schriftlichen Erklärung, welche der Herzog von Choiseul in Wien überreichen ließ, entsprachen auch seine mündlichen Aeußerungen gegen den österreichischen Botschafter in Frankreich. Immer liefen sie darauf hinaus, daß man nur den Separatfrieden zwischen England und Frankreich herbeiführen müsse; wenn man den König von Preußen allein zu bekämpfen habe, werde man mit ihm rasch und sicher ans Ende gelangen. Von welcher Art dieß Ende sein werde, darüber ließ Choiseul sich freilich nicht deutlicher vernehmen, und es mag sein daß es ihm persönlich erwünscht gewesen wäre, den König von Preußen nicht aufs Aeußerste getrieben und seine Macht nicht zu Gunsten des Hauses Oesterreich völlig zertrümmert zu sehen. Er hat sich wohl auch in diesem Sinne gegen die Personen geäußert, welche eine Art geheimen Verkehrs zwischen den Höfen von Versailles und Berlin vermittelten. Denn noch immer dauerte derselbe fort; die Zwischenträger mochten entweder, wie Voltaire, sich selbst hiezu aufnöthigen, oder wie bald darauf Georg Ludwig von Edelsheim und der preußische Gesandte im Haag, von Hellen, von König Friedrich benützt werden, um mit Choiseul Erklärungen auszutauschen, die wohl von beiden Seiten nicht gar aufrichtig gemeint, sondern mehr auf Ueberlistung desjenigen berechnet waren, mit welchem man in vertrauliche Verbindung zu treten sich den Anschein gab. Was wenigstens Choiseul betrifft, so hat wohl die Folge deutlich gezeigt, daß all diese verdeckten Schritte gleich den im Haag noch fortwährend betriebenen Verhandlungen des Grafen d'Affry auf nichts anderes abzielten, als den König von Preußen hinzuhalten, ihm mit der Hoffnung auf baldigen Abschluß des Friedens zu schmeicheln und inzwischen auf die Herbeiführung einer abgesonderten Verständigung mit England eifrigst hinzuarbeiten. Da man

auch in Wien und St. Petersburg den Frieden vor der Hand nicht ernstlich wollte, indem man mit Recht vorhersah, daß der König von Preußen noch bei weitem nicht so tief gedemüthigt sei, um sich die Bedingungen auferlegen zu lassen, zu deren Erreichung man überhaupt Krieg führte, so kann wohl gesagt werden, daß zu Ende des Jahres 1759 die drei mächtigsten Gegner Friedrichs ihm mit nicht geringerer Einmüthigkeit gegenüber zu stehen schienen, als dieß je zuvor der Fall gewesen war.

Allerdings waltete über jene Bedingungen selbst zwischen den verbündeten Mächten eine Meinungsverschiedenheit ob, welche gerade damals die Eintracht zwischen ihnen mit ernstlichen Gefahren bedrohte. Es handelte sich dabei nicht so sehr um die Wiedergewinnung von Schlesien und Glatz, welche dem Wiener Hofe noch immer als das Endziel seiner Anstrengungen vorschwebte, während Choiseul es liebte, dasselbe als eine Chimäre zu bezeichnen, an deren Verwirklichung man Geld und Menschen nutzlos verschwende. Nicht was Oesterreich, sondern dasjenige, was Rußland beim künftigen Friedensschlusse für sich begehren zu wollen erklärte und zu dessen Erwerbung es den Beistand seiner Alliirten verlangte, drohte zum Apfel der Zwietracht zwischen den letzteren zu werden.

Man kennt die Mittheilung, durch welche die Kaiserin Elisabeth dem Wiener Hofe ihren ernstlichen Willen kundgab, den Krieg gegen Preußen nachdrücklichst fortzusetzen, um wo möglich im bevorstehenden Feldzuge eine definitive Entscheidung herbeizuführen. Dem britischen Gesandten Keith, welcher kurz darauf die zu Ryswijk erfolgte Erklärung Englands und Preußens dem Hofe von St. Petersburg übergab, wurde trocken erwiedert, daß Rußland in Bezug auf das etwaige Friedensgeschäft von seinen Verbündeten Oesterreich und Frankreich sich in keiner Weise zu trennen gedenke. Esterházy erging sich in Schilderungen der freudigen und zuversichtlichen Stimmung, in welche man zu St. Petersburg durch das Ereigniß von Maxen versetzt worden sei; er überströmte in Betheuerungen, daß man auf Rußlands Bundestreue unter allen Umständen zählen dürfe. In dem Taumel der Freude vergaß man fast darauf, daß Rußland vor sehr kurzer Zeit

mit einer Forderung hervorgetreten war, welche schon damals, als sie zum ersten Male vorgebracht worden, großen Anstoß erregt und eine ausweichende Beantwortung hervorgerufen hatte. Gern war geglaubt worden, und manche Andeutungen russischer Staatsmänner ließen es hoffen, man werde in Rußland auf dem Verlangen einer beträchtlichen Gebietserwerbung keineswegs bestehen. Um so größer war die Verlegenheit, in welche der Wiener Hof gebracht wurde, als die russische Regierung im November 1759, indem sie sich bereit erklärte, den im December 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Verträgen auch ihrerseits beizutreten, von ihren Verbündeten das förmliche Versprechen verlangte, bei den dereinstigen Friedensverhandlungen Rußland zur Erwerbung des Königreiches Preußen zu verhelfen. Dieses Land sei ja ohnedieß, wurde hinzugefügt, schon durch die russischen Waffen erobert und die Einwohner hätten der Kaiserin freiwillig den Eid der Treue geleistet. Auch bilde es keinen Bestandtheil des deutschen Reiches und sei von dem Hause Brandenburg nicht immer besessen worden, seine Loslösung von demselben werde daher ohne allzu große Schwierigkeit vor sich gehen können [121]).

An die Wahrheit dieser letzteren Behauptung wurde übrigens von denen, welche sie aufstellten, von den russischen Staatsmännern selbst nicht geglaubt. Recht wohl erkannten sie die fast unüberwindlichen Hindernisse, welche gegen die Verwirklichung ihres Begehrens sich aufthürmten. Und diese Erkenntniß mag es gewesen sein, welche den Kanzler Woronzow zu dem eigenthümlichen Vorschlage veranlaßte, man möge das Königreich Preußen dem Großfürsten Peter zu Theil werden lassen, dessen Stammland Holstein aber der Krone Dänemark zuwenden und die letztere hiedurch bewegen, ihre bisherige Neutralität in eine active Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu verwenden.

Esterházy verhehlte dem Großkanzler nicht, daß die von dem letzteren ausgedachte Modification des Projectes dessen Verwirklichung durchaus nicht erleichtere. Nach Wien aber schrieb er, daß er die Hoffnung nicht aufgebe, Rußland werde seiner Zeit selbst die Unausführbarkeit seines Begehrens erkennen und mit einer ausgiebigen Schadloshaltung in Geld sich zufrieden stellen [122]).

Schon seit einiger Zeit war man in Wien darauf gefaßt, daß Rußland binnen kurzem Entschädigungsforderungen stellen und sich nicht leicht dazu herbeilassen werde, den Verträgen vom December 1758 einfach beizutreten, ohne für sich selbst namhafte Vortheile zu bedingen[123]). Man war daher, als dieser Schritt von Seite Rußlands wirklich geschah, in Wien dadurch keineswegs überrascht, aber man zweifelte auch nicht an der Unausführbarkeit der aufgestellten Bedingung. Frankreich, das im Allgemeinen einer Beendigung des Krieges so sehr geneigt sei, werde gar leicht die fast unüberwindliche Schwierigkeit erkennen, welche der Verwirklichung dieser Absicht dadurch in den Weg gelegt werde, daß ein Land, das sich seit Jahrhunderten im Besitze des Hauses Brandenburg befunden habe und auf welches dessen Königstitel gegründet sei, jetzt demselben entrissen werden sollte. Nur durch die äußerste Erschöpfung, durch ihre vollständige Darniederwerfung, zu deren Verwirklichung aber mindestens noch ein sehr langer Krieg erforderlich sei, würden die Könige von England und Preußen gezwungen werden können, sich einem so demüthigenden Begehren zu fügen. Darum habe nicht allein Frankreich, sondern auch Oesterreich gegründete Ursache genug, nicht die Hand zu bieten zur Durchführung eines so gefährlichen Planes. Seine Realisirung würde das Gleichgewicht im europäischen Norden völlig vernichten, und Rußlands Macht sei jetzt schon allzu furchtbar geworden, als daß Oesterreich und andere Mächte dessen unmittelbare Nachbarschaft wünschen könnten.

Andererseits war es jedoch auch wieder von der äußersten Wichtigkeit für Oesterreich, Rußland nicht gerade jetzt, in einem vielleicht für die ganze Zukunft entscheidenden Augenblicke zu verstimmen. Man gab sich daher der russischen Regierung gegenüber das Ansehen, als ob man ihr Begehren bei Frankreich bevorworte, während doch Starhemberg eigentlich nur zu einer einfachen Mittheilung desselben an den Hof von Versailles angewiesen wurde. Und Esterházy erhielt den Auftrag, in Maria Theresia's Namen förmlich zu erklären, sie verpfände ihr königliches Wort, daß sie sowohl während des Krieges als bei den Friedensverhandlungen das Aeußerste aufbieten werde, um Rußland zu denjenigen Vortheilen und Entschädigungen zu verhelfen,

welche die Zarin selbst für sich auswählen und als erreichbar ansehen würde. Wären jedoch solche Vortheile wider Vermuthen nicht zu erlangen, so wolle Oesterreich unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es zum Wiederbesitze von Schlesien und Glatz gelange, an Rußland jene zwei Millionen bezahlen, die schon in dem Vertrage vom Jahre 1746 stipulirt, in demjenigen von 1757 aber beseitigt worden waren [124].

In Wien gab man sich wohl der Hoffnung hin, durch diese Antwort die Begehrlichkeit Rußlands einstweilen beschwichtigen und es bei gutem Willen für die bevorstehende Kriegführung erhalten zu können. Aber obgleich Esterházy selbst der Erste gewesen, welcher gemeint hatte, am Ende werde Rußland auch noch mit einer ausgiebigen Geldsumme zu befriedigen sein, so kam er doch bald wieder von dieser Anschauung zurück. Schon um die Mitte des December berichtete er nach Wien, Rußland beharre zwar in den besten Vorsätzen zu nachdrücklicher Fortsetzung des Krieges, und man dürfe durchaus nicht besorgen, daß es selbst günstigen Friedensvorschlägen Gehör geben werde. Um jedoch Rußland bei dieser Stimmung zu erhalten, sei es durchaus nothwendig, dessen Begehren so bald und so vollständig als nur immer möglich zu willfahren [125]. Fortwährend kam er darauf zurück, Rußland werde sich, was auch bei den Friedensverhandlungen über die Provinz Preußen, die es thatsächlich besetzt halte, beschlossen werden möge, zu deren einfacher Zurückstellung so leicht nicht entschließen. Jedenfalls müßte ihm eine sehr ansehnliche Schadloshaltung zu Theil werden, als welche der Betrag von zwei Millionen wohl in keinem Falle genüge [126]. Und daß gerade zu jener Zeit eine Deputation aus Preußen in St. Petersburg eintraf, welche aus dem Grafen von Schlippenbach, den Herren von Schröder, von Finck und von Auer bestand und beauftragt war, der Kaiserin von Rußland den Dank der Provinz Preußen für deren „gelinde Regierung auf das devoteste" darzubringen [127], mochte dort in dem Vorsatze bestärken, diejenigen nicht so leicht wieder aufzugeben, welche sich selbst schon als Rußlands getreue Unterthanen zu betrachten schienen.

Ganz eigenthümlich war der Weg, welchen man von russischer Seite einschlug zur Verwirklichung dieses Wunsches; er ist ein Beweis für ein feines Verständniß und eine richtige Auffassung der thatsächlich existirenden Verhältnisse. Daß man Frankreichs Mitwirkung zu der beabsichtigten Vergrößerung niemals erlangen werde, wußte man in St. Petersburg mit ziemlicher Bestimmtheit und bemühte sich daher auch gar nicht sonderlich um dieselbe. Der Großkanzler Woronzow und der Kammerherr Iwan Schuwalow unterzeichneten vielmehr ohne längere Zögerung eine Erklärung, durch welche die russische Regierung den wesentlicheren Bestimmungen der Verträge vom December 1758 bedingungslos beitrat. Aber indem Rußland demjenigen Verbündeten gegenüber, von dem es sich keiner Nachgiebigkeit versah, auf seinem Begehren nicht länger beharrte und auf Frankreichs Unterstützung zur Erwerbung der Provinz Preußen von vorneherein verzichtete, legte es, nach wie vor Oesterreichs Beihülfe hiezu in Anspruch nehmend, gegen diesen Staat eine um so größere Hartnäckigkeit an den Tag. So weit ging es, daß es die Berechtigung Rußlands zur dauernden Erwerbung Preußens auf eine und dieselbe Linie stellte mit dem Anspruche Oesterreichs auf die Wiedergewinnung Schlesiens und der Grafschaft Glatz. So leicht es auch Kaunitz fiel, das Ungereimte einer solchen Aneinanderreihung darzuthun, die unwiderleglichste Beweisführung verfing nicht bei denjenigen, welchen es eben nicht um das Recht zu thun war, sondern einzig und allein um den beabsichtigten Gewinn. Man kannte in St. Petersburg genau den ungemein großen Werth, welchen man in Wien darauf legen mußte, daß Rußlands gewaffneter Beistand gegen Preußen noch fortdauere. Hiedurch zuversichtlich gemacht, richtete die russische Regierung in dem Augenblicke, in welchem sie ihren Beitritt zu den Decemberverträgen erklärte, das ihr speziell am Herzen liegende Begehren, welches sie dort gar nicht berührte, an Oesterreich allein. Zwei Vertragsentwürfe ließ sie dem Grafen Esterházy überreichen, durch welche der Tractat von 1746 und die Convention von 1757 ersetzt werden sollten. Maria Theresia wurde darin das feierliche Versprechen in den Mund gelegt, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken als bis Rußland der dauernde Fortbesitz Preußens gesichert sei. Auf baldige Beendigung dieser Angelegenheit drang man in

Rußland unter dem Vorwande, man wünsche dann seine ganze Aufmerksamkeit dem zu vereinbarenden Operationsplane und der Kriegführung selbst zuwenden zu können [128].

Esterházy befand sich in dem Augenblicke, in welchem er dieses Begehren der russischen Regierung erhielt, ohne jede Instruction über die Art und Weise, in der er ein solches zu beantworten habe. Daß Rußland plötzlich eine Erneuerung der Tractate verlangen werde, hatte man in Wien unmöglich vorhersehen können. Und was den Kern dieser Forderung, die Erwerbung Preußens betraf, war noch immer gehofft worden, Rußland werde es bei der allgemein lautenden Zusicherung Oesterreichs, ihm zur Erlangung einer angemessenen Schadloshaltung behülflich sein zu wollen, am Ende doch noch bewenden lassen. Mit Recht schrack Esterházy vor der Verantwortlichkeit zurück, ohne Vollmacht und näheren Auftrag im Namen seiner Regierung an den Abschluß neuer Verträge zu schreiten. In diesem Sinne richtete er am 19. März 1760 eine nachdrückliche Vorstellung an die Bevollmächtigten der Zarin. Aber er beging dabei den Fehler, sich doch schon in eine nähere Kritik des von russischer Seite gemachten Vorschlages einzulassen. Dem Artikel, in welchem der Hauptpunkt enthalten war, stellte er eine neue Fassung entgegen. Die von Rußland schon früher übernommene Verpflichtung, die Waffen nicht niederzulegen als bis Schlesien und Glatz, auf welche Länder das Anrecht des Königs von Preußen durch dessen Friedensbruch vernichtet worden sei, wieder an Oesterreich gelangt wären, wurde darin wiederholt und als Gegenleistung die schon früher ausgesprochene Versicherung erneuert, Maria Theresia werde eifrigst bemüht sein, Rußland noch vor dem Abschlusse des Friedens zu der Schadloshaltung zu verhelfen, zu der es ohne Zweifel berechtigt sei.

Wenige Tage nachdem Esterházy in solcher Weise gegen die russische Regierung sich ausgesprochen, erhielt er neue Instructionen aus Wien. Man darf nicht vergessen, daß damals ein Eilbote ungefähr zwei Wochen zur Zurücklegung der weiten Entfernung bis St. Petersburg bedurfte [129]. Höchst umfangreich waren die Rescripte, welche der österreichische Courier dem Grafen Esterházy überbrachte.

Der ganze Operationsplan befand sich unter ihnen, von dem dringenden Auftrage begleitet, Rußlands Zustimmung zu demselben und dessen genaue Befolgung nur ja zu erwirken. Und es soll nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß auch Esterházy's wiederholt und in angelegentlichster Weise kundgegebenem Wunsche, von St. Petersburg abberufen zu werden, eine baldige Gewährung in Aussicht gestellt wurde. Man beschäftige sich bereits, kündigte man ihm an, mit der Wahl seines Nachfolgers.

Ueber den Hauptgegenstand, der Esterházy beschäftigte, das Entschädigungsbegehren Rußlands, enthielten die Depeschen aus Wien keine neuerliche Richtschnur für ihn. Doch wurde diesem Mangel wenigstens theilweise durch ein späteres Schreiben des Grafen Kaunitz an Esterházy abgeholfen [130]). Nochmals wurde darin der lebhafte Wunsch ausgedrückt, Rußland möge es bei der von österreichischer Seite schon ausgestellten, wenn gleich nur allgemein lautenden Erklärung einstweilen bewenden lassen. „Doch geht die hiesige Meinung „nicht dahin", so schließt die Depesche, „hierüber etwas vorschreiben „zu wollen."

Dieser Beisatz war freilich kaum anders gemeint, als den Grafen Esterházy, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, neuerdings von dem hohen Werthe zu überzeugen, den man in Wien darauf legte, die russische Regierung in günstiger Stimmung zu erhalten. Zu diesem Ende sei man auch, was die Form etwaiger neuer Verabredungen betreffe, zu jeder Nachgiebigkeit bereit. Was jedoch die Wesenheit derselben anging, so enthielt man sich nach wie vor mit Sorgfalt, auf das von russischer Seite gestellte Begehren auch wirklich einzugehen.

Esterházy faßte ohne Zweifel die aus Wien empfangenen Instructionen richtig auf, indem er sich durch dieselben veranlaßt fand, der russischen Regierung nochmals die Bedenken zu Gemüthe zu führen, welche gegen die Zustandebringung neuer Verträge ohne Zweifel obwalteten. Er schlug ihr daher vor, sich mit einer von österreichischer Seite auszustellenden Erklärung zu begnügen, deren Mittheilung an Frankreich nicht gleich derjenigen der Verträge unerläßlich erscheine.

[library stamp]

Doch fügte er hieran, und hiemit überschritt er wohl schon seine Instruction, eine ausführliche Betrachtung, durch welche er darzuthun suchte, daß das von russischen Truppen besetzte Königreich Preußen der russischen Oberherrschaft, wenn man nur den Krieg nachdrucksvoll fortführe, ohnedieß nicht mehr entrissen werden könne. Und schließlich stellte er wohl allzu willfährig die Entscheidung über Form und Inhalt der neuen Verabredung der russischen Regierung anheim [131]).

Diese letztere Entscheidung ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und sie lautete deutlich genug, um alle Zweifel über Rußlands eigentliche Absichten völlig zu zerstreuen. Mit einer in Rußland ganz unerhörten Eilfertigkeit wurde Esterházy schon vier Tage nachdem er seine Denkschrift überreicht, mit einer ausführlichen Antwort überrascht. Alle von ihm erhobenen Einwendungen wurden entweder widerlegt oder als unwesentlich bezeichnet, dagegen die von russischer Seite gestellten Begehren in nachdrücklichstem Tone wiederholt [132]). Mündlich begleiteten Woronzow und Schuwalow ihre Mittheilung mit der Erklärung, daß man sich über den Operationsplan und die kriegerischen Unternehmungen nicht eher aussprechen werde, als bis man über die Entschädigungsfrage vollständig beruhigt sei [133]).

Wie Esterházy selbst versichert, war es diese letztere Drohung, welche den mächtigsten Eindruck auf ihn hervorbrachte. Er war ja von Wien aus beauftragt worden, vor Allem eine Verständigung über die vorzunehmenden Operationen baldigst herbeizuführen, denn der Beginn derselben stand schon in der nächsten Zeit bevor und von ihnen hing der Erfolg des Feldzuges, von dem letzteren aber wieder die ganze Gestaltung der politischen Zukunft der kriegführenden Mächte einzig und allein ab. In dieser Bedrängniß glaubte Esterházy sich über jede fernere Bedenklichkeit hinwegsetzen zu müssen. Er erklärte sich bereit, dem Begehren Rußlands zu willfahren, und ungesäumt wurde an die Unterzeichnung der neuen Verträge geschritten. Als sie geschehen war, und gleichsam zur Belohnung für dieselbe, übergab man Esterházy eine Note, durch welche man den von ihm vorgelegten Operationsplan wenigstens theilweise guthieß.

Die Verlegenheit, in welche Esterházy durch das Andringen der russischen Regierung versetzt worden war, übertrug sich jetzt nach dem Eintreffen seiner Berichte auf Maria Theresia selbst. Sowohl die Kaiserin als Kaunitz[134]) waren durch Esterházy's eigenmächtigen Schritt aufs Peinlichste überrascht. Vor Allem empfanden sie die lebhafte Besorgniß, daß diese Nachricht den übelsten Eindruck auf den Hof von Versailles hervorbringen werde. Man hatte sich ja Frankreich gegenüber feierlich verpflichtet, ohne dessen Vorwissen mit keiner auswärtigen Macht irgend welchen Vertrag abzuschließen. Dieser Zusage jetzt entgegen zu handeln, widersprach sowohl der Gewissenhaftigkeit der Kaiserin, als es mit großer Gefahr für sie verknüpft war. Denn wie leicht konnte Frankreich hieraus die Berechtigung für sich ableiten, auf gleiche Weise zu verfahren und ebenfalls einseitig neue Verträge einzugehen. Man wußte ja, wie sehr Frankreich zum Frieden geneigt war und wie eifrig die Gegner sich bemühten, es zu einem solchen zu verleiten.

Das einzige Mittel, sich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man ohne eigenes Verschulden gerathen war, bestand nach der Ueberzeugung des Wiener Hofes darin, Frankreich gegenüber mit vollster Aufrichtigkeit zu Werke zu gehen. Nur vierundzwanzig Stunden ließ man zwischen der Ankunft des Couriers aus St. Petersburg und der Absendung eines Eilboten nach Paris verstreichen. Wohl fühlte man, daß es Starhemberg schwer fallen werde, das allzeit argwöhnische französische Ministerium daran glauben zu machen, daß Esterházy ohne Vollmacht, ohne Instruction, ja ohne Vorwissen seiner Regierung, daß dergleichen überhaupt im Werke sei, es auf sich genommen habe, alte und feierlich verbürgte Verträge aufzuheben und neue zu unterschreiben[135]). Darum wurde Starhemberg mit einer ebenso umständlichen als offenen Darlegung des ganzen Vorfalles versehen. Er wurde beauftragt, der französischen Regierung den ganzen Hergang rückhaltslos mitzutheilen und sie um ihre Meinung über dasjenige anzugehen, was nun geschehen solle. Daß man in Wien nicht daran denke, das Begehren Rußlands einfach abzulehnen, den von Esterházy abgeschlossenen Verträgen die Ratification zu verweigern

und sich dadurch vielleicht selbst der werthvollen russischen Bundesgenossenschaft zu berauben, wurde gleichzeitig ziemlich deutlich zu verstehen gegeben [136]).

Die Haltung Frankreichs den großen politischen Fragen gegenüber war in der letzten Zeit eine ungemein schwankende gewesen. Hatte es noch im December 1759 zwischen dem Kriege gegen England und demjenigen gegen Preußen streng unterschieden und erklärt, mit dem ersteren Staate Frieden machen, gegen den letzteren aber den Krieg fortsetzen zu wollen, so war in dieser Stimmung schon in den ersten Tagen des Jänner 1760 eine neue Aenderung eingetreten. Choiseul, der geistvolle und hochbegabte, aber auch unzuverlässige und wetterwendische Leiter der französischen Politik, hatte sich plötzlich auf Seite derjenigen geschlagen, welche in Frankreich ungestüm nach dem allgemeinen Frieden verlangten. So mächtig war sein Einfluß auf Alle, welche dort mitzureden hatten in den Angelegenheiten des Staates, daß fast Alle, die Marquise von Pompadour inbegriffen [137]), still schwiegen zu der Schwenkung der französischen Politik, die er vorschlug und welche mit den tractatmäßigen Verpflichtungen Frankreichs gegen Oesterreich nur schwer in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Einen Entwurf von Friedenspräliminarien theilte Choiseul dem Grafen Starhemberg mit, welche durch Spaniens Vermittlung zwischen Frankreich und England abgeschlossen werden sollten. In dem neunten Artikel dieser Präliminarien war gesagt, daß Frankreich seinen bisherigen Verbündeten in dem Kampfe gegen Preußen keinen Beistand mehr leisten solle an gewaffneter Mannschaft und an Kriegsmunition, wogegen das Gleiche von Seite Englands gegen Preußen zu beobachten sei. Und in dem elften Artikel wollte Frankreich den Vorschlag eines Congresses annehmen, wie er von England und Frankreich zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens proponirt worden war.

Die Art und Weise, in welcher Kaunitz diese neueste Phase der französischen Politik aufnahm und beurtheilte, zeigt seine hohe geistige Begabung, seinen wahrhaft staatsmännischen Sinn wieder einmal in recht glänzendem Lichte. Wie überlegen erwies er sich doch in seiner

Ruhe, in seiner klaren unparteiischen Auffassung, in seiner vorurtheilslosen Erwägung der Dinge selbst einem keineswegs gewöhnlichen Manne wie Choiseul. Der Vorschlag Frankreichs, durch welchen Starhemberg ganz außer Fassung gebracht worden, wurde von Kaunitz ganz annehmbar befunden. Man wisse ja und dürfe sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß Frankreich in Folge seiner unglücklichen Kriegführung zur See den Kampf gegen England nicht länger fortführen könne. Allerdings sei es durch die Tractate verpflichtet, sich an dem Kriege gegen Preußen noch fortan zu betheiligen. Aber was habe es denn hiebei bisher gethan und zu thun vermocht, als die hannoversche Armee, und noch dazu recht unglücklich zu bekämpfen? Wenn nun diese Seite der Kriegführung beendigt, Oesterreich und Rußland aber nicht gehindert würden, den seiner Verbündeten beraubten König von Preußen auch noch ferner zu bekriegen, so könne man mit einer solchen Gestaltung der Dinge noch ziemlich zufrieden sein. Zu besorgen sei nur, daß Frankreich, wenn es sich einmal auf abgesonderte Verhandlungen eingelassen, auf dieser Bahn immer weiter gelockt und zuletzt zur Annahme von Bedingungen vermocht werden könnte, welche für dessen Verbündete wirklich nachtheilig wären.

Kaunitz bat daher die Kaiserin um die Ermächtigung, dem französischen Botschafter Grafen Choiseul, einem Vetter des Ministers, welcher den Entwurf der Präliminarien in Wien übergeben hatte, in ihrem Namen erklären zu dürfen, sie bedauere aufrichtigst die unangenehme Nothwendigkeit, in welcher Frankreich sich befinde, zu einem nachtheiligen Frieden mit England die Hand bieten zu müssen. Man wünsche nur daß Frankreich sich bei den Friedensverhandlungen über die in den Präliminarien gezogene Grenze nicht hinausdrängen lasse, und habe gegen die Präliminarien selbst bloß zwei Bedenken zu erheben. Der elfte Artikel könnte in seiner gegenwärtigen Fassung leicht zu einer irrigen Deutung Anlaß geben, sei überdieß dem eigentlichen Gegenstande der Präliminarien vollständig fremd und sollte daher aus denselben lieber weggelassen werden. Außerdem müsse man auf den Uebelstand aufmerksam machen, der daraus hervorgehen könnte, daß es nach dem Inhalte der Präliminarien England fortan

freistünde, den König von Preußen mit ansehnlichen Subsidien zu versehen [138]).

In diesem Sinne wurde denn auch die Antwort abgefaßt, welche für die französische Regierung bestimmt war. Um den Eindruck, den er sich von dieser Erklärung versprach, noch zu verstärken und gar keinen Zweifel über die Anschauungen des Wiener Hofes und dessen Beweggründe hiezu übrig zu lassen, begleitete Kaunitz die Denkschrift noch mit „Unparteiischen Betrachtungen über den Stand der gegenwärtigen Verhältnisse" [139]) und mit einem vertraulichen Schreiben an den Herzog von Choiseul. So bewunderungswürdig fand Maria Theresia diese Aufsätze, daß sie, als ihr Kaunitz dieselben zur Genehmigung vorlegte, auf das Referat eigenhändig schrieb: „placet, und seynd die reflexions so bündig alß erleucht gefasset; „wan was in stand ist, die franzosen von einer übereyllung abzu„halten, so seynd es dise."

Kaunitz bemühte sich darin den Beweis zu führen, daß jetzt der ungünstigste Augenblick sei um an einen Frieden mit Preußen zu denken. Denn der Krieg sei nicht glücklich genug geführt worden um einen vortheilhaften Frieden zu erhalten, viel zu glücklich aber, um sich einen nachtheiligen gefallen lassen zu müssen. Höchst wahrscheinlich sei es dagegen, daß der künftige Feldzug die sehnlich erwartete definitive Entscheidung endlich herbeiführen werde. Der König von Preußen habe im vergangenen Jahre ungemein viel Mannschaft verloren; seine Kräfte seien jetzt ungleich erschöpfter als es jemals der Fall gewesen; nur mit einer wesentlich geringeren Streitmacht werde er die Feindseligkeiten wieder beginnen können, während von Seite Oesterreichs und Rußlands gerade das Gegentheil der Fall sei. Alle Gründe wurden neuerdings ins Treffen geführt, welche sowohl vom österreichischen wie vom französischen Standpunkte für die völlige Demüthigung des Königs von Preußen sprachen. Die dringende Aufforderung erging an Choiseul, sich nicht vor Erreichung dieses Zieles von der Bahn ablenken zu lassen, die einzig und allein zu demselben zu führen vermöge. „Ich setze mein ganzes Vertrauen", so schloß Kaunitz sein Schreiben an Choiseul, „auf die Dienste, welche sich der König von Frankreich

„und dessen Verbündete von Ihrer Einsicht und Ihrem Eifer in „diesem Momente der Krisis und während der Dauer des Krieges zu „versprechen berechtigt sind. Sie sind ein redlicher Mann, gut und „weise; auf so große Eigenschaften gründe ich meine Hoffnungen und „schmeichle mir, daß der König von Preußen und Herr Pitt nicht „geschickter sein werden als wir" [140]).

Wie Starhemberg versichert, verfehlten die Vorstellungen des Wiener Hofes nicht in Versailles den gewünschten Eindruck hervorzubringen. Man war dort ungemein zufrieden über die Aufnahme, welche der mitgetheilte Entwurf der Präliminarien bei der österreichischen Regierung gefunden. Statt sie, wie man besorgt hatte, in Vorwürfe ausbrechen zu sehen, waren von ihr nur einzelne Modificationen der Präliminarartikel in Antrag gebracht, die letzteren jedoch im Ganzen und Großen sogar gebilligt worden. Choiseul beeilte sich zu erklären, daß die von Wien aus gewünschten Abänderungen in den Präliminarartikeln allsogleich würden vorgenommen werden [141]).

Nicht so sehr darauf, was zwischen Oesterreich und Frankreich in dieser Beziehung abgemacht wurde, kam es an, wenn es um einen Separatfrieden zwischen der letzteren Macht und England sich handelte, als auf die Entscheidung, ob dieser Staat seine Sache von derjenigen Preußens zu trennen sich entschließe. Bald konnte man sich keinem Zweifel mehr hingeben, daß das keineswegs geschehen werde, und unter diesen Verhältnissen war die Uebergabe der Gegendeclaration, als Oesterreich, Frankreich und Rußland nach mehrmonatlicher Verhandlung sich endlich über deren Wortlaut geeinigt hatten, nur mehr eine nichts bedeutende Formalität; an das wirkliche Zustandekommen des Friedenscongresses vor der Wiedereröffnung des Feldzuges konnte Niemand mehr glauben.

Um an die letztere mit einiger Zuversicht schreiten zu können, blieb daher nur noch die Beantwortung des von russischer Seite gestellten Begehrens wegen dereinstiger Einverleibung des Königreiches Preußen übrig. Schon lang waren hierüber zwischen Starhemberg und Choiseul vertrauliche Besprechungen gepflogen worden. Das Schwankende in

den Anschauungen des Letzteren trat auch bei dieser Gelegenheit wieder recht deutlich hervor. Einmal äußerte er sich voll Argwohn über geheime Abmachungen, welche zwischen Oesterreich und Rußland im Werke seien und denen er schon auf die Spur kommen werde. Oesterreich wolle die von ihm selbst gehegten Bedenken gegen die von Rußland begehrte Vergrößerung jetzt Frankreich zur Last legen. Und von seiner Heftigkeit hingerissen beschuldigte Choiseul den Grafen Esterházy geradezu der Lüge. Unmittelbar darauf gestand er wieder zu, daß man dem Wiener Hofe gegenüber den Vorwurf der Doppelzüngigkeit durchaus nicht erheben dürfe. Er fügte die Erklärung bei, Frankreich lasse Oesterreich die vollste Freiheit, Rußland alle möglichen Zugeständnisse zu machen, und werde es um ihretwillen niemals mit Vorwürfen behelligen. Ob man jedoch diesen Zugeständnissen von französischer Seite werde beitreten können, darüber müsse man sich natürlicher Weise den Entschluß für den Augenblick vorbehalten, in welchem sie dem Hofe von Versailles mitgetheilt würden. Oesterreich könne daher selbst dem Verlangen wegen dereinstiger Einverleibung der Provinz Preußen in Rußland sich fügen. Schließlich werde es ja doch darauf ankommen, ob Frankreich und die übrigen Mächte dem zustimmen würden, oder ob nicht andere Mittel ausfindig gemacht werden könnten, um Rußland zu befriedigen [142]).

Leicht begreiflicher Weise war man in Wien aufs höchste gespannt, ob Choiseul dieser Anschauung auch nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Verfahren Esterházy's in St. Petersburg und von dem Abschlusse der neuen Verträge treu bleiben werde oder nicht. Und in der That war das erstere der Fall; mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen Ruhe nahm Choiseul die an und für sich gewiß überraschenden Mittheilungen Starhembergs entgegen. Nachdem er im Rathe des Königs hierüber Vortrag gehalten, erklärte Choiseul dem österreichischen Botschafter, daß man in Frankreich die Beweggründe wohl einsehe, in deren Anbetracht Oesterreich sich über alle Bedenken werde hinwegsetzen und den in St. Petersburg abgeschlossenen Verträgen die Ratification ertheilen müssen. Frankreich beabsichtige daher auch keinen Einwand dagegen zu erheben, doch werde es sich von dieser

Sache jederzeit fernhalten [143]). Ja man ging sogar, da gerade zu jener Zeit jede Aussicht auf Zustandebringung eines Separatfriedens mit England geschwunden war, in Frankreich so weit, dem Wiener Hofe den Rath zu ertheilen, sich gegen einen Frieden mit Preußen nicht länger abwehrend zu verhalten und in demselben die Abtretung der Provinz Preußen an Rußland zu einer vollendeten Thatsache werden zu lassen. Oesterreich möge sich mit der Grafschaft Glatz, Sachsen aber mit einiger Entschädigung in der Lausitz begnügen. Der unverkennbare Vortheil dieser Combination liege darin, meinte Choiseul, daß König Friedrich, wenn er einmal zu diesem Zugeständnisse gezwungen worden, unablässig bemüht sein werde, die verlorne Provinz Preußen wieder zu gewinnen. Nicht gegen Oesterreich, sondern gegen Rußland würde also künftighin seine Aggressivpolitik gerichtet sein [144]).

In Wien hatte man wohl Recht, wenn man diese Rathschläge als eine jener Ausgeburten der lebhaften Phantasie Choiseuls betrachtete, an welche man sich nachgerade schon hatte gewöhnen müssen. Man meinte ihnen darum keinen sonderlichen Werth beilegen und nur den Kern aus denselben herausschälen zu sollen, der darin bestand, daß Frankreich keinen Anstand erhebe gegen die Ratification der Petersburger Verträge. Allsogleich wurden die hiezu nöthigen Urkunden an Esterházy gesendet. Aber in aller und jeder Beziehung glaubte man sich doch den Begehren Rußlands nicht blindlings fügen zu sollen. Auch hierin im Einverständnisse mit dem französischen Hofe, welcher zuerst auf dieses Auskunftsmittel hingedeutet hatte, knüpfte man die Zusage wegen dereinstiger Erwerbung der Provinz Preußen durch Rußland an den Vorbehalt, daß dieß nur nach erfolgter Wiedervereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Oesterreich geschehen könne. Und in formeller Beziehung wurde der Ausweg getroffen, daß diese beiderseitige Verabredung aus der Convention ausgeschieden und in einen abgesonderten geheimen Artikel verwiesen wurde. Auf diese Art hoffte man dereinst den Beitritt Frankreichs zu den neuen Verträgen mit Ausschluß des geheimen Artikels erwirken zu können [145]).

Indem Maria Theresia ihren Botschafter in St. Petersburg zur Auswechslung der Ratificationen ermächtigte, kam sie auf einen von russischer Seite ausgegangenen Vorschlag zurück, durch dessen Verwirklichung die ganze Angelegenheit wesentlich modificirt worden wäre. Es handelte sich um den zuerst von Woronzow ausgesprochenen Gedanken, die Provinz Preußen dem Großfürsten Peter zuzuwenden, der sie nach seiner dereinstigen Thronbesteigung mit Rußland vereinigen würde. Der Großfürst sollte dafür sein Stammland Holstein an Dänemark abtreten und dieser letztere Staat dadurch zu activer Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen vermocht werden.

Da man in Wien die Stärke der Streitmacht, welche Dänemark wider den gemeinschaftlichen Feind ins Feld stellen konnte, auf zwanzigtausend Mann veranschlagte, so hätte diese Rücksicht allein schon für den Vorschlag Woronzows einnehmen müssen. Hiezu kam noch, daß sich auf solchem Wege die Gelegenheit darbot, Rußland jenen Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reiches zu entziehen, welcher dereinst, wenn der Herzog von Holstein gleichzeitig Kaiser von Rußland sein würde, in hohem Grade bedenklich erschien. Und endlich war man keineswegs gemeint, Dänemark die für dasselbe so hochwichtige Erwerbung Holsteins ohne jede Gegenleistung durchführen zu lassen. Es sollte dafür Oldenburg und Delmenhorst abtreten, welche Grafschaften man zur Schadloshaltung irgend eines anderen Verbündeten zu verwenden gedachte.

Aus all diesen Gründen wurde Esterházy beauftragt, der russischen Regierung die Vortheile darzulegen, welche dieser von ihr selbst zuerst angedeutete Ausweg darbieten würde. Nur wenn sie nicht dazu vermocht werden könnte, sich zu demselben zu entschließen, möge Esterházy an die Auswechslung der Ratificationen in jener veränderten Form schreiten, in welche man die beiden Verträge in Wien kleiden zu müssen geglaubt hatte. Sollte jedoch wider Vermuthen von russischer Seite durchaus darauf bestanden werden, daß die Verträge nur in dem ihnen ursprünglich in St. Petersburg gegebenen Wortlaute in die Ratificationen aufzunehmen seien, so würde man zuletzt auch noch in dieser Beziehung nachgeben, dann aber den Vorbehalt wegen vorher-

gehender Erwerbung Schlesiens als eine abgesonderte Declaration neuerdings aufnehmen [146]).

Weder der Großfürst Peter zeigte sich willfährig, auf den ihm zugemutheten Austausch Holsteins gegen die Provinz Preußen einzugehen, noch war es den russischen Staatsmännern ernstlich darum zu thun. Da sich einmal der Wiener Hof ihrem Verlangen gefügt hatte, so waren sie weiter als je davon entfernt, die ihnen eröffnete Aussicht auf unmittelbare Vereinigung der Provinz Preußen mit Rußland wieder fahren zu lassen. Dagegen fanden sie sich leicht in die Veränderungen, welche man von österreichischer Seite in den Tractaten vorgenommen hatte, da ja hiedurch die Hauptsache in keiner Weise alterirt worden war. Bald konnte Esterházy seinem Hofe berichten, daß die Ratification der neuen Tractate in dem von Oesterreich vorgeschlagenen Wortlaute stattfinden werde [147]). Und es lag kein politisches Motiv zu Grunde, sondern war nur eine Folge der immer mehr überhandnehmenden Trägheit der Zarin, wenn dieß nicht früher als im Juli wirklich geschah.

Fünftes Capitel.

Die Operationspläne für 1760.

Schon lang bevor der österreichische Botschafter Graf Esterházy sich die Eigenmächtigkeit hatte zu Schulden kommen lassen, von welcher hier ausführlich die Rede gewesen, war ihm bedeutet worden, daß die Kaiserin entschlossen sei, seine oft und dringend wiederholte Bitte zu erfüllen, und ihn aus St. Petersburg abzurufen; man beschäftige sich schon mit der Wahl seines Nachfolgers [148]). Esterházy selbst schlug hiezu den als Gesandten in Turin beglaubigten Grafen Mercy vor, denselben, der später durch seine langjährige Thätigkeit in Paris als Vertrauensmann der Kaiserin Maria Theresia und als getreuer Rathgeber der Königin Marie Antoinette zu so hervorragender Bedeutung gelangte. Es kann daher keineswegs als ein Kennzeichen der Unzufriedenheit des Wiener Hofes mit Esterházy angesehen werden, wenn derselbe jetzt wirklich die Nachricht erhielt, daß man Mercy, der sich vorübergehend in Wien befand, zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Uebrigens sollte derselbe noch einmal nach Turin zurückkehren und seinen neuen Posten erst im Frühlinge des künftigen Jahres antreten, Esterházy bis dahin aber noch in St. Petersburg verweilen.

Wenn nun also auch zugegeben werden muß, daß Mercy's Ernennung keineswegs erfolgte, um seinem Vorgänger Esterházy ein fühlbares Zeichen der Unzufriedenheit zu geben, sondern daß im Gegentheile hiedurch ein lang gehegter Wunsch desselben erfüllt wurde, so soll doch hiedurch keineswegs gesagt werden, daß man nicht vollauf Ursache zu solcher Unzufriedenheit gehabt hätte. Und ganz besonders

war man darüber ungehalten, daß die russischen Erklärungen über den von österreichischer Seite in Vorschlag gebrachten Operationsplan keineswegs so zufriedenstellend lauteten, daß um ihretwillen Esterházy's Nachgiebigkeit irgend wie gerechtfertigt erschienen wäre.

Da man in Wien von der Ueberzeugung ausging, von dem Ergebnisse des bevorstehenden Feldzuges hänge das Schicksal der ganzen Kriegführung ab, wendete man natürlich den Vorbereitungen zu demselben die äußerste Sorgfalt zu. Um vorerst die Mittel zur Bestreitung der Kriegsausgaben zu beschaffen, waren schon im Laufe des Jahres 1759 so viele und so drückende Steuern auferlegt worden, daß man jetzt nicht neuerdings zu diesem Mittel zu greifen wagte. Man kam daher zu einem anderen, freilich naheliegenden Gedanken, der darin bestand, den Krieg selbst etwas sparsamer zu führen.

Bekanntlich wird jeder Vorschlag, die oft ganz unmäßige Erhöhung der Geldbezüge zu verringern, welche in Kriegszeiten hauptsächlich zu Gunsten der Generale und Officiere eintritt, gerade von militärischer Seite leidenschaftlich bekämpft. Gegen das Argument, daß derjenige, welcher im Dienste des Vaterlandes sein Leben aufs Spiel setzt, auch auf Kosten des Vaterlandes gut bezahlt werden müsse, läßt sich freilich einwenden, daß dann vor Allem der übergroße Unterschied zwischen dem Einkommen des Generals und dem Solde des der persönlichen Gefahr vielleicht noch mehr ausgesetzten gewöhnlichen Kriegsmannes weniger grell hervortreten müßte. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß es ungleich besser und dem Staatsinteresse entsprechender ist, bei der Bezahlung der Militärpersonen weise Sparsamkeit eintreten zu lassen, als den Krieg aus Mangel an Geldmitteln zur Fortführung desselben unter drückenden und vielleicht sogar schimpflichen Friedensbedingungen endigen zu müssen.

Diese letztere Rücksicht war ohne Zweifel für Maria Theresia entscheidend. Obwohl sonst nicht gerade zur Sparsamkeit geneigt, konnte sie sich doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß dieselbe in dem gegebenen Falle unerläßlich geworden sei. Gleichzeitig bemühte sie sich jedoch auch, mit Sorgfalt darüber zu wachen, daß kein irgend-

wie berechtigtes Interesse ihrer Officiere und Soldaten verletzt werde. Von der Aufmerksamkeit, welche sie dieser Angelegenheit zuwandte, gibt ein sehr langes, ganz eigenhändiges Schreiben an Daun vollgültiges Zeugniß.

„Ich schreibe in der Conferentz", so lauten die ersten Zeilen ihres Briefes vom 26. Jänner 1760, „mit Beyschließung des Proto- „kols und was Punkt vor Punkt Alle gemeint waren das man vor- „kehren müßte und könnte, und die wo man unterschieden ware. Leyder „sind die umbstände also daß man zu allen extremis schreitten mus, „wie es noch mehrers bezeigt auch beyschliessendes Protokol, welches „vor acht tagen wegen künfftiger gelder auffnahm vorgenohmen „worden. wie schwär mir falt, meinen so fatigirt als wackern mili- „taire was abzubrechen, kan ihme nicht genug beschreiben. er kennt „wie lieb selben habe, mithin wie contraire mir also dise resolution „ist und nur die äusserste Noth mich darzu veranlasset" [149]).

Eine andere Verringerung der übergroßen Ausgaben meinte die Kaiserin durch die Herabsetzung der Anzahl der Officiere des Generalstabes und der bei der Armee überhaupt anwesenden Generale herbeiführen zu können. „weillen der Generalstaab allein", schrieb sie gleichfalls eigenhändig an Daun, „über drey millionen bey beeden „Armeen austragt und in allen zu würthschafften ist und deren dienst „nicht correspondirt mit der auslaag, so habe resolvirt, wan er „nichts dargegen hatt, das alle generals, wie sie sind, und der staab „von der reichsarmee völig entlassen werden, auch künfftig bey unsern „armeen, wo eine in sachsen, eine in schlesien sein solle, zu sechs „battaillons infanterie nur ein general, zu drey Regimentern Cavallerie „wieder nur ein general. Feldmarschall-Leütnants der infanterie nur „drey bey jeden Flügel, also in allen zwey armeen zwölf oder zehn, „von der cavallerie acht oder sechs bey beeden armeen und also auf „jeden Flügel nur zwey."

Man sieht wie die Kaiserin mit einer für eine Frau wahrhaft bewunderungswürdigen Unverdrossenheit und Sachkenntniß selbst den Detailfragen sich zuwandte, welche auf die Armee und die Krieg-

führung sich bezogen. In letzterer Hinsicht war es insbesondere der Operationsplan, bei dessen Feststellung sie mit der äußersten Vorsicht zu Werke ging.

Nicht von einem militärischen Fachmanne, sondern von Kaunitz rührte die erste Auseinandersetzung der Gesichtspunkte her, welche dabei hauptsächlich zu beobachten waren. Den Entwurf zu dem Operationsplane aber arbeitete wie billig der bisherige Generalquartiermeister Graf Lacy aus, welchen Maria Theresia, um ihn selbst und Daun, der große Stücke auf ihn hielt [150], nicht zu kränken, gleichzeitig mit Laudon zum Feldzeugmeister ernennen zu wollen erklärte [151]. Lacy's Operationsplan, welchen Daun der Kaiserin übersendet und zur Genehmigung bestens empfohlen hatte, bestand der Hauptsache nach darin, daß der größte Theil der österreichischen Truppen in Sachsen zusammengezogen werde und sich dort bis zur Annäherung der Russen vertheidigungsweise verhalte. Dann möge man mit der zu Gebote stehenden Uebermacht versuchen, den König von Preußen aus Sachsen zu verdrängen. Die Russen aber sollten bewogen werden, nach Schlesien vorzurücken und dort die Belagerung von Breslau zu unternehmen. Mit der Eroberung dieses Platzes hätten sie sich zu begnügen und darauf zu beschränken, die Winterquartiere in Schlesien zu behaupten.

Nicht nur die vornehmsten Generale wie Daun, Neipperg, Wenzel Liechtenstein, Batthyany, Laudon hatten über Lacy's Feldzugsplan ihre Meinung abzugeben; auch von Kaunitz geschah das Gleiche. Der Letztere stellte es als ein ganz unbestreitbares Axiom hin, daß wenn es dem Könige von Preußen gelänge, den größten Theil seiner Streitmacht auf einem einzigen Punkte zu concentriren, mit denselben nach allen Seiten hin zu manövriren, jeden empfindlichen Verlust zu vermeiden und Zeit zu gewinnen, dann habe er seinen Endzweck erreicht, der Wiener Hof aber den seinigen verfehlt. Hieraus ergebe sich von selbst, daß ein Operationsplan, wenn er auch nach den besten Regeln der Defensive abgefaßt wäre, darum doch als ein verfehlter anzusehen sei. Die Absicht, in offensiver Weise die feindliche Streitmacht zu vernichten, müsse die Grundlage aller Unternehmungen bilden.

Indem Kaunitz dringend davor warnte, dem Könige von Preußen Anlaß zu bieten zur Concentrirung seiner Streitmacht, trug er darauf an, daß er durch verschiedene, weit von einander entfernte Angriffspunkte zu deren Zertheilung genöthigt und derart geschwächt werde, daß in Folge der ihm weitaus überlegenen Truppenzahl der Verbündeten wenigstens auf dem einen oder dem anderen Punkte die Offensivoperationen mit großem Vortheil und ohne Gefahr fortgesetzt werden könnten. Darum möge neben dem Hauptheere eine zweite Armee gebildet und an die russische Regierung das Begehren gerichtet werden, dieselbe durch ein Hülfscorps von zwanzig- bis dreißigtausend Mann zu verstärken. Mit dieser zweiten Armee würde man, während das Hauptheer im Verein mit den Russen und Schweden den größten Theil der Streitmacht des Königs von Preußen wenigstens im Schach hielte, in Schlesien Entscheidendes unternehmen und durchführen können [152].

Wo möglich noch schärfer als Kaunitz erklärte sich Laudon gegen den Gedanken, sich auch nur im Beginne des Feldzuges bloß defensiv zu verhalten. Gewiß sei es, daß der König von Preußen aus seiner bedrängten Lage nur dann einen Ausweg finden könne, wenn er Zeit und Mittel gewänne, den Krieg zu verlängern und den künftigen Feldzug zu einem eben so fruchtlosen zu machen als der vergangene es gewesen.

Allerdings sei nicht zu bestreiten, daß der etwaige Verlust einer Schlacht die Russen stutzig machen könnte. Aber noch weit mehr würden sie das werden, wenn sie gewahr werden sollten, daß Oesterreich sich schon im Beginne des Feldzuges nur vertheidigungsweise verhalte. Ohnehin zum Mißtrauen geneigt, würden sie in einem solchen Verfahren neue Nahrung für ihren Verdacht finden, daß man die russischen Truppen im Kriege hinzuopfern, die eigenen aber zu schonen gedenke. Würden sie jedoch vom Gegentheile überzeugt, so wäre zu erwarten, daß sie sich auch die Kriegführung eifriger angelegen sein ließen als bisher. Denn auf die Besiegung des Königs von Preußen legten sie am Ende nicht geringeren Werth als dieß in Oesterreich

geschehe. Aus all dem gehe unwiderleglich hervor, daß man den Feldzug so bald als möglich und angriffsweise eröffnen müsse.

Es stehe unzweifelhaft fest, fährt Laudon fort, daß der König von Preußen im vergangenen Feldzuge vierzigtausend Mann mehr als Oesterreich verloren habe. Wenn es ihm nun auch gelänge, um zehntausend Recruten mehr als Oesterreich unter seine Fahnen zu pressen, so würde doch seine Streitmacht, was ihre Anzahl betreffe, jederzeit geringer als die österreichische sein. Und was ihre Kriegstüchtigkeit angehe, so habe Lacy wohl nicht Unrecht, wenn er in dieser Beziehung der preußischen Armee den Vorzug gebe. Aber man möge nicht vergessen, daß die jetzigen preußischen Truppen mit den früheren nicht mehr verglichen werden könnten; man möge auch die eigenen Soldaten nicht ungerecht beurtheilen und ihnen das wohlverdiente Vertrauen auch wirklich schenken. „Kann man", sagt Laudon wörtlich, „größere „Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit von Truppen erwarten, als die „unsrigen bei verschiedenen Gelegenheiten, insbesondere in der Schlacht „bei Breslau und erst neulich bei Maxen bewiesen haben? Sie sind „wahrhaftig, sowohl Officiere als Soldaten, voll Muth und gutem „Willen wenn es zum Schlagen kommt. Die übrigen Vortheile aber „können wir uns eben so gut zu Nutzen machen als der König von „Preußen, wenn wir sie nur mit Vorsicht und Eifer auszubeuten „suchen."

Auf die Russen als die einzigen Verbündeten übergehend, von denen man sich irgend welchen Beistand gegen den König von Preußen versprechen könne, meint Laudon, daß man sich bemühen solle sie zu bewegen, zwanzig- bis dreißigtausend Mann Fußvolk durch Polen nach Oberschlesien abzusenden und sie dort unter einem österreichischen General mit der Armee der Kaiserin zu vereinigen. Gelänge dieß nicht, dann würde man besser thun, sich gar keine oder doch nur sehr wenig Rechnung auf die Russen zu machen. Jene zwanzig- bis dreißigtausend Mann, mit dem österreichischen Heere vereinigt, würden ungleich größere und ersprießlichere Wirkungen hervorbringen als sechzigtausend Russen, welche für sich allein in Schlesien operirten. Und endlich möge man nicht vergessen, daß die Art und Weise, in welcher

7*

Staats- Bibliothek Bamberg

die Russen feindliche Provinzen behandelten, einer gänzlichen Verheerung derselben gleichkomme. Die Bevölkerung Schlesiens aber würde hiedurch Oesterreich immer mehr entfremdet, und man könnte, wenn man dieses Land auch für die Dauer wiedergewänne, doch Jahre hindurch keinen Nutzen aus demselben ziehen.

Auf positive Vorschläge übergehend, gründet Laudon die seinigen auf die Behauptung, daß mit Ende März von österreichischer Seite allein 160.000 kampffähige Soldaten ins Feld rücken könnten. Sei dieß richtig, dann möge man aus 100.000 Mann die große Armee in Sachsen bilden, von welchen jedoch 25.000 sich mit den Reichstruppen zu vereinigen und gegen Leipzig vorzubringen hätten. Vierzigtausend Mann müßten im österreichischen Oberschlesien zusammengezogen werden und von da in Feindesland gegen die Neisse vorrücken; 20.000 Mann endlich hätten vor der Hand Böhmen gegen einen Einfall zu decken, und vielleicht später, wenn dieß möglich sein würde, die nach Schlesien abzusendende Armee zu verstärken.

Dieser letzteren so wie derjenigen, welche nach Leipzig vorrücken sollte, dachte Laudon den Beginn der Offensivoperationen zu. Ohne Zweifel würde der König von Preußen hiedurch gezwungen werden, seine Streitkräfte zu theilen und durch Absendung ansehnlicher Corps seine Hauptmacht zu schwächen. Wäre dieß geschehen, dann müßte die große Armee, ihre Ueberzahl benützend, der letzteren energisch zu Leibe gehen. Würden nun auch noch die Russen dazu vermocht, sich weder mit Colberg noch mit Stettin aufzuhalten, sondern mit einer Armee von fünfzigtausend Mann die Richtung über Frankfurt an der Oder nach Berlin einzuschlagen, sich dort mit den Schweden zu vereinigen und somit König Friedrich seiner letzten Hülfsquellen zu berauben, dann würde der König gezwungen sein, nicht bloß ein einzelnes Corps, sondern seine Hauptmacht zur Rettung Berlins zu verwenden. Dann aber müßte die große Armee ihm auf dem Fuße folgen, ihn nicht aus den Augen verlieren, sondern darnach trachten, ihn zwischen zwei Feuer zu bringen, in keinem Falle aber zulassen, daß er der russischen Armee allein auf den Hals falle.

Zum Schlusse betonte Laudon nochmals die Nothwendigkeit, gleich von Anfang an mit allem Nachdruck angriffsweise vorzugehen. Darum solle man auch den König von Preußen in offener Feldschlacht zu schlagen suchen und nicht Zeit und Kraft an Belagerungen vergeuden. Sei nur der Feind einmal besiegt, dann würden auch seine Festungen von selbst fallen oder doch mit der Hälfte der sonst hierauf zu verwendenden Anstrengung erobert werden können [153].

Man sieht wohl daß die Ansichten Laudons über den Operationsplan in den meisten Punkten mit denjenigen des Grafen Kaunitz übereinstimmten, den Vorschlägen Lacy's aber geradezu widersprachen. Zu den letzteren neigte sich Daun, wenn er auch zugab, daß die Offensivoperationen mehr in den Vordergrund treten müßten, als dieß in Lacy's Plan angedeutet wurde. Auch die Feldmarschälle Liechtenstein, Batthyany und Neipperg stimmten dem bei; nur sprach der Erstere auch sonst mit großer Entschiedenheit für die Gedanken Laudons sich aus. Ja er erklärte sogar daß Laudon, welchem in jedem Falle das Commando über die nach Schlesien bestimmte Armee übertragen werden müsse, von dem Oberbefehlshaber des Hauptheeres, dem Feldmarschall Daun ganz unabhängig zu stellen sei. Denn sonst würden die fortwährenden Anfragen und das stete Erwarten der zu befolgenden Befehle die Operationen in ihren besten Fortschritten hemmen und ihre Erfolge vereiteln.

Auch Batthyany neigte sich, obgleich er es nicht mit derselben Entschiedenheit wie Liechtenstein aussprach, mehr den Vorschlägen Laudons als denjenigen Lacy's zu. Was aber Neipperg angeht, so wirft eine von Maria Theresia selbst herrührende Bemerkung ein eigenthümliches Licht auf die Stellung, welche derselbe als factischer Leiter des Hofkriegsrathes [154]) zu jener Zeit einnahm. Als Kaunitz noch im November 1759 der Kaiserin einen Bericht vorlegte, in welchem Laudon dringend widerrieth, in der rauhen Winterzeit das Corps des Grafen Draskovich aus Oberschlesien nach Böhmen zu ziehen, und gleichzeitig bat, mit der Abberufung der Truppen aus Oberschlesien bis zur Feststellung des Operationsplanes zu warten, schrieb die Kaiserin eigenhändig auf das Referat:

„ich werde es noch morgen in der conferentz melden ob es „geschehen; heut fruhe aber habe eine lange Conversation mit neuperg „gehabt und beedes ihme abgezwungen“[155]).

Jetzt beschränkte sich Neipperg darauf, seinem Zweifel Ausdruck zu geben, ob man zu Beginn des Feldzuges wirklich über 160.000 Mann werde verfügen können; er meinte deren Zahl um 40.000 geringer veranschlagen zu müssen. Auf die Russen glaubte auch Neipperg in keiner Weise zählen zu dürfen, weder auf die Absendung eines mit der österreichischen Armee zu vereinigenden Hülfscorps, noch auf den baldigen Beginn der Operationen ihrer Hauptmacht. Auch Neipperg erklärte sich für die Zusammenziehung einer zweiten Armee unter Laudon, doch besorgte er daß dieselbe in Schlesien, das mit Festungen besäet sei, nicht viel werde ausrichten können.

Das war überhaupt die Meinungsverschiedenheit, welche in und außer dem Kriegsrathe mit großer Leidenschaftlichkeit erörtert wurde. Die Einen erklärten, auch mit einer Verstärkung durch ein russisches Hülfscorps werde Laudon in Schlesien niemals entscheidende Erfolge erringen können. Der begabteste Wortführer dieser Partei war Lacy, dessen Urtheil übrigens nicht ganz unbeeinflußt sein mochte von einer gewissen Eifersucht auf Laudon, von der wir jetzt die ersten Spuren entdecken; sie sind aus seinem Briefwechsel mit dem Anfangs zu Dresden und später zu Pirna befindlichen Daun zu ersehen. Ihm entgegen standen diejenigen, welche von der langsamen und methodischen Kriegführung Dauns gegen einen so gewandten und unternehmenden Feldherrn wie Friedrich nicht viel erwarteten und nur auf Laudons ungleich kühneres Auftreten bauen zu dürfen glaubten. Welcher Meinung Maria Theresia persönlich den Vorzug gab, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Wie ein gut unterrichteter Zeitgenosse versichert, war sie längere Zeit schwankend zwischen der Erkenntniß der ungemein großen Schwierigkeit, Schlesien zu erobern, und der Nothwendigkeit, sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz einer Provinz zu setzen, deren Wiedereroberung für sie ja den eigentlichen Zielpunkt der ganzen Kriegführung bildete, und zu deren Abtretung, so lang sie sich überhaupt in seinen Händen befand, König Friedrich wohl nimmer-

mehr zu bewegen sein würde [156]). Dieser letztere Gesichtspunkt wird wohl für Maria Theresia entscheidend gewesen sein, der kühneren Ansicht des Staatskanzlers und Laudons den Vorzug vor der ängstlicheren und vorsichtigeren Meinung Dauns und Lacy's zu geben. Ein Beweis dafür ist auch das eigentliche Resultat der über den Operationsplan gepflogenen Berathungen, welches wohl am besten dem Entwurfe zu entnehmen ist, der am 8. März 1760 dem Grafen Esterházy mit dem Auftrage zugesendet wurde, die Zustimmung der russischen Regierung zu demselben zu erwirken.

Schon mehrere Monate zuvor war an den Hof von St. Petersburg das Ersuchen um Absendung eines Hülfscorps von zwanzig- bis dreißigtausend Mann Fußvolk nach Oberschlesien und um dessen Vereinigung mit der zweiten österreichischen Armee gerichtet worden. Jetzt wurde dieses Begehren, das bisher unbeantwortet geblieben war, in dringender Weise erneuert [157]), als österreichischer Feldzugsplan aber die Absicht bezeichnet, es keineswegs bei Defensivoperationen, dieselben wären noch so sinnreich erdacht, bewenden zu lassen, sondern mit allem Nachdrucke angriffsweise vorzugehen und daher auch die Gelegenheit, eine Schlacht zu liefern, nicht zu vermeiden, sondern sie vielmehr eifrig zu suchen. Um den Feind zur Theilung seiner Streitkräfte zu veranlassen, sei er auf den verschiedensten Punkten, in weit von einander entlegenen Gegenden und von drei bis vier Armeen anzugreifen, deren jede für sich allein zu agiren im Stande wäre. Dasjenige Heer, dem gegenüber der König seine Hauptmacht versammelt hielte, sollte einstweilen in der Defensive verharren, vortheilhafte Stellungen einnehmen und in solcher Weise den Feind zu beschäftigen suchen. Hätte er aber, um den auf anderen Punkten wider ihn geschehenden Angriffen zu begegnen, nur einmal seine Macht getheilt, dann möge ihm auch von allen Seiten mit überlegenen Kräften zu Leibe gegangen werden.

Der Hauptantheil an diesen Offensivoperationen wurde auch jetzt wieder der nach Schlesien bestimmten zweiten Armee zugewiesen. Durch zwanzigtausend Russen verstärkt, hätte sie in einer Gesammtzahl von sechzigtausend Mann so bald als nur immer möglich den Feldzug zu eröffnen. Ungewiß darüber, auf welche der schlesischen Festungen es

eigentlich abgesehen sei, müßte der Feind wenigstens vier derselben mit zureichender Besatzung versehen; hiedurch würde er aber seine im Feld stehenden Truppen so beträchtlich schwächen, daß er sie wieder von anderer Seite her zu verstärken gezwungen wäre. Dadurch würden den übrigen Armeen der Verbündeten die Hände frei gemacht, offensiv vorzugehen. Entschlösse sich jedoch der König von Preußen nicht dazu, ansehnliche Verstärkungen nach Schlesien zu senden, dann hätte die dort einrückende combinirte Armee leichteres Spiel, immer tiefer in das Land vorzudringen und entweder eine Belagerung zu unternehmen oder dem Feinde in anderer Weise große Verlegenheiten zu bereiten.

Während dieß in Schlesien geschehen sollte, würde der österreichischen Hauptarmee in Sachsen die Aufgabe zugewiesen, dort den größeren Theil der feindlichen Kriegsmacht zu beschäftigen, in dem Falle, als der König seine gegenwärtige Stellung verlassen sollte, ihm zu folgen, sich mit Beihülfe der Reichsarmee in ganz Sachsen auszubreiten und vor Allem in Torgau und Leipzig Stellung zu nehmen. Hinsichtlich des russischen Heeres aber, welches auch nach Absendung des Hülfscorps nach Oberschlesien noch über fünfzigtausend Mann zählen müßte, wurde die directe Absendung an die Oder und gegen Breslau, um sich dieser Stadt zu bemächtigen, in Vorschlag gebracht. Die Schweden würden hiedurch freie Hand erhalten, nach Zurücklassung einer hinlänglichen Besatzung in Stralsund durch Mecklenburg in die Priegnitzer Mark und zwar in die Gegend vorzurücken, wo die Havel sich in die Elbe ergießt. Dort hätten sie dem Feinde die Zufuhr auf beiden Flüssen zu sperren und die günstige Gelegenheit abzuwarten, um gegen Berlin marschiren und sich mit einem Corps österreichischer Truppen, das aus Sachsen dorthin aufbräche, vereinigen zu können. In solcher Weise würde der Feind von vier Armeen bedrängt, von welchen nicht weniger als drei, jede für sich allein, die Offensivunternehmungen nachdrücklichst fortsetzen könnten. Mit ziemlicher Bestimmtheit dürfte man darauf zählen, daß Umstände eintreten müßten, welche ein entscheidendes Ergebniß des Feldzuges nach sich zögen. Denn der Feind könnte gar nicht anders als sich an dem einen oder dem

andern Orte zu schwächen und Blößen zu geben. Wenn er aber nur einmal einen ansehnlichen Verlust erlitte, so wäre er ganz außer Stande, denselben wieder zu ersetzen.

Alle diese Combinationen waren jedoch auf die Voraussetzung gebaut, die russische Regierung werde dem Begehren wegen Absendung eines Hülfscorps nach Oberschlesien entsprechen. Wäre dieß nicht der Fall, dann würde, so wurde ferner erklärt, die österreichische Kriegsmacht für sich allein ohne allzu große Schwächung des dem Könige von Preußen selbst entgegenstehenden Hauptheeres nicht im Stande sein, in Oberschlesien eine zweite Armee von einer Stärke zu bilden, daß sie zwischen die schlesischen Festungen einzudringen und dort Wichtiges mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen vermöchte. In diesem Falle wollte man die zweite Armee, jedoch in geringerer Stärke, in der Lausitz versammeln. Von dort aus sollte sie die an der Queiß stehenden feindlichen Truppen bedrängen und sodann entweder in Niederschlesien eindringen oder in anderer Weise die Operationen des österreichischen Hauptheeres und der russischen Armee kräftig unterstützen. Ob die letztere dann auf Breslau oder über Frankfurt an der Oder auf Berlin losgehen solle, müsse dem Ermessen der russischen Regierung anheimgestellt werden. Für den Fall, daß sie sich zu dem Zuge nach Schlesien entschlösse, möge sie jedoch so wenig Kosaken und Kalmüken als nur immer möglich bei dieser Armee lassen, sondern sich ihrer in Pommern und der Neumark zu beständiger Beunruhigung der feindlichen Länder bedienen [158]).

Zu wiederholten Malen hatte Esterházy im Laufe des Winters nach Wien berichtet, daß man in Rußland dem Begehren wegen Absendung eines beträchtlichen Hülfscorps nach Oberschlesien geneigt sei und daß Woronzow bei der Kaiserin Elisabeth einen hierauf abzielenden Antrag zu stellen beabsichtige [159]). Die Ankunft des Oberfeldherrn Grafen Soltikoff in St. Petersburg schien jedoch hierin eine ungünstige Wendung hervorzubringen. Wie Woronzow selbst zu verstehen gab, war Soltikoff in St. Petersburg eingetroffen, ohne einen Plan mitzubringen, ja ohne auch nur einen Begriff von dem zu haben, was man im nächsten Feldzuge bewerkstelligen wolle. Seiner Meinung

nach sollte man weder Truppen nach Schlesien absenden noch sonst angriffsweise vorgehen, sondern sich auf die Behauptung der schon besetzten Gebietstheile beschränken und höchstens die Belagerung von Danzig unternehmen. Mit einer gedankenlosen Hartnäckigkeit ohne Gleichen wiederholte Soltikoff fortwährend, die russische Armee habe dadurch, daß sie zwei blutige Schlachten gewonnen, schon mehr als genug gethan, und es wäre unverantwortlich, so tapfere Truppen neuerdings einer Gefahr auszusetzen [160]). In immer weiteren Kreisen verbreitete sich die Meinung, daß Soltikoff zur Fortführung des Commando's nicht nur unfähig, sondern desselben auch überdrüssig sei. Dringend wünschte das russische Ministerium, dasselbe in andere und geeignetere Hände gelegt zu sehen, aber es war keine Aussicht vorhanden, mit einem solchen Vorschlage bei der täglich unthätiger werdenden Kaiserin [161]) durchdringen zu können. Und überdieß hatte sie von Soltikoffs Feldherrnglück eine allzu günstige Meinung gefaßt, als daß darauf gehofft werden konnte, sie werde ihm den Oberbefehl entziehen [162]).

Man kann sich wohl denken, daß diese Nachrichten aus St. Petersburg das ohnehin schon geringe Vertrauen des Wiener Hofes auf die Leistungen, die man sich von der russischen Hauptarmee versprechen durfte, nur noch verringerten. Zu einigem Troste gereichte es, daß noch am 23. März Esterházy berichtete, man dürfe trotz Soltikoffs entgegenstehender Meinung noch nicht alle Hoffnung auf Absendung des Hülfscorps nach Oberschlesien aufgeben. Der durchaus tüchtige Generallieutenant Graf Czernitscheff bemühe sich eifrig, das Commando über dasselbe zu erhalten.

Um so größer war nun die Enttäuschung des Wiener Hofes, als an dem Tage, der auf denjenigen folgte, an welchem sich Esterházy zum Abschlusse der neuen Allianzverträge hatte verleiten lassen, ja gleichsam als Belohnung für dieselben ihm die russische Regierung eine Erklärung über den Operationsplan zukommen ließ, welche den von österreichischer Seite gemachten Vorschlägen nur wenig entsprach. Die Absendung eines russischen Hülfscorps nach Oberschlesien wurde unter dem Vorwande verweigert, daß es hiefür schon zu spät sei, und

das Corps noch überdieß durch einen so weiten Marsch allzusehr erschöpft werden würde, um sich von demselben dann noch befriedigende Leistungen versprechen zu dürfen. Von russischer Seite wurde daher dem zweiten von Wien aus gemachten Vorschlage beigestimmt, demzufolge die österreichische Hauptarmee den größeren Theil der Streitmacht des Königs von Preußen in Sachsen zu beschäftigen hätte. Eine abgesonderte kleinere Armee sollte in der Lausitz schleunigst versammelt werden und allsogleich die Offensive ergreifen. Die russische Armee würde so bald als möglich von der Weichsel aufbrechen und zwischen Frankfurt und Glogau die Oder erreichen, gleichzeitig aber ein abgesondertes Corps an die Warthe absenden und durch die leichten Truppen Pommern in Furcht setzen. Mit einigem Belagerungsgeschütz versehen, werde dann der russische Oberfeldherr die geeignet erscheinende Unternehmung ins Werk setzen. Keine hemmende Beschränkung werde ihm auferlegt, sondern nur der Befehl ertheilt werden, Alles zu thun, wodurch dem Feinde Abbruch geschehen und dem Kriege ein baldiges und erwünschtes Ende gemacht werden könnte. Doch wurde schließlich nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß man sich verspreche, noch ehe das russische Heer gegen die preußische Grenze vorrücken könne, den Grafen Daun mit der österreichischen Hauptarmee die Offensive ergreifen zu sehen, ohne welcher man auch auf russischer Seite nicht mit Nachdruck auftreten würde [163]).

Allgemein lautende Versicherungen über die Bundestreue der russischen Regierung und über deren feststehende Absicht, den Krieg gegen den gemeinsamen Feind mit allem Nachdrucke zu führen, sollten die Pille versüßen, welche man dem Wiener Hofe darbot. Und um sich ersprießlichere Leistungen von dem russischen Hauptheere versprechen zu können, wurden dem unfähigen Obercommandanten wenigstens einige tüchtige Generale, insbesondere Browne und Czernitscheff zugetheilt [164]). Leider bedurfte es wieder unglaublich langer Zeit, bis die Zarin vermocht werden konnte, der für Soltikoff ausgearbeiteten weitläufigen Instruction ihre Genehmigung und Unterschrift zu ertheilen. Und erst nachdem auch dieß ziemlich lang schon geschehen war, in den letzten Tagen des Mai schickte Soltikoff zur Abreise sich

an, nicht ohne zuvor neuerdings vielfache Aeußerungen gethan zu haben, durch welche jede noch etwa vorhandene Hoffnung auf irgend welche erwähnenswerthe Leistungen von seiner Seite vollends vernichtet werden mußte [165]). Und auch die wiederholt gegebene Zusage, daß Fermor, welcher während des vergangenen Feldzuges im russischen Hauptquartier die Rolle eines bösen Geistes gespielt hatte, aus demselben werde abberufen werden, harrte noch immer ihrer Erfüllung [166]).

In entfernterer Beziehung zu Oesterreich und zu dessen spezieller Kriegführung gegen Preußen als die Verabredungen mit Rußland standen die Mittheilungen der französischen Regierung über den Plan, welchen sie im bevorstehenden Feldzuge auszuführen dachte. Den Oberbefehl über ihre Truppen in Deutschland hatte sie endlich nach mannigfachem Schwanken dem Sieger bei Bergen als demjenigen unter den französischen Generalen übertragen, welchen man zur Führung eines so großen Commando's für den tauglichsten ansah; gleichzeitig wurde der neue Oberbefehlshaber, der Herzog von Broglie, zum Marschall von Frankreich ernannt. Bezeichnend für die damaligen französischen Zustände ist es, daß Broglie längere Zeit hindurch sich weigerte, einen Operationsplan für den bevorstehenden Feldzug zu entwerfen. Sein leicht erregbares Gemüth sei, so behauptete er, durch die bisherige Nichterfüllung der ihm nach dem Tode des Marschalls Coigny gemachten Zusage, ihm das Generalcommando über das Elsaß zu übertragen, so peinlich berührt, daß er durchaus nicht in der Verfassung sei, vor Befriedigung seines Wunsches an eine so wichtige Arbeit Hand anzulegen. Wohl schrieb ihm der Dauphin und trug ihm bei schwerer Ahndung auf, seiner Pflicht ohne längere Säumniß nachzukommen. Aber gleichzeitig hatte man doch auch wieder die Schwäche, sein Begehren zu erfüllen und ihm die verlangte Stelle wirklich zu Theil werden zu lassen [167]). Nun schritt Broglie allsogleich an die Ausarbeitung seines Planes, und man betrachtete es in Wien als einen sehr günstigen Umstand, daß gerade diejenigen Vorschläge Broglie's, welche für die österreichische Kriegführung die erwünschtesten waren, die Genehmigung der französischen Regierung erhielten.

Im Wesentlichen bestanden sie darin, daß die französische Hauptarmee in einer Stärke von 100.000 Mann unter Broglie's unmittelbarer Führung gegen Hessen vorrücken sollte. Am Niederrhein werde ein Armeecorps von 30.000 Mann unter dem Commando des Generallieutenants Grafen Saint-Germain, auf der rechten Flanke der französischen Hauptarmee aber ein solches gegen Thüringen agiren; das letztere hätte aus den in französischem Solde befindlichen sächsischen und würtembergischen Truppen zu bestehen. In Wien hatte man lebhaft gewünscht, daß es im Vereine mit der Reichsarmee zu gänzlicher Austreibung der Preußen aus Sachsen behülflich sein möge [168]); in Versailles jedoch ertheilte man auf dieses letztere Begehren wenigstens vor der Hand noch eine ausweichende Antwort.

In solcher Weise waren die Aussichten und Plane gestaltet, unter denen man von neuem den Kampf aufnahm wider den König von Preußen. Obwohl sie nicht in jeder Beziehung vielversprechende genannt werden konnten, so ging man doch wenigstens in Wien unverdrossen daran, Alles zu thun was nur immer geschehen konnte, um in dem bevorstehenden Feldzuge, welchen man als den letzten ansah, der überhaupt noch zu bestehen war, Großes und Entscheidendes zu vollbringen und dadurch dem ganzen Kriege den gewünschten Ausgang zu geben.

Sechstes Capitel.

Landshut und Glatz.

Lang bevor die entscheidende Antwort über den Operationsplan aus Rußland nach Wien gelangt war, hatte Laudon sich an den Ort seiner Bestimmung begeben, während Daun den ganzen Winter hindurch in seinem Hauptquartier, Anfangs zu Dresden und dann zu Pirna geblieben war, um den fortwährend zu Freiberg befindlichen König von Preußen mit Sorgfalt zu beobachten, jeder etwaigen Unternehmung desselben aber entgegen zu treten. Am 5. März kam Laudon nach Brünn, und von dort, dann von Proßnitz aus traf er alle Vorbereitungen zum Einmarsche in Schlesien. Die bestimmte Annahme legte er ihnen zu Grunde, daß Rußland nicht säumen werde, das gewünschte Hülfscorps nach Schlesien zu entsenden. Denn Laudon ging von der Meinung aus, Rußland würde in solcher Weise nur dasjenige vergelten, was man im vergangenen Jahre auf österreichischer Seite gethan hatte, als Laudon selbst sich mit den Russen vereinigte [169]).

Trotz dieser Anschauung war jedoch Laudon keineswegs gesinnt, mit dem Beginne seiner Operationen zu zögern, bis er über den Entschluß der Russen bestimmte Auskunft erhalten hätte. Schon am 15. März setzte er seine Truppen in Bewegung, doch scheiterte seine Absicht, die zu Neustadt und Leobschütz liegenden preußischen Streitkräfte zu überfallen und sich wo möglich der Festung Cosel durch einen Handstreich zu bemächtigen. Die Cavallerie und die Grenzsoldaten sind es, denen Laudon die Hauptschuld davon zur Last legt; aus der

Reihe der Führer trifft besonders den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Draskovich, dann die Generale Vogelsang und Biela Laudons lebhafter Tadel [170]).

Von Jägerndorf aus erstattete Laudon Bericht über das Mißlingen seines Unternehmens; hier empfing er auch durch Kaunitz den Trost, der Kaiser und die Kaiserin seien keineswegs aufgebracht über das Mißglücken seines Anschlages; sie ließen vielmehr seinem Verfahren die günstigste Beurtheilung zu Theil werden und hätten eigens befohlen, ihm dieß ausdrücklich zu erkennen zu geben [171]). Und in Jägerndorf war es auch, wo Laudon das ihm von Kaunitz zugesendete Circularrescript des Königs von Preußen erhielt, durch welches derselbe die Beschuldigungen zu beantworten sich beeilte, die man von österreichischer Seite wegen der Excesse, welche seine Truppen in Böhmen verübten, gegen Friedrich erhoben hatte. Insbesondere waren es die im verflossenen Feldzuge von Laudon befehligten Streitkräfte, über deren Zügellosigkeit der König sich bitter beschwerte.

Für die Wahrheitsliebe Laudons ist es bezeichnend, daß er als „ehrlicher Mann", wie er sich ausdrückt [172]), wenigstens einen Theil der Thatsachen, die ihm zur Last gelegt werden, keineswegs in Abrede stellt. Er behauptet nur, manche der von König Friedrich erwähnten Excesse seien nicht von seinen, sondern von den Truppen Hadiks und Becks verübt worden. Wie dem aber auch sein möge, an den Unordnungen, welche begangen wurden, sei Niemand Schuld als die russische Armee, oder besser gesagt die russische Generalität; „denn keine Nation „in der Welt ist", so lauten Laudons eigene Worte, „welche mehr „blinden Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und deren Befehle hat als „die Russen. Aber eben so zügellos sind dieselben, wenn sie wissen, „daß ihre Befehlshaber durch die Finger sehen". Trotz der schärfsten Anordnungen, trotz der drakonischesten Maßregeln, indem Laudon sogar wiederholt Hinrichtungen habe vornehmen lassen, sei es ihm nicht gelungen, seine leichten Truppen und die ausgesendeten Streifparteien von Gewaltthaten abzuhalten, von denen sie täglich sahen, daß sie den russischen Soldaten ungestraft hingingen [173]).

Erst in der letzten Woche des April war es Kaunitz möglich, Laudon von den Entschlüssen der russischen Regierung über den ihr mitgetheilten Entwurf eines Operationsplanes in Kenntniß zu setzen. Durch die Weigerung, ein abgesondertes Armeecorps nach Oberschlesien zu senden, um sich daselbst mit den unter Laudons Befehle stehenden Streitkräften zu vereinigen, entfiel der ursprünglich gehegte Gedanke, von dort aus in feindliches Gebiet einzubrechen, von selbst. Und an seine Stelle trat das Project, die unter Laudons Commando zu stellende zweite Armee in einer Stärke von vierzigtausend Mann in der Lausitz zusammenzuziehen und dann mit ihr nach Niederschlesien vorzudringen. Die Art und Weise, in welcher er dieß bewerkstelligen wolle, wurde Laudon gänzlich anheimgestellt. Um jedoch hierüber seine Ansichten kennen zu lernen, ließ ihn die Kaiserin auffordern, sich nur auf wenige Tage, während deren seine Truppen sich auf dem Marsche befänden, nach Wien zu begeben [174]).

Auch Daun wurde von der Antwort des russischen Hofes genau unterrichtet. In dem Schreiben an ihn ließ Maria Theresia besonders hervorheben, daß man in St. Petersburg mit Bestimmtheit erwarte, die Offensivoperationen würden von österreichischer Seite schon vor dem Anmarsche der russischen Armee gegen die preußische Grenze aufgenommen werden; sollte dieß nicht geschehen, so würden auch die Russen nicht energisch zu Werke gehen. Gleichzeitig erhielt Daun Nachricht von den Beschlüssen, welche wegen der Zusammenziehung der zweiten Armee unter Laudon gefaßt worden waren. Um Bezeichnung der Truppenkörper wurde er ersucht, welche zu dieser letzteren Streitmacht abzugeben wären [175]).

Aus der Correspondenz des Wiener Hofes mit Daun wissen wir auch, daß die Einberufung Laudons nach Wien für den Augenblick wenigstens ziemlich erfolglos blieb. Denn deutlich erkannte man, daß man ihn unmöglich mit bindenden Instructionen versehen könne. Sein Auftrag beschränkte sich darauf, sich unverzüglich zu Daun zu verfügen, sich mit dem Feldmarschall persönlich zu besprechen und vor Allem reiflich mit ihm zu überlegen, ob Laudon mit den ihm untergeordneten Truppen wirklich nach der Lausitz ziehen, oder ob er nicht

lieber den Versuch machen solle, aus Böhmen in Schlesien einzudringen und sich dort in der Gegend von Schweidnitz festzusetzen [176]).

Am Morgen des 11. Mai traf Laudon bei Daun ein, dessen Hauptquartier sich nun wieder zu Dresden befand. Auch Lacy, welcher jetzt ein abgesondertes Armeecorps befehligte, kam auf Dauns Einladung [177]) von Lößnitz nach Dresden, um an den Besprechungen der Heerführer Theil zu nehmen. Als Ergebniß dieser Berathungen ist der Beschluß anzusehen, daß die von Laudon zu befehligende Armee am 24. Mai in einer Stärke von vierzigtausend Mann bei Königgrätz versammelt sein solle. Von dort werde sie jedoch nicht nach der Lausitz ziehen, sondern durch die Grafschaft Glatz über den Höhenzug der Wartha entweder zwischen Reichenbach und Frankenstein oder über Patschkau in Schlesien vordringen und daselbst festen Fuß zu fassen suchen [178]). Das Hauptaugenmerk sei vor Allem auf Schweidnitz zu richten, indem die Eroberung dieser Festung von den günstigsten Folgen für die ganze Kriegführung sein würde.

Laudon schreibt es dem Einfluße Lacy's auf Daun zu, daß der gefaßte Beschluß nicht der früher gehegten Absicht entsprach, die zweite Armee vor der Hand in die Lausitz einrücken zu lassen. Er kann es sich nicht versagen, auf den Widerspruch hinzudeuten, der zwischen der jetzigen Anschauung Lacy's und dessen früherer Meinung obwaltete. Denn nachdem man sich einmal für den Einmarsch in Preußisch-Schlesien entschieden, habe Niemand eifriger als Lacy darauf gedrungen, daß derselbe durch die Lausitz erfolge. Doch gibt Laudon zu, daß ihm Daun hinsichtlich der verschiedenen Begehren, die er an ihn stellen mußte, „eine ziemliche Facilität" habe zu Theil werden lassen [179]).

Um so üblere Aufnahme fand es bei Daun, als Laudon nach wenig Tagen eine Aenderung des verabredeten Planes vorschlug und gleichzeitig bat, der Feldmarschall möge durch die Generale Lacy und Beck starke Demonstrationen gegen die Queiß und den Bober vornehmen lassen, um den Prinzen Heinrich zu hindern, sich auf Laudon zu werfen. Der Letztere würde dadurch Zeit gewinnen, eine günstige Stellung einzunehmen und sich in derselben zu befestigen. Nicht

ohne eine gewisse Gereiztheit erwiederte Daun, wenn er im Stande wäre, solche Entsendungen von seinem Heere zu bewerkstelligen, würde er nicht erst gewartet haben, bis ihm der Vorschlag hiezu von anderer Seite gemacht werde; er sehe wenigstens vor der Hand keine Möglichkeit, solches zu thun [180]).

Lacy erwies sich auch jetzt wieder als der Schürer. Laudon wolle, antwortete er dem Feldmarschall auf dessen vertrauliche Mittheilung, den Feind durch den Arm eines Dritten besiegen und ein Land erobern ohne selbst irgend etwas aufs Spiel zu setzen. Sei es ja doch kein Anderer als Laudon, von welchem der Plan herrühre, den Feldzug von Böhmen aus zu eröffnen und die Operationen mit dem Einmarsche in Schlesien zu beginnen. Schon im voraus hätte Laudon die Schwierigkeit eines solchen Vorschlages bedenken und sie nicht erst jetzt in Betracht ziehen sollen. Wenn er an Dauns Stelle wäre, fährt Lacy fort, so würde er wohl die Geduld verlieren, falls man ihm von Wien aus nochmals mit einem neuen Project käme [181]). Bei der Stellung, welche Laudon jetzt einnehmen wolle, hänge es nur von dem Prinzen Heinrich oder von Schmettau ab, eine Diversion nach Böhmen zu unternehmen und dadurch Laudon zu zwingen, Schlesien zu verlassen, ohne noch einen Feind gesehen zu haben. Doch hoffe und wünsche er herzlichst, so schließt Lacy sein Schreiben, ein schlechter Prophet zu sein [182]).

Diese letztere Genugthuung wurde denn Lacy auch wirklich zu Theil. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß Laudon in dem Augenblicke, in welchem er an die Ausführung seines Unternehmens schritt, selbst von einer gewissen Bangigkeit vor der Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges ergriffen wurde. In einem ausführlichen Schreiben an Kaunitz schildert er die Hindernisse, die zu überwinden, die Gefahren, welche zu bestehen sein würden und seine Streitkräfte leicht dem völligen Verderben aussetzen könnten. Ja er geht so weit zu erklären, daß er eine so schwere Verantwortung nicht auf sich nehmen könne, indem er einsehe, daß wenn der Feind wirklich diejenigen Maßregeln ergreife, die in dessen Belieben gelegen wären, die zur Expedition nach

Schlesien bestimmten Streitkräfte einer empfindlichen Schlappe ausgesetzt wären. Darum müsse er neuerdings auf das ursprüngliche Project zurückkommen, demzufolge man von Oberschlesien aus den Einmarsch in feindliches Gebiet hätte bewerkstelligen sollen. Er bitte nochmals um ganz bestimmte Befehle über dasjenige, was er zunächst zu thun habe.

Aber von Wien aus wurde auch jetzt wieder Alles Laudons eigener Beurtheilung, seinem eigenen Entschlusse anheimgestellt. In einem huldvollen Schreiben [183]) erklärte ihm die Kaiserin neuerdings, sie sei davon überzeugt, daß er die erforderliche Energie mit der nöthigen Vorsicht vereinigen werde. Sie wisse aber auch, daß selbst dem bestersonnenen Plane der Ausgang nicht immer entspreche, darum möge er mit vollster Beruhigung seines Gemüthes an seine schwierige Aufgabe schreiten.

Laudon zögerte nun keinen Augenblick länger, dieß auch wirklich zu thun. Am 30. Mai überschritt er mit seinen Truppen die böhmische Grenze; noch an demselben Tage besetzte er persönlich mit der Vorhut die Pässe von Wartha und Silberberg. Am folgenden Tage bezog er bei Frankenstein ein Lager, dessen rechter Flügel an diese Stadt, der linke aber an den Grochberg sich lehnte. Wartha, Silberberg und alle übrigen Zugänge aus Schlesien ließ er mit seinen leichten Truppen besetzen. Feldmarschall-Lieutenant Graf Draskovich, der trotz Laudons wiederholt ausgesprochener Bedenken noch immer ein Commando führte, war gleichzeitig von Südosten her nach Weidenau vorgerückt und hatte Ottmachau occupirt [184]).

Laudons Durchzug durch die Grafschaft Glatz hatte in der dortigen Festung, die nur mit einer sehr schwachen Besatzung versehen war, Alles mit großer Bestürzung erfüllt. Laudon schlug vor, von dem Kleinmuthe, der daselbst herrschen sollte, Nutzen zu ziehen und den Festungscommandanten, Obersten d'O, einen als geldgierig bekannten Piemontesen, mit einer Summe von fünfzig- bis siebzigtausend Gulden zu bestechen, auf daß er die ihm anvertraute Festung ohne Widerstand übergebe. Ein Landsmann des Obersten, der General

Graf Caramelli wurde mit dieser nicht eben sehr ehrenvollen Unterhandlung betraut. Doch vermochte derselbe sich mit dem Obersten d'O gar nicht in Verbindung zu setzen[185]; es blieb daher Laudon nichts übrig als die nöthigen militärischen Maßregeln zu treffen, um sich der Festung Glatz mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen. Durch geschickte Bewegungen täuschte er seinen Gegner, den preußischen Generallieutenant Fouqué, und machte ihn glauben, daß es eigentlich auf Breslau abgesehen sei. Fouqué verließ seine günstige Stellung bei Landshut, welche Laudon nun allsogleich durch den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Wolfersdorff besetzen ließ. Er selbst lagerte bei Pischwitz, sich vorläufig nur mit seiner Unternehmung auf Glatz eifrigst beschäftigend.

Auch wenn, wie nicht mehr bezweifelt werden konnte, die Uebergabe der Festung durch Erkaufung des Commandanten sich nicht bewerkstelligen lassen würde, hielt Laudon deren Eroberung doch für ziemlich gewiß. Denn die an und für sich schon schwache Besatzung bestand seiner Angabe nach aus sehr ungeübten und unzuverlässigen Leuten, welche, jedem ernstlichen Widerstand abhold, weit eher zur Widersetzlichkeit gegen ihre eigenen Führer geneigt waren. Von der Bürgerschaft aber wurde behauptet, daß sie nichts sehnlicher wünsche als sich „des preußischen Joches" zu entledigen[186]. Würde Prinz Heinrich, der sich schon seit längerer Zeit zu Sagan befand, der allgemein gehegten Vermuthung nach den Weg nach Frankfurt an der Oder einschlagen, um sich dort den Russen entgegenzustellen, so wäre der allein zurückbleibende Fouqué viel zu schwach, um daran denken zu können, Glatz zu entsetzen. Diese Festung werde daher, meinte Laudon, in nicht allzu langer Frist unfehlbar fallen. Es müßte denn sein, fügte der Feldzeugmeister, durch die in letzterer Zeit von Daun nur wenig verschleierte Erkaltung seiner früher so freundschaftlichen Beziehungen empfindlich verletzt, nicht ohne Bitterkeit hinzu, daß der König selbst mit beträchtlicher Heeresmacht heranziehe und Daun sich wieder, wie es bei Neisse geschehen, von seinem Gegner einige Märsche abgewinnen lasse[187].

Eine Meinungsverschiedenheit zwischen Daun und Laudon bestand auch darin, daß der Erstere es lieber gesehen hätte, wenn Laudon auf die Behauptung des Postens von Landshut sein Hauptaugenmerk gerichtet hätte, statt sich mit der Belagerung von Glatz zu beschäftigen. Er meinte wohl, daß diese zweite Unternehmung gar zu fern abliege von dem Operationsplane, wie er mit den Russen verabredet worden sei. Laudon hingegen war der Ansicht, daß von den Letzteren, welche erst vor ganz kurzer Zeit sehr bedenkliche Aenderungen in ihrem Operationsplane vorgenommen und erklärt hatten, wenigstens vor der Hand nicht gegen Breslau, sondern gegen Glogau ihre Unternehmungen richten zu wollen, um in solcher Weise den Feind von Schlesien abzuschneiden [188]), für jetzt noch gar nichts zu erwarten sei; man möge daher auch auf sie nicht allzu viel Bedacht nehmen. Auf die Behauptung von Landshut hingegen lege er, wenn das dort befindliche große Magazin in Sicherheit gebracht worden, gar kein Gewicht [189]).

In Wien war man der gewiß richtigen Ansicht, daß für beide Meinungen sich höchst berücksichtigungswürdige Beweggründe anführen ließen. Mit Laudon erkannte man die Wichtigkeit der Eroberung von Glatz, das man als den Schlüssel von Schlesien bezeichnete. Mit Daun hingegen verschloß man sich nicht der Erkenntniß, wie wünschenswerth es sei, der russischen Regierung keinen Anlaß oder Vorwand zu Beschwerden zu geben, sondern ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß man trotz aller Befremdung und Unzufriedenheit über ihre letzten Erklärungen, welche den früheren Verabredungen so wenig entsprachen, doch auf das vollste Einverständniß mit ihr sehr großen Werth lege. Man meinte daher, daß Laudon wohl die Belagerung von Glatz, jedoch gleichzeitig auch seinen ferneren Vormarsch in Schlesien ins Werk setzen könnte [190]).

Der Verwirklichung dieser letzteren Absicht schien jedoch durch ein inzwischen eingetretenes Ereigniß ein schwer zu beseitigendes Hinderniß in den Weg gelegt worden zu sein. Der König von Preußen hatte Fouqué's übereilten Rückzug, wie er ihn bezeichnete, äußerst mißbilligt. „Da Ihr durch Euren zu sehr precipitirten Marsch und Retraite

„gegen Breslau", schrieb er ihm am 14. Juni, „Wir das Gebirge „verloren habt, müßt Ihr nunmehr auch solches absolument wieder „schaffen." Er möge nichts in der Welt versäumen, um sich der Posten von Fürstenstein und Landshut wieder zu bemächtigen. Wie er das anzufangen habe, sei seine eigene Sache und er möge hierüber nicht wieder erst eine Anfrage stellen. Und eigenhändig fügte der König die Bemerkung hinzu: „Meine Generale verursachen mir mehr „Schaden als der Feind, weil sie immer verkehrt manövriren" [191]).

Am 16. Juni berichtete Fouqué dem Könige, daß er dessen Befehle blindlings befolgen werde. Und schon am nächsten Tage führte er sie aus. Urplötzlich erschien er vor Landshut, warf die sechshundert Croaten, welche in den Verschanzungen auf dem Buchberge lagen, aus denselben und besetzte die Stadt. Die österreichischen Generale Wolfersdorff und Gaisruck behaupteten ihm gegenüber ihre Stellungen auf dem langen Berge bei Reichhennersdorf. Laudon aber eilte mit dem Reservecorps über Thannhausen und Gottesberg herbei; aus dem Dörfchen Schwarzwalde unweit von Landshut berichtete er „mit un„gemeiner Empfindung", wie er sich ausdrückt, das unwillkommene Ereigniß nach Wien. Aber er war doch sogleich wieder entschlossen, dasselbe wo möglich zu seinem Vortheile zu benützen. Die mitgebrachten Truppen stellte er auf die Anhöhen bei Forst, und da er sich nicht für stark genug hielt, um Fouqué schon jetzt mit bestimmter Aussicht auf Erfolg angreifen zu können, zog er von allen Seiten mit größter Eilfertigkeit so viel Streitkräfte herbei, als ohne Aufhebung der Einschließung von Glatz nur immer verfügbar gemacht werden konnten. Wenn nur Fouqué nicht Landshut baldigst wieder verlasse oder dort ausgiebige Verstärkungen erhalte, werde er ihn, so meinte Laudon, in seinen Verschanzungen angreifen und wohl auch sicher aufs Haupt schlagen [192]).

Man ist längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß Umsicht in der Vorbereitung einer kriegerischen Unternehmung eine vielleicht weniger glänzende, aber nicht minder wichtige Eigenschaft eines Feldherrn ist als Kühnheit in der Ausführung; Laudon vereinigte sie beide in glücklichstem Maße. Die wohlverwahrten feindlichen Verschanzungen griff

er nicht früher an, als er sich eine Uebermacht verschafft hatte, welche ihm schon von vorne herein den Sieg sicherzustellen schien. Und darum konnte er auch am 22. Juni dem Grafen Daun gegenüber die bestimmte Erwartung aussprechen, daß von dem Corps Fouqué's „nicht viel „davonkommen werde" [193]).

Noch am Spätabende desselben Tages, um neun Uhr, als es dunkel geworden, setzte Laudon seine Truppen in Marsch. Um ein Uhr Nachts war jede Abtheilung auf dem Punkte eingetroffen, der ihr im voraus bestimmt worden. Eine Viertelstunde vor zwei Uhr, somit noch vor Anbruch des Tages, gaben vier Haubitzen, die auf dem Buchberge abgefeuert wurden, das Zeichen zum Angriffe. Des argen Unwetters nicht achtend, durch welches die Soldaten schon während der Nacht tüchtig mitgenommen worden, vollzogen ihn dieselben überall mit Pünktlichkeit und Nachdruck. Trotz wackerer Vertheidigung von Seite der Preußen waren binnen drei Viertelstunden die beiden wichtigsten Schanzen, die auf dem Buchberge und die zweite auf dem Doctorberge erobert. Dann wurde die Communicationslinie genommen, welche von einer befestigten Anhöhe zur andern führte, und der Feind in solcher Weise aus seinen Stellungen sowie aus der Stadt vertrieben. Da ihnen jedoch jeder Ausweg versperrt war, blieb den Preußen, die auch den tapfersten Widerstand bald als fruchtlos erkannten, nichts übrig als sich zu ergeben. Es war noch nicht neun Uhr Morgens, als die letzten preußischen Bataillone das Gewehr streckten. Fouqué selbst, mehrfach verwundet, die Generale Schenkendorf und Malachowski, elf Oberste, fast dreihundert Officiere und gegen achttausend Mann wurden gefangen; etwa fünfzehnhundert Preußen waren geblieben und einer gleichen Anzahl gelang es, gegen Breslau zu flüchten. Die Oesterreicher berechneten ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf fast dreitausend Mann [194]).

Daß die siegenden Truppen, durch die Hartnäckigkeit des Widerstandes gereizt, an den schuldlosen Einwohnern von Landshut grobe Excesse begingen, wurde schon damals von Laudon tief beklagt, und wo die Möglichkeit sich darbot, mit Schärfe geahndet. Die von Parteihaß ausgeheckte und von einseitiger Geschichtschreibung verbreitete

Fabel, Laudon selbst habe seine Truppen zu solcher Ausschweifung angeeifert, ist schon so gründlich widerlegt worden[195]), daß hierauf nicht mehr zurückgekommen zu werden braucht.

Oberstlieutenant d'Alton, welcher sich schon bei Kunersdorf unter Laudon das Theresienkreuz errungen hatte und der dreißig Jahre später nach seinen unglücklichen Erlebnissen in den Niederlanden ein so tragisches Ende fand, erhielt zum Lohne für seine hervorragende Betheiligung an dem Treffen bei Landshut den ehrenvollen Auftrag, die Siegeskunde nach Wien zu überbringen. Am Nachmittage des 25. Juni traf er dort ein. Der Kaiser und die Kaiserin befanden sich in der Ebene, welche das Lustschloß Laxenburg umgibt, mit ihren sechs älteren Kindern auf der Reiherjagd, als d'Alton mit sechzehn blasenden Postillonen vor ihnen erschien. Schon um sieben Uhr wohnte der ganze Hof dem Te Deum in der Laxenburger Pfarrkirche bei. Und am folgenden Tage überbrachte Laudons tapferer Geschützmeister, der Oberstlieutenant Rouvroy die eroberten Fahnen und Standarten nach Schönbrunn, wohin der Hof inzwischen zurückgekehrt war [196]).

Das glückliche Ereigniß von Landshut wurde nicht bloß von Allen, die in dem großen Kampfe auf der Seite Oesterreichs standen, mit Jubel begrüßt, sondern diejenigen, welche für die Zusammenziehung einer abgesonderten Armee unter Laudons Befehlen eingetreten waren, empfanden noch insbesondere die lebhafte Befriedigung, welche Jedermann fühlt, dessen ebenso eifrig bestrittene als standhaft vertheidigte Meinung durch die nachfolgenden Ereignisse gerechtfertigt wird. Dabei muß natürlich Kaunitz in erster Reihe genannt [197]), jedoch gleichzeitig zugegeben werden, daß auch die Glückwünsche Dauns in einer Weise ausgesprochen wurden, welche an deren Aufrichtigkeit kaum zweifeln läßt [198]). Aber freilich wurde dadurch die Meinungsverschiedenheit nicht behoben, welche zwischen Laudon und Daun über dasjenige bestand, was nun geschehen sollte. Immer war Daun ein Gegner der Belagerung von Glatz gewesen; auch jetzt fügte er sich nur widerwillig in dieselbe, während sie von Laudon jederzeit aufs wärmste empfohlen wurde. Und wenn gleich die Entscheidung des Wiener Hofes vorläufig zu Gunsten der Meinung Laudons ausgefallen war,

so durfte doch andererseits nicht verkannt werden, daß nach wie vor das Hauptaugenmerk auf das gerichtet werden mußte, was Friedrich selbst zu unternehmen für gut fand.

Man kennt die Kundgebungen des Schmerzes und der tief empfundenen Bedrängniß, in welche der König nach dem Empfange der Nachricht von Fouqué's Niederlage und Gefangennehmung ausbrach. Aber seine so oft schon erprobte Standhaftigkeit wurde auch durch dieses neue Mißgeschick nicht erschüttert. Obgleich er in vertraulichen Aeußerungen wiederholt erklärte, seine Verlegenheiten seien aufs höchste gestiegen und er wisse keinen Ausweg mehr aus denselben zu finden, so trat doch in seinen Maßregeln und Entschlüssen nichts davon an den Tag. Noch fortwährend schien er die Absicht zu verfolgen, Sachsen zu verlassen und mit seiner Armee nach Schlesien zu marschiren, um dort Laudons Fortschritten Einhalt zu thun. Am 4. Juli versuchte er das von Lacy befehligte Armeecorps bei Lichtenberg zu überfallen; Lacy wich jedoch dem wider ihn geführten Schlage mit solcher Gewandtheit aus, daß der König ihm nichts anhaben konnte.

Auch von Daun muß gesagt werden, daß seine Maßregeln mit großer Klugheit erdacht und mit einem an ihm nur selten wahrgenommenen Nachdrucke ausgeführt wurden. Nach wie vor von der Absicht ausgehend, dem Könige den Weg nach Schlesien zu verlegen, bat er Laudon, die Belagerung von Glatz noch einstweilen zu verschieben und in nördlicher Richtung, etwa bis Goldberg vorzugehen. Mit einem Eifer, dem man sichtlich das Bestreben ansieht, Daun nur ja keinen Grund zur Unzufriedenheit und zu der Beschwerde zu geben, daß er seinem Befehle nicht bereitwilligst gehorche, kam Laudon der Aufforderung des Feldmarschalls nach. Daun selbst aber rückte, obwohl seine Truppen von der glühenden Sonnenhitze aufs furchtbarste litten, in angestrengten Märschen über Bautzen und Görlitz bis Naumburg, wo er die Queiß überschritt. In Ottendorf traf er mit Laudon zusammen und verständigte sich mit ihm über das, was zunächst zu thun war. Da der König den Oesterreichern auf dem Wege nach Schlesien nicht mehr zuvorkommen konnte, sollte Laudon die Belagerung von Glatz jetzt wirklich unternehmen. Beide Feldherren aber

wollten nach wie vor einträchtig zusammenwirken, um den König von Schlesien abzuschneiden. Man hoffte daß dann Breslau durch die Russen, Glatz und Schweidnitz durch die Oesterreicher erobert werden könnten [199].

Vergeblich hatte Friedrich die Absicht verfolgt, Schlesien früher als Daun zu erreichen. Vergeblich hatte er sich bemüht, wenn nicht das österreichische Hauptheer, so doch das Armeecorps Lacy's anzugreifen und zu schlagen [200]. Als alle diese Pläne mißglückt waren, blieb ihm nichts übrig als seine Entschlüsse zu ändern und nach Sachsen zurückzukehren, um Dresden zu belagern und durch die Eroberung dieser Stadt nochmals in den Besitz des ganzen für ihn so ungemein werthvollen Landes zu gelangen.

Während der König diesen neuen Plan mit gewohnter Raschheit ins Werk setzte, schritt Laudon mit nicht geringerem Eifer an die Belagerung von Glatz. Er selbst blieb freilich nach wie vor zu Eichholz, eine Meile vor Liegnitz stehen, aber durch Verstärkungen, die er dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Draskovich zusandte, setzte er denselben in den Stand, die Belagerung mit größerem Nachdrucke zu betreiben. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli wurden die Laufgräben eröffnet; am 23. traf der Feldzeugmeister Graf Harsch ein, die Belagerung persönlich zu leiten. Am folgenden Tage, dem 24. erhielt Laudon ein für ihn wichtiges Cabinetschreiben der Kaiserin [201]. Sie habe aus seinen Briefen und Berichten wahrgenommen, sagt sie darin, daß er sich selbst nicht als commandirenden, sondern nur als subalternen General ansehe und darum jederzeit sowohl an Daun als nach Wien um Verhaltungsbefehle sich wende. Gewiß sei dieß nur eine rühmenswerthe Wirkung seiner Bescheidenheit und Mäßigung; doch entspreche ein solches Benehmen nicht ganz den Absichten der Kaiserin. So großes Zutrauen hege sie zu Laudons Kriegserfahrung und Diensteifer, daß sie kein Bedenken getragen habe, seinem Commando eine Armee unterzuordnen. Dieses Vertrauen sei durch sein bisheriges Betragen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Um ihm davon eine neue Probe zu geben, ergehe an ihn ihr gemessener Befehl, sich nicht als einen subalternen, sondern als ihren commandirenden General

in Schlesien zu betrachten, welcher unter keines Anderen Befehl stehe, so. dern ohne weitere Rückfrage und Bedenken alles dasjenige zu unternehmen habe, was ihm nach seiner eigenen Einsicht als das Ersprießlichste erscheine. Dieses ihm übertragene Obercommando schließe jedoch keineswegs aus, sondern die Kaiserin wünsche es vielmehr, daß er mit Daun eine fleißige Correspondenz unterhalte und auch sonst in stetem Einvernehmen mit ihm vorgehe. Aber Laudon allein sei die Armee in Schlesien anvertraut, und er habe so lange Zeit von Niemand Befehle zu empfangen, bis etwa die Umstände erforderten, die Hauptarmee mit der seinigen zu vereinigen, in welchem Falle er von selbst die gehörige Subordination zu beobachten wissen werde.

Kaunitz versichert ausdrücklich, daß nicht etwa seiner Dazwischenkunft, sondern dem eigenen Entschlusse der Kaiserin diese Maßregel zuzuschreiben sei[202]). Laudon war natürlich durch dieselbe aufs höchste geschmeichelt; gleichwohl hätte es bei ihm einer derartigen Aneiferung nicht bedurft, um ihn zu rastloser Thätigkeit anzuspornen im Dienste seiner huldvollen Monarchin. Am 25. Juli erschien er persönlich vor Glatz, um am folgenden Tage der Eröffnung der gegen die Festung gerichteten vierzehn Batterien beizuwohnen. So glücklich ging die Beschießung von Statten, daß noch am 26. Juli eine der Redouten vom Feinde großentheils verlassen wurde. Allsogleich gerieth Laudon auf den Gedanken, dieselbe durch Freiwillige besetzen zu lassen. Trotz heftigen Feuerns von Seite der Belagerten geschah dieß; nun griff Laudon den bedeckten Weg an, wobei Rouvroy, vor Kurzem zum Obersten befördert, sich neuerdings glänzend hervorthat. Unaufhaltsam drangen die Oesterreicher in den bedeckten Weg, und nun übergab der Commandant Oberst d'O, der sich ganz außer Stand sah sich länger zu halten, die alte Festung sammt der Stadt. Binnen einer Stunde geschah von Seite des Commandanten der neuen Festung, Obersten Quadt das Gleiche. So wurde Laudon schon einen Tag nach seiner Ankunft vor Glatz Meister dieses Platzes.

Nur mit wenigen Zeilen verständigte Laudon den Grafen Kaunitz von der Eroberung von Glatz. „Den Rouvroy", fügte er eigenhändig

hinzu, „recommandire Eurer Excellenz zu Gnaden, er wird noch „große Dienste thun und ich habe mein Wort gehalten" [203]).

Kaunitz legte der Kaiserin das Schreiben Laudons mit folgenden Worten vor:

„Eure Majestät werden ohne Zweifel entzückt sein, die wenigen „Details zu erfahren, welche der hier beigeschlossene Brief enthält, den „ich soeben empfange. Ich beeile mich ihn Eurer Majestät mit der „Bitte zu Füßen zu legen, ihn mir nach Ihrer Bequemlichkeit zurück„zusenden, um das Vergnügen zu haben, ihn neuerdings lesen zu „können. Gott erhalte Ihnen Ihren Josua!"

„Das ist", antwortete Maria Theresia eigenhändig, „der größte „Wunsch den Sie mir darbringen können. Ich bin Ihnen dankbar, „daß Sie mich Ihre Freude so rasch haben theilen lassen" [204]).

„Eure Excellenz haben rechtschaffen Ihr Wort gehalten", schrieb Kaunitz an Laudon [205]), „und ich muß bekennen, daß weder Ihre „Majestäten noch auch ich in der Erwartung gestanden, so geschwind „die Uebergabe von Glatz, und zwar auf die außerordentliche Art, „wie sie erfolgt ist, zu vernehmen. Es vermehrt solches Dero bereits „erworbenen ausnehmenden Ruhm und Verdienste, und ich erstatte „dießfalls von ganzem Herzen meinen aufrichtigsten Glückwunsch, wie „ich denn in meinem Leben kein größeres innerliches Vergnügen als „bei dieser Gelegenheit empfunden habe. Der Vorgang dient zugleich „zur Probe, was im Kriege durch vernünftige, geschwinde und herz„hafte Entschließungen bewirkt werden könne, wobei Eure Excellenz „versichert sein wollen, daß ich das meinige mit Freuden beitragen „werde, Dero wackerem Handlanger Herrn Obersten von Rouvroy „die verdiente Allerhöchste Gnade zuzuwenden."

Während dieser Ereignisse vor Glatz stand auf einem anderen Punkte das Schicksal eines noch ungleich wichtigeren Platzes auf dem Spiele.

Am 9. Juli hatte König Friedrich mit seinem Heere die ersten rückgängigen Bewegungen gemacht und dadurch das Armeecorps des

Grafen Lacy von seiner unmittelbaren Verbindung mit Daun abgeschnitten. Am 10. Juli hoffte der König den Grafen Lacy zum Schlagen zu bringen und ihn mit seiner Uebermacht zu zermalmen. Aber auch jetzt wieder wußte Lacy dem ihm drohenden Schicksal zu entgehen; er führte sein Armeecorps rasch und ohne den geringsten Verlust zu erleiden, über die Elbe und verstärkte mit demselben das Reichsheer unter dem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken, welchem die Aufgabe zugefallen war, Sachsen nach dem Abzuge Friedrichs gegen die kleineren preußischen Truppenabtheilungen zu vertheidigen und dieselben aus diesem Lande allmälig ganz zu verdrängen. Gegen die preußische Hauptmacht unter dem Könige selbst hätte der Prinz von Zweibrücken freilich nichts zu unternehmen vermocht; er glaubte nichts Anderes thun zu können als einstweilen in einer festen Stellung bei Groß-Sedlitz die Ereignisse vor Dresden mit anzusehen[206]).

Das Commando in dieser Stadt führte der österreichische Feldzeugmeister Graf Johann Sigismund Maquire, ein eben so tapferer als umsichtiger Soldat. Wie wenig kannte ihn Friedrich, als er die Meinung aussprach, in zwei oder drei Tagen werde er im Besitze Dresdens sich befinden[207]). Gar bald sah der König ein, wie sehr er sich in dieser Voraussetzung getäuscht hatte. Aber wo ein Anderer vielleicht muthlos geworden wäre und die Unternehmung aufgegeben hätte, verdoppelte Friedrich seine Anstrengungen, um sie allen Hindernissen zum Trotze dennoch durchzuführen. Wie immer, so war ihm auch jetzt wieder jedes Mittel dazu gerecht; er hoffte, die Rücksicht auf die Bedrängnisse der Einwohner und der königlichen Familie würden Maquire leichter zur Nachgiebigkeit zwingen. Darum eröffnete er ein furchtbares Bombardement wider die Stadt, und die Kugeln der preußischen Geschütze wurden fast mehr gegen die Kirchen, die Paläste und die Privathäuser als gegen die Wälle gerichtet. Ganz unbeschreiblich waren die Verwüstungen, welche sie auf den Plätzen und in den Straßen herbeiführten. Verzehrende Feuersbrünste gesellten sich dazu, aber trotz alles Bestürmens von außen her und nicht wankend gemacht durch die dringenden Bitten der Einwohner blieb

Maquire fest in dem Vorsatze, Dresden zu behaupten, bis Daun zum Entsatze herbeikäme.

Es ist keineswegs richtig, wenn gesagt wird, Daun sei durch die plötzliche Aenderung in den Planen des Königs vollständig überrascht worden. Der Feldmarschall faßte vielmehr die Möglichkeit, daß Friedrich wieder nach Sachsen zurückkehre, frühzeitig ins Auge. Doch wie immer, so war auch jetzt wieder bei dem Empfange der Nachricht, der König scheine nicht weit über Bautzen hinausgehen, sondern sich zur Rückkehr gegen Dresden anschicken zu wollen, sein erster Gedanke, in der gesicherten Stellung, in der er sich bei Ottendorf befand, ruhig den Augenblick abzuwarten, in welchem über die wahre Absicht des Feindes kein Zweifel mehr obwalten konnte [208]).

Das war ja eben jene Art der Kriegführung, welche am Wiener Hofe und bei dessen Alliirten so großen Unmuth erregte, die aber mit Dauns innerstem Wesen so untrennbar verwachsen zu sein schien, daß man auf eine Aenderung derselben nicht hoffen durfte. Auch jetzt wieder urtheilte Daun ganz richtig, ja vielleicht richtiger als Friedrich, wenn er vorhersagte, daß der König vor Dresden nicht viel werde ausrichten können. Denn dort und in der nächsten Umgebung der Stadt befinde sich ja, das Reichsheer mit eingerechnet, eine so zahlreiche Truppenmacht, daß Friedrich sich zweimal werde besinnen müssen, eine Belagerung zu unternehmen. Thue er dieß dennoch, dann sei noch immer Zeit, zum Entsatze herbeizuziehen [209]).

Als ob die Besiegung und Vernichtung des feindlichen Heeres gar nicht den eigentlichen Zielpunkt seiner Bestrebungen hätte bilden sollen, schien Daun von nichts weiter entfernt zu sein als von dem Gedanken, die Uebermacht, welche ihm seine eigene Armee in Verbindung mit den bei Dresden befindlichen Streitkräften verschaffte, zu einem entscheidenden Schlage gegen den König von Preußen zu benützen. Sein ruhiges Verweilen zu Ottendorf, das neuerdings den bittersten Tadel wider Daun hervorrief, gab Friedrich ausreichend Zeit, Dresden mit den schwersten Drangsalen heimzusuchen. Daß dieß überhaupt geschehen konnte und das so lange Zeit hindurch allen Ver-

heerungen des Krieges preisgegebene Sachsen, welches man in naher Zukunft vom Feinde befreit zu sehen hoffte, jetzt wieder zum Schauplatze des Kampfes gemacht wurde, berührte die Kaiserin schmerzlich[210]). Ausdrücklich hatte sie es dem Feldmarschall zur Pflicht gemacht, Dresden nur ja keiner Gefahr auszusetzen[211]), und nun war gerade das Gegentheil von dem was sie dringend wünschte geschehen. Das Gefühl der Unzufriedenheit mit Daun mag daher nicht ganz ohne Einfluß gewesen sein auf die Entstehung jenes Rescriptes, durch welches Laudon unabhängig von dem Feldmarschall gestellt wurde.

Als wenn bei Dresden seine Gegenwart nicht äußerst nothwendig wäre, blieb Daun fortwährend ruhig zu Ottendorf stehen, wohin er für den 14. Juli Laudon zu einer Besprechung berief. Waren es die Rathschläge des Feldzeugmeisters oder die Hülferufe, welche Lacy an den Feldmarschall ergehen ließ[212]), Daun beschloß nun endlich, sich Dresden wieder zu nähern. Am 15. Juli trat er mit der Hauptarmee den Weg dorthin an und nun suchte er freilich das so lang Versäumte durch angestrengte Märsche wieder hereinzubringen. Am 17. kam er durch Bautzen und er meinte das Unmögliche zu leisten[213]), wenn er am 19. Juli zu Weissig eintreffen würde, einem östlich von Dresden gelegenen Dorfe, das ihm Lacy als den besten Punkt bezeichnet hatte, um von dort aus die Lage der Dinge vor Dresden zu überschauen und weitere Entschlüsse zu fassen. Ueber zwei Brücken, welche man bei Pirna zu schlagen sich vorbereitete, dachte Daun seine Verbindung mit Lacy und der Reichsarmee herzustellen.

Rascher als er selbst es für möglich gehalten, schon am Spätabende des 18. Juli war Daun, durch König Friedrichs verheerendes Feuer gegen Dresden zu höchster Eile getrieben, zu Weissig und Schönfeld, einem südlich von der Hauptstraße gelegenen Dorfe angekommen, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Allsogleich griff Daun die Stellung an, welche preußische Truppen beim sogenannten Weißen Hirsch besetzt hielten. Er vertrieb sie aus derselben, machte vierhundert Gefangene und eroberte zehn Geschütze. Seine Verbindung mit Dresden war dadurch hergestellt und er meldete an Laudon, daß jetzt

dem Verluste dieses Platzes wohl vorgebeugt sei. Die Verbrennung der Stadt könne er freilich nicht hindern, wie denn der König von Preußen, da er nicht mehr hoffen dürfe sie zu erobern, sie wenigstens in Asche legen zu wollen scheine und sich daher fortwährend mit nichts Anderem beschäftige als Brandzeug nach Dresden zu schleudern[214]).

Die alleinige Zerstörung Dresdens lag nun freilich nicht in der Absicht des Königs, ja er behauptete sogar, er habe der Stadt keinen Schaden thun, sondern bloß die Wälle zertrümmern wollen[215]). Diese letztere Versicherung verdient natürlich keinen Glauben, denn gar leicht hätte Friedrich die Verheerung eines so großen Theiles der Stadt wenn nicht ganz zu verhindern, so doch in viel engere Grenzen zu bannen vermocht. Aber daran ist doch auch wieder nicht zu zweifeln, daß der König damals noch meinte, im Angesichte des österreichischen Heeres Dresden erobern zu können. „Entweder Daun schlägt mich „aufs Haupt, oder ich nehme ihm Dresden vor der Nase weg", schrieb Friedrich noch am 19. Juli an seinen Bruder[216]). Aber weder das Eine noch das Andere geschah; zu Ersterem war Daun zu unentschlossen und zu schwerfällig, zu Letzterem aber Friedrich selbst bei weitem nicht stark genug. Schon am 23. Juli kündigte er seinem Bruder an, daß sein Anschlag auf Dresden mißlungen sei. Denn in der Nacht vom 21. auf den 22. Juli ließ Daun die preußische Batterie vernichten, aus welcher die Stadt bisher beschossen worden war. Und da der Feldmarschall noch überdieß mit Lacy und dem Reichsheere so wie mit Dresden selbst in ungehinderte Verbindung zu treten vermocht hatte, sah Friedrich ein, daß er zufrieden sein müsse, wenn er nicht außer dem Scheitern der Belagerung von Dresden auch noch von Daun geschlagen werde. Aber er meinte, und nicht mit Unrecht, einen raschen Angriff von Seite des Feldmarschalls in keiner Weise besorgen zu dürfen. „Du kennst Daun", schrieb der König seinem Bruder am 25. Juli, „er liebt es nicht von heute auf morgen Schlachten „zu liefern; im Gegentheile muß man, um ihn dazu zu bringen, sich „der verschiedensten Umwege und Hülfsmittel bedienen"[217]).

Nur in den Briefen des Königs ist fortwährend von der Möglichkeit die Rede, daß Daun die preußische Hauptmacht angreifen und

sie zur Schlacht nöthigen könnte; in der Correspondenz des Feldmarschalls geschieht eines so hochfliegenden Gedankens mit keinem Worte Erwähnung. Unangefochten ließ er den König vor Dresden; allerdings wurde auf seinen Befehl rastlos an der Wiederherstellung der Festungswerke gearbeitet; wie er aber eine erneuerte Beschießung der Stadt zu verhindern im Stande sei, wußte Daun nicht anzugeben, und in drängendster Weise bat er auch jetzt wieder Lacy um Rath. „Ich empfange", so schrieb er ihm am 27. Juli, „die bitter„tersten Briefe aus Wien. Um jeden Preis soll ich ein Mittel aus„findig machen, um Dresden nicht im Angesichte der Armee in Feuer „aufgehen zu lassen, denn unser Hof würde sich dadurch unaufhör„lichen Vorwürfen preisgegeben sehen. Alles was ich darüber schon „geschrieben, bringt gar keinen Eindruck hervor" [218]).

König Friedrich selbst befreite den Feldmarschall aus seiner quälenden Besorgniß. Am 28. Juli erhielt der König die Nachricht, daß Glatz gefallen sei; am folgenden Tage hob er die Belagerung Dresdens auf, sein ganzes Augenmerk auf die neuen Unternehmungen richtend, welche sein rastloser und erfinderischer Geist ihm eingab.

Siebentes Capitel.

Liegnitz.

Mit der Eroberung von Glatz und der Aufhebung der Belagerung von Dresden trat eine völlig neue Phase der Kriegführung ein; man möchte sagen, wenn der Ausdruck gestattet ist, der zweite Act des Feldzuges des Jahres 1760 begann. Der Wiener Hof war schon seit längerer Zeit darauf gefaßt und hatte seine Maßregeln darnach getroffen. Was bisher geschehen war, hatte denjenigen Recht gegeben, welche von Anfang an die Meinung vertraten, auf eine Besiegung und Vernichtung der Hauptarmee des Königs von Preußen durch Daun sei nimmermehr zu rechnen. Man müsse damit zufrieden sein, wenn es Daun gelinge dieselbe wenigstens zu beschäftigen; in der Zwischenzeit sei durch eine zweite Armee, am besten im Verein mit den Russen auf Eroberungen auszugehen, welche am füglichsten in Schlesien zu machen wären; nur in solcher Weise könnte man dem eigentlichen Zielpunkte des Krieges, der Wiedergewinnung dieses Landes sich allmälig nähern.

Daß hiezu die Mithülfe Rußlands dringend erwünscht wäre, hatte man niemals verkannt und daher die Absendung eines russischen Hülfscorps nach Schlesien sowie die Vorrückung der russischen Hauptarmee gegen Breslau eifrig befürwortet. Die Weigerung des Petersburger Hofes, diesem Begehren zu willfahren, hatte die hierauf gebauten Pläne wohl arg durchkreuzt, aber sie wurden darum doch nie vollständig aufgegeben. Immer wies man von neuem darauf hin, daß wenn man sich schon auf die Absendung eines Hülfscorps nach

Schlesien keine Rechnung machen dürfe, doch der Marsch der russischen Hauptarmee auf Breslau durch das Interesse beider Verbündeten dringend gefordert werde. Keine andere Unternehmung, welcher Art sie auch sein möge, könne leichter durchgeführt werden und eine entscheidendere Wirkung nach sich ziehen [219]).

Laudons glücklicher Einmarsch in Schlesien hatte wie in Wien so auch in St. Petersburg den günstigsten Eindruck hervorgebracht. Man sah daß es Oesterreich Ernst sei mit dem nachdrücklichen Beginne der Operationen, und daß der Wiener Hof sich nicht scheue, auch mit seinen eigenen Truppen allein der gesammten Heeresmacht des Königs von Preußen gegenüber auf den Kampfplatz zu treten. Darum fanden jetzt auch die Beweggründe, welche für den directen Zug der russischen Armee nach Breslau sprachen, leichter Eingang bei dem Petersburger Hofe. Bald konnte Esterházy melden, daß Soltikoff wirklich in diesem Sinne Befehl erhalten habe [220]). Ja aus eigenem Antriebe ging man jetzt in Rußland noch weiter. Soltikoff wurde beauftragt, den Generallieutenant Grafen Czernitscheff mit einem Armeecorps nach Schlesien vorauszusenden. Dort solle derselbe die Unternehmungen Laudons gegen die Preußen nachdrücklichst unterstützen [221]). Esterházy sprach gleichzeitig die Hoffnung aus, daß wenn nur Laudon in Schlesien irgend einen Erfolg zu erringen vermöge, es dann auch gelingen werde, die Vereinigung Czernitscheffs mit ihm zu erwirken.

Durch das glückliche Treffen bei Landshut war diese Vorbedingung vollständiger eingetreten als man es noch kurz zuvor zu hoffen gewagt hatte. Noch unter dem Eindrucke dieses Ereignisses that Laudon, auf seine persönliche Bekanntschaft mit Soltikoff gestützt, einen Schritt, von welchem er sich eine günstige Wirkung auf den russischen Obergeneral versprach. Er übersandte ihm die bei Fouqué vorgefundenen Listen, aus denen zu ersehen war, daß die Stärke des Armeecorps, mit welchem Prinz Heinrich den Russen entgegenzog, höchstens 30.000 Mann betrage. Der Prinz könne daher unmöglich den Marsch der russischen Hauptmacht nach Breslau verhindern, wo sich nur eine Besatzung von fünftausend Mann, aber auch ein sehr

beträchtliches Magazin befinde. Um keine Zeit zu verlieren, möge Soltikoff baldigst den Generallieutenant Czernitscheff gegen Breslau absenden [222]).

Soltikoff stellte zwar keineswegs in Abrede, daß er von seinem Hofe den Befehl erhalten habe, sich Breslau zu nähern; er erging sich jedoch in einer weitläufigen Schilderung der Hindernisse, die er dabei zu überwinden habe, und der Gefahren, mit denen er von dem Prinzen Heinrich bedroht werde. Von der Absonderung eines Armeecorps von seinem Heere und dessen Entsendung nach Schlesien wollte er vollends nichts wissen. Auch die Vorstellungen des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Plunkett [223]), der sich als österreichischer Commissär in dem russischen Hauptquartier befand, blieben wenigstens vor der Hand fruchtlos.

Bemerkenswerth sind die Aeußerungen Plunketts über die Art und Weise, in der er mit dem russischen Obergeneral verhandeln, in der er ihm seine Anliegen vorbringen müsse. Bei der Trägheit Soltikoffs und seiner Abneigung, seine Zeit mit ernster Arbeit zu verbringen, war man gezwungen, die Gelegenheit gleichsam im Fluge zu erhaschen, mit ihm von Geschäften zu reden. Soltikoff schwelgte in der Erinnerung an einen Aufenthalt, den er in Frankreich gemacht hatte; Plunkett kannte gleichfalls durch eigene Anschauung dieses Land. Er mußte Soltikoff in eines jener Gespräche über dasselbe verwickeln, die er so liebte, um ihn in gute Stimmung zu versetzen und sich für das eine oder andere Begehren Gehör zu verschaffen. Auch die Jagd, welcher Soltikoff mit leidenschaftlicher Vorliebe oblag, mußte manchen Anlaß hiezu darbieten.

Nächst Soltikoff bekleidete noch immer Fermor die oberste Stelle im russischen Heere. Die wiederholte Versicherung Woronzows, Fermor werde zurückberufen werden, war nicht in Erfüllung gegangen, doch berichtete Plunkett, daß Fermor, wohl um dem ihn bedrohenden Schicksal zu entgehen, keinen so schädlichen Einfluß mehr auf die Kriegführung nehme als dieß früher geschehen war. Darum besaßen auch die Generale, welche zu energischem Auftreten trieben, insbesondere Czerni-

tscheff und Browne, größeren Spielraum als zuvor. Aber freilich übten sie trotzdem nur geringen Einfluß auf Soltikoff, der nach Art der meisten sehr beschränkten Menschen eine hohe Meinung von seinen eigenen, gleichwohl ganz unzulänglichen Fähigkeiten besaß und Alles von seiner persönlichen Entscheidung abhängig machte.

Großes Lob spendet Plunkett dem Führer der russischen Reiterei, dem Fürsten Wolkonsky. Die von ihm befehligte Cavallerie und auch das russische Fußvolk, insbesondere die Grenadiere werden von Plunkett als ungemein tüchtig gepriesen. Aber er zittere, fügt er hinzu, wenn er die ungeheure Menge und die Schwerfälligkeit der Geschütze betrachte, welche nur schlecht bespannt seien. Hiezu komme noch die übergroße Anzahl der Gepäckswagen, so daß man sie und den ganzen Train wohl mit Recht „impedimenta exercitus“ nennen könne[224]).

Von der Unentschlossenheit, ja der Muthlosigkeit Soltikoffs und seinem Widerwillen, tiefer in Feindesland einzudringen, mag es einen Begriff geben wenn man erwähnt, daß er gegen Plunkett die Besorgniß aussprach, bei einem ferneren Vormarsche nach Schlesien durch den preußischen General Werner von Posen abgeschnitten zu werden. In schneidendem Tone entgegnete ihm Plunkett, ein russischer Obergeneral an der Spitze eines wohlausgerüsteten Heeres von siebzigtausend Mann dürfe niemals befürchten, durch einen Feind, der höchstens zwölftausend Mann zähle, von irgend einem Punkte abgeschnitten zu werden[225]). Und auch Laudon war fortwährend eifrig bemüht, Soltikoff größere Zuversicht einzuflößen. Da seine schriftlichen Vorstellungen ihm hiezu nicht ausreichend schienen, sandte er zu wiederholten Malen kleine Streifcorps unter verwegenen Führern über die Oder, um den Russen entgegen zu gehen, sich an sie anzuschließen, in gewissem Maße eine Verbindung zwischen den beiderseitigen Streitkräften herzustellen und ihre Vereinigung anzubahnen.

Zwei Tage vor der Eroberung von Glatz erhielt Laudon eine neuerliche Mittheilung Soltikoffs, derzufolge derselbe sich endlich entschlossen hatte, von Posen, wo er sich noch fortwährend befand, am 22. oder 23. Juli aufzubrechen und direct nach Breslau zu marschiren;

binnen zehn Tagen hoffte er dort eintreffen zu können. Bleibe der russische Obergeneral, fügte Laudon dieser Meldung hinzu, seinem Versprechen getreu, so werde er in der ersten Woche des August vor Breslau erscheinen. Bis dahin werde Glatz wohl erobert sein; wäre dieß erst wirklich geschehen, dann wollte Laudon selbst gegen den Prinzen Heinrich vorrücken. Alles komme darauf an, so meinte er, daß Daun den König verhindere gleichfalls nach Schlesien zu marschiren und seinem Bruder Hülfe zu bringen [226]).

Noch an demselben Tage, an welchem Glatz gefallen war, kündigte Laudon dem Grafen Kaunitz seine Absicht an, nur eine angemessene Besatzung in Glatz zurückzulassen und sich selbst ohne Zeitverlust auf den Marsch nach Breslau zu begeben. Noch vor Ankunft der Russen hoffte er sich der Stadt bemächtigen und die in derselben befindlichen österreichischen Kriegsgefangenen, deren Zahl er auf fünf- bis sechstausend veranschlagte, befreien zu können [227]). Auch wünschte er das in Breslau befindliche sehr große Magazin in seine Hände zu bekommen und dadurch zu verhindern, daß es von den Russen zerstört werde [228]).

Laudon begegnete mit diesem Vorschlage einem dringenden Wunsche seiner Regierung [229]). Auch in Wien legte man hohen Werth darauf, daß er sich nicht bloß vor Breslau mit den Russen vereinige, sondern ihnen daselbst noch zuvorkomme. Denn man besorgte, daß entweder die Russen in Breslau, wenn es sich an sie ergäbe, allzu arg wirthschaften könnten, oder daß im entgegengesetzten Falle die Furcht vor den Gewaltthaten der Russen die Stadt und die Besatzung zu hartnäckigerem Widerstande antreiben würde.

„Erfolgt nun“, schrieb Kaunitz an Laudon, „wie nicht zu zwei„feln ist, die Uebergabe der Stadt Breslau, und erhält die russische „Armee festen Fuß an der Oder nebst einem Waffenplatz und der „offenen Verbindung mit Eurer Excellenz, so machen wir noch eine „brillante Campagne und der König dürfte seinen Marsch nach Dres„den sehr bereuen“. Wäre nur erst Breslau genommen, dann müsse Laudon an die Belagerung von Schweidnitz gehen, Soltikoff aber

dieselbe decken. Nach Schweidnitz käme entweder Neisse, Brieg oder Glogau an die Reihe. Neisse oder Brieg zu erobern, würde sich vom militärischen, die Wegnahme Glogau's aber vom politischen Standpunkte besonders empfehlen. Denn durch den Fall dieses Platzes würde gleichsam ganz Schlesien in den Besitz Oesterreichs gerathen. Die weiter rückwärts gelegenen Festungen wären dann von den preußischen Ländern vollständig abgeschnitten und die Winterquartiere der Russen in Schlesien nebst deren Verbindung mit der Provinz Preußen sichergestellt [230]).

Man sieht daß man in Wien von der zuversichtlichen Voraussetzung ausging, binnen kürzester Zeit Meister von Breslau zu sein. Und es schien in der That daß diese Erwartung sich baldigst erfüllen sollte. Schon am 28. Juli hatte Laudon den Grafen Draskovich mit einem Theile seiner Streitkräfte über Silberberg gegen Breslau abrücken lassen; er selbst eilte nach Eichholz und führte von dort das Reservecorps ebenfalls nach Breslau.

Am Abende des 31. Juli traf Laudon vor der Hauptstadt Schlesiens ein. Sein Erstes war die feindlichen Truppen in die Stadt zurückzutreiben und sämmtliche Vorstädte rings um dieselbe durch Croaten und Freiwillige besetzen zu lassen; doch vermochte er nicht zu verhindern, daß der Commandant der Stadt, General Tauenzien, die Vorstädte in Brand steckte. Die Aufforderung zur Uebergabe, welche Laudon durch Rouvroy an ihn absandte, wies Tauenzien zurück. Da Laudon jedoch der Meinung war, die Besatzung, welche nur aus sieben Bataillonen und etwa zweitausend Reconvalescenten bestand, sei durchaus unzulänglich, um die ausgedehnten Vertheidigungswerke hinreichend zu besetzen, wollte er noch einen Versuch wagen, um Tauenzien ohne Anwendung gewaltsamer Mittel, wie er sich ausdrückte, auf andere Gedanken zu bringen. Er richtete daher ein Schreiben an ihn, in welchem er darzuthun sich bemühte, Breslau sei weder an und für sich eine Festung, noch mit einer Besatzung versehen, die zu seiner Vertheidigung hinreiche. Tauenzien scheine sich somit „wider alle Kriegs„raison" in einem ganz unhaltbaren Platze wehren und dadurch diese „bloße Kauf- und Handelsstadt" in Gefahr bringen zu wollen, verbrannt

und in einen Steinhaufen verwandelt zu werden. Unmöglich könne man denken, daß er hiezu von dem Könige seinem Herrn beauftragt worden sei, er würde sich daher sogar ihm gegenüber einer schweren Verantwortung aussetzen, wenn er sich „anmaßen" wollte, Breslau zu halten. In diesem Falle würde man jedoch, da der König von Preußen nicht das geringste Bedenken getragen habe, Dresden zu verbrennen, noch weniger Anstand nehmen Breslau zu bombardiren, es dann mit Sturm zu erobern und mit dem Commandanten sowie mit der Besatzung als mit Leuten zu verfahren, welche gegen alle Kriegsraison handeln und daher kaum verdienen, sich selbst nur auf Discretion ergeben zu dürfen. Zum Schlusse verpfändete Laudon sein Wort, daß wenn einmal das russische Heer vor Breslau eingetroffen sein würde, was binnen zwei bis drei Tagen geschehen werde, an eine Capitulation nicht mehr zu denken sei [231]).

Um seiner Vorstellung größeren Nachdruck zu verleihen, begann Laudon, da ihm schweres Geschütz mangelte, einstweilen aus Haubitzen und Mörsern die Festungswerke zu beschießen. Ohne daß er es beabsichtigte, ja gegen seinen Willen geriethen dabei die Caserne nächst dem Schweidnitzer Thore und das Dominikanerkloster in Brand. Beide Gebäude waren mit Vorräthen angefüllt; da Laudon dieselben durchaus nicht zerstören wollte, ließ er das Feuer allsogleich einstellen. Doch konnte er nicht hindern, daß auch noch andere Häuser von den Flammen verzehrt wurden [232]).

Inzwischen traf die Antwort Tauenziens ein, er sei von dem Könige beauftragt, Breslau bis aufs Aeußerste zu halten, und er werde diesen Befehl gewissenhaft befolgen. Fast gleichzeitig erhielt Laudon eine andere Nachricht, die ihm wie eine Hiobspost erschien. Erst am 26. Juli habe Soltikoff Posen verlassen, und er lege den Weg nach Schlesien in so langsamen Märschen zurück, daß vor dem 10. August an seine Ankunft vor Breslau durchaus nicht zu denken sei. Prinz Heinrich aber habe sich schon vor drei Tagen zu Schlichtingsheim, nahe an Glogau befunden, von wo er in drei forcirten Märschen nach Breslau zu kommen im Stande sei [233]).

In zweifacher Richtung wurde Laudon hiedurch zu verdoppelter Thätigkeit angespornt. Neuerdings sandte er Rouvroy zu Tauenzien, und dießmal bot er ihm äußerst günstige Capitulationsbedingungen an. Soltikoff aber ließ er in dringendster Weise bitten, wenn er schon selbst zu rascherem Vorrücken auf Breslau nicht zu bewegen sei, wenigstens ein Armeecorps von zwanzig- bis dreißigtausend Mann unter Czernitscheff dorthin schleunigst vorausgehen zu lassen.

Aber in beiden Beziehungen blieben Laudons Schritte erfolglos. Standhaft beharrte der wackere Tauenzien auf seiner Weigerung, Breslau zu übergeben; Soltikoff aber war zu nichts weiter zu bewegen, als daß er am 3. August den Grafen Czernitscheff bis Trachenberg vorrücken ließ. Wo und zu welcher Zeit derselbe den Uebergang über die Oder bewerkstelligen werde, war Laudon noch unbekannt, während Prinz Heinrich schon am 2. August über Parchwitz vorgerückt war und die österreichischen Vorposten von dort gegen Breslau zurückgedrängt hatte.

Seine Stellung daselbst glaubte nun Laudon nicht länger behaupten zu können. Dem Feinde wäre es ein Leichtes gewesen, ihn zwischen die Stadt und die beiden Flüsse, die Oder und die Lohe zu zwängen, dort aber in ungünstigster Lage zu einer Schlacht zu nöthigen, welche im Falle einer mißlichen Wendung gar leicht zu einer vollständigen Niederlage werden konnte. Darum brach Laudon am 4. August aus seiner bisherigen Stellung auf und bezog ein Lager bei Canth, südwestlich von Breslau. Von hier aus schlug er den Weg nach Striegau ein, um sich, da durch die Schuld der Russen seine Verbindung mit ihnen vereitelt worden war, wenigstens diejenige mit Daun nicht abschneiden zu lassen.

Mit dieser Bewegung erfüllte Laudon den Wunsch, welchen ihm Daun gleich nach Aufhebung der Belagerung von Dresden kundgegeben hatte. Denn für die beiden Heerführer, welche dort sich gegenüber gestanden, für König Friedrich und Daun war nun der Marsch nach Schlesien ebenfalls zum Losungsworte geworden, welches ihren nächsten Zielpunkt bezeichnete.

König Friedrich ging vor Allem von der Absicht aus, seinen Gegner, sei es bei dessen Uebergange über die Elbe, sei es bei dem Einmarsche in Schlesien zu schlagen [234]). Auch in Wien wünschte man dringend, daß Daun den König entweder beim Ueberschreiten der Elbe oder während des Marsches nach Schlesien, jedoch noch vor dessen Ankunft daselbst angreife und besiege [235]). Und Laudon meinte gleichfalls, man habe nichts eifriger zu erstreben, als den König zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen [236]). Aber Daun vermied sorgfältig einen Zusammenstoß mit Friedrich bei Dresden; seine Absicht bestand darin, eher als Friedrich Naumburg zu erreichen, sich hinter der Katzbach festzusetzen und dort wo möglich eine Schlacht zu liefern. Wenn jedoch der König eine mehr nördliche Richtung einschlüge und es ihm gelänge, sich mit seinem Bruder Heinrich zu vereinigen, dann werde, fügte Daun hinzu, der Unmuth der Russen und des Wiener Hofes über ein solches Ereigniß keine Grenzen mehr kennen und er selbst gar arg verlästert werden; er fürchte daß er das nicht werde verhindern können [237]).

Der vertrauliche Briefwechsel Dauns mit Lacy ist es, dem wir diese Herzensergießungen des Feldmarschalls entnehmen. Aber nicht nur von der Seite Dauns, auch von derjenigen Lacy's kommen sehr bemerkenswerthe Aeußerungen darin vor. So erklärt der Letztere, an Laudons Stelle würde er, dem Beispiele folgend, das König Friedrich vor Dresden gegeben, Breslau mit Feuer verheeren, um noch vor Ankunft des preußischen Entsatzes in den Besitz dieser Stadt zu gelangen. Und außerdem macht er für den Fall, daß es gelänge Breslau zu nehmen, den Vorschlag, ihn selbst mit seinem Corps direct nach Berlin zu entsenden. Der König würde hiedurch in die größte Verlegenheit gebracht und wahrscheinlich genöthigt werden, Schlesien vollständig aufzugeben [238]).

Durch Laudons Rückmarsch von Breslau wurde jedoch ein solcher Plan auf Berlin für jetzt wenigstens vereitelt. Beide Heere, das österreichische wie das preußische setzten, wenn man so sagen darf, gemeinsam ihren Marsch nach Schlesien fort. König Friedrich wenigstens versichert, ein Fremder hätte bei der Beobachtung der Bewegungen

beider Armeen wohl glauben können, daß sie einer und derselben Macht angehörten. Die Oesterreicher unter Daun würde er für die Vorhut, die Preußen unter dem Könige selbst für das Centrum, Lacy's Armeecorps aber für die Arrièregarde gehalten haben [239]).

Am 3. August befand Daun sich zu Bautzen, am 7. aber zu Löwenberg, an dem letzteren Tage traf Laudon zu Striegau und König Friedrich zu Bunzlau ein. Am 10. August stand Friedrich bei Liegnitz, Daun aber, welcher sowohl Laudon als Lacy an sich gezogen hatte, bei Hochkirch, südlich von Liegnitz. An demselben Tage ergingen von Wien aus Rescripte an Daun und Laudon. Nichts sei schädlicher für ihre Sache, führte die Kaiserin dem Feldmarschall neuerdings zu Gemüthe, als unnützer Zeitverlust; durch alle möglichen Mittel sei derselbe zu vermeiden. Wie so oft schon, erklärte Maria Theresia dem Feldmarschall auch jetzt wieder, daß sie wohl wisse, wie der Ausgang einer Schlacht sich nicht mit Bestimmtheit vorhersehen lasse. Zu seiner Beruhigung nehme sie daher alle Verantwortung auf sich und verpfände ihm ihr Wort, daß ihn eine solche nicht treffen solle. Sie ertheile ihm den gemessenen Befehl, nicht nur keine Gelegenheit, eine Schlacht zu liefern, selbst wenn die Vortheile auf beiden Seiten gleich stünden, unbenützt vorübergehen zu lassen, sondern dieselbe auf jede nur immer mögliche Weise zu suchen. Wäre jedoch der Feind durchaus nicht zu einer Schlacht zu zwingen, so müsse ihm wenigstens durch unablässige Offensivoperationen zugesetzt und dadurch die Verbindung mit der russischen Armee neuerdings angebahnt werden.

In ähnlichem Sinne wie Maria Theresia an Daun, schrieb Kaunitz an Laudon. Auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin wurde er beauftragt, dem Feldmarschall nicht nur unter vier Augen zu Offensivoperationen und zur Herbeiführung einer Schlacht zu rathen, sondern ihm allenfalls auch die Mittel hiezu an die Hand zu geben [240]).

Schon am 12. August konnte Laudon nach Wien melden, daß Daun sich mit ihm besprochen und den Entschluß gefaßt habe, den Feind in seiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen [241]). Aber freilich

mußte man zweifeln, ob Friedrich dieselbe auch noch in dem Augenblicke inne haben werde, in welchem es wirklich zur Schlacht käme. Denn täglich wechselte sie der König; wie er selbst sagt, spielte er die Rolle eines Parteigängers, der jede Nacht seine Stellung verändert, um den Schlägen zu entgehen, welche eine überlegene Armee wider ihn führen könnte, wenn er es an Thätigkeit und Wachsamkeit fehlen ließe [242]).

Bei einer dieser raschen Bewegungen gelang es dem Könige, das Gepäck des Armeecorps des Grafen Lacy zu erbeuten; der Letztere verlor hiebei alle seine Habseligkeiten und, was er am meisten bedauerte, auch die nach seiner Angabe mühevoll angefertigten Land- und Terrainkarten des Kriegsschauplatzes. Als ihm Friedrich, um ihm einen Beweis seiner Hochachtung zu geben, die erbeuteten Equipagen zurücksandte, schrieb Lacy dem Könige und gab ihm zu verstehen, um wie viel schmerzlicher ihn der Verlust seiner Karten berühre. Er bat mindestens um eine Copie derselben, und in einem höflichen Schreiben sagte der König die Erfüllung dieses Wunsches zu [243]).

Nur einen Mann gab es auf österreichischer Seite, dessen Unermüdlichkeit mit derjenigen Friedrichs einigermaßen verglichen werden konnte. Nicht nur im österreichischen Heerlager trieb Laudon, wenn gleich nicht gerade mit großem Erfolge, stets zu energischem Vorwärtsschreiten an. Auf die Mittheilung Plunketts, Soltikoff habe ihm mit einem Stoßseufzer erklärt, wenn er nur ein einziges Mal mündlich mit Laudon verhandeln könnte, würde sich vielleicht noch Alles ausgleichen lassen [244]), eilte der Feldzeugmeister in der Nacht vom 12. auf den 13. August ins russische Hauptquartier. Nur mit großer Mühe ließ Soltikoff sich bewegen, Czernitscheff mit 24.000 Mann nach Auras vorzuschieben, um dort die Oder zu überschreiten und erforderlichen Falles den Oesterreichern hülfreiche Hand bieten zu können. Denn Daun versprach ja, dem Könige von Preußen nun ohne Zögerung ernstlich zu Leibe gehen zu wollen. Rasch begab Laudon sich wieder zu Daun zurück, um mit ihm und Lacy die Vorkehrungen zum Angriff zu treffen. Der 15. August war der Tag, an welchem man den Zusammenstoß herbeiführen wollte.

Die Absicht der österreichischen Feldherren bestand darin, von ihrer beträchtlichen Uebermacht über die Preußen Nutzen zu ziehen. Mit ihrer gesammten Streitkraft, die Friedrich selbst auf achtzigtausend Mann schätzte [245]), wollten sie den König, der nicht mehr als fünfzigtausend [246]) besaß, umschließen, ihn von der Oder und von Glogau abschneiden und ihm wo möglich ein ähnliches Schicksal bereiten, wie dasjenige Fincks bei Maxen gewesen war. Laudon sollte daher den linken und Lacy den rechten Flügel, Daun aber mit der Hauptmacht das Centrum der Preußen angreifen.

Friedrich hatte inzwischen eingesehen, daß er seine bisherigen Manöver nicht mehr fortsetzen könne. Seine Stellung bei Liegnitz schien zunächst wegen Mangel an Proviant unhaltbar geworden; die Trennung seiner Streitkräfte in zwei abgesonderte Armeen, die von ihm selbst geführte und die zweite unter Prinz Heinrich, sah er jetzt als verderblich an. Er besorgte, daß er selbst von Daun und Heinrich von den Russen geschlagen werden könnte; sein ganzes Bestreben ging daher vor Allem auf seine Vereinigung mit Heinrich [247]). Am Abende des 14. August führte der König seine Truppen über das Schwarzwasser, welches ganz nahe an Liegnitz, etwas nordöstlich von der Stadt sich in die Katzbach ergießt, und brachte mit ihnen auf den Höhen von Pfaffendorf die Nacht zu [248]). Um jedoch Daun über diese Bewegung zu täuschen und ihn glauben zu machen, daß er sich noch in seinem früheren Lager bei Liegnitz befinde, ließ er dort die Nacht hindurch mit Sorgfalt die Wachfeuer unterhalten.

Im österreichischen Hauptquartier war man wirklich der Meinung, daß der König noch in seiner früheren Stellung verweile. Darum besaß Laudon, der gleichfalls am Abende des 14. August seinen Vormarsch von Koischwitz, östlich von Liegnitz, in nördlicher Richtung über Konitz und die Katzbach begonnen hatte, in dem Augenblicke, in welchem er mit grauendem Morgen bei den Anhöhen von Pfaffendorf auf den Feind stieß, noch keine Ahnung, daß er es mit dessen Hauptmacht zu thun haben werde. Und als er endlich gewahr wurde, wie stark diese Höhen mit Fußvolk und Artillerie besetzt seien, konnte und wollte er sich nicht mehr zurückziehen. Denn er zweifelte nicht daran,

daß binnen kürzester Frist sowohl die Hauptmacht unter Daun als Lacy mit seinem Corps den Feind gleichfalls angreifen würden. Darum stürzte sich jetzt Laudon mit Ungestüm auf die Preußen, welche die Anhöhen besetzt hielten. Mit solchem Nachdruck geschah dieser Anprall, daß die Preußen ihre Stellungen räumten und die dort aufgeführten Geschütze in den Händen der Oesterreicher zurückblieben.

Wie groß und wie schmerzlich war jedoch Laudons Ueberraschung, als in dem Augenblicke, in welchem er in der neugewonnenen Position sich festsetzen wollte, das ganze preußische Heer hinter dem Walde hervor gegen ihn anrückte. Aber auch jetzt noch wich er nicht; mußte ja doch jeden Augenblick das Eingreifen Launs und Lacy's bemerklich werden und dem Kampfe die günstigste Wendung geben. Darum nahm Laudon ihn ohne Zögerung auf; seine gesammte Streitkraft warf er dem Feinde entgegen, aber fruchtlos harrte er des Beistandes von Seite der Hauptmacht. Nach der Richtung hin, von welcher Daun und Lacy heranrücken mußten, wurde nicht die geringste Bewegung bemerkbar. Um so stärker und unwiderstehlicher machte die sehr große Ueberzahl der Preußen sich geltend. Nach einem hartnäckigen Kampfe, bei welchem seine Truppen beträchtliche Verluste erlitten, sah Laudon sich zum Rückzuge genöthigt. Mit Ruhe und Ordnung wurde derselbe bewerkstelligt. Den Geschützen, welche er unter Rouvroy auf den Anhöhen bei Bienowitz aufführen ließ, schreibt Laudon es zu, daß er vom Feinde nur wenige hundert Schritte verfolgt wurde[249]).

Laudon konnte die Größe seines Verlustes im ersten Augenblicke nicht übersehen. Auf mehr als zehntausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mochte derselbe sich belaufen. Auf die Hitze des Kampfes und die Tapferkeit, mit welcher von beiden Seiten gefochten wurde, läßt sich aus dem Umstande ein Schluß ziehen, daß General Biela todt blieb, General Graf Gondrecourt verwundet und gefangen wurde, sechs andere Generale aber, unter ihnen Laudons vertrauter Freund Campitelli, Verwundungen davontrugen.

Man kann sich den Schmerz und die Erbitterung denken, welche Laudon über dieses unglückliche Ereigniß empfand. Er scheute sich daher auch nicht es offen zu sagen, daß wenn die große Armee unter Daun, wenn gleichzeitig Lacy[250]) mit seinem Corps der getroffenen Verabredung gemäß mit Anbruch des Tages an den Feind gerückt wären, einer der vollständigsten Siege hätte erfochten werden müssen. Habe er ja doch mit seiner geringen Streitmacht den Feind zwei Mal zum Weichen gebracht. Offenbar habe der Letztere auch Dauns Angriff erwartet; statt dessen sei jedoch der Feldmarschall, ohne irgend etwas zu unternehmen, in seine frühere Stellung zurückgekehrt. Und in einem vertraulichen Berichte an Kaunitz fügt Laudon hinzu, er habe es für seine Pflicht angesehen, ihn von den „eigentlichen und „wahren Umständen" in Kenntniß zu setzen, mit denen man ihn „hintergangen" habe[251]).

Wir besitzen den Bericht nicht, welchen Daun am 17. August der Kaiserin erstattete, und in dem er sein Verfahren zu rechtfertigen sich bemüht haben mag. Eben so wenig wissen wir, welche Aufträge er dem Generalmajor Grafen Pellegrini gab, den er eigens nach Wien sandte, um den Inhalt seines Berichtes zu erläutern und die Wirkung, die er sich von demselben versprach, durch mündliche Mittheilungen noch zu verstärken. Laudon aber wurde hiedurch veranlaßt, den Oberstlieutenant Grafen Erbach insgeheim nach Wien abzusenden; er sollte Laudons mächtigem Protector, dem Staatskanzler Kaunitz diejenigen Aufklärungen über den Vorfall bei Liegnitz geben, welche Laudon in seinem eigenen Interesse für nothwendig hielt.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Rechtfertigung des einen Feldherrn schon durch sich selbst zur Anklage des anderen wurde. Wir wollen keineswegs so weit gehen, die in der ersten Aufregung von Laudon angedeutete Beschuldigung, er sei absichtlich aufgeopfert worden, als eine begründete anzuerkennen. Denn so wenig sich auch in Abrede stellen läßt, daß Daun, und in weit höherem Maße noch Lacy die ungemein rasche Laufbahn Laudons und die große Begünstigung, die ihm von Wien aus zu Theil wurde, mit eifersüchtigem und neidischem Auge betrachteten, so ist doch nicht anzunehmen, daß sie

sich so weit verirrt haben sollten, um deßwillen die Sache der Kaiserin, der sie mit so viel Eifer und Aufopferung dienten, einem Feinde wie Friedrich preiszugeben, der ihnen in tiefster Seele verhaßt war und welchen sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte bekämpften. Ein Mann wie Daun, der bei jedem Anlasse seine Vaterlandsliebe, seine Anhänglichkeit an die Kaiserin so glänzend bewährte, ein so tüchtiger Feldherr und braver Soldat wie er erwirbt wohl schon dadurch das Recht, vor der Anklage sichergestellt zu werden, um kleinlicher Eifersucht willen die Sache Oesterreichs verrathen, das Leben und die Freiheit vieler tausend wackerer Kriegsleute absichtlich hingeopfert, den ganzen Erfolg des Feldzuges und der Kriegführung überhaupt aufs Spiel gesetzt zu haben.

So entscheidend war das Gewicht dieser Gründe, daß selbst von Dauns eifrigsten Widersachern die Anklage, er habe Laudon absichtlich im Stiche gelassen, allerdings Anfangs mit dem Tone vollster Ueberzeugung erhoben, aber doch auch bald wieder fallen gelassen wurde. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher jetzt der allgemeine Ingrimm wider Daun sich kehrte, besänftigte sich jedoch darum durchaus nicht. Einer strafwürdigen Thatlosigkeit wurde Daun beschuldigt; Schmähschriften und Spottbilder jeder Art erschienen wider ihn; ja es wurde tausendstimmig die Forderung laut, Daun das Obercommando zu entziehen und es Laudon zu übertragen. Denn bei der Leitung kriegerischer Unternehmungen gelte Unthätigkeit gleichviel wie Unfähigkeit.

Es wird behauptet, daß sogar Kaunitz hiezu gerathen, die Kaiserin aber einen solchen Entschluß nicht habe fassen wollen. Denn einerseits wäre er ihr als eine Handlung der Undankbarkeit gegen Daun erschienen, welcher in dem Kriege gegen den König von Preußen durch die drei Siege, die er bei Kolin, bei Hochkirch und Maxen erfochten, ihr so außerordentliche Dienste geleistet hatte. Und andererseits ließ sich auch jetzt doch gegen Laudon behaupten, er hätte weit klüger gethan, sich nicht in einen so hartnäckigen Kampf wider den überlegenen Feind einzulassen, sondern sich im entscheidenden Augenblicke zurückzuziehen. Zu Gunsten Dauns aber wurde betont, daß er ja den Marsch gegen das preußische Lager rechtzeitig antrat und für den

Zufall nicht verantwortlich gemacht werden könne, daß die Preußen dasselbe wenige Stunden früher geräumt hatten. Laudons Kampf gegen Friedrich habe nur durch anderthalb Stunden, also zu kurz gedauert, als daß Daun die große Entfernung bis dorthin zurückzulegen und ihm Hülfe zu bringen vermocht hätte.

Freilich wurde darauf wieder entgegnet, auch das sei einer der Mißgriffe Dauns, daß er Laudon viel zu weit von sich entfernt und sich dadurch selbst der Möglichkeit beraubt habe, ihn rasch und ausgiebig zu unterstützen. Ja sogar nach dem Zusammenstoße Friedrichs mit Laudon, selbst nach dem Rückzuge des Letzteren wäre die Uebermacht noch immer auf Dauns Seite gewesen. Er hätte die Erschütterung, welche durch Laudons heldenmüthige Angriffe auf die Reihen der Preußen doch immerhin hervorgebracht wurde, benützen und ihnen gleichfalls entschlossen zu Leibe gehen sollen. Eine Niederlage derselben wäre kaum zu vermeiden gewesen.

So ungefähr lauteten die Meinungen, die jetzt mit nicht geringerem Eifer als früher die Soldaten auf dem Kampfplatze wider einander ins Treffen geführt wurden. Aber das läßt sich nicht leugnen, daß die Anzahl der Ankläger Dauns und der Vertheidiger Laudons eine unermeßliche war, während nur sehr wenige es wagten, der entgegengesetzten Meinung Ausdruck zu verleihen. Das richtigste Bild der damaligen Stimmung gewähren wohl die Worte, welche Kaunitz am 20. August an Starhemberg richtete.

„Eure Excellenz werden leicht ermessen", so schreibt ihm der Staatskanzler, „in was für einer Gemüthsbewegung ich mich der-„mahlen befinde. Unglücksfälle lassen sich noch bei einem gesetzten „Gemüth übertragen, es fällt aber solches nicht so leicht, wenn man „die schönste und vergnüglichste Hoffnung vor sich sieht, solche aber „auf einmal und dergestalt verändert wird, daß man sich noch der „empfindlichsten Vorwürfe von Seite der Bundesgenossen versehen „muß. Diese werden um so weniger ausbleiben, da sie schon wirklich „bei dem hiesigen Volk die Oberhand gewonnen und dasselbe alle „Schuld dem Herrn Feldmarschall aufbürden will. Ob ich nun

„zwar in dessen Vertheidigung noch nicht eingehen kann, weil alle „Umstände erst mehr ins Klare gesetzt werden müssen, so gedenke ich „doch mich in meinem Urtheil nicht zu übereilen und will dahin ge„stellt sein lassen ob es thunlich gewesen wäre, dem General Laudon „noch zu rechter Zeit zu Hülfe zu kommen und den Feind gänzlich „zu Grunde zu richten oder ihn wenigstens noch einzuholen."

Nicht weniger charakteristisch ist das Schreiben, welches Kaunitz an Laudon ergehen ließ[252]. „Ich erkenne", so heißt es darin, „wie „empfindlich Eurer Excellenz dasjenige, was am 15. vorgefallen, zu „Herzen dringen muß. Allein geschehene Sachen sind nicht mehr ab„zuändern, und was Ihnen zu einem Troste dienen kann, ist die „Gerechtigkeit, so nicht nur Ihre kaiserlichen Majestäten und der Hof, „sondern das ganze Publicum ohne Ausnahme Ihnen widerfahren „lassen. Es hegt dasselbe größtentheils mit Eurer Excellenz die „Meinung, daß ein Vorsatz hiebei unterlaufen sei, allein ich kann „Eure Excellenz auf meine Ehre versichern, daß diese Vermuthung „sich grundfalsch befindet, maßen ich solche überzeugende Proben ge„sehen habe, welche das klare Gegentheil bestärken, und wenn ich alles „übrige vereinbare, so ist die Unentschlossenheit die einzige Quelle. „Ich wünsche daher zu Beförderung Ihrer Ruhe und des Allerhöchsten „Dienstes gar sehr, daß Eure Excellenz den Verdacht aus Ihrem Herzen „verbannen, im übrigen aber Ihrer rechtschaffenen Gesinnung folgen „und alles mögliche anwenden, um gemeinschaftliche und vigoureuse „Entschließungen ergreifen zu machen."

In nicht geringerem Maße als Kaunitz war Maria Theresia darauf bedacht, Laudon aufzurichten in seiner Betrübniß und ihn anzuspornen, gemeinschaftlich und in gutem Einvernehmen mit Daun an neue kriegerische Unternehmungen zu schreiten. Darum richtete sie am 22. August zwei Cabinetschreiben an Laudon. In dem einen versichert sie ihn[253], daß der widrige Ausgang der Liegnitzer Schlacht seine großen Verdienste keineswegs verringere. Sie lasse vielmehr der genauen Befolgung des erhaltenen Auftrages, seiner Geistesgegenwart, Herzhaftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit widerfahren. Nicht minder gereiche ihr die heldenmüthige Tapferkeit der Generale, Officiere und

Soldaten zu größtem Troste und innigstem Vergnügen. „Solch recht„schaffene Kriegsmänner", sagt die Kaiserin wörtlich, „verdienen mit „Recht das größte Lob und meine vollkommene Gnade, wie ich denn „darauf bedacht sein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit dank„nehmig zu erkennen." Sie setze in die göttliche Vorsehung das volle Vertrauen, daß ihre Truppen noch in diesem Feldzuge Gelegenheit erhalten werden, ihre Revanche zu nehmen und die Welt zu überzeugen, daß sie am 15. August nur der Zahl nach, nicht aber an Herzhaftigkeit und tapferem Verhalten von dem Feinde übertroffen worden seien.

In ihrem zweiten Schreiben theilt Maria Theresia dem Feldzeugmeister „zur Bekräftigung ihres Vertrauens in seine Kriegs„erfahrenheit und Einsicht" mit, daß sie an Daun den Auftrag erlassen habe, mit Laudon in nähere Erwägung zu ziehen, ob nicht die Verbindung mit den Russen wiederhergestellt werden könnte. Mit einem Armeecorps von vierzigtausend Mann, welches mit allen Erfordernissen ausreichend versehen wäre, müßte Laudon gegen die Nieder-Oder vorrücken, um sich mit einem russischen Armeecorps von 25.000 Mann unter Czernitscheff zu vereinigen. Eine in solcher Weise aus Truppen beider Mächte zusammenzusetzende Armee sollte die Belagerung von Glogau decken, welche von dem russischen Hauptheere ohne dessen geringste Gefährdung vorgenommen werden könnte. Denn bei einer Annäherung des Königs hätte Daun ihm zu folgen und der combinirten Armee die Hände zu bieten. Die Art, wie dieser Vorschlag auszuführen sei, überlasse sie Laudons „vernünftiger Ueber„legung"; würde er jedoch denselben für unthunlich halten oder etwas Besseres an die Hand zu geben wissen, so möge er mit Daun die erforderliche Verabredung treffen. Denn es sei ihr ernstlicher Wille, daß ohne Zeitverlust offensiv vorgegangen und etwas Entscheidendes unternommen werde, es möge bestehen worin es immer wolle.

Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Kaiserin auch jetzt wieder das Vernünftigste that, was nur geschehen konnte. Weit davon entfernt, in nutzlose Vorwürfe, in Beschuldigungen sich einzulassen, welche das Geschehene nicht ändern, wohl aber dessen üble

Wirkungen noch hätten vergrößern können, suchte sie die Eintracht zwischen Daun und Laudon wieder herzustellen und Beide gleichmäßig anzueifern zu energischen Entschlüssen. Wie sie selbst trotz des Mißgeschickes, von dem sie ganz unerwartet betroffen worden, den Muth nicht verlor, so wirkte sie eifrig darauf hin, daß dieß auch von Seite ihrer Heerführer nicht geschehe. Und da gleich Anfangs eine der schädlichsten Folgen der Liegnitzer Schlacht darin erblickt worden war, daß Daun sich in südöstlicher Richtung zurückzog und dadurch die beinahe schon hergestellte Verbindung mit den Russen wieder vollständig aufgab, so wünschte Maria Theresia diesen Nachtheil, den sie fast für den empfindlichsten ansah, rasch wieder gut zu machen.

Gleichen Inhalts wie ihr Cabinetschreiben an Laudon war auch der Auftrag, welchen die Kaiserin an Daun erließ. Nur verbreitete sie sich mit noch viel größerer Ausführlichkeit über die Nothwendigkeit, den Zielpunkt des Feldzuges, der in der Vereinigung mit den Russen und in der Behauptung der Winterquartiere in Schlesien bestehe, nach wie vor unverrückt im Auge zu behalten. Um sich hiezu der Mitwirkung der Russen zu versichern, sollte Laudon ein Schreiben an Soltikoff richten, dessen Wortlaut von Wien aus ziemlich ausführlich vorgezeichnet wurde. Wäre jedoch keine Hoffnung vorhanden, Soltikoff zu der Unternehmung gegen Glogau zu bewegen, dann müsse man sich lediglich auf die eigenen Kräfte verlassen. Dieselben würden, eng beisammen gehalten, ohne Zweifel hinreichen die Belagerung von Schweidnitz zu unternehmen, wobei es jedoch nicht so sehr um die Eroberung dieses Platzes als darum zu thun sei, eine Schlacht herbeizuführen, bei welcher der Feind das österreichische Heer auch in einer vortheilhaften Stellung angreifen müsse, wenn er nicht ruhig mit ansehen wolle wie vor seinen Augen die Festung verloren gehe. Falle die Schlacht glücklich für die Oesterreicher aus, so sei zu hoffen daß sie fernere Fortschritte in Schlesien machen, die Russen wieder an sich ziehen und dort die Winterquartiere behaupten könnten. „Sollte aber", fügte die Kaiserin hinzu, „meine Armee den Kürzeren ziehen, „so thue ich meinem Ansehen, der Ehre meiner Waffen und dem Ver„langen meiner Alliirten Genüge, und weiß wenigstens warum ein

„unglücklicher Friede zu machen sei, welcher ohnedieß nicht zu vermeiden „sein würde, wenn die gegenwärtigen Umstände fortdauern sollten.“

Bevor noch diese Instruction von Wien an ihn abgegangen war, hatte Daun von seinem Hauptquartier Conradswalde, nördlich von Schweidnitz, die Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie aufgefordert, ihm schriftlich ihr Gutachten vorzulegen über die Operationen, welche jetzt vorzunehmen seien. Auch bei dieser Frage standen sich wieder die beiden hervorragendsten Stimmführer, Laudon und Lacy feindlich gegenüber. Dringend verlangte der Erstere, man solle nur ein kleines Corps unter Jahnus vor Schweidnitz aufstellen, um die Verproviantirung der Festung und eine etwaige Verstärkung ihrer Besatzung zu vereiteln. Mit der Hauptmacht aber möge man gegen die Oder vorgehen und den König von Preußen zu einer entscheidenden Schlacht zwingen[254]).

Dem gerade entgegengesetzt lautete die Aeußerung Lacy’s. Habe man bis jetzt den Feind nicht zu einer Schlacht zu bringen vermocht, so werde dieß von nun an noch weniger der Fall sein. Man könne nichts thun als die Belagerung von Schweidnitz unternehmen[255]). Dieser Meinung pflichteten der Feldzeugmeister Graf Wied und der General der Cavallerie Freiherr von Buccow bei, während der Feldzeugmeister Freiherr von Sincere und der General der Cavallerie Graf O’Donell gleich Laudon dafür sich aussprachen, daß man den Feind so rasch als möglich zu einer Schlacht dränge. Eine dritte Gruppe wurde von dem Feldzeugmeister Herzog von Arenberg und dem General der Cavallerie Fürsten Löwenstein gebildet. Dieselben waren für Trennung der Gesammtmacht in zwei abgesonderte Armeen. Die eine sollte nach wie vor in Schlesien operiren, die andere aber nach der Meinung des Herzogs von Arenberg nach Sachsen zurückkehren und von dort aus an die Belagerung Magdeburgs schreiten, während Fürst Löwenstein beide Armeen in Schlesien zu behalten und die eine gegen den König, die andere wider den Prinzen Heinrich anzuwenden rieth.

Bezeichnend ist es für Daun, daß er als Oberfeldherr keineswegs eine Entscheidung zwischen diesen sich geradezu widerstreitenden

Meinungen traf, ja nicht einmal seine eigene Anschauung aussprach. Ruhig und somit auch unthätig in seiner neuen Stellung verharrend, beschränkte er sich darauf, die Gutachten der Generale nach Wien zu übersenden [256]).

Wie man sieht, war kein Einziger unter ihnen auf den Vorschlag verfallen, den man in Wien als den zweckmäßigsten ansah, im Vereine mit den Russen die Belagerung von Glogau zu unternehmen. Gleichwohl war Laudon der Meinung, daß sich dieselbe recht gut, aber freilich nur unter der zweifachen Bedingung ins Werk setzen lasse, daß die Russen diesem Vorschlage beistimmen, und nachdem solches geschehen, auch alles dasjenige gewissenhaft durchführen würden, wozu sie sich zu dessen Verwirklichung anheischig gemacht hätten. Was das Erstere anging, so glaubte er, die Russen würden nicht ungern in die Belagerung Glogau's willigen, sei ja doch dieser Gedanke von ihrer eigenen Regierung dem von ihr vorgeschlagenen Operationsplane zu Grunde gelegt worden. Außerdem habe jetzt Soltikoff selbst seine Absicht kundgegeben, sich gegen Glogau zu wenden, am Schlusse des vorjährigen Feldzuges aber den Rückmarsch an die Weichsel mit dem Vorwande entschuldigt, ohne Glogau's Besitz die Winterquartiere bei Breslau nicht behaupten zu können.

Wenn er nun auch auf Soltikoffs Geneigtheit hoffte, die Belagerung Glogau's zu unternehmen, so meinte sich doch Laudon hinsichtlich der zweiten Bedingung, der pünktlichen Erfüllung der von russischer Seite zu machenden Versprechungen nicht mit der gleichen Erwartung schmeicheln zu dürfen. Würden jedoch die Russen den zu ertheilenden Zusagen nicht treulich nachkommen, dann könnte die Lage des an die untere Oder abzusendenden Armeecorps eine höchst gefährliche werden [257]).

War somit schon Laudon keineswegs frei von Besorgnissen, insofern es um eine Belagerung Glogau's sich handelte, so wurde dieser Vorschlag von Seite Dauns mit noch viel weniger günstigem Auge betrachtet. Es befinde sich ja Prinz Heinrich, schrieb er der Kaiserin, schon jenseits der Oder; bei einem Marsche gegen Glogau würde er jederzeit

leicht dorthin den Vorsprung gewinnen, sich unter die Kanonen der Festung ziehen und den Plan, sie zu belagern, von vorneherein vereiteln. Er selbst könne nur zu der Unternehmung auf Schweidnitz rathen und sei auch mit den Vorbereitungen hiezu schon vollauf beschäftigt[258]).

Obgleich von der Ueberzeugung ausgehend, daß die Belagerung von Glogau unzweckmäßig, ja kaum durchführbar sei, widerstrebte Daun doch nicht[259]), daß Laudon ein dem Willen der Kaiserin entsprechendes Schreiben an Soltikoff erließ. Es wurde darin, der aus Wien erhaltenen Vorschrift pünktlich entsprechend, der Vorschlag gemacht, Glogau mit der russischen Hauptarmee zu belagern; Oesterreich werde hiezu die erforderliche Artillerie stellen, Laudon aber mit 40.000 Mann, durch 25.000 Russen verstärkt, die Belagerung decken, Daun endlich den König beschäftigen und ihn hindern, die Belagerung ernstlich zu stören[260]).

In die Hände des russischen Obergenerals war nun, wie man sieht, die Entscheidung über dasjenige gelegt, was zunächst geschehen sollte.

Es läßt sich nicht leugnen daß die Russen ausreichenden Grund zu peinlicher Ueberraschung besaßen, als sie die unerwartete Nachricht von der Niederlage Laudons bei Liegnitz erhielten. Der Erste, der sie empfing, war Czernitscheff, welcher bei Auras über die Oder gegangen war, um die Preußen, wenn sie von den Oesterreichern angegriffen und geschlagen würden, auf ihrem Rückzuge gegen Breslau noch ärger zu schädigen. Als hingegen Friedrich bei Liegnitz gesiegt, entledigte sich der König, wie er selbst erzählt, der ihn belästigenden Anwesenheit der Russen durch eine Kriegslist. Eigenhändig schrieb er an Heinrich, und in übertriebenen Ausdrücken kündigte er ihm seinen Sieg und Laudons Niederlage an; der Letztere sei, fügte Friedrich hinzu, zu Tode verwundet. Er hege die Absicht, sich allsogleich auf das russische Armeecorps zu stürzen und es zu vernichten[261]).

Durch einen Boten, den er bestochen hatte, spielte der König seinen Brief in Czernitscheffs Hand. Um der vermeintlichen Gefahr

zu entgehen, die ihn bedrohte, wich derselbe allsogleich über die Oder zurück. Auch das russische Hauptheer verließ seine bisherige Stellung bei Kunzendorf, nahe der Oder, und zog sich in nördlicher Richtung auf Katznow zurück. Nur mit großer Mühe gelang es Plunkett, Soltikoff zu bewegen, den Rückmarsch nicht jetzt schon bis Militsch auszudehnen. Denn Soltikoff war von der Besorgniß erfüllt, der König von Preußen werde sich mit Heinrich vereinigen und dann die russische Armee angreifen. Wenn Daun schon auf die Entfernung von anderthalb Stunden seinen Waffengefährten Laudon ohne Unterstützung gelassen, wie dürfe man sich versprechen, daß er den König hindern werde, all seine Streitkräfte zusammenzufassen und sich rasch auf die Russen zu werfen? Plunkett aber stellte Soltikoff vor, wenn die russische Armee so sehr weit sich entferne, werde der König von Preußen die gleiche Unternehmung wider Daun ausführen können, deren er selbst sich in dem gegenwärtigen Augenblicke versehe. Soltikoff fügte sich dieser Betrachtung und manche erblickten in seinem Entschlusse einen Beweis, daß er die Interessen der Verbündeten seiner Monarchin doch nicht so vollständig vernachlässige, als ihm dieß bis jetzt zum Vorwurfe gemacht worden war.

Daun gehörte freilich nicht zu denen, welche sich zu diesem milderen Urtheile über das Verfahren der Russen bekannten. Aus einer Aufzeichnung Lacy's wissen wir, daß Daun auch jetzt wieder von der Ueberzeugung ausging, auf den Beistand der Russen dürfe man in keiner Weise zählen, ja sie würden sich nicht im geringsten bemühen, die Winterquartiere in Schlesien zu behaupten. Wie leicht wäre es ihnen gewesen, wenigstens zu derselben Zeit wie im verflossenen Jahre die Oder zu erreichen, diesen Fluß zu überschreiten und sich mit Laudon zu vereinigen? Nichts von alledem sei geschehen, ja sogar Czernitscheffs Uebergang über die Oder nur zum Scheine vollzogen worden. Denn sobald derselbe den ersten Kanonenschuß vernommen, der von den Preußen auf die Truppen Laudons abgefeuert wurde, habe er sich sofort, und ohne noch irgend einer ferneren Nachricht entgegenzusehen, über die Oder zurückgezogen und auch seither nichts mehr von sich hören lassen [262].

War somit Daun der Ansicht, daß von den Russen nichts mehr zu erwarten sei und man sich nur auf die eigenen Kräfte verlassen dürfe, so stimmte auch Plunkett dieser Meinung wenigstens insofern bei, als er die von dem Wiener Hofe so sehr gewünschte Vereinigung der österreichischen mit der russischen Armee zunächst wegen der Schwierigkeiten der Verpflegung so zahlreicher Heeresmassen dringend widerrieth. Schon wegen dieses Punktes allein müßten die heftigsten Streitigkeiten entstehen. Ein Soldat, dessen Löhnung nur sechs Rubel jährlich betrage, ein Officier, dessen Sold kaum zur Beschaffung seiner Kleidungsstücke zureiche, sei förmlich auf Plünderung angewiesen. Man möge daher von jedem Gedanken, die russische Armee auf das linke Ufer der Oder zu ziehen, vollständig absehen und sie nur dazu verwenden, die feindliche Macht fortan zu zertheilen und den König von Preußen zu hindern, seine Streitkräfte wider einen einzigen Gegner zu vereinigen [263]).

Von diesen Anschauungen ausgehend hatte Plunkett, noch ehe ihm aus dem österreichischen Hauptquartier ein Auftrag zugegangen war, dem Grafen Soltikoff vorgeschlagen, nach der Nieder-Oder zu marschiren. Es sei durchaus nicht anzunehmen, daß ihm der König von Preußen dorthin nachfolgen werde, weil er dadurch Schlesien den Oesterreichern vollständig preisgeben würde.

Die Antwort, welche Soltikoff hierauf ertheilte und Plunkett dem Grafen Daun übersandte, bestand darin, daß er in kleinen Märschen sich die Oder entlang ziehen und dadurch wahrscheinlicher Weise den Prinzen Heinrich veranlassen werde, ihm zu folgen; ja er werde ihn, wenn sich die Gelegenheit dazu darbiete, sicherlich angreifen. Daun aber werde hiedurch dem Könige gegenüber neuerdings einer beträchtlichen Uebermacht theilhaft und könne seine Operationen in Schlesien ungehindert fortsetzen [264]).

Mit Recht fand Plunkett diese Antwort Soltikoffs zufriedenstellend; Daun aber haßte die Russen oder wenigstens ihre Heerführer zu sehr, um sich zu der gleichen Ansicht zu bekennen. Aber binnen kürzester Frist konnte auch er nicht länger bestreiten, daß Soltikoff sich

ungleich willfähriger zeige als er von ihm vorausgesetzt hatte. Ja man gerieth sogar dadurch in keine geringe Verlegenheit, daß Soltikoff das an ihn gerichtete Begehren nicht von der Hand wies, während Daun, welcher schon von Anfang an dem Projecte, Glogau zu belagern, abhold gewesen, dasselbe jetzt für ganz unausführbar ansah. Denn nachdem Friedrich, nur den General Goltz mit wenigen tausend Mann gegen die Russen zurücklassend, den Prinzen Heinrich herangezogen und sich der nun bei Kunzendorf aufgestellten österreichischen Armee neuerdings genähert hatte, hielt Daun es für durchaus unmöglich, seine Streitmacht um nicht weniger als vierzigtausend Mann zu schwächen und die letzteren zur Deckung der Belagerung von Glogau zu verwenden. Auch Laudon, welcher eifrig bemüht war, wieder in das frühere gute Einvernehmen mit Daun zu gelangen, und nun zugab, das Ereigniß von Liegnitz sei keineswegs einer Treulosigkeit, sondern nur der Unentschlossenheit des Feldmarschalls zur Last zu legen[265]), stimmte jetzt, was die Unausführbarkeit der Belagerung von Glogau betraf, den Ansichten Dauns bei[266]). Fast in dem Augenblicke aber, in welchem dieß geschah, traf von Soltikoff die Erklärung ein, daß er zur Ausführung der ihm gemachten Vorschläge bereitwilligst die Hand biete. Er wünsche nur zu wissen, wann und wo Laudon sich mit dem russischen Armeecorps von 25.000 Mann vereinigen wolle, zu welcher Zeit das Belagerungsgeschütz eintreffen werde und in welcher Weise Daun, wenn etwa der König mit seiner gesammten Macht gegen Glogau heranrücken sollte, um die Belagerung zu stören und die Belagerer aufzureiben, dieß zu verhindern und den Letzteren Hülfe zu bringen gedenke[267]).

Es lag auf der Hand, daß man nicht schon wenige Tage nachdem man den russischen Obergeneral zu einem Unternehmen aufgefordert hatte, dessen willfährige Antwort mit der Erklärung erwiedern konnte, daß man dieselbe jetzt nicht mehr für durchführbar halte. Und außerdem schien es nun wirklich erwünscht, sich der Mitwirkung der Russen zu versichern, um den König aus der ungemein festen Stellung, die er soeben bei Bunzelwitz eingenommen, wieder herauszulocken und ihn zwischen zwei Heeren, von denen jedes einzeln seiner Streitmacht

wenigstens der Zahl nach gewachsen war, zum Schlagen zu zwingen. Darum schrieb jetzt Laudon an Soltikoff und erneuerte die Versicherung seiner Bereitwilligkeit, sich mit einem Armeecorps von 25.000 Mann russischer Truppen zu vereinigen. Zu Köben oder Steinau, auf dem linken Ufer der Oder habe dieß zu geschehen. Soltikoff möge daher selbst an den Fluß vorrücken und das Armeecorps über denselben senden. Wenn er hierüber nähere Mittheilung erhalte, werde er, fügte Laudon hinzu, von der Katzbach gedeckt, sich an dem bestimmten Orte einfinden[268]).

Achtes Capitel.

Berlin und Torgau.

Ungleich größere Wichtigkeit noch als die Verbindung mit den Russen, von der er sich schon von vorneherein gar nichts versprach, besaß für Daun die Frage, was denn er selbst mit dem jetzt ganz unter seinen Befehlen versammelten, zahlreichen und wohlausgerüsteten Heere gegen den Feind unternehmen solle. Soeben war ihm ein neues, drängendes Rescript der Kaiserin zugekommen. Unter ihrem Vorsitze und mit Zuziehung der in Wien anwesenden Feldmarschälle hatte man dort die Angelegenheiten der Kriegführung neuerdings in reifliche Berathung gezogen. Einstimmig war man der Ansicht, es sei ganz unerläßlich, in dem nur mehr kurzen Reste des Feldzuges entscheidende Unternehmungen durchzuführen. Auch jetzt betonte man die Nothwendigkeit, sich in Schlesien zu behaupten und die Russen zu veranlassen, dort die Winterquartiere zu beziehen; der Erfolg des ganzen Krieges, die Gestaltung des dereinstigen Friedens seien davon abhängig. Durch einen einzigen glücklichen Streich könne dieses Ergebniß erreicht werden. Eine entscheidende Unternehmung sei außerdem auch darum zu wagen, weil der Kaiserin hiedurch für ihr ganzes Leben die Beruhigung verschafft würde, nichts unterlassen zu haben, um sich selbst und ihre getreuen Erbländer für die Zukunft vor ungerechten Angriffen sicherzustellen. Endlich könnte sogar der Verlust einer Schlacht nicht viel üblere Folgen nach sich ziehen als wenn der Feldzug neuerdings resultatlos zu Ende gehe. Aus der Vereinigung des Königs mit dem Prinzen Heinrich und seinem Anmarsche gegen Daun lasse

sich deutlich erkennen, daß er sich bereit halte, Schweidnitz zu entsetzen, und zu diesem Ende, sobald nur erst die Belagerung begonnen worden, auch eine Schlacht zu liefern. Darum biete sich diese Belagerung als das geeignetste Mittel dar, einen entscheidenden Schlag führen zu können. Daun wurde daher beauftragt, ohne den geringsten Zeitverlust an dieselbe zu schreiten. Und auch jetzt wieder fügte die Kaiserin vorsorglich hinzu, daß sie die Folgen eines solchen Schrittes und den Ausgang der Schlacht, welche sie hiedurch herbeiführen wolle, einzig und allein auf sich nehme[269]).

Während Maria Theresia in diesem Sinne an den Feldmarschall schrieb, richtete Kaunitz eine vertrauliche Mittheilung an Laudon; ihn sah er ja als den einzigen Mann an, von dem sich noch hoffen ließ, daß er eine günstige Aenderung der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze herbeiführen könne. Eindringlich führte er Laudon zu Gemüthe, daß es unmöglich sei, von Wien aus vorzuzeichnen, was auf dem Kriegsschauplatze geschehen müsse. An Ort und Stelle habe die Generalität „große, herzhafte und vigoureuse" Entschlüsse zu fassen und dieselben ohne Anfrage und Zeitverlust durchzuführen; in der gleichen Weise möge man vorgehen, wie dieß von dem Feinde bisher geschehen sei und auch geschehen müsse. Alles mögliche solle Laudon anwenden, um auch Daun mit solchen Gedanken zu durchdringen[270]).

Was die von Maria Theresia so eifrig begehrte Belagerung von Schweidnitz betraf, so war auch Laudon der Ansicht, so lang der König und Prinz Heinrich sich in der Nähe befänden, könne sie mit Aussicht auf Erfolg nicht unternommen werden[271]). Man kann sich wohl denken, welches Urtheil erst Daun über diesen Vorschlag fällte. Der Feldmarschall erklärte jetzt, daß wenn er jemals zu der Unternehmung gerathen, so sei dieß nur unter der Voraussetzung geschehen, daß der König von Preußen seine Macht zertheilen und Prinz Heinrich durch die Bewegungen der Russen veranlaßt werden würde, denselben zu folgen. Denn im entgegengesetzten Falle, welcher leider jetzt eingetreten, wäre es ganz unmöglich, mit einem beträchtlichen Truppencorps die Belagerung von Schweidnitz zu unternehmen

und sie gleichzeitig mit dem Reste des Heeres gegen die ganze preußische Armee zu decken.

So wie er die Belagerung von Schweidnitz als unthunlich erklärte, so hielt Daun auch einen Angriff auf die feste Stellung des Feindes bei Bunzelwitz für ganz unausführbar. Alle Generale, Laudon mit eingeschlossen, stimmten hinsichtlich dieses Punktes ihm bei. Um Maria Theresia hievon zu überzeugen, sandte Daun ihre schriftlichen Gutachten nach Wien. Und was endlich die Bemerkung der Kaiserin anging, daß selbst eine unglücklich ausfallende Schlacht kaum viel nachtheiligere Folgen als ein fruchtlos verstreichender Feldzug herbeiführen würde, so erklärte Daun sich zwar einverstanden mit dieser Ansicht. „Doch würde mich", fügte er hinzu, „auch eine mit augenscheinlich „vorauszusehendem Verlust gewagte und von einem unglücklichen Aus„gang begleitete Unternehmung vor Gott und Eurer Majestät für die „hiedurch in die Schanze geschlagene Wohlfahrt des Allerhöchsten „Interesse und der gemeinschaftlichen Sache sowohl als für das „Blut so vieler dabei frevelhaft aufgeopferter tapferer und treu„gesinnter Truppen nicht anders als höchst sträflich und verantwortlich „machen" [272]).

Daun konnte sich wohl keiner Täuschung darüber hingeben, wie schwer es in Wien empfunden werden würde, wenn er beide von dort aus gemachten Vorschläge, die Belagerung von Schweidnitz und einen Angriff auf den Feind für unausführbar erkläre und doch auch zu nichts Anderem die Hand biete, wodurch demjenigen, was man am allermeisten scheute, dem fruchtlosen Verstreichen des Feldzuges vorgebeugt werden könnte. Er sandte daher den Generalmajor Grafen d'Ayasasa nach Wien, um als Augenzeuge und Mitkämpfer die Lage des kaiserlichen Heeres zu schildern, über Alles Rechenschaft abzulegen und neue Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Nicht nur Maria Theresia, auch Kaunitz und alle übrigen einsichtsvollen Menschen in Wien waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Alles aufgeboten werden müsse, um Entscheidendes zu vollbringen und den Feldzug nicht neuerdings resultatlos zu Ende gehen zu lassen.

Auch von Frankreich waren erst in jüngster Zeit wieder erneuerte und in drängendstem Tone gehaltene Begehren, welche energisches und entscheidendes Auftreten in Schlesien forderten, nach Wien gelangt. Zunächst waren sie durch die für Daun und die österreichische Kriegführung überhaupt sehr ungünstigen Berichte hervorgerufen worden, welche der französische Militärbevollmächtigte im kaiserlichen Hauptquartier, Generallieutenant Graf Montazet seiner Regierung erstattete.

Die Rolle, welche Montazet bei Daun und sein College Montalembert bei Soltikoff spielten, ist merkwürdig genug, um hier einen Augenblick bei derselben zu verweilen. Ihre Berichte, insbesondere diejenigen Montazets, flossen über von der ungemessensten Ruhmredigkeit für sich selbst von der schärfsten und rücksichtslosesten Kritik für die Anderen. Was bisher von Seite der Oesterreicher Glückliches geschehen war, Montazet hatte es seiner eigenen Versicherung nach in Vorschlag gebracht, trotz aller Hindernisse durchgesetzt und endlich auch in seinem besten und glänzendsten Theile ausgeführt. Was dagegen unglücklich ausfiel, Montazet hatte es nachdrücklichst widerrathen. Ueberhaupt würden seine Ansichten zu wenig gehört und gewürdigt, was freilich von Menschen, die in jeder Hinsicht so tief unter ihm ständen wie die österreichischen Heerführer, nicht anders zu erwarten sei.

Wenn eifrige und gewissenhafte historische Forschung jemals auch ungünstige Wirkungen für die Erkenntniß der Wahrheit nach sich ziehen kann, so ist dieß vielleicht in dem gegebenen Falle geschehen. Denn die Berichte Montazets, Montalemberts und anderer Franzosen, welche damals, sei es in den Kriegslagern, sei es in diplomatischer Stellung an den verschiedenen Höfen Antheil nahmen an den Ereignissen, wurden in neuerer Zeit mit rühmenswerthem Eifer durchforscht und die Ergebnisse dieser mühevollen Arbeit veröffentlicht [273]). Dem allzu großen Zutrauen, mit welchem man diese höchst einseitig gefärbten Schilderungen aufnahm, ist es zur Last zu legen, daß die darauf gebauten Darstellungen der Ereignisse des siebenjährigen Krieges gleichfalls an dieser Einseitigkeit leiden.

Schon der Umstand, daß die Kriegführung gerade an dem Orte bei weitem die schlechteste war, an welchem nicht wie bei Daun oder Soltikoff nur ein einzelner französischer General sich befand, sondern das ganze zahlreiche Heer aus lauter Franzosen bestand und die besten Kräfte in Verwendung waren, über welche Frankreich verfügen konnte, schon dieser Umstand allein genügt, um die Richtigkeit jener Bemerkung zu beweisen. Um wie viel mehr mußte diese Betrachtung damals sich geltend machen, und um wie viel peinlicher wurde sie zunächst von den Männern gefühlt, denen die aus französischen Federn fließende ätzende Kritik in erster Linie galt. Darum konnte auch Daun, und wohl mit Recht, seine Empfindlichkeit darüber nicht unterdrücken. „Er „ist wohl", schrieb er am 7. December der Kaiserin über Montazet, „nach seiner Meinung der allerweiseste aller Menschen heutigen Tages, „mithin wäre wohl zu wünschen, daß er der Commandirende über „alle Armeen gegen unsere Feinde sein könnte. Aber es ist eben ein „großer Unterschied zwischen dem Reden und dem Thun; denn so „leicht das erstere, so ist doch das letztere oft mehr als schwierig. „Uebrigens weiß Gott, daß die Hälfte seiner Angaben unwahr„haft ist."

Dieses Schreiben des Feldmarschalls ist überhaupt merkwürdig, weil es, an die Kaiserin persönlich gerichtet und theilweise in deutscher, theilweise in französischer Sprache abgefaßt, Zeugniß gibt von der tiefen Erregung des Gemüthes, in welcher Daun sich damals befand. „Das Uebel ist unglücklicher Weise nur zu wahr", sagt er darin, „das „einzige Mittel aber, den Feind anzugreifen, ein wahrhaft verzwei„feltes, das keineswegs einen günstigen Ausgang verspricht. Wenn es „übrigens sein muß, so wird es ergriffen werden. Wenn mir d'Aysasa „den Befehl überbringt, daß es auf jeden Fall gewagt werden muß, „dann ist mein Gewissen ruhig. Mein einziges Verlangen besteht darin, „den Interessen Eurer Majestät und Ihres Hauses nicht noch ferner „zu schaden. Wenn es nur um das „„Drauf los"" sich handelt, dann „hoffe ich nicht der Letzte zu sein. Das ist Alles, was ich, das Herz „von lebhaftestem Schmerze ergriffen, in meiner traurigen Lage zu „sagen vermag" [271]).

In Wien theilten sich, wie man weiß, die maßgebenden Kreise in zwei Parteien, von denen die eine, an deren Spitze Kaunitz stand, in die strenge Verurtheilung Dauns wenigstens zum Theile mit einstimmte, während die andere, welche ihr Uebergewicht durch Maria Theresia selbst und den Kaiser erhielt, den Feldmarschall zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen sich bemühte. Darum ließ Kaunitz durch Binder ein in scharfen Ausdrücken abgefaßtes Rescript an Daun entwerfen. Aber es war ohne Zweifel Maria Theresia selbst, welcher diese Depesche allzuwenig schonend für den Feldmarschall zu sein schien, so daß sie dieselbe nicht an ihn abgehen ließ. Uebrigens lautete auch das Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun vom 10. September noch immer entschieden genug. Sie erklärte ihm darin, daß es zwar ihrer Denkungsart und ihrem Gewissen zuwider laufen würde, auch nur einen einzigen Blutstropfen frevelhaft vergießen zu lassen. Aber unter Umständen, unter denen das Wohl oder Wehe ihres Hauses und all ihrer getreuen Unterthanen entscheidende Maßregeln unumgänglich verlange, könne sie es keineswegs für frevelhaft ansehen, es mit ihrer dem Feinde ausreichend gewachsenen Streitmacht auf eine Schlacht ankommen zu lassen und hiedurch einen unglücklichen Frieden oder auch die Verlängerung des Krieges, worin sie das größte Uebel erblicken müßte, zu vermeiden. Im Gegentheil würde sie es vor Gott, ihrer Nachkommenschaft und der Welt nicht verantworten können, wenn sie das einzige Rettungsmittel verscherzen und sich selbst ihr Unglück auf den Hals ziehen wollte.

Auf dasjenige übergehend, was nun ins Werk zu setzen sei, fügte Maria Theresia hinzu, daß es ihr nicht in den Sinn komme von Daun zu verlangen, den Feind gerade in seiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen, wenn ein solches Unternehmen nach dem einstimmigen Gutachten aller Generale allzu gefährlich erscheine. Aber das dürfe nicht die Veranlassung geben, gar nichts zu thun, sondern die Offensivoperationen müßten allsogleich und mit dem größten Nachdruck wieder aufgenommen werden. Zu diesem Ende wäre es zweckmäßig, von der willfährigen Antwort Soltikoffs Nutzen zu ziehen und Laudon mit wenigstens vierzigtausend Mann den Russen an die Oder

entgegen zu senden. Ja wenn es, um Laudons Marsch vor den Preußen zu schützen, nöthig wäre, so könnte Daun mit dem gesammten Heere gegen Goldberg und die Oder vorrücken. Dann würde wohl auch der Feind seine bisherige Stellung verlassen und die Gelegenheit sich darbieten, mit ihm zu offener Feldschlacht zu kommen.

Ausdrücklich wurde Daun noch beauftragt, keine ferneren Anfragen mehr nach Wien zu richten, sondern dasjenige ohne den geringsten Zeitverlust nach eigenem Ermessen zu thun, was geschehen müsse um die Offensivoperationen mit Nachdruck und Raschheit ins Werk zu setzen und durch sie festen Fuß in Schlesien zu behaupten[275]).

Der Eindruck, welchen dieses Schreiben der Kaiserin auf den Feldmarschall hervorbrachte, läßt sich am besten aus einem vertraulichen Briefe ersehen, den er an Lacy erließ. Fast flehentlich bat Daun ihn um seinen Beistand, denn die aus Wien angelangte Instruction bestehe keineswegs aus einem positiven Befehle. Ihr Kern sei in dem schwerwiegenden Satze enthalten, ohne nachdrückliche und entscheidende Operationen sei die Sache Oesterreichs verloren[276]).

Gleichwohl waren sowohl Daun, der inzwischen seine Position wieder verändert und nun zu Adelsbach sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, als Laudon der Ansicht, daß der Letztere in Anbetracht der gefahrdrohenden Stellung des Feindes den Marsch an die Oder jetzt nicht unternehmen könne. Um aber doch etwas zu thun, auf daß der Feind aus dieser Stellung verdrängt werde, sollte Lacy mit seinem Corps von Landshut, wo dasselbe stand, den Preußen in den Rücken zu kommen trachten und ihnen die Zufuhr abschneiden[277]). Jedoch auch zu dieser Bewegung kam es nicht, man beschloß vielmehr plötzlich, am frühesten Morgen des 17. September den Feind anzugreifen, und beide vornehmste Rathgeber Dauns, Lacy und Laudon hofften jetzt mit Bestimmtheit auf einen günstigen Erfolg[278]). In dem Augenblicke aber, in welchem der entscheidende Streich wider ihn geführt werden sollte, entzog sich Friedrich demselben neuerdings mit äußerster Gewandtheit. Mittelst eines forcirten Marsches führte er am 17. September seine Truppen aus der Gegend von Helmsdorf und

Baumgarten an Schweidnitz vorüber auf die Anhöhen von Obergiersdorf, wo er Halt machte und ein noch viel stärkeres Lager als das frühere bezog.

Indem Daun nach Wien diese Meldung erstattete, suchte er in einem Privatbriefe an den Kaiser die Ursachen auseinanderzusetzen, in Anbetracht deren es ihm unmöglich gewesen, während dieses ganz unvorhergesehenen und mit größter Eilfertigkeit ausgeführten Marsches den König zur Schlacht zu bringen. Und gleichzeitig sandte er ein Gutachten Laudons ein, der sich nun dem Könige unmittelbar gegenüber bei Waldenburg befand. Nachdem die Russen auf den ihnen gemachten Vorschlag, die Oder bei Steinau oder Köben zu passiren, nicht eingegangen, sondern mit Umgehung von Großglogau bis gegen Carolath hinabgerückt waren, erklärte Laudon den etwaigen Marsch nach Goldberg nicht nur für nutzlos, sondern sogar für sehr gefährlich. Jedenfalls könne der Feind ebenso rasch in Liegnitz als das abzusendende Armeecorps in Goldberg eintreffen; dann aber wäre an eine Vereinigung mit den Russen nicht mehr zu denken. Denn nachdem sie nur ein Armeecorps von höchstens 25.000 Mann über die Oder senden wollten, würde sich dasselbe bei Annäherung der Preußen wohl gleich wieder über den Fluß zurückziehen, das detachirte österreichische Armeecorps aber sich ins Gebirg werfen müssen, wobei das kaiserliche Heer getrennt würde und der eine oder der andere Theil leicht geschlagen werden könnte [279]).

Nicht in dem Gutachten, welches durch Launs Vermittlung nach Wien gelangte, sondern in einem vertraulichen Briefe an Kaunitz eröffnete nun Laudon auch seine Gedanken über dasjenige, was noch während des gegenwärtigen Feldzuges unternommen werden könnte. Freilich war das durchaus nicht viel. Nachdem sich die Russen zu nichts Anderem als zu der ganz unausführbaren Belagerung von Glogau herbeilassen wollten, sei von ihnen, meinte Laudon, nichts mehr zu erwarten. Die Lage der Dinge durch eine entscheidende Schlacht zu verbessern, sei zwar keine ganz unmögliche Sache, aber doch nur sehr schwer zu erreichen. Denn der König werde Alles sorgfältig vermeiden, was zu einer Entscheidung zu führen vermöchte. Außerdem sei

die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß man, selbst wenn die Gelegenheit zur Schlacht unter günstigen Verhältnissen sich darböte, daraus noch viel Nutzen zu ziehen im Stande wäre. Es bleibe daher nichts übrig als ein Armeecorps nach Sachsen zu entsenden und bei Besetzung des Erzgebirges den Preußen zuvorzukommen. Wollte aber der König selbst mit dem größeren oder kleineren Theile seiner Armee nach Sachsen sich wenden, so müßte ihm Daun auf dem Wege dorthin den Vorsprung abgewinnen. Der Rest des österreichischen Heeres und ein in Schlesien zurückzulassendes russisches Armeecorps von 25.000 Mann hätten Oberschlesien, Glatz und die Grenze von Böhmen zu decken[280]).

Weßhalb jetzt Laudon die Belagerung von Glogau für ganz unausführbar hielt, während man doch meinen sollte, daß die Gesammtmacht der Oesterreicher und Russen in einer Anzahl von 160.000 Mann stark genug gewesen wäre, um sowohl die Belagerung durchzuführen als sie gegen den um die Hälfte schwächeren König von Preußen zu decken, wird von ihm in seinem Schreiben an Kaunitz nicht näher erklärt. In einem gleichzeitigen Briefe an Fermor aber, der nun wegen einer Erkrankung Soltikoffs den Oberbefehl über das russische Heer übernommen hatte, sagt Laudon daß schon die Unmöglichkeit, das Belagerungsgeschütz vor Glogau zu schaffen, diese Unternehmung unthunlich erscheinen lasse[281]). Wie dem aber auch sein mochte, das läßt sich nicht leugnen, daß jetzt Daun sich fast noch thatendurstiger zeigte als Laudon selbst. An dem Tage, an welchem der Letztere seinen vertrauten Adjutanten, den Major von Rüsten mit dem Briefe an Kaunitz nach Wien abgesandt hatte, berief ihn Daun, der sich auf einer Recognoscirung bei dem Armeecorps Lacy's befand, zu einer neuerlichen Berathung.

Schon vor längerer Zeit war zuerst im russischen Hauptquartier, und zwar von den Generalen Czernitscheff und Stoffel, welche auf die Entschlüsse Soltikoffs mehr Einfluß als die Anderen übten, der Vorschlag gemacht worden, Laudon möge mit einem Armeecorps von etwa 25.000 Mann, welches durch 20.000 Russen verstärkt werden könnte, direct nach Berlin abgeschickt und dadurch dem Feinde eine mächtige Diversion gemacht werden. Wenn Daun diese Ideen billige, schrieb

ihm Plunkett[282]), so möge Laudon in einem Briefe an Soltikoff einen solchen Antrag stellen und man dürfe darauf zählen, derselbe werde im russischen Hauptquartier günstige Aufnahme finden.

Es scheint daß dieser Vorschlag bei Daun und bei Lacy großes Gefallen erregt, daß er jedoch den Gedanken wachgerufen habe, nicht Laudon, sondern Lacy die Ehre und den Vortheil des Zuges auf Berlin zu Theil werden zu lassen. Wenigstens finden wir nicht daß Laudon in den Vorschlag der russischen Generale eingeweiht wurde, bis endlich nach längerer Ueberlegung Daun ihm und Lacy gegenüber den gleichsam von ihm selbst kommenden Antrag stellte, Lacy mit seinem Armeecorps, jedoch bloß in einer Stärke von 18.000 Mann nach Berlin abzusenden, Fermor aber einzuladen, sich an dieser Expedition gleichfalls zu betheiligen[283]).

Noch ehe dieses Begehren Dauns ins russische Hauptquartier gelangen konnte, hatte man dort schon selbst auf Plunketts Antrag den Zug nach der Mark Brandenburg und nach Berlin beschlossen[284]). Die an Daun erlassene Antwort enthielt daher die Zustimmung Fermors zu dem ihm gemachten Antrage; nur schien es als ob nicht bloß ein Armeecorps, sondern das ganze russische Heer den Marsch nach Berlin antreten sollte. Und da das Project auch in Wien, wo man mehr als je sich darnach sehnte, daß nur irgend etwas geschehe und dem bisherigen thatenlosen Zustande ein Ende gemacht werde, lebhafte Billigung fand[285]), so schritt man rasch an die Ausführung.

Am 28. September brach Lacy aus seiner bisherigen Stellung bei Langenwaltersdorf auf, um über Bunzlau und Kottbus gegen Berlin vorwärts zu gehen. Schon am Tage nach seinem Abmarsche erhielt er die Meldung, die russischen Generale Tottleben und Czernitscheff hätten bereits den Weg nach Berlin eingeschlagen; am 1. October hoffe Tottleben in der preußischen Hauptstadt zu sein.

Lacy war keineswegs angenehm überrascht von dieser Nachricht. Der „Begierde zur Beute“ schrieb er eine so unverhoffte Eilfertigkeit der Russen und insbesondere Tottlebens zu[286]). Indessen blieb ihm

nichts übrig, als seinen Marsch gleichfalls so sehr zu beschleunigen als er nur immer vermochte. Am 4. October traf er zu Kottbus ein, am 7. um zehn Uhr Vormittags stand seine Vorhut vor Berlin.

Schon mehrere Tage vor ihm war der russische Generalmajor Graf Tottleben mit fünftausend Mann dort angekommen und hatte die Rollberge in der Nähe des Kottbuser Thores besetzt. Nachdem seine Aufforderung zur Uebergabe abgelehnt worden, beschoß er, jedoch nur mit sehr geringem Erfolge die Stadt. Nun wurde die Besatzung derselben durch fünftausend Mann unter dem Prinzen von Württemberg verstärkt. Tottleben wich daher, um seine Verbindung mit Czernitscheff zu sichern, auf Köpenik zurück und setzte sich dort fest. Schon in den nächsten Tagen verstärkten Czernitscheff und Panin die russische Streitmacht in der Nähe von Berlin bis auf 30.000 Mann. Von preußischer Seite traf dagegen der Generallieutenant von Hülsen mit dem Armeecorps, welches Sachsen Schritt vor Schritt gegen die Reichstruppen vertheidigt hatte und endlich aus diesem Lande verdrängt worden war, jetzt vor Berlin ein. Und da nun Lacy gleichfalls daselbst erschien, so war die Streitmacht, welche sich von beiden Seiten dort ansammelte, eine ziemlich beträchtliche zu nennen.

Wie es vor ihm schon Tottleben gethan, so ließ jetzt auch Lacy die Stadt, und zwar durch den Generalmajor Fürsten Karl von Liechtenstein zur Uebergabe auffordern. Auf die sehr große Ueberzahl, welche die österreichischen und russischen Streitkräfte über die in und um Berlin versammelten preußischen Truppen besaßen, sowie auf die Gefahren machte er aufmerksam, von denen die Stadt bedroht wäre, wenn sie in der Hitze des Kampfes eingenommen würde. Darum möge die Garnison sich kriegsgefangen ergeben und die Stadtthore durch österreichische Truppen besetzen lassen. Würde das geschehen, dann sollte auch der Stadt und den königlichen Palästen nicht der geringste Nachtheil widerfahren, im Falle des Gegentheiles aber würde man sie den Soldaten preisgeben. Der Prinz von Württemberg antwortete jedoch, daß so lang sich Berlin auf beiden Seiten durch preußische Armeen gedeckt sehe, man an eine Capitulation nicht denken könne.

Am 8. October traf auch das österreichische Fußvolk mit der Artillerie vor Berlin ein und vereinigte sich mit der Cavallerie; das ganze Armeecorps lagerte nun einen Kanonenschuß weit von der Stadt. Lacy beabsichtigte mit Anbruch des 9. October Hülsen anzugreifen. Tottleben erklärte, ihn dabei unterstützen zu wollen; Czernitscheff aber, der sich zu gleicher Zeit gegen den Feind am anderen Ufer der Spree wenden sollte, gab eine ausweichende Antwort. Voll Unmuth erwiederte Lacy, wenn die Russen ihn im Stiche zu lassen gedächten, werde er das Unternehmen allein wagen [287]. Während dieser Verhandlungen, die von beiden Seiten nicht ohne einige Gereiztheit geführt wurden, kam ein Trompeter aus der Stadt zu Tottleben mit dem Anerbieten einer Capitulation. Während Hülsen, der Prinz von Württemberg und General Stutterheim sich mit ihren Streitkräften die Nacht hindurch gegen Spandau zurückzogen, ergab sich die Besatzung Berlins zu Lacy's nicht geringer Erbitterung den Russen. Noch standen die preußischen Wachen an den Stadtthoren, als am frühesten Morgen des 9. October russische Dragoner und Husaren herbeieilten, um sie zu besetzen. Lacy bemächtigte sich demungeachtet des Hallischen Thores und eilte zu Czernitscheff, um sich von den Vortheilen der Einnahme Berlins, die großentheils durch seinen Anmarsch herbeigeführt worden, nicht ausschließen zu lassen. Auch noch das Brandenburger und das Potsdamer Thor wurden den österreichischen Grenadieren übergeben. Was aber die Contributionen betraf, so behauptete Czernitscheff, der Wiener Hof habe erklärt, dieselben den Russen, wenn sie nur auf Berlin losgehen würden, einzig und allein zu überlassen.

In seinen vertraulichen Berichten an Daun führt Lacy bittere Beschwerde über das Verfahren der russischen Generale. Unwillkürlich wird er dadurch zum Lobredner Laudons, der monatelang mit den russischen Heerführern verkehren, nach ihnen sich richten mußte, während Lacy erst seit wenig Tagen in unmittelbare Berührung mit denselben getreten war. Zu wahrer Schande gereiche es den Russen, erklärte jetzt Lacy, daß Czernitscheff seine große Ueberzahl nicht benützt habe, um den preußischen Truppen den Rückzug abzuschneiden. Aber wo es

den Kampf gelte, wüßten die Russen sich demselben jederzeit zu entziehen und nur dort, wo Beute und Plünderung winkten, seien sie rasch bei der Hand[288]. Auch Lacy's Begehren und Antrag, ohne Zeitverlust nach Potsdam zu marschiren, um sich dieser wichtigen Stadt ebenfalls zu bemächtigen, wurde zurückgewiesen. Niemals werde man, erklärte Lacy, von einem Bündnisse mit solchen Leuten irgendwelchen Nutzen ziehen können. Wenn ihn nicht seine Pflicht dazu zwänge, so möchte er um nichts in der Welt mit ihnen noch länger vereinigt bleiben[289].

Den 9., 10. und 11. October blieben die österreichischen Truppen nahe vor Berlin, in und um Tempelhof stehen, wo Lacy sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Czernitscheff stand auf dem rechten Ufer der Spree, Tottleben aber mit der Mehrzahl der russischen Grenadiere und Dragoner in der Stadt. Er sollte die daselbst befindlichen königlichen Magazine, Gießhäuser und Fabriken zerstören, das große Arsenal aber seines Inhalts entleeren. Wenn Lacy mit Eifer darauf drang, daß dieß mit möglichster Vollständigkeit geschehe, so that er damit gewiß nur seine Pflicht. Den König von Preußen mehr und mehr der Mittel zur Fortführung des Krieges zu berauben, war ja einer der Hauptzwecke des Zuges nach Berlin. Die Russen sahen dieß gleichfalls ein und Tottleben selbst behauptete, in den großen Magazinen Vorräthe vernichtet zu haben, welche zu vollständiger Ausrüstung von hunderttausend Mann ausgereicht hätten. Aber hinterher wollte sich zeigen, daß dem keineswegs so gewesen, und Tottleben wurde für die Schonung, die er nicht allein gegen die Stadt Berlin, sondern im Widerspruche mit seiner Kriegspflicht auch gegen königliches Staatseigenthum übte, von preußischen Federn gar sehr gelobt. Welche Beweggründe ihn, von dem man jetzt weiß, daß er schon einmal von König Friedrich bestochen worden und demselben in verrätherischer Weise von den Bewegungen des russischen Heeres Kenntniß gegeben hatte[290], zu diesem Verfahren veranlaßten, darauf soll hier nicht näher eingegangen werden.

Nachdem er von Seite der Russen so geringe Willfährigkeit erfuhr, suchte Lacy, um die Unternehmung auf Berlin nicht resultatlos

im märkischen Sande verrinnen zu lassen, sich des Beistandes der Schweden zu versichern. Mit ihnen zusammenwirkend, wollte er vor Allem den preußischen Heeresabtheilungen nachrücken, welche sich über Spandau gegen Brandenburg zurückgezogen hatten. Sie zu vernichten und gleichzeitig die Mark zu verwüsten, dadurch aber dem Könige den allerempfindlichsten Nachtheil zu verursachen, darauf war jetzt Lacy's Hauptabsehen gerichtet. Darum sandte er ein Detachement Husaren zu dem schwedischen General Lantinghausen, der bei Prenzlow stand, mit der Aufforderung, sich so rasch als nur immer möglich mit den Oesterreichern vor Berlin zu vereinigen. Und an demselben Tage, dem 10. October erhielt der Generalmajor Graf Esterházy den Auftrag, sich mit einem Husarenregimente und einem Uhlanenpulk nach Potsdam zu begeben und die dortigen königlichen Fabriken zu vernichten.

Buchstäblich befolgte Esterhazy den ihm ertheilten Befehl. Die in Potsdam befindliche Gewehrfabrik wurde zerstört, die kaiserlichen Soldaten warfen mehr als achtzehntausend Flintenschlösser in die Havel; sie zerbrachen alle Gewehre und Werkzeuge und machten sie vollends unbrauchbar. Das königliche Schloß wurde jedoch unberührt gelassen [291]); es erhielt eine Wache, die aus fünfzehn Husaren unter einem verläßlichen Unterofficier bestand. Erst acht Tage nach dem Abmarsch der österreichischen Truppen von Berlin kam sie zu denselben mit einem amtlich bekräftigten Zeugnisse zurück, demzufolge in dem königlichen Schlosse Alles unangetastet und unversehrt geblieben war.

Hiebei mag überhaupt bemerkt werden, daß die Bewohner der Mark durch vorhergegangene Streifzüge der Kosaken derart in Angst und Schrecken versetzt waren, daß sie fast durchgehends ihre Wohnungen verlassen und sich in die nächsten Wälder geflüchtet hatten. Nachdem ihnen jedoch von Seite der österreichischen Commandanten die möglichste Schonung versprochen worden und sie selbst die Beobachtung machten, daß die Oesterreicher Niemand ein Leid zufügten, fanden die Landleute insbesondere dann sich nach und nach wieder in ihren Dörfern ein, wenn sie, wie Lacy befohlen hatte, durch das Geläut ihrer Kirchenglocken von den Soldaten gleichsam dazu eingeladen

wurden. Solche Ortschaften erhielten Wachen, die sie gegen Ueberfall und Gewaltthaten sicherstellten. Aber allerdings mußten sie die Fourage liefern und ihr Schlachtvieh preisgeben, indem in keiner anderen Weise für den Unterhalt der Truppen hätte gesorgt werden können.

Das gleiche Verfahren wurde, wie wenigstens Lacy behauptet, auch auf dem Rückmarsche beobachtet. Er versichert daß sämmtliche Städte und Dörfer, die nicht von den Kosaken betreten worden, von jeglicher Plünderung und Gewaltthat verschont geblieben seien.

Am frühesten Morgen des 12. October gab Czernitscheff durch seinen Abmarsch nach Fürstenwalde das Zeichen zum Aufbruche von Berlin. Gleichzeitig ließ Lacy, um allen Verdacht, als ob es nach Abzug der Russen von seiner Seite auf eine Plünderung Berlins abgesehen sei, von sich zu entfernen, sein Fußvolk in Begleitung eines Reiterregiments nach Trebbin abgehen; er selbst blieb mit dem Reste der Reiterei, und zwar mit fünf Regimentern noch den Tag hindurch vor Berlin stehen, um die Antwort Lantinghausens zu erwarten. Da eine solche jedoch nicht kam, verständigte Lacy die Schweden von seinem Abmarsch, und um vier Uhr Nachmittags trat er denselben an; er folgte dem Fußvolke nach Trebbin. Nur General Brentano mit den leichten Truppen blieb noch vor der Stadt. Er hielt die Thore derselben durch Husaren besetzt, um jede Unordnung zu verhüten, welche einzelne Trainknechte oder versprengte Soldaten hätten verüben können. Am 13. October folgte Brentano und kurz darauf auch Esterházy, dessen Vorposten bis in die Vorstädte von Brandenburg gedrungen waren und dort Gefangene gemacht hatten, dem Hauptcorps nach. Fünfzigtausend Gulden als Antheil an der Contribution, zehn Kanonen, worunter drei österreichische, die noch in Berlin vorgefunden worden waren, einige Landkarten, welche dem Könige gehörten und die man in Potsdam weggenommen hatte, bildeten die ganze Kriegsbeute, die Lacy mit sich fortführte[292]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Czernitscheff zu dem Rückmarsche nach Fürstenwalde durch die Nachricht veranlaßt wurde, der König habe seine bisherige Stellung in Schlesien verlassen und sei im

Anzuge gegen Berlin. Dieser ihm drohenden Gefahr zu entgehen, suchte sich Czernitscheff wieder mit dem russischen Hauptheere zu vereinigen. Das letztere war, obwohl ihm durchaus kein Feind gegenüberstand, in völliger Unthätigkeit verblieben. Die Unternehmung gegen Berlin und die Mark Brandenburg war von Soltikoff, der das Commando jetzt neuerdings übernommen hatte, nur lässig unterstützt, Daun in Schlesien aber vollends im Stiche gelassen worden.

Wie König Friedrich selbst erklärt, hatte er bei seinen Operationen in Schlesien den Zweck verfolgt, die Oesterreicher aus diesem Lande zu verdrängen [293]). Was man gegen Daun auch sagen und wie sehr man es ihm zum Vorwurf anrechnen mag, daß es ihm nicht gelungen war, den König in einem Augenblicke zu einer Hauptschlacht zu zwingen, in welchem dessen Streitkräfte in sehr großer Minderzahl sich befanden, so muß doch auch andererseits zugegeben werden, daß er jetzt mit großer Geschicklichkeit Friedrichs Absichten zu vereiteln verstand. Auch nachdem sich die Russen immer weiter von dem Heere des Königs entfernt hatten, Lacy gegen Berlin abgesendet und das österreichische Hauptheer hiedurch beträchtlich geschwächt worden war, vermochte der König nicht seinem Gegner auch nur eine Handbreit Erde abzugewinnen. „Dieser Feldzug erscheint mir", schrieb darum Friedrich am 30. September an seinen Bruder Heinrich, „noch unerträglicher als die vorhergehenden. Welche Mühe und Sorgfalt ich „auch anwende, in den großen Angelegenheiten vermag ich keinen „Schritt vorwärts zu thun und nur in den kleinen gelingt es mir." Er selbst erklärt das Lager der Oesterreicher für ganz unangreifbar, die Verlegenheit aber, in der er sich befinde, für unbeschreiblich groß [294]). „Wenn wir unterliegen," sagt er zwei Tage später, „so „datiren wir unsern Untergang von dem infamen Ereigniß bei „Maxen" [295]).

Daß der König in der That sich in so großer Bedrängniß befand, daran gebührt Daun ohne Zweifel das Hauptverdienst. Aber die Fortschritte des Reichsheeres in Sachsen dürfen hiebei gleichfalls nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Man erinnert sich der wahrhaft kläglichen Rolle, welche dasselbe bei Roßbach gespielt hatte.

Allmälig nur, aber doch nach und nach war es damit etwas besser geworden und Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken verdient dafür nicht geringes Lob. Allerdings setzte er nirgends etwas aufs Spiel, und er führte seine Truppen, deren Mängel und Gebrechen er aufs genaueste kannte, nur dort in den Kampf, wo ihre Ueberzahl oder andere Vortheile ihm günstige Aussicht eröffneten. In solcher Weise vermochte er, von einem so tüchtigen Rathgeber und energischen Manne wie Hadik kräftig unterstützt, immerhin wichtige Erfolge zu erringen. Bei Strehla brachte er dem Generallieutenant von Hülsen eine empfindliche Schlappe bei, dann eroberte er Torgau, wo zweitausendvierhundert Mann sich ihm kriegsgefangen ergeben mußten. Mit der Einnahme Wittenbergs endlich schien die Vertreibung der Preußen aus Sachsen nicht nur vollendet, sondern auch gesichert zu sein.

Diese Ereignisse sowie die Gefährdung Berlins und der Mark, in Verbindung gebracht mit der Unmöglichkeit, Daun aus seiner gegenwärtigen Stellung zu vertreiben, brachten den König auf den Gedanken, die seinige zu verlassen. Wie schlecht es nach seiner eigenen Ansicht um seine Sache stand, geht aus den Worten hervor, die er an dem Tage nach dem Abmarsche aus dem bisherigen Lager an den Prinzen Heinrich schrieb. „Siegen oder sterben ist meine Devise; alle anderen Entschlüsse „mögen für andere Umstände gut sein, für diese aber nicht" [296]). Am 6. October brach der König aus seiner bisherigen Stellung auf und bezog bei Bunzelwitz sein früheres Lager. Dann schlug er die Richtung nach Guben ein, um von dort aus nach Berlin zu marschiren. Aber die Nachricht, daß seine Hauptstadt vom Feinde schon wieder verlassen worden, änderte auch des Königs Entschluß. Er begriff daß er von einem Gegner wie die Russen nichts Ernstliches mehr zu besorgen habe. Sich um sie nicht mehr kümmernd, wandte Friedrich sich jetzt in westlicher Richtung gegen Sachsen zu, um durch seine eigene Gegenwart auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes eine für ihn günstigere Gestaltung der Dinge herbeizuführen.

Zu den Fabeln, welche noch im vergangenen Jahrhunderte über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges verbreitet und seither immer wiederholt wurden, gehört auch die, daß Lacy in fluchtähnlichem

Rückzuge vor Friedrich das Weite gesucht habe [297]). Gerade das Gegentheil fand wirklich statt; fünf Tage brachte das österreichische Armeecorps auf dem Marsche von Tempelhof bis Schweinitz zu, wo es am 16. October eintraf und Rast hielt. Lacy's eigenhändige Correspondenz aber liefert den besten Beweis, daß er sich von dem Könige durchaus nicht für unmittelbar bedroht hielt. Und er war es auch in der That nicht. Abgesehen davon, daß der König weit östlich von Lacy gegen Berlin heraufzog, gewährten die Nähe des Reichsheeres und der Anmarsch Dauns dem Grafen Lacy verläßliche Stützpunkte genug, um vor Friedrich nicht die Flucht ergreifen zu müssen.

Denn nach dem Abmarsche des Königs hatte selbstverständlich auch Daun nicht länger in Schlesien zu bleiben. Am 7. October setzte er sich gleichfalls in Bewegung; doch ließ er Laudon mit dessen Armeecorps in Schlesien zurück. Derselbe war der Meinung, daß man recht gut die Belagerung von Neisse vornehmen könne, General Gribeauval aber, ein aus französischem in österreichischen Dienst übergetretener Genie-Officier erklärte, daß höchstens die Belagerung von Cosel ins Werk zu setzen sei [298]). Während Laudon hiezu die Vorbereitungen traf, setzte Daun den Marsch gegen Sachsen fort. Am 10. stand er zwischen Löwenberg und Naumburg, am 13. rückte er in die Lausitz ein und am 14. bezog er ein Lager bei Ullersdorf. Eine Woche später, am 22. October fand zu Tristewitz unweit von Torgau die Wiedervereinigung Dauns mit Lacy statt. Der Feldmarschall führte nun sein Heer über die Elbe; den Fürsten von Löwenstein ließ er bei Domitzsch Stellung nehmen, um die Verbindung mit dem Prinzen von Zweibrücken festzuhalten, der nach Zerstörung der Festungswerke von Wittenberg und bei der Annäherung des Königs von Preußen nach Leipzig zurückgegangen war.

Um sich dem Reichsheere zu nähern und es nöthigenfalls vor der ihm in jeder Beziehung weit überlegenen preußischen Armee sicherzustellen, war Daun am 27. October nach Eilenburg gerückt. Er befolgte damit die Weisungen, welche ein ihm neuerlich zugekommenes Schreiben der Kaiserin enthielt. Die ganz unerläßliche Nothwendigkeit war darin geschildert, Sachsen gegen die Preußen zu behaupten;

wenigstens habe dieß hinsichtlich des Gebietes zu geschehen, als dessen Grenzpunkte die Kaiserin die Städte Torgau, Eilenburg und Leipzig bezeichnete. Um diesen Endzweck zu erreichen, müsse, wenn es darauf ankomme, selbst unter zweifelhaften Umständen eine Schlacht geliefert oder sonst irgend etwas Entscheidendes unternommen werden [299]).

Dieser Befehl der Kaiserin an Daun liefert neuerdings einen klaren Beweis, wie richtig Maria Theresia erkannte, worauf es Friedrich eigentlich ankam. Auch der König war nicht im Zweifel darüber, daß in Sachsen die Entscheidung seines Schicksals lag. Und daß er sich kaum mehr mit der Hoffnung schmeichelte, der Ausgang werde ein für ihn günstiger sein, geht aus seinen vertraulichen Mittheilungen an einen seiner Freunde deutlich hervor. Neuerdings trägt sich der König mit Selbstmordgedanken; denn nichts in der Welt werde ihn, so erklärt er wiederholt, dazu bewegen, einen ungünstigen Frieden und dadurch seine eigene Entehrung zu unterzeichnen [300]). Gewiß verdient die unerschütterliche Standhaftigkeit Friedrichs die höchste Bewunderung. Mit welchem Rechte aber tragen diejenigen sie zur Schau, die zu gleicher Zeit Maria Theresia tadeln, daß sie nach Friedrichs Einbruch in Schlesien nicht allsogleich in sein Begehren wegen namhafter Gebietsabtretungen willigte, und die österreichischen Staatsmänner verdammen, die damals zum Widerstande und zur Ausdauer riethen?

Um den Erfolg einer Unternehmung nicht von vorneherein zu gefährden, hatte Maria Theresia dem Grafen Daun den Befehl ertheilt, weder die Reichstruppen noch diejenigen des Herzogs von Würtemberg, die derselbe als abgesondertes Armeecorps befehligte, den Preußen unmittelbar entgegen zu stellen, sondern bei einem wirklichen Zusammenstoße mit ihnen nur österreichische Heeresabtheilungen in den Kampf eintreten zu lassen. Die Erinnerung an Roßbach und Leuthen mochte diese Anordnung hervorgerufen haben, deren pünktliche Befolgung der Feldmarschall allsogleich zusagte [301]). Aber er kam damit doch nicht völlig zurecht. Trotz seiner Annäherung an Leipzig wurde der Prinz von Zweibrücken von dort durch Hülsen vertrieben. Er wich gegen das Erzgebirg zurück.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Daun nur zu dem Zwecke nach Eilenburg gegangen war, um dem Reichsheere hülfreiche Hand zu bieten. Als aber der König von Preußen zu Düben erschien, das nördlich von Eilenburg, aber in geringer Entfernung von dieser Stadt liegt, wurde Daun für seine eigene Stellung besorgt. Statt, wie es wohl am klügsten gewesen wäre, das Reichsheer an sich zu ziehen, oder sich in irgend einer anderen Weise mit demselben zu vereinigen und sich dadurch eine sehr beträchtliche Uebermacht über den König zu sichern, führte Daun sein Heer an die Ufer der Elbe zurück und bezog auf den Höhen bei Süptitz, unweit von Torgau ein festes Lager; zu Großwig schlug er sein Hauptquartier auf. Lacy wurde mit seinem Corps zu Schilda, südlich von Torgau postirt. Doch wich er bald vor den anrückenden Preußen gleichfalls gegen Torgau zurück.

So wie man in Wien den lebhaften Wunsch hegte, es möge zu einer Schlacht gegen die Preußen kommen, so ging auch Friedrich einer solchen durchaus nicht aus dem Wege. Freilich hätte er es vielleicht vorgezogen, Daun nur durch künstliche Manöver aus Sachsen heraus zu drängen. Aber dazu war bei einem so vorsichtigen und berechnenden Gegner nicht die geringste Aussicht vorhanden. Darum war Friedrich entschlossen, erforderlichen Falles auch zum offenen Angriffe zu schreiten, selbst wenn die Festigkeit der Stellung der Oesterreicher die größten Hindernisse darbiete.

Um dieselben zu überwinden und den Sieg, auf den er hoffte, zu einem entscheidenden zu machen, trennte der König sein Heer in zwei ungleich große Theile, welche gleichzeitig das österreichische Lager von vorne und im Rücken angreifen sollten. Durch das glückliche Zusammenwirken dieser beiden Abtheilungen hoffte Friedrich die Oesterreicher zwischen zwei Feuer zu bringen und in solcher Weise Tod und Verderben in ihre Reihen zu schleudern. Den Rest dachte er in die Elbe zu sprengen, und durch die Vernichtung des Gegners den Feldzug in glänzendster Weise zu beenden.

Am frühesten Morgen des 3. November brach die preußische Armee aus ihrem Lager bei Langenreichenbach, nördlich von Schilda

gegen Torgau auf. Der König selbst führte den linken und Zieten den rechten Flügel der Preußen. Nachdem der Erstere einen längeren Weg als der Letztere zurücklegen mußte, um an die Stellung der Oesterreicher und den verabredeten Angriffspunkt zu gelangen, war Zieten beauftragt, seinen Angriff so lang zu verzögern, bis der König den seinen begonnen habe. Aber Zieten stieß auf der Straße, die von Leipzig nach Torgau führt, auf österreichische Posten und trieb sie zurück. Das Geschützfeuer, das sich daselbst entwickelte, machte den König glauben, Zieten habe den Angriff bereits vollzogen. Eilfertig drang er daher durch den Wald, welcher jene Gegenden bedeckte und ihn den Augen der Oesterreicher verbarg, gegen Torgau vor; das Dragonerregiment Saint-Ignon wurde hiebei überrascht und fast gänzlich vernichtet. Andere österreichische Truppenabtheilungen zogen sich auf die Hauptmacht zurück und meldeten Daun die Annäherung der Preußen. Es mochte gegen zwei Uhr Nachmittags sein, als sie bei Neiden vor dem Walde erschienen. Nun eröffnete Daun ein furchtbares Feuer auf die feindlichen Reihen. Dennoch glaubte der König sie zu raschem Angriffe formiren und den Rest seines Fußvolkes so wie die weit zurückgebliebene Reiterei nicht erst abwarten zu sollen. Aber allzugroß waren die Verluste, welche die Preußen erlitten; sie wichen zurück und wurden, nachdem sie einen Theil ihrer Kanonen verloren, von den siegestrunkenen Oesterreichern verfolgt. Hiebei geriethen die Letzteren in Unordnung, und nun griff die preußische Reiterei, die so eben erst angelangt war, kräftig ein in den Kampf. Sie warf die erste Reihe des österreichischen Fußvolkes zurück; Daun aber stellte sich nun selbst an die Spitze desselben. Außerdem rief er einen Theil seiner Cavallerie und das Reservecorps herbei. Mit ihrer Hülfe warf er die ganze Fronte entlang die Reihen der Preußen und trieb sie bis an den Wald. Allerdings that hier die preußische Cavallerie dem ferneren Vordringen des rechten Flügels der Oesterreicher Einhalt, aber endlich wurde auch sie durch die kaiserlichen Reiter gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen.

Daun, welcher mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den Kampf leitete, erlitt durch eine Musketenkugel eine Verwundung. Mitten im Kampfgewühl lag er eine Zeitlang auf der Erde, ließ sich die Fuß-

bekleidung von dem verwundeten Bein schneiden und ertheilte unablässig seine Befehle. Nach Eintritt der Dunkelheit aber, um halb sieben Uhr Abends hielt er den Sieg für entschieden. Nun übertrug er den Oberbefehl an den General der Cavallerie Grafen O'Donell, er selbst wurde auf einem Pulverkarren nach Torgau gebracht. Von hier sandte er den Oberstlieutenant Freiherrn von Rothschütz mit der freudigen Nachricht nach Wien. Da trat im letzten Augenblicke noch eine Wendung ein.

Man kennt nicht mit voller Bestimmtheit den Beweggrund, durch welchen Zieten sich veranlaßt sah, auf eigene Gefahr einen anderen Weg einzuschlagen als der König ihm vorgezeichnet hatte. Man glaubt daß der tapfere Widerstand der österreichischen Posten in ihm die Meinung erweckt habe, dieselben besäßen stärkere Stützpunkte als dieß wirklich der Fall war. Außerdem mochte er einsehen, daß er bei einem sich etwa im Walde entspinnenden Kampfe von seiner zahlreichen Cavallerie keinen Nutzen zu ziehen vermöchte. Darum wählte er, um auf den ihm zugewiesenen Angriffspunkt zu gelangen, einen Umweg, der ihn um einige Stunden verspätete. Und als er endlich auf dem ihm vom Könige bezeichneten Punkte eingetroffen war, glaubte er mit dem Angriffe auf die Stellungen der Oesterreicher noch zögern zu müssen, bis die Letzteren durch die Truppen des Königs von den Süptitzer Höhen vertrieben wären. Als aber Friedrichs wiederholte Bemühungen erfolglos blieben, entschloß sich endlich auch Zieten zum Angriffe zu schreiten. Anfangs war er nicht glücklicher als der König; die Brigade des Generals Saldern suchte den Süptitzer Weinberg zu erstürmen, wurde jedoch mit großem Verluste zurückgeworfen. Obgleich es inzwischen dunkel geworden, erneuerte doch Saldern auf einem anderen Punkte seinen Angriff. Neuerdings sammelte sich preußisches Fußvolk, ihn dabei zu unterstützen. Von zwei Seiten wurde nun die österreichische Infanterie nochmals bedrängt. In der Dunkelheit leichter in Verwirrung gebracht, vertheidigte sie sich weniger standhaft als dieß sonst wohl geschehen wäre, und den Preußen gelang es sich der Anhöhen von Süptitz zu bemeistern. Auch Lacy vermochte sie nicht mehr von

dort zu vertreiben, das Schlachtfeld blieb in ihren Händen und damit war das Schicksal des Tages zu ihren Gunsten entschieden.

Bis tief in die Nacht dauerte der Kampf; die Oesterreicher hatten ihre Munition fast gänzlich verschossen; auch darin bestand einer der Beweggründe, weßhalb Daun sein Heer in bester Ordnung durch Torgau auf das rechte Ufer der Elbe zurückzog. Nur Lacy blieb auf dem linken Stromufer und ging über Belgern in südlicher Richtung zurück. Acht Kanonen und drei und vierzig Fahnen, dann dreitausend fünfhundert Gefangene führten die Oesterreicher mit sich fort, unter ihnen die Generallieutenants von Finckenstein und Bülow.

Der Verlust an Geschützen und an Fahnen, welchen die Oesterreicher erlitten, war dem der Preußen ungefähr gleich. Auch die österreichische Generalität war in dem Kampfe sehr hart mitgenommen worden. Außer Daun waren die Feldzeugmeister Herzog von Arenberg und Baron Sincere, dann der General der Cavallerie Freiherr von Buccow, die Feldmarschall-Lieutenants Graf Herberstein, Baron Dombasle und Baron Anger verwundet, der Letztere gefangen; Generalmajor Graf Saint-Ignon theilte dieses Schicksal und der Artilleriegeneral Walter befand sich unter den Todten. Auch der äußerst beträchtliche Verlust an Mannschaft mochte auf beiden Seiten so ziemlich sich gleichen; man berechnete ihn auf etwa fünfzehntausend Mann. Und so war auch die Tapferkeit der Generale, Officiere und Soldaten sowohl auf österreichischer wie auf preußischer Seite in gleichem Maße bewundernswerth.

Auch darin wird, ohne den Ausgang der Schlacht irgendwie zu Gunsten der Oesterreicher beschönigen zu wollen, vielleicht eine gewisse Gleichheit erblickt werden können, daß keiner der beiden streitenden Theile seine Absicht wirklich erreichte. Wie weit war doch der König entfernt von jener Vernichtung des österreichischen Heeres, mit der er am Vorabende des Kampfes sich geschmeichelt? Statt wie sonst wohl in die Siegesposaune zu stoßen, erblickte er jetzt die einzige Frucht der gewonnenen Schlacht in der Aussicht, wenigstens den Winter hindurch Ruhe zu haben, das sei Alles[302].

Ungleich schmerzlicher wurde natürlich das Ereigniß bei Torgau am Kaiserhofe empfunden. Ein an und für sich geringfügiger Umstand trug nicht wenig dazu bei, das Peinliche des Eindruckes, welchen diese Nachricht hervorbrachte, noch zu erhöhen. Baron Rothschütz hatte seine Reise nach Wien so sehr beschleunigt, daß ihn die Staffette, welche ihm ein Paar Stunden später mit dem Berichte über den ungünstigen Ausgang der Schlacht nachgesendet worden war, nicht mehr einholen konnte. Am Nachmittage des 6. November traf Rothschütz zu Gänserndorf, etwa zwei Stunden vor Wien ein. Von hier schrieb er an den Kaiser und meldete ihm den Zweck seiner Sendung mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß noch eine fernere Nachricht über den gänzlichen Abschluß der Schlacht zu gewärtigen sei. Maria Theresia aber, welche an der Freude ihres Herzens ihre getreuen Unterthanen Theil nehmen lassen wollte, gab Befehl daß Rothschütz noch an demselben Abende, der in Wien herrschenden Gewohnheit zufolge, in Begleitung blasender Postillone seinen Einzug halte [303]. Nach allen Richtungen der Monarchie und des Auslandes wurde die Siegesnachricht versendet [304]; wie niederschmetternd wirkte daher die Kunde von dem ungünstigen Resultate der Schlacht, welche erst am 7. November zur Mittagszeit nach Wien kam [305]. So wenig konnte man sich die rasche und verhängnißvolle Wendung der Dinge erklären, daß an Daun, dessen persönlicher Haltung man die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ, eine Reihe von Fragen gerichtet wurden, deren offene Beantwortung man ihm zur Pflicht machte. Einige dieser Fragen und die darauf ertheilten Antworten sind so charakteristisch, daß es wohl gestattet sein wird, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Auf die erste Frage, weßhalb die Anhöhen nicht behauptet worden seien und wer die Schuld daran trage, antwortet Daun, er könne sich nur auf seinen Schlachtbericht beziehen. „So lang ich gegenwärtig „war", fährt er wörtlich fort, „hatten wir die Anhöhen; was sodann „geschehen, kann ich nicht wissen, kann also auch Niemand anklagen, „folgents die Schuld geben. Reden thut man viel in derley üblen „Folgen, was zu probiren ist aber hart." Und auf die zweite Frage,

ob die Schuldigen nicht zu bestrafen wären, entgegnet Daun: „Wo „kein Kläger ist kein Richter, und zur Bestrafung gehört eine Ueber„weisung, die hier nicht so leicht zu finden". Die Ursache der eingetretenen Verwirrung erblickt Daun in der Dunkelheit und der Verwundung so vieler Generale und Officiere. Auf die Frage aber, wer sich besonders ausgezeichnet habe, antwortet Daun in seinem sonderbaren Gemisch von Deutsch und Französisch: „Bey jeder Schlacht „will Jedermann Wunder gethan haben und er findet sogar eine „Menge Zeugen dafür, weil man nur schwer eine solche Zeugenschaft „ablehnen kann. Der Oberbefehlshaber ist zu sehr beschäftigt, um „jeden Einzelnen beobachten zu können, mithin könnte ich recht besonders „keinen Anderen nennen als Chorinsky, der todt ist. Uebrigens haben „Alle wohl gethan, besonders d'Ayasasa und Generalmajor Pellegrini „haben mehr als Andere Gelegenheit gehabt zu arbeiten. O'Donell gibt „auch besonderes Lob dem Stampa und Pettoni; die Regimenter „haben alle ihre Schuldigkeit gethan".

Aus der Reihe der übrigen Fragen, welche Daun von Wien aus gestellt wurden, sollen nur noch zwei hervorgehoben werden. Auf die eine, ob er mit O'Donell zufrieden gewesen, erklärt der Feldmarschall: „Ich bin mit Allen zufrieden, mit keinem aber recht, denn in „gewissen Dingen ist es schwer, mich zufrieden zu stellen". Die Frage aber, was für diesen Winter von Lacy zu erwarten sei, beantwortet Daun mit folgenden Worten:

„Er wäre nützlich und nöthig, und er ist der einzige Mann von „Kopf, den Eure Majestät in Ihrer Armee haben. Er will aber „durchaus seine Angelegenheiten in Ordnung bringen, wozu er den „Winter haben müßte. Außerdem fühlt er sich selbst zu sehr, und das „ist das große Uebel; dabei ist er verdrossen und unwillig, indem er „um jeden Preis der Sache überdrüßig erscheinen will."

In seinem vertraulichen Berichte an die Kaiserin fügt Daun noch hinzu, daß man in der Armee dem Grafen Lacy die Schuld gebe an der unglücklichen Wendung der Schlacht; natürlicher Weise verdrieße ihn das und steigere noch seine an und für sich schon sehr

üble Laune. Daun knüpft hieran die Bitte, die Sache auf sich beruhen zu lassen; eine fernere Untersuchung würde einen wahren Hexenproceß herbeiführen, die Gemüther noch mehr erbittern und dem einmal vorhandenen Uebel doch keineswegs abhelfen. Das letztere aber schreibt Daun dem Unstern zu, der ihn verfolge. „Gott hat es absolut so „haben wollen, sonst wäre nicht möglich, daß es so unglücklich hätte „endigen können. Gott ist gerecht" [306]).

Gleich nachdem man in Wien von Dauns Verwundung die erste Nachricht erhalten, hatte man sich entschlossen, das Obercommando einstweilen in Lacy's Hände zu legen, obwohl er dem Range nach bei Weitem nicht hierauf hätte Anspruch erheben können [307]). Aber da Laudon in Schlesien abwesend war, hielt man Lacy für den Fähigsten, den Oberbefehl zu führen.

Dagegen erhob jedoch Daun, obwohl er sonst jederzeit Lacy's eifrigster Lobredner gewesen, jetzt ernstliche Einrede. Er machte darauf aufmerksam, daß Lacy dem Range nach der Letzte unter den bei der Armee anwesenden Feldzeugmeistern und Generalen der Cavallerie sei. Sie Alle urplötzlich von dem Heere zu entfernen, wäre an und für sich unmöglich und für dieselben eine allzu große und unverdiente Schmach. Endlich könnte Lacy nicht allein das Ganze übersehen und leiten; taugliche und willige Gehülfen wären hiebei ganz unentbehrlich. O'Donell, der Erste im Range, sei an und für sich ein vernünftiger Mann und werde gewiß gern durch Lacy sich leiten lassen, Letzterer auch lieber mit O'Donell als einem Anderen sich einverstehen. Denn diese Irländer, zu denen ja auch Maquire als Dritter gehöre, hielten fest zusammen und fänden eine Freude daran, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen [308]).

So tief war Daun überzeugt von den verderblichen Folgen, welche die Uebertragung des Oberbefehls an Lacy nach sich ziehen müßte, daß er es auf sich nahm, das an denselben gerichtete Ernennungsdecret einstweilen zurückzuhalten. In Wien aber wurden die Gründe seines Verfahrens gebilligt und O'Donell behielt das ihm von Daun übertragene Obercommando.

Daß man jemals daran gedacht hatte, es ihm nicht zu belassen, sondern es ihm zu Gunsten des jüngsten Feldzeugmeisters wieder zu entziehen, dadurch fühlte O'Donell sich aufs bitterste gekränkt. Schmerzliche Klage führte er gegen Daun, doch versicherte er ihn, er werde sich dadurch nicht irre machen lassen in pünktlicher Erfüllung seiner Pflicht [309]). Maria Theresia aber schrieb, um O'Donells Empfindlichkeit zu beschwichtigen, selbst an ihn; ihren huldvollen Worten gelang es, ihn über die Unbill zu trösten, die ihm nach seiner Meinung zugefügt worden. Dringend bat ihn die Kaiserin, nur ja die größte Einigkeit mit Lacy aufrecht zu erhalten. Auch darin sagte ihr O'Donell die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche zu, und ausdrücklich erklärt er daß Lacy ihm mit größter Zuvorkommenheit begegne und ihn bei Erfüllung seiner schwierigen Aufgabe eifrigst unterstütze [310]).

Was Daun betrifft, so kann nicht gesagt werden, daß die seinem Heere zugefügten Nachtheile ihm selbst zur Unehre angerechnet worden wären. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß damals die österreichischen Feldherren gerade in dem Augenblicke die meiste Anerkennung fanden, in welchem die von ihnen befehligten Heere Niederlagen erlitten. Nie war Laudon höher gepriesen worden als nach der Liegnitzer Schlacht, und vor der Haltung, welche Daun bei Torgau beobachtet hatte, verstummten die Anklagen, mit denen man bisher gegen ihn so freigebig gewesen war. Sogar der scharfe Kritiker Montazet vertheidigte Daun und erklärte, ohne des Feldmarschalls Verwundung wäre Alles ganz anders gekommen [311]). Maria Theresia aber zollte ihm die glänzendsten Lobsprüche und tadelte nur daß er sich persönlich der Gefahr allzusehr ausgesetzt habe [312]).

Ihr selbst und ihrem Hause könne kein größeres Unglück widerfahren, war auf der Kaiserin Geheiß vor kurzem an Laudon geschrieben worden, als wenn der König von Preußen sich neuerdings in Sachsen festzusetzen vermöchte. Dem Grafen Daun waren bekanntlich Leipzig, Eilenburg und Torgau als die Hauptpunkte jener Grenzlinie bezeichnet worden, welche um jeden Preis festgehalten werden müsse. Alle diese Plätze waren nun verloren gegangen und man mußte noch froh sein, daß man vor dem preußischen Heere Dresden erreichte und dort beim

Plauenschen Grunde die feste Stellung neuerdings beziehen konnte, die man im vergangenen Winter so lange Zeit hindurch innegehabt hatte.

Im Heere war man freilich mit dieser Entwicklung durchaus nicht zufrieden. Zu lebhaft erinnerte man sich dort noch der Drangsale, die man während der letzten Winterquartiere zu überstehen gehabt, der ansteckenden Krankheiten, von denen die Armee so schwer gelitten; darum hätte man weit lieber die Winterquartiere in Böhmen bezogen. Aber in Wien wollte man, und gewiß mit Recht, von einem solchen Vorschlage nichts hören. Sie verkenne nicht, schrieb Maria Theresia an Daun [313]), die verschiedenen Vortheile, welche in vielfacher Beziehung das Ueberwintern in Böhmen darbieten würde. Aber die Wohlfahrt ihres Hauses gebiete ihr über alle Bedenken hinwegzugehen und die österreichische Armee zur Behauptung Dresdens den Winter über in Sachsen stehen zu lassen. Denn wenn man dieselbe nach Böhmen zurückzöge, würde der König von Preußen ihre Entfernung dazu benützen, sich mit einem Theile seiner Streitkräfte in Sachsen festzusetzen, den anderen Theil aber dazu anzuwenden, die Franzosen nicht nur aus Hessen und bis an den Main, sondern selbst bis über den Rhein zurückzutreiben, einen großen Theil des Reiches in Contribution zu setzen, endlich die schwedische Armee und die mecklenburgischen Lande zu Grunde zu richten. Die äußerst verderblichen Folgen eines solchen Verfahrens lägen offen vor Augen; man sei daher entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen als die Armee nach Böhmen zurückzuziehen. Die gegenwärtige Stellung derselben und die Stadt Dresden müßten daher mit Aufbietung aller Kräfte behauptet werden. Und an Lacy schrieb die Kaiserin: „ich hoffe zu Gott und zu ihme, das er „noch uns herauszziehen wird und wir in Sachsen bleiben werden" [314]).

Zu einer ernstlichen Gefährdung der dortigen Stellung der Oesterreicher kam es übrigens nicht. Auch das preußische Heer hatte bei Torgau außerordentlich gelitten und war der Ruhe nicht weniger als das österreichische bedürftig. Zwar ließ König Friedrich die Stadt Dresden zur Uebergabe auffordern [315]), aber er gab sich auch mit der abschlägigen Antwort zufrieden, die er erhielt. So kam es in Sachsen nicht mehr zu erwähnenswerthen kriegerischen Ereignissen und Alles

kehrte daselbst so ziemlich auf den Standpunkt zurück, auf welchem es bei Beginn des Feldzuges gewesen.

Mit einziger Ausnahme der Eroberung von Glatz war Aehnliches auch in Schlesien der Fall. Man klagt darum Laudon nicht an wenn man zugibt, daß die Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, welche man an sein Verbleiben in Schlesien geknüpft hatte. Die Vorbereitungen zur Belagerung von Cosel gingen ziemlich langsam von Statten, und als Laudon endlich vor Cosel eingetroffen war, hatte das anhaltende Regenwetter das dortige, ohnedieß schon morastige Erdreich durchweicht und dadurch die Schwierigkeiten, mit denen die Durchführung der Belagerung an und für sich zu kämpfen hatte, gar sehr vermehrt. Dazu kam noch daß der preußische General Goltz, welchen der König mit 24.000 Mann nach Schlesien abgesendet hatte, sich im Anzuge befand. Laudon hielt sich nicht für stark genug, ihm Widerstand zu leisten und gleichzeitig die Belagerung fortzusetzen. Da ihm aber von Wien aus zur Pflicht gemacht worden war, nur ja das Belagerungsgeschütz nicht aufs Spiel zu setzen, dessen Fortschaffung auf den grundlosen Straßen nur sehr langsam vor sich gehen konnte, hob Laudon, dem Gutachten der Generale Harsch und Gribeauval sich fügend, welche die Belagerung für unmöglich erklärten, dieselbe zwei Tage nachdem sie begonnen worden wieder auf[316]). Er selbst bemühte sich dem General Goltz zu Leibe zu gehen, doch sah er vorher, daß er das nur schwer werde ausführen können, indem sein Gegner jederzeit vor einer ihn bedrohenden Gefahr unter den Wällen einer der zahlreichen schlesischen Festungen Schutz suchen konnte.

Auch in Wien war man dieser Ansicht. Laudon wurde angewiesen, sich mit der Sicherstellung der Grafschaft Glatz sowie der böhmischen und mährischen Grenze zu begnügen, den verfügbaren Rest seiner Truppen aber zur Verstärkung des Hauptheeres nach Sachsen zu entsenden. Dieser letztere Befehl war in der Voraussetzung ertheilt worden, daß auch Goltz, nachdem er Cosel entsetzt, sich mit dem Könige wieder vereinigen werde. Da jedoch Goltz fortan in Schlesien blieb, wurden auch Laudons Streitkräfte nicht weiter verringert. In der

Grafschaft Glatz, in dem anstoßenden Theile Böhmens und in Oberschlesien bezogen sie die Winterquartiere.

Viel unbefriedigender noch als auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes verfloß der Feldzug des Jahres 1760 dort, wo das französische Hauptheer unter Broglie gegen Ferdinand von Braunschweig kämpfte. Trotz ihrer Ueberzahl vermochten die Franzosen keine nachhaltigen Erfolge zu erringen. Allerdings erlitt der Erbprinz von Braunschweig, als er bei Corbach die Vorhut der Franzosen angriff, eine Schlappe, aber er machte sie bald darauf bei Emsdorf wieder gut. Ungleich wichtiger war das Treffen bei Warburg, in welchem den Franzosen empfindliche Nachtheile zugefügt wurden. Und wenn es ihnen auch gelang, sich in Cassel und Göttingen festzusetzen, so scheiterte doch ihre Absicht, noch tiefer einzudringen in das Innere des Kurfürstenthums Hannover. Nur in Göttingen vermochten sie sich zu behaupten und in Cassel die Winterquartiere zu beziehen. Ein kleiner Trost für die Franzosen bestand darin, daß die Unternehmung des Erbprinzen von Braunschweig auf Wesel mißlang; in Nordamerika aber blieb ihnen das Kriegsglück fortwährend abhold; mit dem Falle von Montreal hatten sie fast ihren ganzen dortigen Landbesitz verloren.

Der Thaten der einzelnen Alliirten, wenn man so sagen darf, in absteigender Linie gedenkend, wird der Russen und der Schweden in letzter Reihe Erwähnung geschehen müssen. Nach dem wenig befriedigenden Ausgange des Unternehmens auf Berlin waren die Russen, obgleich kein Feind sie bedrängte, in die Neumark zurückgewichen. Zu Landsberg an der Warthe verweilten sie durch längere Zeit, weit und breit die Umgegend aufs furchtbarste verheerend. Da aber hierin die kriegerischen Erfolge der so ansehnlichen russischen Heeresmacht fast ausschließlich bestanden, war endlich der Zarin die Nichtbeachtung ihrer Befehle und die fast unbegreifliche Aufführung ihrer Generale zu viel geworden. Aber freilich zeigte das Mittel, das sie dagegen ergriff, ihre eigene Ohnmacht, in Dingen Abhülfe zu schaffen, die nichts waren als die ans Licht tretenden Symptome innerlich völlig verderbter Verhältnisse. Soltikoff wurde zurückgerufen und Feldmarschall Buturlin

erhielt den Oberbefehl über das russische Hauptheer. Mit dieser Maßregel that, obgleich von der besten Absicht geleitet, die Zarin einen Schritt, den man in Wien schon seit langer Zeit befürchtet hatte und von welchem man auch jetzt die übelsten Folgen vorhersah. Denn so wie die Summe der Eigenschaften, welche man von einem Oberfeldherrn verlangen muß, Soltikoff in noch geringerem Grade als Fermor besaß, so stand hierin Buturlin in etwa gleichem Maße noch hinter Soltikoff zurück. Dennoch meinte Esterházy, daß er vielleicht etwas besseren Willen mitbringe als sein Vorgänger besessen habe, mit dem so zahlreichen und wohlausgerüsteten russischen Heere Ausgiebigeres zu vollbringen, als bisher geleistet wurde [317]).

Vor der Hand geschah von Seite Buturlins freilich nichts Anderes als auch Soltikoff gethan hätte. Als er in den ersten Tagen des November im russischen Hauptquartier zu Arnswalde eintraf, dachte Niemand mehr an Anderes als an ruhiges Beziehen der Winterquartiere. Plunkett drang darauf, daß dieß in der Neumark und in Pommern geschehe, aber er vermochte bei Buturlin, der sich mehr noch als Soltikoff von Fermor beherrschen ließ, eben so wenig zu erreichen als dieß bei den früheren Obergeneralen gelungen war. Auch Buturlin erklärte jetzt, wie Jene es jederzeit gethan, an die Weichsel zurückgehen zu müssen; doch wolle er wenigstens einen kleinen Theil Pommerns den Winter hindurch besetzt halten [318]). Aber sogar dieses letztere Versprechen ging nicht in Erfüllung und in der zweiten Hälfte des December wurde auch ganz Pommern von den Russen geräumt [319]).

Was schließlich die schwedische Armee betraf, so hatte sie sich nicht früher als im August in Bewegung gesetzt. Und auch dann noch war ihr Vorrücken in südlicher Richtung der langsamsten und behutsamsten Art. Am 16. August berichtet der österreichische Bevollmächtigte im schwedischen Feldlager Feldmarschall-Lieutenant Mednyanßky noch aus Stralsund an Kaunitz. Am 1. September schreibt er aus Strasburg in der Uckermark, und am 6. September bezogen die Schweden nach mehrfachen Scharmützeln mit den vor ihnen zurückweichenden Preußen bei Prenzlow ihr Lager. Hier blieben sie jedoch fast einen Monat lang unthätig stehen. Und als der preußische

General Werner, nachdem er das von der russischen Seemacht hart bedrängte Colberg entsetzt hatte, das detachirte schwedische Corps unter General Ehrenswärd bei Pasewalk angriff, das sich gegen ihn tapfer vertheidigte, zog sich die schwedische Hauptmacht, um dasselbe zu unterstützen, bis nach Werbelow, einer zwischen Prenzlow und Pasewalk gelegenen Ortschaft zurück. Hier empfing der schwedische Obergeneral Baron Lantinghausen Lacy's Botschaft von der Einnahme Berlins und die Aufforderung, sich dort mit den Verbündeten zu vereinigen. Aber die schwedischen Generale hielten die Erfüllung dieses Begehrens für ein allzu großes Wagniß, um auf dasselbe eingehen zu können [320]). Sie wichen vielmehr, statt gegen Berlin vorwärts zu gehen, nach Anclam zurück, und im November standen sie wieder zu Greifswald, von wo sie drei Monate zuvor gegen die Preußen ausgerückt waren. So war denn auch hier der Feldzug resultatlos verlaufen.

Neuntes Capitel.

Die Congreßidee.

Noch während der Dauer des Feldzuges, und zwar im October 1760 waren zwei Ereignisse eingetreten, an und für sich der verschiedensten Art, aber beide von nicht geringer Bedeutung für das Haus Oesterreich. Am 6. October wurde die Vermälung des Kronprinzen Joseph mit der Infantin Isabella vollzogen, und etwa drei Wochen später, am 25. October starb Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover.

Man weiß wohl daß der erste Gedanke einer ehelichen Verbindung Josephs mit der Infantin, einer Enkelin des Königs von Frankreich, auf politischer Grundlage fußte. Man hoffte dadurch das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich noch fester zu knüpfen und in der Mutter der Infantin, der Lieblingstochter Ludwigs XV. eine einflußreiche Fürsprecherin bei ihrem Vater zu besitzen. Allerdings war die Herzogin von Parma im Spätherbste des Jahres 1759 gestorben, und der Wiener Hof wurde hiedurch dieser verläßlichen Stütze für alle Zukunft beraubt. Aber darum kam es doch Niemand auch nur von fern in den Sinn, in Bezug auf die beabsichtigte Heirat irgendwelche Veränderung eintreten lassen zu wollen. Denn die politischen Zielpunkte, welche man hiedurch zu erreichen gedachte, standen auch jetzt noch aufrecht, und andererseits war ein neues Moment hinzugetreten, welches besonders in den Augen der Kaiserin die höchste Beachtung verdiente. Die Bildnisse der Prinzessin und die überaus günstigen Berichte, welche er von allen Seiten über sie erhielt, hatten

in Josephs jugendlichem und leicht erregbarem Gemüthe eine solche Neigung entflammt, daß er gegen Jedermann erklärte, nur sie und keine Andere dürfe jemals die Seine werden.

Es lag im Geiste der damaligen Zeit, daß man, obgleich die Staatskassen die Kosten der Kriegführung nicht mehr zu bestreiten vermochten und man zu allen nur erdenkbaren Hülfsmitteln Zuflucht nahm, um sich Geld zu verschaffen, doch die Vermälung des österreichischen Thronerben, des dereinstigen deutschen Kaisers nicht ohne ganz außerordentlich großen und kostspieligen Aufwand ins Werk setzen zu dürfen glaubte. Maria Theresia selbst, die ohnedieß nicht viel Sinn für Sparsamkeit besaß, meinte oder überredete sich, eine Pflicht gegen ihre eigene Würde und das Ansehen ihres Hauses zu erfüllen, wenn sie bei diesem Anlasse, der ungeheuren Auslagen nicht achtend, die glänzendste Pracht zu entwickeln sich angelegen sein ließ. Die gleiche Rücksicht mochte schon bei der Wahl des Mannes maßgebend sein, den man dazu ausersah, in Parma die feierliche Brautwerbung vorzubringen und die Prinzessin sodann in prachtvollem Zuge nach Wien zu geleiten. Fürst Wenzel Liechtenstein nahm damals seiner Geburt und seiner persönlichen Stellung nach wohl unbestritten den vornehmsten Platz am Kaiserhofe ein. Wenn ihn schon, was seine Herkunft und seinen Reichthum betraf, Niemand überragte, so reichte vollends an das militärische Verdienst des Siegers von Piacenza, des Reorganisators der österreichischen Artillerie Keiner heran, der sonst vielleicht in irgendwelche Rivalität mit dem Chef des Hauses Liechtenstein hätte eintreten können.

In jeglicher Beziehung entsprach Liechtenstein den nicht gering bemessenen Erwartungen, welche die Kaiserin von ihm hegte. Nicht nur reich geschmückt und glänzend waren die Equipagen, die er nach Parma sandte, sondern so zahlreich, daß sie, um ihren Transport zu bewerkstelligen, nur in vier bis fünf Abtheilungen dorthin abgehen konnten [321]). Und als sie insgesammt mit der Prinzessin nach Wien zurückkehrten, waren zu ihrer Fortbringung nicht weniger als dreihundert Postpferde auf einmal nöthig.

Am 1. September war Liechtenstein zu Parma eingetroffen, wo der bisherige kaiserliche Gesandte in Turin, Graf Mercy, mit der speciellen Mission hiezu beauftragt, schon alle auf die Vermälung sich beziehenden Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte [322]). Zwei Tage später, am 3. September fand die feierliche Brautwerbung, am 7. aber die Vermälung durch Procuration statt, bei welcher Liechtenstein die Stelle des Bräutigams vertrat [323]). Ein Marquis Cavour war es, welcher die Glückwünsche des Königs von Sardinien hiezu darbrachte [324]).

Hatte schon Mercy von der Holdseligkeit der Prinzessin, von ihrem Verstande, insbesondere aber von ihrer „mit Milde und Güte „gepaarten Lebhaftigkeit", von der sorgfältigen Erziehung, die sie genossen, von ihren Talenten in der Musik, im Zeichnen und Malen Günstiges zu berichten gewußt [325]), so lauteten jetzt auch die Mittheilungen Liechtensteins über die Wahrnehmungen, die er auf der langdauernden gemeinsamen Reise über Mantua durch Tirol, Kärnten und Steiermark machen konnte, nur äußerst erfreulich. Am 13. September war Isabella's parmesanisches Gefolge zu Casalmaggiore verabschiedet worden und der ihr bestimmte österreichische Hofstaat in Function getreten. Der geheime Rath Graf Anton Salm bekleidete von nun an die Stelle eines Obersthofmeisters, die verwitwete Gräfin Antonie Erdödy, geborne Gräfin Batthyany aber diejenige einer Obersthofmeisterin. Am 19. September traf die Prinzessin in Botzen, am 24. in Klagenfurt ein; überall wurde sie mit glänzenden Festlichkeiten empfangen. Ihren Höhepunkt erreichten dieselben in Wien, wo Isabella am 1. October ankam und einstweilen in dem Sommersitze Eugens von Savoyen, dem Belvedere ihren Aufenthalt nahm.

Leider besitzen wir keinerlei Aufzeichnung, aus welcher wir eine authentische Darstellung des ersten Zusammentreffens der beiden Brautleute entnehmen könnten. Wir wissen nur, daß Kaiser Franz seiner zukünftigen Schwiegertochter am Vorabende ihrer Ankunft in Wien vier Meilen weit entgegenfuhr, und daß am folgenden Tage Maria Theresia und der Kronprinz ihm folgten. Auf offener Landstraße trafen sie mit der Prinzessin zusammen, welche sich rasch und

vollständig die Herzen ihrer neuen Familie gewann [326]). Man führte sie vorerst nach Laxenburg, wo man im engsten Familienkreise das Mittagessen einnahm. Im Belvedere aber, wohin Isabella sich noch am selben Abende begab, blieb sie bis zum 6. October, an welchem Tage sie ihren feierlichen Einzug in Wien hielt. Die neu errichtete ungarische Leibgarde in ihrer prunkvollen Ausschmückung wurde hiebei zum ersten Male bewundert. Der Feldzeugmeister Graf Karl Palffy war ihr erster Capitän.

Um zwei Uhr Nachmittags war die Prinzessin vom Belvedere weggefahren; da aber vierundneunzig sechsspännige Galawagen der niederösterreichischen Stände, der kaiserlichen Kämmerer und der geheimen Räthe ihr vorausfuhren, denen noch überdieß der Hofstaat und Fürst Liechtenstein in glänzendstem Aufzuge sich anschlossen, kann man die ungeheure Ausdehnung des festlichen Zuges ermessen. Daher kam die Braut erst nach drei Stunden vor der Augustinerkirche an, an deren Thor sie Joseph empfing und in die Kirche geleitete. Der päpstliche Nuntius Borromeo vollzog die Trauung. Und bei dem großen Festmahle in dem Redoutensaale, das die Feierlichkeit des Tages schloß, wurde zum ersten Male, wie die gleichzeitigen Berichterstatter lobpreisend hervorheben, das neue kostbare und kunstreich gearbeitete goldene Tafelservice gebraucht. Fürwahr ein seltsamer Gegensatz zu der erst vor nicht allzu langer Zeit angeordneten Einlieferung alles Silbergeschirres in die Münze, eine Maßregel, die von gar Vielen als allzugroße Härte empfunden wurde und noch überdieß kein erwähnenswerthes Ergebniß nach sich zog.

Es würde zu weit führen, die Festlichkeiten auch nur aufzuzählen, welche dem Vermälungstage folgten. So sehr nahmen sie, wie ein Zeitgenosse nicht ohne leisen Tadel bemerkt, das allgemeine Interesse in Anspruch, daß man gar nicht mehr von dem Kriege sprach, als ob derselbe schon längst zu Ende gegangen wäre [327]). Aber sie waren kaum noch verklungen, als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Torgau und kurz darauf die Meldung eintraf, der König von England sei am 25. October zu Kensington plötzlich gestorben.

Wohl hatte sich Georg II. schon in dem sehr hohen Alter von fast siebenundsiebzig Lebensjahren befunden; da jedoch seinem Hinscheiden keine Krankheit vorhergegangen, war man für den Augenblick wenigstens auf seinen Tod nicht gefaßt. Doch kann nicht gesagt werden, daß derselbe in Wien und an den anderen verbündeten Höfen großen Eindruck hervorgebracht hätte; in den amtlichen Schriften, welche zwischen ihnen gewechselt wurden, geschieht dieses Ereignisses kaum vorübergehende Erwähnung. Man hatte sich bereits an den geringen Einfluß gewöhnt, welchen der König von England auf die Politik seines eigenen Landes zu üben vermochte. Und darum war man noch weniger, als die Sache es verdient hätte, zu vernehmen begierig, wie der Nachfolger, König Georg III. über die Haltung denke, welche bisher sein Großvater eingenommen hatte in dem erbitterten Kampfe, der man kann fast sagen die Welt in zwei Theile gespalten.

In Wien war man überdieß aufs Aeußerste in Anspruch genommen durch die Frage, welche alljährlich neuerdings auftauchte und insbesondere am Ausgange eines Feldzuges die höchste Wichtigkeit erlangte, die Frage wegen Fortsetzung oder Beendigung des Krieges. Schon den Sommer hindurch war sie, insbesondere mit dem Hofe von Versailles lebhaft erörtert worden. Auch in dieser Beziehung hatte das fortwährende Schwanken der französischen Politik und ihres gegenwärtigen Leiters, des Herzogs von Choiseul sich peinlich bemerkbar gemacht. Lauteten die Nachrichten vom Kriegsschauplatze günstig, da war der lebhafte, leicht erregbare Mann erfüllt von großen Gedanken und kühnen Entwürfen. Trat aber wieder einmal ein Mißgeschick ein, da brachen all seine Pläne urplötzlich in sich zusammen; Mißmuth und Hoffnungslosigkeit beherrschten dann gleichmäßig Choiseuls Gemüth.

Niemals konnte man dieß deutlicher beobachten als in der Zeit, in welcher auf die Nachrichten von dem Siege Laudons bei Landshut und der Eroberung von Glatz ziemlich rasch die Meldung von der Niederlage folgte, welche die Oesterreicher bei Liegnitz erlitten. Man weiß seit wie langer Zeit schon Choiseul die Hoffnung und das Bestreben des Wiener Hofes, in den Wiederbesitz von Schlesien und Glatz

zu gelangen, als eine Unmöglichkeit und eine Chimäre erklärt hatte, der man je eher je besser entsagen müsse. Kaum aber erfuhr er das Ereigniß von Landshut, als er seine Meinung vollständig änderte und von der Erfüllung der Absichten des Hauses Oesterreich als von einer Sache sprach, die gar keinem Zweifel mehr unterliege [328]). Freilich ließ er sich dadurch nicht abhalten, auch jetzt wieder offen zu erklären, daß der gegenwärtige Feldzug der letzte sein müsse und Frankreich keinen neuen mehr unternehmen werde [329]). Jedoch zeigte er sich auch hierin keineswegs unerschütterlich, als die Nachricht von der Einnahme von Glatz nach Paris kam und Choiseul in die günstigste Stimmung versetzte. Trotz der Erschöpfung Frankreichs würden sich wohl, erklärte er jetzt aus eigenem Antriebe, noch Mittel finden um den Krieg etwa ein Jahr hindurch fortzusetzen, wenn nur Oesterreich und Rußland die obwaltenden günstigen Umstände sich recht zu Nutzen machen und den König von Preußen noch im gegenwärtigen Feldzuge so sehr in die Enge treiben würden, daß ihm den Winter hindurch kein Mittel zur Erholung mehr bliebe und mit Bestimmtheit vorherzusehen wäre, in einem nächsten Feldzuge, wenn er sich der Gefahr eines solchen noch aussetzen würde, müsse er völlig unterliegen [330]).

In solchen Hoffnungen und Projecten wiegte sich Choiseul, als plötzlich eine totale Vernichtung der ersteren, eine vollständige Aenderung der letzteren durch die Nachricht von der Liegnitzer Schlacht hervorgebracht wurde. Kaum war dieselbe nach Paris gelangt, als schon Choiseul unter bitteren Bemerkungen über die österreichische Kriegführung dem Grafen Starhemberg erklärte, der König von Frankreich sei fest entschlossen, den gegenwärtigen Feldzug den letzten sein zu lassen. Wohlmeinend rathe er dem Wiener Hofe, auf die baldige Zustandebringung des Friedens bedacht zu sein, denn Frankreich werde alle Mittel ergreifen, um je eher desto besser zu demselben zu gelangen. Und als Starhemberg sich bemühte, die Sachlage in weniger düsterem Lichte darzustellen als Choiseul sie ansah, erwiederte ihm dieser mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit: „Was wollen Sie, daß ich thun soll? „Wir haben kein Geld, keine Hülfsquellen, keine Marine, keine Sol„daten, keine Generale, keine Köpfe, keine Minister. Ich leugne daß

„man in dieser Weise den Krieg fortführen kann, und Sie dürfen „darauf zählen, daß ich alle möglichen Mittel anwenden werde, um „den Frieden so bald abzuschließen als ich nur immer kann" [331]).

Vor Allem war es Daun, gegen welchen Choiseuls ganzer Ingrimm sich richtete. Montazet hatte gemeldet, in den vier Tagen vom 10. bis zum 13. August habe der Feldmarschall zwei Mal die Gelegenheit versäumt, den Feind mit Vortheil anzugreifen. Ein drittes Mal sei dieselbe am 14. August vorhanden gewesen, Laudons Niederlage am 15. aber nur dadurch herbeigeführt worden, daß Daun ihn im Stiche gelassen habe. Ganz untüchtig sei er, so hieß es jetzt, eine so zahlreiche Armee zu befehligen, und dem Könige von Preußen gegenüber werde er niemals, und am allerwenigsten wenn es sich um Offensivunternehmungen handle, mit Ehren bestehen können. Hierin liege die Hauptveranlassung der Entschlüsse der französischen Regierung, und mit seiner gewöhnlichen Uebertreibung erklärte Choiseul, daß nachdem man in Wien voll Eigensinn festhalte an einem General, dessen Untauglichkeit eine lange Erfahrung sattsam beweise, dürfe man sich nicht wundern, wenn man in Frankreich keineswegs gewillt sei, diesem Starrsinn eines Verbündeten zu Liebe das eigene Land zu gefährden [332]). Starhemberg aber meinte, daß wenn man in Wien diese Stimmung der französischen Regierung zu berücksichtigen gedenke, es nothwendig sei, derselben so bald als nur immer möglich hievon Mittheilung zu machen. Denn in einer Veränderung im Obercommando bestünde wohl das einzige Mittel, durch welches der so tief gesunkene Muth des Hofes von Versailles neuerdings aufgerichtet und derselbe vielleicht doch noch bewogen werden könnte, noch einen Feldzug zu unternehmen.

Uebrigens gehe, fügte Starhemberg hinzu, das Begehren der französischen Regierung nicht dahin, daß Daun gänzlich von dem Heere entfernt werde. Man sei nur der Meinung, daß ihm die Führung der schwächeren Armee anvertraut, und dasjenige, was das Hauptheer unternehme, nicht von Dauns Bewegungen abhängig gemacht werden sollte [333]).

In dem Augenblicke, in welchem diese Berichte Starhembergs nach Wien gelangten, erhielt man auch aus St. Petersburg Vorstellungen in dem gleichen Sinne. In „unleidlichen" Ausdrücken werde daselbst, meldete Esterházy[334]), von Daun gesprochen. Tief eingewurzelt sei das Vorurtheil, daß er sich auf kein Wagniß einlassen wolle, und Soltikoff erkläre wiederholt, daß man sich auf ihn durchaus nicht verlassen könne.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Mittheilungen in Wien auf fruchtbaren Boden fielen. Denn hier war ja, wie man sich erinnert, die öffentliche Meinung wo möglich in dem Zustande noch größerer Aufregung gegen Daun. Nicht nur die Bevölkerung forderte laut seine Abberufung von dem Commando; auch im Schoße des Ministeriums erhoben sich gewichtige Stimmen dafür. Aber man mußte doch auch den großen Bedenklichkeiten ihr Recht widerfahren lassen, die dagegen obwalteten, noch während der Dauer des Feldzuges einen Wechsel im Obercommando eintreten zu lassen. Indem man sich daher vorerst noch zu keinem entscheidenden Schritte entschloß, sah man doch immer mehr und mehr ein, daß ein solcher sich nach Beendigung des Feldzuges nicht mehr werde umgehen lassen. Am 29. September richtete Kaunitz die vertrauliche Mittheilung an Starhemberg, daß man eine Abänderung im Obercommando ins Auge gefaßt habe. Und etwa drei Wochen später fügte er hinzu, man habe einstweilen Lacy und Laudon dazu ausersehen, den Oberbefehl zu führen. Da sie jedoch zu den jüngsten Feldzeugmeistern gehörten, sei im Hinblick auf ihre Vormänner die Verwirklichung dieses Entschlusses mit ungemein großen Schwierigkeiten verbunden[335]). Mit solchem Gewichte machten dieselben sich geltend, daß hieran, wie wir gesehen haben, gleich die erste Maßregel scheiterte, welche der Wiener Hof zu ihrer Verwirklichung traf.

Nur mit großem Widerstreben, ja man kann sagen, nach heftigen Seelenkämpfen hatte sich Maria Theresia in die unvermeidliche Nothwendigkeit gefügt, denn mit Recht fühlte sie sich Daun gegenüber zu höchster Dankbarkeit verpflichtet. Die Aufregung und die tiefe Verstimmung, welche sie darüber empfand, daß sie selbst den Mann, den

sie seit der Schlacht bei Kolin als den Retter der Monarchie betrachtete, von dem Posten entfernen sollte, in dem er ihr so schwerwiegende Dienste geleistet, wurde noch durch die sonstigen Mittheilungen gesteigert, welche dem Kaiserhofe von französischer Seite und zwar durch den als Botschafter in Wien accreditirten Grafen Choiseul gemacht wurden.

Es war um den 20. September 1760, daß er dem Staatskanzler eine ihm von Paris aus zugekommene Denkschrift überreichte, deren Form und Inhalt in Wien gleichmäßig mißfielen. So gereizt klang der Ton ihrer Worte, und so verletzend waren die Vorwürfe, die sie enthielt, daß der sonst so kaltblütige und vorsichtige, so schwer aus der Fassung zu bringende Kaunitz sich die bittere Bemerkung entschlüpfen ließ, sie verrathe deutlich ihren Verfasser, denn gar wohl bekannt sei dessen Styl. Schleunigst nach Paris berichtet, mehrte diese Aeußerung nur noch den leidenschaftlichen Unmuth des Herzogs von Choiseul[336].

Ungleich bedeutsamer noch als die Form war der Inhalt der französischen Denkschrift. An die Spitze derselben hatte man eine Aufzählung der Zielpunkte gestellt, um derentwillen im Jahre 1756 die große Allianz wider Preußen gebildet worden war. Dem Zufall, begangenen Fehlern und unvorhergesehenen Unglücksfällen müsse man die allmälige Zertrümmerung der Hoffnungen zuschreiben, welche die Verbündeten zu Anfang des Krieges auf die Zahl ihrer Streitkräfte gebaut hätten. Mit Ausnahme der Besetzung des Königreiches Preußen, der Eroberung von Glatz und der Einnahme von Dresden stehe man nach fünfjähriger Kriegführung genau auf dem Punkte, auf welchem man beim Beginne des Kampfes gewesen sei. So geringe Erfolge befänden sich in gar keinem Verhältnisse zu dem stattgefundenen Verbrauche unermeßlicher Hülfsquellen. Darum müsse man die Lage, in welche man im Laufe der Ereignisse gerathen, mit Ernst und Unparteilichkeit prüfen, um hienach die ferneren Entschlüsse einrichten zu können.

Was Frankreich anging, so wurden die ungeheuren Geldopfer aufgezählt, welche die doppelte Kriegführung in Deutschland und gegen England dem Königreiche verursache. Hiezu komme noch der innere Zustand des Landes, welcher die größten Bedenken errege. Um die Kriegsausgaben decken zu können, habe man sich mit Schulden überbürdet und gleichzeitig dem Lande eine Steuerlast auferlegt, welche dasselbe außerordentlich bedrücke und große Unzufriedenheit wachrufe. Der Credit der Regierung, das Vertrauen in die Haltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes seien untergraben, das Bargeld im Lande aber fast gänzlich verschwunden. Unter solchen Verhältnissen könne man es nicht länger anstehen lassen, den Endzweck des Krieges und die Erwartungen, die man durch denselben verwirklichen zu können glaube, in Vergleich zu ziehen mit der Fortdauer der Uebel, welche die Fortsetzung des Kampfes herbeiführe.

England gegenüber hege der König von Frankreich keinen anderen Wunsch als den Krieg in ehrenvoller Weise zum Abschlusse zu bringen; ohne den Kampf in Deutschland würde er dieses Ziel schon erreicht haben. Und was den Continent angehe, so verlange er nichts als die Befestigung seiner Allianz mit Oesterreich. Merkwürdig sei es, daß um zwei so einfacher und von geringem Ehrgeize zeugender Absichten willen der König in die peinliche Lage gerathen sei, in der er sich gegenwärtig befinde.

Allerdings hege er noch einen dritten Wunsch, in welchem er sich mit der Kaiserin begegne. Er bestehe darin, daß zu ihrem Vortheile der König von Preußen geschwächt werde. Aber man dürfe darüber in Frankreich nicht vergessen, daß die Fortsetzung eines so verderblichen Krieges dem Königreiche niemals so großen Gewinn verschaffen werde, daß er die Verluste aufwägen könnte, die es fortwährend erleide. Denn darüber sei man lang schon im Klaren, daß Frankreich weder in Amerika noch auf dem europäischen Festlande auf eine Gebietserwerbung rechnen dürfe. Inzwischen mache die Fortsetzung des Krieges es ganz unmöglich, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, den Handel wieder zu beleben und die Lage des Volkes zu verbessern.

Wenn man aber die Unmöglichkeit zugebe, und dieselbe lasse sich in keiner Weise bestreiten, daß Frankreich den Krieg noch zwei Feldzüge hindurch fortführe, so solle man auch die Vortheile, welche die Kaiserin im Jahre 1761 über den König von Preußen erringen könne, mit den Verlusten vergleichen, von denen sie und ihre Alliirten während dieses Jahres bedroht wären. Die vorhergegangenen Feldzüge hätten hiezu den geeigneten Maßstab geliefert. Selbst wenn die österreichischen Armeen so glücklich wären, was noch keineswegs feststehe, in ihren vorjährigen Stellungen zu überwintern, könne man sich darum mit der Hoffnung schmeicheln, Schlesien zu erobern, was schon nach wiederholten Siegen mißlungen sei? Werde man die Russen zu bewegen im Stande sein, im Jahre 1761 früher an der Oder zu erscheinen und dort Nützlicheres zu leisten als im Jahre 1760? Könne man glauben daß die Schweden etwas anderes thun würden als sie seit 1757 gethan hätten, das ist von Stralsund an die Peene und von der Peene nach Stralsund zu marschiren? Dürfe man hoffen, daß der Prinz von Zweibrücken mit dreißigtausend gegen siebentausend Mann andere Erfolge erringen werde als in den vergangenen Jahren? Wie könne man sich schmeicheln, daß was bisher nicht vollbracht worden, plötzlich im nächsten Feldzuge geschehen, daß man eine Provinz und in derselben fünf feste Plätze erobern werde? Wenigstens zwei Feldzüge, in denen man große Erfolge erringen und im besten Einvernehmen mit den Russen zu Werke gehen müßte, wären hiezu nöthig. Wenn aber die Russen den Winter hindurch an der Weichsel zu verweilen und nicht mehr vergebens an die Oder zu marschiren gedächten, wenn die Schweden in Stralsund bleiben oder wenigstens nach ihrer bisherigen Gepflogenheit den Krieg führen wollten, wenn die französische Armee durch die Entbehrungen, die sie erdulden müsse, gezwungen wäre nach Frankreich zurückzukehren, würde man sich dann in Wien nicht Gefahren ausgesetzt sehen, vor denen nach dem Urtheile ganz Europa's die Talente des Grafen Daun das Haus Oesterreich nicht zu bewahren vermöchten?

Wenn die Schweden durch ihren Reichstag zu einem abgesonderten Friedensschlusse gezwungen, die Russen aber das Königreich

Preußen für sich behalten und auf Englands Anregung erklären würden, sie könnten den Krieg nicht mehr fortsetzen, dann würden auch Oesterreich und Frankreich zum Frieden genöthigt sein. Das letztere müßte in die Verluste sich fügen, die es bisher erlitten, die Kaiserin aber selbst Glatz wieder aufgeben, das sie erobert habe. Daß es hierauf hinauskommen werde, sei mindestens eben so wahrscheinlich als der Erfolg, den man in Wien als gewiß darzustellen sich bemühe. Dennoch wolle der König von Frankreich von der Kaiserin durchaus nicht verlangen, daß sie all ihren Hoffnungen entsage. Aber es scheine ihm sowohl seinem eigenen Interesse als dem Vortheile der Allianz angemessen zu sein, die Kaiserin aufzufordern, die Lage der Dinge, wie sie in der Denkschrift geschildert werden, der ernstlichsten Erwägung zu unterziehen und sich über ihre Hülfsmittel, ihre Absichten und Entschlüsse vertrauensvoll zu äußern. Denn es sei ganz unerläßlich, daß die beiden Mächte über einen Plan sich vereinigten, der nicht nur ihren gegenseitigen Anschauungen, sondern auch dem entspräche, was sie durchführen wollten und könnten.

Die verschiedenen tadelnden Ausfälle auf Oesterreichs bisheriges Verfahren, welche in der so eben skizzirten Denkschrift noch enthalten waren, die halb versteckten Drohungen derselben müssen es gewesen sein, welche Kaunitz in Harnisch brachten. Wenn dieß schon diesem kühl berechnenden Manne widerfuhr, so kann man sich denken, welche Wirkung die Erklärung Frankreichs erst auf die so leicht erregbare Kaiserin hervorbrachte. Wir wissen darüber nur daß Graf Choiseul, nachdem er sich eine Audienz bei ihr erbeten, seinem eigenen Geständnisse nach „nicht aufs Gnädigste" empfangen wurde. Es dürfte ihr nichts Anderes übrig bleiben, sagte sie ihm, als die Allianz und das Einverständniß mit dem Könige von Preußen.

So betroffen war Kaunitz über diese unbedachte Aeußerung der Kaiserin, daß er sich eifrigst bemühte, sie Choiseul gegenüber nur als die Wirkung des Unmuthes darzustellen, welchen sie über die Erklärung Frankreichs empfand. Nichts Anderes habe sie sagen wollen, als daß sie gezwungen sein werde, auf die Hoffnung einer zukünftigen

Schwächung des Königs von Preußen zu verzichten und sich mit ihm in Ruhe zu vertragen [337]).

Je gereizter die Stimmung war, in welche Maria Theresia und Kaunitz durch die französische Mittheilung versetzt wurden, um so klüger thaten sie daran, die förmliche Beantwortung derselben recht lang zu verschieben. Sie kannten ja den Herzog von Choiseul von seinem Aufenthalte in Wien so genau, daß sie wußten, wie rasch wechselnd bei ihm die Eindrücke waren. Und in der That hatten die Berathungen über die an Frankreich zu ertheilende Antwort noch gar nicht begonnen, als schon ein neuer Bericht von Starhemberg eintraf, demzufolge der Herzog, ohne hiezu durch irgend ein wichtiges äußeres Ereigniß veranlaßt worden zu sein, eine merkliche Veränderung in seiner Sprache hatte eintreten lassen. Wohl werde man, sagte er nun, den Winter hindurch sich eifrig bemühen, einen leidlichen Frieden zu Stande zu bringen. Wenn aber England, was er übrigens nicht glaube, sich allzu hartnäckig bezeigen und seinen Stolz zu weit treiben sollte, dann würde es wohl nicht zu vermeiden sein, noch einen Feldzug zu unternehmen. Darum müsse man so energische Vorkehrungen zur Kriegführung treffen, daß durch dieselben nicht nur den Feinden bei einer etwaigen Friedensverhandlung gehörig imponirt, sondern auch die Möglichkeit dargeboten werde, erforderlichen Falles noch einmal zu den Waffen zu greifen. Und gleichzeitig fügte er hinzu, er werde Alles daran setzen, auf daß nicht nur das französische Heer die Winterquartiere in Hessen behaupte, sondern noch eine zweite Armee und zwar am Niederrhein gebildet werde. Indem man in solcher Weise die französische Streitmacht in Deutschland auf hundertachtzig bis zweimalhunderttausend Mann bringe, zwinge man den Feind, sein Heer zu theilen, und könnte es dann auf jedem einzelnen Punkte schon durch die Ueberzahl vernichten [338]).

Wer jedoch aus diesen späteren Aeußerungen des Herzogs von Choiseul auf eine allmälig eingetretene Aenderung der Ansichten hätte schließen wollen, welche in dessen Denkschrift niedergelegt waren, wäre neuerdings getäuscht worden. Kaum erhielt er die Nachricht aus Wien, daß die letztere dort keine günstige Aufnahme gefunden habe, so gab er wieder

der Heftigkeit seines Temperamentes mit voller Zügellosigkeit sich hin. „Zwei Stunden lang“, berichtet Starhemberg an Kaunitz [339]), „mußte „ich all die außerordentlichsten, gröbsten und um es recht zu sagen, „lächerlichsten Aeußerungen und Unbesonnenheiten anhören, die wohl „jemals einem Minister entfallen sein können.“ An eine Fluth von Schmähworten und Vorwürfen, die hauptsächlich gegen die Art der Aufnahme seiner Denkschrift gerichtet waren, knüpfte er die erneuerte Drohung, allsogleich mit England Frieden schließen zu wollen. Starhemberg aber fügte hinzu, die Ursache des Ingrimmes, welchen Choiseul an den Tag lege, sei einzig und allein in seiner maßlosen Eitelkeit zu suchen. Denn nachdem er von seiner eigenen Arbeit eine so sehr hohe Meinung hege und dieselbe in Paris von Jedermann gelobt worden sei, fühle er sich aufs Aeußerste verletzt, daß sie in Wien mißfallen habe und dieses Mißfallen jetzt zur Kenntniß des Königs von Frankreich und seines Cabinetes gelangen werde.

So war der äußerst talentvolle, aber auch ganz unberechenbare und unzuverlässige Mann beschaffen [340]), mit welchem die österreichische Regierung es zu thun hatte. Die Schwierigkeit ihrer Aufgabe, auf die Erklärung Frankreichs eine nach jeder Richtung hin möglichst befriedigende Antwort zu ertheilen, wurde hiedurch nicht wenig erschwert. Ueber die Gesichtspunkte, von denen man in Wien hiebei ausging, geben die Aufzeichnungen über die Berathungen, welche hierüber gepflogen wurden, den vollständigsten Aufschluß.

Auch bei dieser Gelegenheit wieder lieferte Kaunitz den Beweis, daß ihm jene wichtige Eigenschaft des Staatsmannes, auch in Zeiten der größten Erregung sich die ruhigste Objectivität zu bewahren und die Lage der Dinge so aufzufassen wie sie wirklich war und nicht wie man sie wünschte, keineswegs abgehe. Es kam ihm nicht in den Sinn, die Klagen der französischen Regierung über den Zustand innerer Zerrüttung, in welchem das Königreich sich befand, als unbegründet darstellen und ihre Behauptung in Zweifel ziehen zu wollen, daß sie in der That kaum mehr im Stande sei, den Krieg noch fortzusetzen. Von nichts war er weiter entfernt als von dem Gedanken, ohne jegliche Rücksicht auf diese durchaus nicht abzuleugnenden Verhältnisse

blindlings auf die Fortführung des Kampfes zu dringen. Er faßte vielmehr die unabweisliche Nothwendigkeit, sich mit Friedensgedanken zu beschäftigen, ernstlich ins Auge und ging bei der Aufzählung und Erörterung der hiebei in Betracht zu ziehenden Umstände kaum weniger methodisch zu Werke, als es vor ihm Bartenstein gethan und er selbst so oft als pedantisch getadelt hatte. Fünf verschiedene Kategorien von Friedensschlüssen glaubte er unterscheiden zu sollen. Für den besten Frieden wäre es zu halten, wenn die Kaiserin ganz Schlesien und Glatz erwerben könnte, ohne hiefür ein Aequivalent an Frankreich abgeben zu müssen, während doch ihre Bundesgenossen gleichfalls hinlängliche Entschädigungen erhielten und dadurch die Macht des Königs von Preußen in die engsten Grenzen eingeschränkt würde. Ein guter Friede wäre es zu nennen, wenn dieß Alles geschähe, jedoch nicht ohne daß auch Frankreich ein Aequivalent für die Erwerbung von Schlesien und Glatz gewährt werden müsse. Ein mittelmäßiger Friede verdiene derjenige genannt zu werden, welcher der Kaiserin nur einen Theil von Schlesien und ihren Alliirten keine hinlängliche Entschädigung zu Wege brächte, so daß die Macht Preußens nur eine theilweise Entkräftung erführe. Würde jedoch die Kaiserin nur eine kleine oder gar keine Gebietsvergrößerung erhalten und gleichzeitig die Entschädigung ihrer Bundesgenossen nur gering ausfallen, so wäre ein solcher Friede für schlecht, für den schlechtesten aber derjenige zu halten, bei welchem sowohl die Kaiserin als ihre Bundesgenossen völlig leer ausgehen würden und der Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen, die Grundlage des Friedens zu bilden hätte.

Durch den ersten mit Frankreich abgeschlossenen geheimen Vertrag hätte man zu einem guten, durch den zweiten sogar zu dem besten Frieden gelangen können. Auf dieses letztere Ziel sei seither unablässig die Absicht gerichtet, und bis vor drei Monaten trotz aller geheimen Eifersucht des französischen Hofes auch noch alle Wahrscheinlichkeit hiezu vorhanden gewesen. Dem ungünstigen Verlaufe der kriegerischen Unternehmungen müsse man es zuschreiben, wenn wenige, oder besser gesagt gar keine Hoffnung zu dem besten und auch nur sehr geringe Aussicht auf einen guten Frieden mehr übrig bleibe. Denn

die Verlegenheit, in welcher sich Frankreich unstreitig befinde, lasse sich ebensowenig als die Absicht Englands verkennen, den König von Preußen aus seiner Bedrängniß zu ziehen. Habe ja doch Pitt erst vor kurzem geäußert, England besitze für sich selbst gar keinen Grund, einen baldigen Frieden zu wünschen, und es habe aus der Fortsetzung des Krieges mehr Vortheil als Schaden zu erwarten. Es sei also nicht daran zu denken, daß ein Separatfrieden zwischen England und Frankreich mit Ausschluß des Königs von Preußen zu Stande komme. Wohl aber lasse Pitt sich verlauten, daß der Friedensschluß einzig und allein von dem Gutbefinden der französischen Regierung abhänge. Wollte sie sich mit England verständigen, dann könnte es nicht schwer fallen, Oesterreich und Rußland zu baldiger Nachfolge zu zwingen.

Unter diesen Verhältnissen sei es ganz unerläßlich, dem französischen Hofe, welcher gleichwohl mit Ehren und ohne eine Untreue zu begehen, aus seiner Verlegenheit zu kommen trachte, mit größter Mäßigung und Rücksicht zu begegnen. Denn sonst könnte er sich am Ende doch noch verleiten lassen, England Gehör zu geben und dadurch Oesterreich in die Nothwendigkeit zu versetzen, statt eines mittelmäßigen oder selbst schlechten Friedens sich mit dem schlechtesten zu begnügen [341]).

In diesem Sinne war denn auch die Denkschrift abgefaßt, mit welcher Kaunitz diejenige der französischen Regierung zu beantworten vorschlug. Sorgfältig vermied man den gereizten Ton anzuschlagen, in welchem die letztere abgefaßt war. Und wenn man die Denkschrift der Betrachtungen und Behauptungen, mit welchen der Wiener Hof sein bisheriges Verfahren zu rechtfertigen sich bemühte, so wie der Betheuerungen seines unerschütterlichen Vorsatzes entkleidet, an dem Bündnisse mit Frankreich nach wie vor festzuhalten, so bleibt nicht viel Anderes übrig als der Ausdruck der eifrigen Bemühung, den französischen Hof vorerst zu einer eingehenderen Eröffnung seiner wahren Absichten zu vermögen.

Deutlicher als aus dieser Denkschrift läßt sich der innerste Gedanke des Wiener Hofes aus der vertraulichen Depesche entnehmen welche die Kaiserin gleichzeitig an Starhemberg ergehen ließ. Der

ganze Inhalt der Erklärungen Frankreichs bezwecke nichts anderes, so heißt es darin, als die baldige Herbeiführung des Friedens. Die darin enthaltene Anfrage vermöge man jedoch so kategorisch, wie sie gestellt worden, weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Es hänge das eben von der Art des Friedens ab; zu einem billigen und ehrenvollen wolle man gern, zu einem nachtheiligen und schimpflichen aber durchaus nicht die Hand bieten. Man müsse sich daher über die Grundlage des Friedens wenigstens in deren Hauptpunkten vorerst nicht nur mit den Bundesgenossen, sondern in gewissem Sinne auch mit den Feinden verständigen. Da jedoch solches nur auf einem Friedenscongresse geschehen könne und England von einem Separatfrieden mit Frankreich nichts hören wolle, so sei man in Anbetracht der bedrängten Lage der französischen Regierung, wenn auch nur sehr ungern bereit, von dem bisher festgehaltenen Grundsatze, demzufolge die beiden Kriege nicht miteinander zu vermengen wären, abzugehen und zur Einberufung eines allgemeinen Congresses die vorläufige Einwilligung zu ertheilen. Jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung könne dieß geschehen, daß Frankreich England gegenüber als der kriegführende Haupttheil — Pars principalis belligerans — Oesterreich aber als solcher im Gegensatze zu Preußen anerkannt werde.

Die Kaiserin erklärte noch überdieß, daß sie aus Freundschaft und Rücksicht für Frankreich sich anheischig machen wolle, sich nicht nur zu Gunsten der baldigen Abhaltung des Congresses bei den übrigen Bundesgenossen zu verwenden, sondern auch noch aufrichtigst an der Zustandebringung des Friedens zu arbeiten und hiebei die Interessen Frankreichs nachdrücklichst zu unterstützen. Aber freilich müßte ihr hingegen die französische Regierung die gleiche Zusicherung ertheilen und ihr selbst die Sorge überlassen, sowohl mit ihren Feinden als mit ihren Alliirten über ihre eigenen Friedensbedingungen übereinzukommen [342]).

Allsogleich machte Starhemberg von der ihm ertheilten Ermächtigung Gebrauch, eine in diesem Sinne lautende Erklärung an den Herzog von Choiseul zu richten. Die beste Aufnahme fand sie bei ihm; ja er ging jetzt noch weiter als der Wiener Hof, indem er

behauptete, unter den nun obwaltenden Verhältnissen denke er nicht daran, sich um baldigste Zustandebringung des Friedens besonders zu bemühen. Er gab sogar Starhemberg zu verstehen, daß er die österreichische Erklärung nicht einmal dem Conseil vorlegen werde, denn man könnte sich ihrer vielleicht einmal als eine Waffe gegen ihn selbst bedienen. Um jedoch dem Ministerium und dem französischen Volke wenigstens den Schein einer Hoffnung zu gewähren, daß der Friede nicht mehr lang auf sich warten lassen werde, möge man während des Winters einen Congreß versammeln, welchen man erforderlichen Falles recht gut in die Länge ziehen und inzwischen Zeit gewinnen könnte, sich zur Fortsetzung des Krieges zu rüsten.

Allerdings erfolgte diese Antwort Choiseuls in einem Augenblicke, in welchem die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Torgauer Schlacht noch nicht nach Frankreich gelangt war. Ja in berechtigter Vorahnung hatte Choiseul hinzugefügt, daß wenn Daun sich nicht in Torgau und dem größeren Theile Sachsens zu behaupten vermöge, von nichts anderem als dem baldigsten Abschlusse des Friedens die Rede sein könne [343]). Man kann sich daher denken, daß nachdem jener verhängnißvolle Schlag wirklich gefallen war, Choiseul für den Augenblick wenigstens von nichts als von der unvermeidlichen Nothwendigkeit sprach, den Frieden so rasch als nur immer möglich zu Stande zu bringen [344]).

Zehntes Capitel.

Kaunitz und Choiseul.

Die Anschauung, welcher der Herzog von Choiseul in seiner letzten Erklärung an Starhemberg Ausdruck gegeben hatte, lag auch den beiden Denkschriften zu Grunde, die der Botschafter Graf Choiseul im Auftrage seiner Regierung am 13. December 1760 dem Staatskanzler Kaunitz überreichte. Die eine derselben war ausschließlich an den Wiener Hof gerichtet und in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt [345]); es hatte somit gute Früchte getragen, daß Kaunitz sich niemals verleiten ließ, auch seinerseits den herrischen und leidenschaftlichen Ton anzuschlagen, welcher die früheren Mittheilungen des Herzogs von Choiseul durchwehte. An die erneuerte Versicherung unverbrüchlichster Bundestreue reihte sich jetzt das Begehren Frankreichs um die Einwilligung des Kaiserhofes, daß es an seine Alliirten, und zwar außer an den Hof von Wien auch noch an diejenigen von St. Petersburg, Stockholm und Warschau eine in die Form einer zweiten Denkschrift gekleidete Erklärung richte [346]). In der letzteren wurde neuerdings die Nothwendigkeit betont, noch während des Winters den Frieden zu Stande zu bringen. Hieran reihte sich die Bitte um baldigste Mittheilung der Entschädigungsforderungen, welche die Verbündeten, und insbesondere Sachsen und Oesterreich, die schon als zuerst Angegriffene hiezu auf Grundlage des Westphälischen Friedens vor Allen berechtigt wären, zur Geltung zu bringen gedächten. In solcher Weise möge man noch vor Beginn der Unterhandlungen mit den Feinden eine Einigung der Alliirten über die Bedingungen herbeiführen, auf deren Grundlage man Frieden schließen wolle.

Kaunitz täuschte sich keinen Augenblick über die sehr große Schwierigkeit, ein solches vorläufiges Einverständniß zwischen den Verbündeten mit der gewünschten Raschheit zu Stande zu bringen. Da er diese Hindernisse geradezu als unüberwindliche ansah, so war er der Meinung, nicht eine solche Vereinbarung, sondern nur die Zusammenberufung des Congresses solle vor der Hand den Zielpunkt der Schritte der verbündeten Mächte bilden. Doch freute es ihn aus der Denkschrift der französischen Regierung wenigstens ihre Ueberzeugung entnehmen zu können, daß außer Sachsen auch noch Oesterreich nicht ganz ohne Gewinn aus dem Kriege hervorgehen dürfe [347]). Und überhaupt bot dieser Schritt des Hofes von Versailles dem Staatskanzler Anlaß, all die Fragen, welche man sich schon bei Gelegenheit der Ertheilung der letzten Instructionen an Starhemberg gestellt hatte, neuerdings einer recht gründlichen Erörterung zu unterziehen. Von ihrer Beantwortung hingen ja die zunächst zu fassenden Entschlüsse, von diesen aber vielleicht die Geschicke der Monarchie ab.

Der wichtigste der zehn „Deliberationspunkte" um deren Beleuchtung es vorzugsweise sich handelte, bestand selbstverständlich darin, ob man, wie es früher geschehen, vor Allem die Fortsetzung des Krieges betreiben und es selbst darauf ankommen lassen solle, daß Frankreich zu einem Particularfrieden schreite, in welchem der König von Preußen mitbegriffen sei. Ungemein schwer falle es, erklärte jetzt Kaunitz, einen definitiven Beschluß hierüber zu fassen. Die Möglichkeit, nicht nur die ganze Streitmacht des Erzhauses Oesterreich, sondern auch die Truppen Rußlands, Schwedens und verschiedener Reichsstände einzig und allein gegen den König von Preußen als den gefährlichsten Feind ins Feld führen zu können, dürfte sich in Zukunft wohl kaum mehr ergeben. Ein einziger glücklicher Streich könnte eine bleibende Entscheidung herbeiführen, und außerdem bestehe in der Fortführung des Krieges das sicherste Mittel, den Feind gänzlich zu entkräften und in die Enge zu treiben.

Demungeachtet erfordere die Vorsicht, die Hoffnungen und die Gefahren sorgfältig gegen einander abzuwägen und sich zu keinem Wagniß verleiten zu lassen. Daß die Hülfsmittel Frankreichs völlig

erschöpft seien, dürfe man in keiner Weise bezweifeln. Wenn man in Versailles zu der Ueberzeugung gelangen sollte, daß der Wiener Hof selbst nicht zu einem anständigen Frieden die Hand bieten wolle, so müßte man auf einen plötzlichen Abfall Frankreichs oder wenigstens darauf gefaßt sein, daß es sich an Rußland wenden, diesen Hof für seine Anschauung gewinnen und in solcher Weise darauf ausgehen werde, Oesterreich auch wider dessen Willen zum Frieden zu zwingen.

Die schwankende Gesundheit der Kaiserin von Rußland lasse jeden Augenblick eine Katastrophe befürchten. Man kenne die Gesinnung des Großfürsten, und die Erfahrung habe gelehrt, was man selbst im besten Falle von der russischen Generalität hoffen könne. Darum dürfe man sich von der Kriegführung Rußlands auch für die Zukunft nur wenig versprechen, während die Anzeichen immer unverkennbarer zu Tag träten, daß man sich auch in St. Petersburg mehr und mehr mit Friedensgedanken beschäftige.

Von Schweden sei gleichfalls nicht viel zu erwarten. Dänemark führe eine Sprache, als ob es über die Frage wegen des Austausches von Holstein in kürzester Frist auf die Seite des Feindes sich schlagen wolle. Und was endlich die Pforte angehe, so sei zwar auch für die nächste Zukunft von ihrer Seite kein Friedensbruch zu besorgen; aber man wisse doch auch wieder nicht mit Bestimmtheit, was etwa dort durch einen Zufall herbeigeführt werden könnte.

Die meiste Rücksicht verdiene jedoch die Erschöpfung der eigenen Finanzen. Allerdings hoffe man für den bevorstehenden Feldzug noch Rath schaffen zu können. Für eine spätere Zukunft werde solches jedoch nicht mehr der Fall und dann der Zeitpunkt erschienen sein, in welchem man sich dem Gesetze des Feindes unterwerfen müßte. Denn nach der Meinung der Generalität dürfe man sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, in dem künftigen Feldzuge größere Vortheile als in dem vergangenen zu erreichen und entscheidende Erfolge zu erringen, so daß alle Kosten und Gefahren vergeblich sein würden.

Wäge man nun diese Betrachtungen gegen einander ab, so wäre, meint Kaunitz, nicht so sehr an die Verlängerung des Krieges als an

einen Frieden zu denken, der im Einvernehmen mit den Bundesgenossen unter billigen Bedingungen zu Stande komme. Aber die Vorsicht sei nöthig, weder eine schroffe Abneigung gegen den Frieden noch ein allzu großes Verlangen nach demselben zu zeigen. Denn die erstere könnte Frankreich zu bedauerlichen Schritten bei den feindlichen Mächten nicht nur, sondern auch bei Rußland veranlassen, das letztere aber Oesterreich bei den Friedensverhandlungen jeglichen Vortheil aus der Hand spielen.

Was diese Verhandlungen anging, so bemerkte Kaunitz daß es weder der Vertragstreue, von welcher das Haus Oesterreich zu jeder Zeit so glänzende Proben abgelegt habe, noch seinem Vortheil entsprechen würde, in einseitige Negociationen sich einzulassen; bei Freunden und bei Feinden würde das die schädlichsten Wirkungen hervorbringen. Sollte es von Seite der Bundesgenossen Oesterreichs geschehen, so wäre dieß leichter zu verschmerzen, weil hiebei das Ansehen der Kaiserin unverletzt bliebe und alle Gehässigkeit auf diejenige Macht fiele, welche in solcher Weise zu handeln sich entschlösse. Nähmen jedoch die Dinge ihren natürlichen Verlauf, dann bliebe nichts übrig als zur Abhaltung eines Congresses die Zustimmung zu geben. Denn niemals würde es räthlich erscheinen, Frankreich das ganze Friedensgeschäft zu übertragen.

Ueber die Bedingungen, unter welchen der Friede abzuschließen wäre, äußerte Kaunitz zunächst, daß er es für bedenklich ansehen würde, schon jetzt die Entschädigungsforderungen der Kaiserin mit Bestimmtheit zu bezeichnen. Gewöhnlich lege man der Friedensverhandlung die während des Krieges gemachten Eroberungen zu Grunde. Nach dieser Regel wären zu Gunsten der Verbündeten die Grafschaft Glatz, das Königreich Preußen, die Clevischen und Märkischen Lande in Anschlag zu bringen. Dagegen befänden sich Sachsen und Mecklenburg im Besitze des Königs von Preußen; würden diese Länder abgerechnet, so bliebe nur sehr wenig übrig zur Entschädigung Oesterreichs und seiner Verbündeten.

Hiezu komme noch des Königs bekannte Gesinnung, derzufolge er lieber Alles aufs Spiel setzen als sich zur Abtretung von Gebietstheilen verstehen wolle. Es werde daher ungemein schwer fallen, sich auch nur den Besitz der Grafschaft Glatz dauernd zu sichern, und das umsomehr als die übrigen eroberten Länder sich in den Händen Frankreichs oder Rußlands befänden und dem sächsischen Hofe wenigstens eine gewisse Entschädigung verschafft werden müsse. Gleichwohl wäre es allzu gefährlich, schon jetzt und ehe noch die Absichten der Bundesgenossen wie der Gegner bekannt geworden, von den durch die Allianzverträge erworbenen Ansprüchen so weit herabzugehen, daß man schon von vorneherein auf ganz Schlesien verzichte und seine Anforderungen auf die Erwerbung von Glatz beschränke. Darum möge man es bei der Aeußerung bewenden lassen, daß die Kaiserin nicht ganz Schlesien verlange, sondern sich mit einem Theile dieses Landes begnüge.

Für besonders wichtig hielt Kaunitz die Frage, ob es dem Interesse Oesterreichs zusage, wenn Rußland in den bleibenden Besitz der Provinz Preußen gelange. Er glaubte dieselbe durchaus nicht bejahen zu können; für Oesterreich sei es nicht wünschenswerth, daß die große Macht Rußlands sich noch weiter ausbreite und den Grenzen Deutschlands sich nähere. Die Menge von Bewohnern griechischer Confession, welche von der Moldau bis an das schwarze Meer angesiedelt seien, entscheide vollends dafür, daß von Seite Rußlands noch größere Gefahr drohe als selbst von Preußen. Denn Polen biete durchaus keine Schutzwehr, Curland sei von den Russen gänzlich umschlossen und die schönsten Häfen des baltischen Meeres befänden sich in ihren Händen. Und noch weit furchtbarer würde die Macht Rußlands werden, wenn es nicht bloß im Besitze der Provinz Preußen verbliebe, sondern der Großfürst Peter auch noch seine holsteinischen Erblande behielte. Dereinst auf den Thron Rußlands gelangt, würde er dann gleichzeitig festen Fuß in Deutschland fassen, Sitz und Stimme auf dem Reichstage und die Gelegenheit in Händen haben, seinen Einfluß, sein Ansehen, sein Uebergewicht immer weiter auszudehnen und die Autorität des deutschen Kaisers zu beschränken, ja vielleicht selbst nach dieser

höchsten Würde zu streben. Schon Zar Peter habe die Absicht gehegt, Holstein zu einem Kurfürstenthum zu erheben und dadurch einen mächtigen Einfluß auf die Kaiserwahl zu erlangen. Dieser weit aussehende Gedanke dürfte vielleicht auch jetzt noch nicht aufgegeben, so großem Unheil aber nicht anders abzuhelfen sein, als wenn der Großfürst zur Verzichtleistung auf seine holsteinischen Erblande vermocht und hiefür durch die Erwerbung des Königreiches Preußen entschädigt würde.

So viel sei daher außer allen Zweifel gestellt, fährt Kaunitz fort, daß es „als ein großes Unglück und politisches Uebel" anzusehen wäre, wenn Rußland die Provinz Preußen und zu gleicher Zeit auch der Großfürst Peter das Herzogthum Holstein behielte. Im Falle aber zwischen dem Einen und dem Anderen die Wahl zu treffen wäre, so würde zwar Rußland und damit das zukünftige Reich des Großfürsten durch Erwerbung der Provinz Preußen den Grenzen Deutschlands sich nähern, hieraus aber und aus der gleichzeitigen Verzichtleistung auf Holstein doch auch wieder ein dreifacher Vortheil erwachsen. Dem Großfürsten würde der Einfluß in Deutschland benommen, die Macht des Königs von Preußen namhaft geschwächt und dem Letzteren noch überdieß ein gefährlicher Nachbar entgegengesetzt, der ihn beständig im Zaum halten könnte. Die holsteinischen Lande wären sodann an Dänemark zu überlassen, wogegen es entweder an dem jetzigen Kriege mit wenigstens zwanzigtausend Mann Theil nehmen oder seinem eigenen Anerbieten gemäß Oldenburg und Delmenhorst abtreten müßte. Mit diesen letzteren Gebieten vermöchte man Hannover zu ködern und eine Erkaltung seines Eifers zu Gunsten Preußens herbeizuführen.

Zur Anbringung all dieser Vorschläge sei jedoch, meint Kaunitz auch jetzt wieder, die Zusammenberufung eines Congresses nothwendig. Denn nur auf einem solchen werde dem Kaiserhofe die Gelegenheit geboten, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten und die letztere in ersprießliche Wege zu leiten. Ueberhaupt sei hinsichtlich der für Oesterreich auszuwirkenden Vortheile stufenweise vorzugehen, um, wenn nicht den oberen Theil von Schlesien, so doch die Grafschaft Glatz als eine wesentliche Erwerbung und als Schlüssel von Böhmen zu erlangen. Außerdem möge man bedacht sein, günstige Bedingungen in Handels-

sachen, insbesondere die Beseitigung der bisherigen Streitigkeiten, dann die Aufrechterhaltung der katholischen Religion in Schlesien, die Bezahlung der preußischen Schulden, die Einschränkung der Werbungen Preußens in Deutschland und andere in die Reichsverfassung tief eingreifende Zugeständnisse zu erwirken.

Zwei höchst wichtige und gleichzeitig streng geheim zu haltende Absichten, welche bei dem künftigen Frieden theilweise erreicht und theilweise wenigstens vorbereitet werden könnten, stünden hiemit in innigster Verbindung.

Die erste betreffe die nahe Gefahr, daß die markgräflichen Linien von Anspach und Baireuth ohne Succession erlöschen und diese nicht so ganz unansehnlichen Länder kraft eines vor zehn oder zwölf Jahren mit dem Könige von Preußen als Chef des Kurhauses Brandenburg insgeheim abgeschlossenen Vertrages dem letzteren zufallen könnten. Die schädlichen Folgen, welche hieraus für Oesterreich nicht nur, sondern für ganz Deutschland hervorgehen müßten, seien nicht zu mißkennen. Die österreichischen Länder wären auf beiden Seiten von denjenigen Preußens umschlossen, ihre Verbindung mit dem Reiche und den Niederlanden würde wenigstens theilweise unterbrochen. Der König von Preußen aber würde seine Kriegsmacht um mehr als dreißigtausend Mann vermehren, in das Herz Deutschlands sich ausbreiten und als Burggraf von Nürnberg nicht nur diese Stadt, sondern auch den ganzen fränkischen Kreis in die höchste Gefahr bringen. Daraus aber würde ein noch größeres Uebel als aus dem Verluste Schlesiens entstehen. Und zur Abwendung dieser Gefahr bleibe nichts übrig als es bei den künftigen Friedensverhandlungen im Einverständnisse mit allen übrigen deutschen Höfen und mit Frankreich, welche gleichmäßig dabei interessirt seien, dahin zu bringen, daß Anspach und Baireuth zur Errichtung einer Secundogenitur des Hauses Brandenburg gewidmet würden.

Die zweite geheime Absicht stehe mit der Thatsache in Zusammenhang, daß der Mannsstamm des kurfürstlich baierischen Hauses nur auf zwei Augen ruhe und von der gegenwärtigen Kurfürstin keine

Nachkommenschaft erwartet werden könne. Allerdings habe der Westphälische Frieden dem kurpfälzischen Hause die Nachfolge in die Oberpfalz und in die baierische Kurwürde vorbehalten. Hierunter könnten jedoch die verschiedenen böhmischen Lehen nicht begriffen sein, und überdieß lasse sich mit gutem Grunde behaupten, daß dem pfälzischen Hause kein Successionsrecht in die baierischen Lande zukomme, sondern daß die letzteren bei Erlöschung des Mannsstammes an das Reich zurückfielen. So habe es im Jahre 1708, als Kurbaiern in die Acht erklärt und seine Lande zum Theil an Andere verliehen worden, nichts dagegen eingewendet und sich mit der Oberpfalz begnügt. So viel sei wenigstens gewiß, daß verschiedene Reichslehen und Allodien erst nach der Theilung an Baiern gekommen seien, weßhalb auch Sachsen zu Gunsten der Kurprinzessin Ansprüche auf die Allodien erhebe, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken aber wegen der Lehen schon geheime Verhandlungen angeknüpft habe.

Kaunitz fügt hinzu, daß er auf diese sehr beachtenswerthen Umstände zuerst durch den Archivar Rosenthal aufmerksam gemacht worden sei, welcher bereits eine Arbeit hierüber geliefert habe und sich mit ferneren Nachforschungen beschäftige. Hiezu müsse er noch bemerken, daß auch das auf dem Regensburger Reichstage zum Vorschein gekommene, dem Vernehmen nach von Professor Justi herrührende Friedensproject das Erlöschen des baierischen Mannsstammes ins Auge gefaßt und den Vorschlag enthalten habe, sich der dadurch frei werdenden Länder zur Entschädigung des Hauses Oesterreich zu bedienen. Diese Schrift sei jedoch in dem Hause des preußischen Gesandten von Plotho verkauft und wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen der preußischen Regierung verfaßt worden.

Mit einer kurzen Erörterung der Frage, welches Staatssystem für die Zukunft zu erwählen sei, schließt Kaunitz seine Betrachtungen. Ein entscheidendes Urtheil hierüber werde erst nach Abschluß des Friedens gefällt werden können. Dann erst werde es sich zeigen, ob Frankreich durch seine Haltung noch ferneres Vertrauen verdiene, und wie man sich diesem Staate gegenüber zu benehmen habe. Nur das scheine ganz außer Zweifel gestellt zu sein, daß wenn der Macht

Preußens nicht engere Grenzen gezogen würden, der Verbindung mit den protestantischen Staaten niemals zu trauen und es dem Interesse Oesterreichs am angemessensten sein würde, ein wahres und enges Einverständniß mit Frankreich zu unterhalten, hiedurch aber seine eigene Sicherheit und das gegenwärtige Reichssystem zu befestigen. Sollte übrigens das Ziel einer Entkräftung der preußischen Macht glücklich erreicht werden, dann dürften sich allmälig auch die politischen Umstände ändern und ganz andere Maßregeln zu ergreifen sein. Jedoch wäre es allzu voreilig, schon jetzt hierüber in weitere Betrachtungen einzugehen [348]).

Noch ehe man dazu kam, die von dem Staatskanzler aufgestellten Gesichtspunkte, welche für die nächste Zukunft die Richtschnur der österreichischen Politik bilden sollten, in die Form einer neuerlichen Instruction an Starhemberg zu kleiden, bot sich der Anlaß dar, durch seine Dazwischenkunft der französischen Regierung mit größter Beschleunigung eine nicht unwichtige Mittheilung zugehen zu lassen.

In der Torgauer Schlacht wurde der preußische Oberst von Schwerin von österreichischen Husaren unter Umständen gefangen, die dem Verdachte Raum gaben, er habe diese Gefangennehmung absichtlich herbeigeführt. Kaum war dieselbe geschehen, als Schwerin in dringendster Weise den Grafen Daun um die Erlaubniß bat, nach Wien gehen und sich dem Kaiser und der Kaiserin vorstellen zu dürfen. Von Prag aus, wohin er vorerst gebracht worden, bewarb er sich durch Mitglieder des dortigen Adels um die gleiche Bewilligung. Und als ihm zugleich mit seiner Freilassung gestattet worden, sich nach Wien zu begeben, bat er Kaunitz um eine geheime Audienz. In derselben theilte er dem Staatskanzler mit, er sei von dem König von Preußen beauftragt worden, ihn der Achtung und Hochschätzung Friedrichs zu versichern. Kurz vor seiner Gefangennehmung habe ihm der König in vertraulichem Gespräche sein ganzes Herz ausgeschüttet. Aufrichtigst wünsche er, habe ihm Friedrich gesagt, den Greueln des Krieges durch einen baldigen Frieden ein Ende zu machen, denselben unter billigen, für beide Theile anständigen Bedingungen abzuschließen und sich mit der Kaiserin völlig zu versöhnen. Wäre er gewiß, daß Maria Theresia

von der gleichen Anschauung beseelt sei, so würde ihr der König annehmbare Vorschläge machen.

Freilich setzte Schwerin hinzu, zu dieser letzteren Mittheilung sei er durchaus nicht förmlich beauftragt. Aber die Worte Schwerins und sein ganzes Benehmen ließen wenigstens vermuthen, daß er auf Antrieb des Königs so vorgehe. Gleichwohl beschränkte sich Kaunitz ihm gegenüber auf die Erklärung, daß wenn er selbst behaupte, zu seinen Mittheilungen von dem Könige von Preußen nicht beauftragt zu sein, man ihm natürlich auch keine Antwort zu ertheilen vermöge. Man könne ihn aber versichern, daß die Kaiserin durchaus keinem unversöhnlichen Hasse Raum gebe, und daß sie von nichts weniger als von einem billigen, dauerhaften und den Umständen angemessenen Frieden entfernt sei, wenn nur von dem Könige annehmbare Friedensvorschläge gemacht und sie von ihren Alliirten gebilligt würden.

Schwerin sprach nun den dringenden Wunsch aus, gegen den in preußischer Gefangenschaft befindlichen Obersten Fürsten von Lobkowitz ausgewechselt zu werden. Ohne Zweifel würde der Letztere die Erlaubniß erhalten, vor seiner Rückkehr nach Oesterreich sich dem Könige vorzustellen. Dieser Anlaß könnte benützt werden, die Friedensbedingungen in eingehenderer Weise zur Sprache zu bringen. Für sich selbst erneuerte Schwerin die Bitte, vor seiner Abreise eine Audienz bei der Kaiserin zu erhalten.

Von der Besorgniß durchdrungen, ein solcher Schritt könnte das Mißtrauen ihrer Verbündeten erwecken und sie dem Verdachte aussetzen, als suche sie die Anknüpfung einer geheimen Verbindung mit Friedrich, lehnte Maria Theresia Schwerins Bitte ab und gewährte ihm keine Audienz. Um sich jedoch auch wieder nicht allzu feindselig wider ihn zu verhalten, ließ sie sich ihn im Vorübergehen durch den General von Engelshofen vorstellen und richtete einige verbindliche Worte an ihn.

Kaunitz war von der Ueberzeugung durchdrungen, Schwerin würde sich ohne des Königs Befehl oder wenigstens ohne sein Vorwissen niemals soweit vorgewagt haben. Doch war er im Zweifel

darüber, ob die Friedensanträge ernstlich gemeint oder ob sie nur ein Fallstrick für den Wiener Hof und darauf berechnet seien, denselben mit seinen Verbündeten zu entzweien. Das Letztere hielt er jedoch für das Wahrscheinlichere und den ganzen Vorfall für wichtig genug, um ihn der französischen Regierung allsogleich mitzutheilen. Man hoffte darauf, daß der Hof von Versailles diesen Schritt als einen neuen Beweis der unerschütterlichen Bundestreue Oesterreichs aufnehmen werde [349].

Eine minder günstige Wirkung besorgte man von den Erklärungen, mit denen man die letzten Denkschriften des Herzogs von Choiseul zu beantworten sich beeilte. Denn man konnte es unmöglich vermeiden, jetzt auch Frankreich gegenüber die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten hervorzuheben, welche einer raschen Einigung sämmtlicher Alliirten über die Friedensbedingungen im Wege stünden. Jeder werde vorzugsweise auf seinen eigenen Nutzen bedacht sein und sich sorgfältig hüten, sich durch vorschnelle Erklärungen selbst Nachtheil zuzufügen, die Vortheile aber seinen Verbündeten zuzuschanzen. Eifersucht, Mißverständnisse und Zwietracht würden dadurch zwischen sie gesäet werden und darunter das Bündniß selbst empfindlichen Schaden leiden. Nur auf einem Congresse könnten all die Ansprüche, denen man entgegensehen müsse, abgewogen werden. Auf die baldige Zusammenberufung eines solchen sei daher vor Allem das Augenmerk zu richten [350].

Diese Behauptungen des Staatskanzlers waren so sehr in der Natur der Sache begründet, daß aus denselben unmöglich die Folgerung abgeleitet werden kann, es sei ihm nur um die Verlängerung des Kampfes und nicht um eine Beendigung desselben durch einen auf billige Bedingungen gegründeten Frieden zu thun gewesen. Wie sehr man sich vielmehr schon in Wien mit dem Gedanken an einen solchen befreundet, geht auch aus der Erklärung hervor, die man jetzt neuerdings abgab, daß Maria Theresia auf der ihr durch die Verträge mit Frankreich und Rußland gewährleisteten Wiedereroberung von ganz Schlesien und Glatz keineswegs beharre, sondern sich auch mit einem Theile davon begnüge, wenn noch vor Beginn des

Feldzuges und mit Zustimmung aller Alliirten der Friede zu Stande komme. Und in einem vertraulichen Rescripte an Starhemberg eröffnete ihm der Staatskanzler, die Kaiserin wünsche hauptsächlich aus dem Grunde einen leidlichen Frieden, weil von ihren Bundesgenossen und insbesondere von Rußland noch weniger als früher zu erwarten sei. Ueberdieß befänden sich auch ihre eigenen Hülfsquellen im Zustande völliger Erschöpfung; es wäre unmöglich, länger als höchstens einen Feldzug hindurch die Lasten der Kriegführung zu tragen. Hiezu komme noch, daß selbst die eigene Generalität nur geringe oder gar keine Hoffnung gebe, mit der österreichischen Kriegsmacht allein Entscheidendes bewirken zu können. Aus all diesen Gründen würde man in letzter Linie sich auch mit der Erwerbung von Glatz begnügen und allen Ansprüchen auf Schlesien entsagen [351]). Endlich wurde Starhemberg, jedoch nur zu seiner eigenen Belehrung von dem wesentlichen Inhalte der Betrachtungen des Staatskanzlers über die zehn Deliberationspunkte mit dem Bemerken in Kenntniß gesetzt, daß man bei Eröffnung der baierischen Succession sich werde eifrig bemühen müssen, wenigstens den Landstrich bis an den Inn für Oesterreich zu erwerben [352]).

Ein ganz eigenthümlicher Kampf entspann sich jetzt zwischen Kaunitz und Choiseul über die Frage, ob der Friede, für welchen sich beide erklärten, auf einem allgemeinen Congresse, wie Kaunitz es wünschte, oder auf dem zuerst von Choiseul vorgeschlagenen Wege zu Stande zu bringen sei. Schon am 14. Jänner 1761 ließ derselbe zu Wien eine neue Denkschrift übergeben. Nochmals waren darin die üblen Folgen geschildert, welche die Fortsetzung des Krieges nach sich ziehen müßte. Die Beendigung desselben durch einen Congreß anstreben zu wollen, heiße sie jedoch auf die lange Bank schieben und noch einen Feldzug herbeiführen. Um einem solchen vorzubeugen, schlug Choiseul den Abschluß eines Waffenstillstandes für unbestimmte Zeit vor. Während desselben sollte die Friedensverhandlung in der Art geführt werden, daß die Alliirten ihre Wünsche und Begehren der französischen Regierung bekanntgäben. In gleicher Weise habe auf Seite der Gegner England für seine Verbündeten einzutreten. Zwischen

England und Frankreich möge dann die eigentliche Friedensverhandlung stattfinden. Als Grundlage derselben wäre anzunehmen, daß Frankreich sich die erlittenen Verluste gefallen lasse und keine Entschädigung begehre. Der König von Polen solle sein Erbland Sachsen und außerdem noch das Herzogthum Cleve [353]) erlangen. Rußland und Oesterreich hätten ihre Eroberungen, daher das erstere die Provinz Preußen, das letztere aber die Grafschaft Glatz zu behalten [354]).

Nicht so sehr an diesen Friedensbedingungen als an der Form mußte man sich stoßen, in welcher nach dem Vorschlage Frankreichs die Verhandlung geführt werden sollte. Unbegreiflich erscheint es, wie Choiseul sich auch nur einen Augenblick mit der Annahme seines abenteuerlichen Antrages zu schmeicheln vermochte. Durch dieselbe hätten zwei Mächte ersten Ranges wie Oesterreich und Rußland sich selbst als mundtodt erklärt und die Besorgung ihrer wichtigsten Angelegenheiten in die Hände Frankreichs gelegt. Eine solche Zumuthung wies Kaunitz zwar ohne Gereiztheit, aber doch mit vollster Bestimmtheit zurück. „Wir haben nicht Ursache", schrieb er an Starhemberg [355]), „ein Geheimniß daraus zu machen, daß Ihre Majestät billiges „Bedenken tragen, Ihr höchstes Ansehen in der Welt Augen dadurch „zu vermindern, daß ungeachtet Sie der hauptkriegführende Theil „gegen Preußen sind, doch das Friedensgeschäft allein von Frankreich „geführt und zu Ende gebracht werden sollte. In den Geschichten ist „kein dergleichen Beispiel zu finden, und wenn der französische Hof „billig gedenken will, so kann er dem hiesigen auf keine Weise ver„argen, daß dieser wie im Kriege so auch im Frieden die gehörige „Rolle spielen und nicht als eine bloß von Frankreich abhängende „Macht angesehen werden will."

Im Auftrage der Kaiserin erklärte daher Kaunitz ausdrücklich, daß dieselbe auf den Vorschlag Frankreichs unmöglich eingehen könne. Um jedoch ihren guten Willen zu zeigen, die Wünsche ihres Alliirten thunlichst zu berücksichtigen, trage sie darauf an, daß den Feinden zugleich mit dem Friedenscongresse ein sechsmonatlicher Waffenstillstand und zwar bis Ende Juli angeboten werde.

Es ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit erwarten, daß Choiseul sich nicht leicht dazu verstehen werde, einen von ihm selbst ausgedachten Vorschlag so rasch wieder fallen zu lassen und sich dem Begehren des Wiener Hofes zu fügen. In dem Bestreben, seinen Plan so viel als möglich aufrecht zu erhalten, modificirte er denselben jetzt dahin, daß zwei Congresse, der eine zu Paris und der andere zu London zusammenberufen und jeder nur von den Mächten beschickt werden sollten, welche im Laufe des Krieges verbündet waren. Diese beiden Congresse hätten mit einander in unmittelbare Verhandlung zu treten[356]; daß die letztere nur durch die Vermittlung Englands und Frankreichs gepflogen werden könne, verstand sich wohl von selbst. Und um den Wiener Hof leichter zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen, ließ Choiseul, noch ehe ihm aus Wien eine Antwort hatte zukommen können, daselbst den Entwurf einer an die Könige von England und Preußen zu richtenden Erklärung überreichen[357]. Ihnen sollte die Auswahl zwischen den beiden Projecten, dem von Wien aus vorgeschlagenen Friedenscongresse und den Anträgen Frankreichs anheimgestellt werden.

Choiseul mußte jedoch bald erfahren, daß der Wiener Hof in einer Frage, in welcher es nach seiner Ueberzeugung um seine Würde und sein Ansehen sich handelte, auch standhaft zu bleiben wußte. Mit aller Entschiedenheit wies Kaunitz den Gedanken zurück, daß man die Gegner zu Schiedsrichtern machen solle über eine Differenz zwischen den Verbündeten selbst. Er beharrte bei dem früheren Begehren, daß die Feinde unter dem Anerbieten eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes zur Beschickung eines allgemeinen Friedenscongresses einzuladen seien. Und er arbeitete gleich selbst die französische Erklärung in diesem Sinne um, so daß darin nicht mehr von alleinigen Verhandlungen zwischen Frankreich und England, sondern nur mehr von der Zusammenberufung eines allgemeinen Congresses, der etwa in Augsburg tagen könnte, und von dem Abschlusse eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes die Rede war.

Noch konnte diese Erklärung des Staatskanzlers nicht nach Paris gelangt sein, als der französische Botschafter am Wiener Hofe, Graf Choiseul, von dorther neue Instructionen erhielt. Hinsichtlich beider

Hauptpunkte, sowohl der Beseitigung der alleinigen Verhandlung zwischen Frankreich und England als der Beschränkung des Waffenstillstandes auf die Dauer von sechs Monaten wurde nochmals bittere Beschwerde erhoben. Man würde vielleicht einer längeren Frist bedürfen als dieser, um die Nachricht von dem Waffenstillstande nach jenen überseeischen Ländern gelangen zu lassen, wo Frankreich auf die Beendigung der Feindseligkeiten vielleicht den höheren Werth legen müßte.

Kaunitz entgegnete hierauf, daß wenn der Waffenstillstand als ein ganz unbeschränkter, an keine bestimmte Frist gebundener abgeschlossen würde, die Verbündeten und insbesondere Rußland die Vorbereitungen zum Kriege völlig vernachlässigen, die Feinde aber hieraus den größten Vortheil ziehen würden. Und so sehr auch der Staatskanzler gegen die Repräsentanten fremder Mächte auf seiner Hut zu sein pflegte, so ließ er sich doch jetzt manches bittere Wort über den Herzog von Choiseul entschlüpfen. Er hätte wenigstens, so ließ Kaunitz sich verlauten, bei dieser wichtigen Gelegenheit nicht gar so viel Herrschbegierde an den Tag legen sollen. Schon jetzt, wo er das Heft noch nicht ganz in Händen habe, wolle er Gesetze vorschreiben; man müßte daher mit Blindheit geschlagen sein, wenn man die eigentliche Absicht, die seinen Vorschlägen zu Grunde liege, nicht deutlich erkennen würde.

Um jedoch in der Hauptsache um so fester auf dem einmal gefaßten Entschlusse beharren zu können, gab man in Wien hinsichtlich des minder wichtigen Punktes nach und erklärte sich bereit, auch auf einen Waffenstillstand einzugehen, dessen Dauer nicht schon jetzt näher bestimmt würde. Aber freilich meinte gleichzeitig Kaunitz, am besten wäre es, wenn man vor der Hand den Waffenstillstand gar nicht erwähnte und die nähere Bestimmung hierüber dem Congresse überließe [358]).

In diesen Verhandlungen zeigte es sich wieder recht deutlich, welch überwiegenden Einfluß auf die Geschäfte Choiseul seinen persönlichen Empfindungen gestattete. In der Sache selbst war er durch Starhembergs ruhige und leidenschaftslose Vorstellungen schon so

ziemlich zur Nachgiebigkeit vermocht worden. Freilich behauptete er noch fortwährend, sein Plan wäre der beste und für die Betheiligten weitaus ersprießlichste gewesen. Aber er erklärte doch von demselben aus Rücksicht auf den Wiener Hof abstehen und sich dem Antrage auf Zusammenberufung eines allgemeinen Congresses fügen zu wollen, wenn er gleich die Verantwortlichkeit für die voraussichtlich schädlichen Folgen eines solchen Schrittes von sich ablehnen müsse. Ja er zeigte sich schließlich geneigt, die Declaration zu unterzeichnen, wie sie von Kaunitz selbst umgearbeitet worden war [359]). Als aber der Bericht des Grafen Choiseul über dessen letzte Unterredungen mit dem Staatskanzler eintraf, als er die scharfen Aeußerungen erfuhr, mit denen Kaunitz sein Betragen so bitter getadelt hatte, da gab sich der Herzog von Choiseul der ganzen Heftigkeit seines Wesens wieder einmal mit vollster Zügellosigkeit hin.

Er habe, meldete Starhemberg nach Wien, in seiner anderthalbstündigen Unterredung mit Choiseul einen ärgeren Sturm als je aushalten müssen. Unbeschreiblich sei es, fügt Starhemberg hinzu, welch „übermenschliche Geduld erfordert werde, um die ganz unbegreifliche „Ausgelassenheit dieses so außerordentlichen Mannes zu ertragen". Insbesondere war es der von Kaunitz erhobene Vorwurf, Choiseul wolle Alles beherrschen, über welchen derselbe nach Starhembergs Zeugniß die „gröbsten und unanständigsten Beschwerden" erhob. Aber Starhemberg wahrte nur um so unerschütterlicher seine Ruhe; er gewann dadurch einen so großen Vortheil über Choiseul, daß derselbe, wie dieß in derlei Fällen fast immer geschieht, die in der Form begangenen Ausschreitungen durch größere Nachgiebigkeit in der Sache, auf die es doch ankam, wieder gut machen mußte. Er ließ sich schließlich herbei, die früher von ihm aufgestellte und mit so großer Heftigkeit vertheidigte Alternative fallen zu lassen und dem österreichischen Vorschlage beizustimmen, demzufolge man sich darauf zu beschränken habe, auf die Einberufung eines Congresses nach Augsburg oder nach einer anderen deutschen Stadt anzutragen. Und was den Waffenstillstand anging, so stellte Choiseul es Kaunitz anheim, ob man sich den Feinden gegenüber nach dem Vorschlage Frankreichs erklären, ob man

den Waffenstillstand auf ein ganzes Jahr abschließen oder ob man ihn völlig mit Stillschweigen übergehen solle [360]).

Vielleicht mehr noch als Starhemberg selbst fühlte der Wiener Hof sich durch Choiseuls beleidigendes Verfahren gegen den Repräsentanten Oesterreichs verletzt. Der lebhafte Unmuth, welchen die Kaiserin hierüber empfand, wurde durch Starhembergs fortgesetzte Meldungen noch gesteigert, daß Choiseuls Benehmen von Tag zu Tag unleidlicher werde. Sie bedauere den König von Frankreich, äußerte sich Maria Theresia gegen Kaunitz, daß sich seine Interessen in so schlechten Händen befänden [361]). Der Staatskanzler aber drohte an dem Botschafter Frankreichs zu Wien, dem Grafen Choiseul Repressalien üben zu wollen. Und nun war es Starhemberg selbst, der zur Nachsicht, zur Geduld und Langmuth rieth. Legte er doch den höchsten Werth darauf, die Zufriedenheit seiner eigenen Regierung, seiner eigenen Monarchin zu verdienen. Erst vor ganz kurzer Zeit hatte ihm Maria Theresia aus persönlicher Initiative [362]) ein Zeichen ihrer Anerkennung gegeben, indem sie ihm trotz der argen Geldbedrängniß, in der sie sich befand, ja dieselbe ihrer Gewohnheit nach wohl allzu wenig beachtend, fünftausend Dukaten zum Geschenk machte. Gestählt und erhoben durch die Huld seiner Kaiserin, setzte Starhemberg Choiseuls unbändigem Wesen eine nur noch unerschütterlichere Ruhe entgegen. Seiner Meinung nach standen allzu wichtige Dinge auf dem Spiele, um einer unzeitigen Empfindlichkeit Raum geben zu dürfen.

Um so vernünftiger war dieß Verfahren Starhembergs, als allmälig auch die zustimmenden Erklärungen der übrigen verbündeten Höfe, zuerst von Stockholm, dann von Warschau und endlich auch von St. Petersburg eintrafen. Es war nicht zu verwundern, daß Rußland von einer Vertretung seiner Interessen durch Frankreich gleichfalls nichts hören, sondern nur dem Antrage auf Einberufung eines Congresses seine Zustimmung geben wollte. Aber ganz ohne Einfluß auf diese Entschlüsse der russischen Regierung war der Wiener Hof doch nicht geblieben. Von allen Anträgen Choiseuls gab Kaunitz nach St. Petersburg Kunde, und durch Esterházy's Vermittlung suchte man

die Zustimmung Rußlands zu den Erklärungen zu erlangen, mit denen man in Wien die Vorschläge Frankreichs beantworten zu müssen glaubte [363]).

Nicht über den Sinn dieser Erklärungen Oesterreichs, sondern darüber war man in St. Petersburg in hohem Grade empfindlich, daß die Verhandlungen zwischen Wien und Versailles so weit schon vorgeschritten waren, ohne daß man die vorläufige Zustimmung Rußlands abgewartet hatte. Selbst unter den günstigsten Bedingungen werde man sich, erklärte jetzt Rußland, nie einen Frieden gefallen lassen, an dessen Zustandebringung man nicht selbst mitgewirkt habe; eher wolle man ein besonderes Abkommen treffen mit dem Könige von Preußen [364]). Gleichwohl konnte man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Auseinandersetzungen des österreichischen Staatskanzlers in der That nur wohlbegründete seien. So überzeugend wirkten sie auf das russische Cabinet, daß es sich gleichsam unwillkürlich mit denselben Ideen durchdrang. Die aus St. Petersburg in Versailles einlangenden Schriftstücke machten dort nicht der Form, wohl aber dem Gedankengange nach den Eindruck, als ob sie von Kaunitz dictirt worden wären [365]).

Nach dem Eintreffen der Erklärungen Rußlands, welche der Wiener Hof mit äußerster Befriedigung aufnahm [366]), hätte man meinen sollen, daß der gemeinschaftlichen Ausfertigung der an die Feinde zu richtenden Declaration nun nichts mehr im Wege stehe. Aber Choiseul kam jetzt neuerdings auf sein früheres Begehren zurück, daß in dieselbe auch das Anerbieten eines Waffenstillstandes aufgenommen werde; wenigstens England gegenüber bedürfe Frankreich eines solchen. Starhemberg gab endlich unter der Bedingung nach, daß auch die Gesandten der übrigen verbündeten Mächte dagegen keine Einwendung erheben würden. Und außerdem müßten sowohl England als die anderen Alliirten des Königs von Preußen sich verpflichten, demselben während des Waffenstillstandes keinen wie immer gearteten Beistand zu leisten.

Seinem Hofe gegenüber machte Starhemberg kein Geheimniß daraus, daß er nicht nur vorhergesehen, sondern im Stillen sogar darauf hingearbeitet habe, daß von Seite der Gesandten der verbündeten Mächte und insbesondere Schwedens gegen den beantragten Waffenstillstand eine sehr lebhafte Einsprache werde erhoben werden. So geschah es auch in der That. Nicht nur der schwedische Gesandte Baron Scheffer, sondern auch der russische Botschafter Fürst Demetrius Galitzin erklärten sich mit Bestimmtheit dagegen. Starhemberg benützte ihren Widerstand, um Choiseul zu völliger Nachgiebigkeit zu bewegen. Nur für den Fall daß England zuerst den Waffenstillstand in Anregung bringe, werde er antworten, daß Frankreich dagegen keine Einwendung erhebe. Nun erst erfolgte die Ausfertigung der Declarationen; dem russischen Gesandten in London, Fürsten Alexander Galitzin wurden sie zur Weiterbeförderung an die britische Regierung übersendet. Die letztere möge, so wurde ausdrücklich begehrt, sie dem Könige von Preußen mittheilen [367]). Gleichzeitig schrieb Choiseul an Pitt und legte ihm eine Denkschrift vor, in welcher die Bedingungen angedeutet waren, auf deren Grundlage der Friede zwischen England und Frankreich zu Stande gebracht werden könnte [368]).

Man brauchte in Frankreich nicht lange zu warten auf eine Mittheilung aus London. Schon in den ersten Tagen des April konnte Fürst Galitzin die gleichlautenden Gegenerklärungen Englands und Preußens übersenden. Die ersteren waren von Lord Bute, die letzteren von den beiden Repräsentanten Preußens in England, Baron Knyphausen und Michell unterzeichnet. Der Berufung eines Congresses nach Augsburg wurde darin bereitwillig zugestimmt und das Versprechen gegeben, die dorthin abzusendenden Bevollmächtigten allsogleich zu ernennen.

Die letztere Frage war auch zwischen Choiseul und Starhemberg schon vielfach erörtert worden. Die französische Regierung beabsichtigte ihren Botschafter in Wien, den Grafen Choiseul mit ihrer Vertretung in Augsburg zu betrauen. Der Kaiserhof aber, der natürlich vorerst an Starhemberg gedacht hatte, wollte denselben nicht für längere Zeit aus Frankreich entfernen, wo dessen Anwesenheit zu

befriedigender Fortführung der so schwierigen Verhandlungen mit dem Herzoge von Choiseul wo möglich noch nöthiger zu sein schien. Mit Starhembergs Vorwissen und Zustimmung beschloß man den kurböhmischen Gesandten zu Regensburg, Grafen Seilern, von dort nach dem ohnedieß nicht weit davon entfernten Augsburg als österreichischen Friedensbevollmächtigten abgehen zu lassen.

Aber trotz der zustimmenden Antworten aus London schien doch das wirkliche Zusammentreten des Congresses noch in ziemlich weite Ferne gerückt. Eigenthümlicher Weise zeigte sich gerade Choiseul, der so ungestüm den Frieden verlangt hatte, jetzt lässiger als je in den Vorbereitungen hiezu. Noch ehe die Antwort aus London eingetroffen war, hatte er behauptet, daß gar nichts dränge zum Abschlusse des Friedens. Und jetzt verstimmte es ihn sehr, daß seine abgesonderte Mittheilung nach England von dorther keiner Antwort gewürdigt zu werden schien und Galitzin berichtete, Pitt habe nur geringes Entgegenkommen bewiesen. Gleichwohl traf binnen wenig Tagen Pitts Erklärung ein, durch welche die Vorschläge Frankreichs als Grundlage fernerer Verhandlungen über den Frieden mit England acceptirt wurden [369].

Noch ehe Choiseul diese Mittheilung aus London erhielt, hatte er sich mit den zu Paris anwesenden Gesandten der verbündeten Mächte verständigt, einstweilen den Zeitraum vom 1. bis zum 15. Juli als die Frist zu bestimmen, binnen welcher zu Augsburg die Friedensconferenzen eröffnet werden sollten. Aber gleichzeitig erging auch an die commandirenden Generale auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen die dringende Aufforderung, die Operationen baldigst zu eröffnen und nachdrücklichst fortzusetzen [370].

Elftes Capitel.

Die Erstürmung von Schweidnitz.

Nach alledem was im vergangenen Feldzuge geschehen, mag es überraschend erscheinen, daß der Oberbefehl über das kaiserliche Hauptheer jetzt doch wieder in Dauns Hände gelegt wurde. Aber für den Wiener Hof war es in der That nicht leicht, zu einem anderen Entschlusse zu gelangen. Jetzt ist man freilich rasch mit dem Tadel bei der Hand, daß nicht Laudon, welcher trotz seiner Niederlage bei Liegnitz als der tüchtigste und der glücklichste unter den österreichischen Generalen galt, den Oberbefehl erhielt. Bei ernster Ueberlegung vermag man jedoch die schwer zu überwindenden Hindernisse nicht zu verkennen, welche einer solchen Verfügung entgegenstanden. Daß man Laudons ganz ungewöhnlichen Verdiensten auch die ihnen entsprechende, gewiß ebenfalls ungewöhnliche Belohnung nicht vorenthielt, wird schon durch den Umstand bewiesen, daß er in den drei Jahren von 1756 bis 1759 vom Oberstlieutenant zum Feldzeugmeister befördert wurde. Aber in der letzteren Charge war er noch immer dem Dienstrange nach der Jüngste. Die ihm in dieser Reihenfolge vorangingen, und unter ihnen befanden sich wenn gleich keine Feldherren erster Größe, doch gewiß hochverdiente Männer, wären durch Laudons Ernennung zum Obercommandanten empfindlich verletzt, ja vielleicht von fernerer Dienstleistung abgeschreckt worden. Kam es doch jetzt schon vor, daß einer der ausgezeichnetsten Generale des kaiserlichen Heeres, der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Beck seinen Abschied zu nehmen sich anschickte. Denn er erklärte es für unvereinbar mit seiner mili-

tärischen Ehre, unter Lacy oder Laudon zu dienen, deren Vordermann er so lange Zeit hindurch gewesen war[371]). Auch O'Donell versicherte unter Niemand als unter Daun oder dem Prinzen Karl von Lothringen noch länger fortdienen zu wollen. Doch muß zugegeben werden, daß wenn er gleich die Geringschätzung keineswegs verdiente, mit der man es liebt ihn gegenwärtig zu beurtheilen, man sich doch über sein Ausscheiden aus der Armee vielleicht noch hätte hinwegsetzen können. Aber Lacy durfte man von dem Heere schlechterdings nicht scheiden lassen, und es war doch keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß er bei demselben, wenn es unter Laudons Befehle gestellt würde, nicht länger ausharren werde. Gab es doch viele und keineswegs vorurtheilsvolle Beurtheiler, welche seinen militärischen Eigenschaften vor denjenigen Laudons den Vorzug gaben. So wie der letztere unübertroffen dastand, wenn es auf Muth, Entschlossenheit und kühnen Unternehmungsgeist ankam, so war ihm doch wieder Lacy an berechnender Vorsicht, an kaltblütigem Ueberblick, an militärischen Kenntnissen überhaupt ziemlich weit überlegen. Freilich konnte man nicht mit Unrecht sagen, daß bei einem Offensivkriege, bei welchem es hauptsächlich darauf ankam, den Gegner in entscheidenden Schlachten zu schlagen und Eroberungen zu machen, gerade Laudons kriegerische Eigenschaften vor Allem am Platze gewesen wären. Aber man durfte sich doch auch wieder nicht verhehlen, daß man bei ihm eher als bei Daun oder Lacy Gefahr lief, Alles auf eine Karte gesetzt und daher vielleicht Alles gewonnen, vielleicht aber auch Alles verloren zu sehen.

Sehr verschieden waren die Combinationen, mit denen man den Winter hindurch über die Verleihung des Obercommando's sich trug. Eine Zeit lang hieß es, Fürst Wenzel Liechtenstein werde dasselbe erhalten und Serbelloni ihm als vornehmster Rathgeber an die Seite gesetzt werden. Die Klagen, welche hierüber laut wurden[372]), gewannen an Lebhaftigkeit als man erfuhr, die Kaiserin denke an die Wiederberufung ihres Schwagers, des Prinzen Karl von Lothringen, und beabsichtige ihm einen bewährten General, etwa Laudon oder Nadasdy beizugeben. Endlich aber erlangte die Ueberzeugung die Oberhand, es sei am besten, Daun neuerdings an die Spitze des

Heeres zu stellen. Seinem lebhaften Wunsche, dieser schweren Bürde für die Zukunft enthoben zu sein, aus treuer Anhänglichkeit an die Kaiserin entsagend [373], fügte sich Daun auch dießmal wieder ihrem Willen. Doch soll es nur unter der ausdrücklichen Bedingung geschehen sein, daß man von ihm keine Eroberungen verlange [374]).

Der Operationsplan, welchen Daun der Kaiserin vorlegte, stimmt damit auch so ziemlich überein. Die große Armee sollte neuerdings in Sachsen agiren und etwa zu Anfang des Monates April daselbst in der Weise aufgestellt werden, daß der rechte Flügel auf dem rechten Ufer der Elbe bei Boxdorf, das Centrum mit der Reserve bei Plauen und der linke Flügel bei Dippoldiswalde sich befänden. Diese Armee habe vorerst die feindlichen Bewegungen und dasjenige abzuwarten, was die Umstände etwa an die Hand geben würden; doch müsse sie von dem in Schlesien befindlichen Corps noch durch fünf Infanterie- und drei Cavallerie-Regimenter verstärkt werden. In Schlesien, das heißt eigentlich in der Grafschaft Glatz würden noch immer gegen zwanzigtausend Mann zurückbleiben, welche Laudon zu befehligen hätte. Mit den bei Neustadt zur Beobachtung von Neisse und Cosel, bei Trautenau aber zur Observirung der Landshuter Gegend aufzustellenden Truppenabtheilungen würde die Stärke dieses Armeecorps sich immerhin gegen dreißigtausend Mann belaufen, zahlreich genug um sich defensiv zu behaupten und Böhmen und Mähren gegen feindlichen Einbruch zu schützen [375]).

In Sachsen abwarten, was der Feind unternehmen wolle, in Schlesien aber sich vertheidigungsweise verhalten, darin bestand, wie man sieht, der ganze Kern der Vorschläge Dauns. Nur wenig entsprachen sie dem Zwecke, welchen man bei der Fortsetzung des Krieges im Auge hatte, und darum konnten sie auf den Kaiserhof keinen befriedigenden Eindruck hervorbringen. Schon daß Daun die Armee erst Anfangs April näher zusammenziehen wolle, erfüllte mit der gewiß nicht unbegründeten Besorgniß, der rasche und thatkräftige König von Preußen werde ihm auch dießmal wieder zuvorkommen. Auch hätte man gewünscht, daß Daun sich nicht bloß abwartend verhalte, sondern durch irgend eine Offensivbewegung, etwa gegen Freiberg den Macht-

bereich der österreichischen Waffen auszudehnen sich bemühe. In beiden Beziehungen meinte man jedoch dem Obercommandanten den entscheidenden Entschluß anheimgeben zu sollen.

Ganz anders stellte man sich aber zu dem Begehren Dauns, seine Streitmacht durch ansehnliche Zuzüge von Laudons Armeecorps zu verstärken und daher das letztere um eben so viele Truppen zu schwächen. Sehr lebhaft war die Einsprache, welche Laudon dagegen erhob. Er stellte vor, daß seine Streitkraft dann der Zahl nach beträchtlich hinter derjenigen des in Schlesien befindlichen preußischen Generallieutenants von Goltz zurückstünde, der sich jeden Augenblick nach Belieben noch aus den Festungen zu verstärken im Stande sei. Wie leicht könnte eine solche Schwächung des österreichischen Armeecorps in Schlesien den König auf den Gedanken bringen, hier angriffsweise vorzugehen, plötzlich mit überlegener Heeresmacht in die Grafschaft Glatz einzufallen und die dortige Festung wieder zu erobern? Liege ihm ja doch Alles daran, in dem Augenblicke, in welchem man ernstlicher als je von Friedensverhandlungen spreche, Glatz neuerdings in seine Gewalt zu bekommen. Statt ihm hierauf Aussichten zu eröffnen, möge man sich vielmehr bemühen, die Preußen aus der gebirgigen Gegend um Landshut wieder zu vertreiben. Dadurch würde nicht nur Glatz, sondern auch Böhmen ausgiebiger geschützt und die unmittelbare Verbindung zwischen den österreichischen Streitkräften in Schlesien und dem Hauptheere in Sachsen wieder hergestellt werden.

Laudon schloß diese an Daun gerichtete Vorstellung mit der Versicherung, sie gehe keineswegs aus der „eitlen Ambition" hervor, Armeen zu commandiren. Er sei vielmehr freudig bereit, jeden Augenblick das Commando niederzulegen und dort zu dienen, wo die Kaiserin es befehle [376]).

Wie immer so fand auch jetzt wieder die Vorstellung Laudons an dem Staatskanzler einen kräftigen Unterstützer. Da Daun vor der Hand ohnedieß nicht an Offensivoperationen denke, dürfte sein Heer auch ohne den Zuzug aus Schlesien stark genug sein, die vortheilhaften Positionen zu behaupten, die es jetzt inne habe. Die Besorgniß

für Glatz sei in der That nicht ungegründet und ein Anschlag des Königs von Preußen auf diese Festung immerhin möglich. In politischer Beziehung aber müsse der Kaiserin an der Behauptung von Glatz sogar mehr als an derjenigen Sachsens gelegen sein. Und endlich würden selbst die Unternehmungen Dauns in Sachsen wesentlich erleichtert werden, wenn der König von Preußen ausreichende Ursache habe, in Bezug auf Schlesien nicht ganz außer aller Sorge zu stehen.

Kaunitz trug daher darauf an, daß die acht Regimenter, um die es sich handelte, von Laudons Armeecorps in keinem Falle weiter als höchstens bis Trautenau hinweggezogen würden, wo sie noch immer zu Laudons Verfügung stünden. Und überhaupt sei der Letztere zwar an Dauns Obercommando anzuweisen, er müsse jedoch freie Hand behalten, das ihm anvertraute Armeecorps in Bewegung zu setzen und zu gebrauchen, wie er selbst es für gut finde.

Die Vorschläge des Staatskanzlers wurden in der Conferenz vom 28. Februar, welcher außer dem Kaiser und der Kaiserin auch noch Prinz Karl von Lothringen, Fürst Wenzel Liechtenstein und die Grafen Ulfeld, Colloredo, Khevenhüller, Batthyány, Kaunitz und Neipperg beiwohnten, einstimmig genehmigt [377]). Und die Kaiserin selbst theilte Laudon die gefaßten Beschlüsse eigenhändig mit folgenden Worten mit:

„folget hier der extract aus dem conferentz protocol wegen „deren künfftigen operationen, deme vor jetzo nichts anders beyzu„rucken, als daß er zwar in der hauptsache an dem feldmarschall an„gewisen, doch nicht also das er umb alle Kleinigkeiten sich anfragen „solte oder gutte gelegenheiten, dem feind was anbringen zu können „oder ein oder anders vorzunehmen, nicht allsogleich ohne ruckfrage „unternehmen könne und solle, sonsten aber in allen die harmonie und „Verständnus in allen mit der grossen armée zu unterhalten. wegen „der correspondentz bleibt es wie vor einen jahr und wie ihme das „mehrere mündlich gemeldet.“ Und nachdem sie einige minder wichtige Anfragen Laudons beantwortet, fügte die Kaiserin noch hinzu: „in

„übrigen verlasse mich auf seinen diensteyffer und recomendire ihme „besonders seine eygene person wohl mir zu conservirn“ [378]).

Mit diesen nur sehr nothdürftigen Instructionen an Daun und an Laudon waren selbstverständlich die verschiedenen Abmachungen, welche noch vor Beginn des Feldzuges über die vorzunehmenden Operationen festgestellt werden mußten, bei weitem nicht beendigt. Die wichtigsten dieser Verabredungen waren ohne Zweifel auch jetzt wieder diejenigen, welche mit Rußland getroffen werden mußten. Das nur allzu berechtigte Mißtrauen gegen die russische Kriegführung war durch die Nachrichten, welche man den Winter hindurch aus Buturlins Hauptquartier erhielt, wenigstens einiger Maßen beschwichtigt worden. Freilich waren sie nicht dazu angethan, eine günstigere Meinung von Buturlins Feldherrntalenten zu erwecken, als man bisher gehegt hatte. Und es erregte Besorgniß, daß Fermor noch immer nicht von dem Heere entfernt, sondern nach wie vor im Hauptquartiere anwesend war. Aber die Verfügungen Buturlins waren doch wenigstens der Art, daß sie den guten Willen des Feldmarschalls, den Krieg mit größerem Nachdrucke zu führen als bisher und wo möglich Entscheidendes zu vollbringen, in günstiges Licht stellten [379]).

Dießmal waren es die beiden Höfe selbst, welche nur äußerst schwer zu feststehenden Entschlüssen und zu gegenseitiger Mittheilung derselben gelangten. Man habe noch keinen förmlichen Operationsplan einsenden können, schrieb am 13. März 1761 Kaunitz an Esterházy, weil die österreichischen Streitkräfte auf allen Punkten den Feind vor sich hätten und sich nur nach dessen Bewegungen und nach den Operationen der Bundesgenossen zu richten vermöchten. „Denn so „lang wir“, fährt Kaunitz fort, „allein die ganze feindliche Macht zu „bekämpfen haben, und ihr in Sachsen die vortheilhaftesten Stellungen, „in Schlesien aber die Festungen zu Statten kommen, ist leicht zu „ermessen, daß ohne anderwärtige Diversion nichts wesentliches zu be- „wirken und es ganz zur Unzeit, ja höchst schädlich sei, allzuviel zu „wagen. Sobald sich aber der Feind auf der einen oder der anderen „Seite schwächen muß oder eine vortheilhafte Gelegenheit an die Hand „gibt, so werden die Armeen in Sachsen und in Schlesien mit allem

„Nachdruck zu Werke gehen und die Gelegenheit zu entscheidenden „Unternehmungen nicht aus der Hand lassen, bei welchen Umständen „Alles darauf ankömmt, daß die russische Armee baldmöglichst zu „wesentlichen Operationen schreite."

In ähnlichem Sinne lautete die Depesche, welche Kaunitz zwei Wochen später an Starhemberg ergehen ließ. Gewiß sei es, so heißt es darin, daß für die beiden Kaiserhöfe und für die gemeinsame Sache nichts günstiger wäre, als wenn zwar mit den Friedensverhandlungen der Anfang gemacht, der Krieg jedoch noch diesen Feldzug hindurch mit allem Nachdrucke fortgesetzt und so zu sagen der letzte Versuch gewagt werde, den großen Endzweck zu erreichen, der in der Sicherstellung des künftigen Ruhestandes und der gemeinsamen Wohlfahrt bestehe. Denn wie leicht wäre es möglich einen einzigen glücklichen Streich auszuführen und indem man sich der Ueberlegenheit der eigenen Streitkräfte zweckmäßig bediene, den Feind für immer zu demüthigen. Hiezu werde jedoch ein gleichmäßiger Eifer und die pünktliche Durchführung der verabredeten Operationen erfordert [380]).

Ueber die letzteren sich deutlich zu äußern, wurde jedoch von russischer Seite noch immer vermieden. Vielleicht war es die von Esterházy lebhaft bestrittene Beschuldigung, daß Woronzow durch Bestechung für den Frieden gewonnen sei und insgeheim der nachdrücklichen Fortführung des Krieges entgegen arbeite, vielleicht auch die zunehmende Apathie der Kaiserin Elisabeth, deren Gesundheit immer hinfälliger und welche in Folge-dessen immer unzugänglicher wurde [381]); gewiß ist nur, daß man erst gegen Ende des April von russischer Seite zu definitiven Entschlüssen gelangte. Sie bestanden im wesentlichen darin, daß ein russisches Armeecorps in Pommern einrücken und mit Hülfe der Flotte sich Colbergs bemächtigen, das russische Hauptheer aber in einer Stärke von siebzigtausend Mann sich zu Posen versammeln und von da nach Schlesien, und zwar in der Richtung auf Breslau vordringen werde. In Schlesien wolle sie sich mit Laudon vereinigen, von dem man erwarte, daß er wenigstens fünfzigtausend Mann zu befehligen habe. Um hier die entscheidenden Schläge führen zu können, müsse Daun auf alle Weise bestrebt sein,

den König von Preußen in Sachsen festzuhalten. Sollte ihm dieß nicht gelingen, so habe er demselben auf dem Fuße zu folgen [382]).

In Wien wurde man durch diese Mittheilung der russischen Regierung, man kann wohl sagen, freudig überrascht. Denn aus den Andeutungen, welche man den Winter hindurch aus St. Petersburg erhalten, hatte man entnehmen zu sollen geglaubt, daß man von russischer Seite nichts anderes beabsichtige als neuerdings Colberg zu belagern, nach Eroberung dieser Festung daselbst ein Hauptmagazin anzulegen, dann an die untere Oder vorzugehen und durch die Belagerung irgend einer Festung, etwa von Stettin oder Cüstrin dem Feinde eine Diversion zu verursachen. Man hätte sich in Wien auch in diesen Operationsplan gefügt, denn mit Recht war man hier der Ansicht, daß es nicht so sehr auf die Gegend, in welcher, als auf den Nachdruck ankomme, mit dem die Operationen ins Werk gesetzt würden. Aber darum täuschte man sich doch nicht über den viel höheren Werth, welchen es für Oesterreich haben mußte, wenn die Unternehmungen des russischen Heeres hauptsächlich gegen Schlesien als den eigentlichen Kernpunkt der ganzen Kriegführung sich richteten. Dort einen beträchtlicheren Gebietstheil als bisher in die Hand zu bekommen, mußte auch für das Ergebniß der Friedensverhandlungen von höchster Wichtigkeit sein. Man beeilte sich daher, der russischen Regierung die vollste Zustimmung Oesterreichs zu dem Operationsplane kundzugeben [383]), der ja im wesentlichen fast vollständig dem Projecte entsprach, welches bei Beginn des verflossenen Feldzuges von österreichischer Seite aufgestellt worden. Und noch an dem Tage, an welchem der russische Operationsplan in Wien eingetroffen war, ergingen die geeigneten Befehle zur Ausführung desselben an Daun und an Laudon. Beide befanden sich schon seit der zweiten Hälfte des März auf dem Kriegsschauplatze, der Erstere in Sachsen, der Letztere aber in der Grafschaft Glatz. Daun gegenüber konnte man sich darauf beschränken, ihm neuerdings den Befehl einzuschärfen, den König von Preußen in Sachsen festzuhalten, wenn dieß jedoch ganz unthunlich erscheine, ihm nach Schlesien zu folgen und ihn auf dem Marsche dorthin zu beunruhigen. Aber gleichzeitig mußte man auch die dem Feldmarschall

nicht sehr willkommene Ergänzung hinzufügen, er habe Laudons Armeecorps bis auf die von der russischen Regierung verlangte Gesammtzahl von fünfzigtausend Mann schleunigst zu verstärken [384]).

Sobald dieß wirklich geschah, waren auch alle Begehren der russischen Regierung schon thatsächlich erfüllt. Denn der von ihr selbst als der Mann ihres besonderen Vertrauens bezeichnete General befand sich schon an der Spitze eines abgesonderten Armeecorps an der schlesischen Grenze. Und wie Maria Theresia es immer vermieden hatte, dem freien Ermessen ihrer Heerführer durch allzu umständliche Verhaltungsbefehle enge Grenzen zu ziehen, so war dieß auch jetzt nicht geschehen, sondern dasjenige, was sie in Vollzug setzen wollten, ihrer eigenen Beurtheilung anheimgestellt worden. Dennoch hielt man es für zweckmäßig, Laudon noch insbesondere zu ermächtigen, selbstständig dasjenige zu unternehmen und durchzuführen, was ihm als das Beste erscheine. Daher möge er auch mit Buturlin ohne weitere Rückfrage Alles gemeinschaftlich verabreden, veranstalten und ins Werk setzen, was er zur Durchführung des von russischer Seite entworfenen Operationsplanes nur immer als nöthig oder dienlich ansehe. „Als welches „Ich", fügte Maria Theresia hinzu, „unter Verpfändung Meines „Wortes zum voraus bestätige und getreulich in Erfüllung zu bringen „ohnermanglen werde" [385]). Nach St. Petersburg aber ließ die Kaiserin mittheilen, daß sie für „den reinen Diensteifer, die Verträglich„keit, die gute Einsicht und den unerschrockenen Muth" des Feldzeugmeisters Laudon wohl gutstehen könne. Es beglücke sie daher, daß er sich ein gleiches Vertrauen bei der russischen Regierung und dem russischen Heere erworben habe. Sie setze dasselbe auch in den Feldmarschall Buturlin, und sei um so mehr „von neuer Hoffnung be„lebt", als es nicht an der ausreichenden Kriegsmacht fehle, um „den „gefährlichen Feind" zu bezwingen, sondern bloß darauf ankommen werde, sich derselben zu gehöriger Zeit und in vollkommenem Einverständniß recht zu bedienen [386]).

Nur zwei Tage später als der russische Operationsplan war die Nachricht in Wien eingetroffen, daß der König von Preußen sich mit ansehnlichen Streitkräften aus Sachsen nach Schlesien begebe. Mit

Recht schloß man daraus, daß ihm die Absichten Rußlands bereits verrathen worden seien. Kaunitz hielt es für seine Pflicht, die russische Regierung hierauf aufmerksam zu machen und sie dringend um bessere Geheimhaltung der Operationsplane zu bitten; der glückliche Feldzug hänge davon ab[387].

Auch in Rußland zeigte man sich darüber äußerst bestürzt; man ahnte damals noch nicht oder gab sich wenigstens den Anschein es nicht zu ahnen, daß sowohl General Tottleben mit den Preußen in verrätherischer Verbindung stand[388], als daß ein hochgestellter russischer Beamter, der Conferenzsecretär Wolkoff in dem Solde des Großfürsten Thronfolgers sich befand und ihm insbesondere die militärischen Plane und Verabredungen der Verbündeten unverzüglich und vollständig mittheilte. Der Großfürst aber gab allsogleich dem gekrönten Heerführer davon Kunde, welcher Rußlands Armeen als deren furchtbarster Feind gegenüberstand[389]. Da war denn in der That das gräßliche Schicksal, das den nachmaligen Zar Peter III. bald nach seiner Thronbesteigung erreichte, nichts als die verdiente Strafe für dessen früher begangenen Vaterlandsverrath.

Durch seinen Marsch nach Schlesien verlegte König Friedrich den Schauplatz der wichtigsten Kriegsereignisse neuerdings dorthin. Die Nothwendigkeit, ihm gegenüber die österreichischen Truppen beträchtlich zu verstärken, wurde dadurch zu einer ganz unwidersprechlichen gemacht. Da jedoch auch eine ansehnliche preußische Streitmacht unter Prinz Heinrich in Sachsen zurückblieb, konnte Daun nicht, wie man anfänglich gemeint hatte, von dort aus dem Könige nach Schlesien folgen. Er behielt daher das Commando über das in Sachsen verbleibende österreichische Heer; aber freilich mußte er sich entschließen, von demselben eine noch größere Truppenzahl, als früher beabsichtigt worden, zu Laudon abzusenden. Es kann nicht gesagt werden, daß Daun sich nicht mit ziemlicher Bereitwilligkeit in diese unabweisliche Forderung gefügt hätte. Allerdings besitzen wir vertrauliche Briefe Laudons an Kaunitz, in welcher sich der Erstere über die „kaltsinnigen und zweideutigen" Antworten beklagt, die er auf seine Berichte und Anfragen von Daun erhalte. Aber bei all seiner

sonstigen Tüchtigkeit kann Laudon von dem Vorwurfe einer allzu weit getriebenen Empfindlichkeit doch nicht vollständig freigesprochen werden. Ueberall erblickte er Feinde und Neider; und wenn auch keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß er deren wirklich besaß, so waren sie doch weder boshaft noch mächtig genug, um ihm die Nachtheile zuzufügen, deren er sich von ihnen versah. Denn wenn auch in den Aeußerungen Dauns, und noch weit mehr in denjenigen Lacy's [390]) nicht geringe Scheelsucht gegen Laudon an den Tag tritt, so ließen sie sich zu einer Durchkreuzung seiner Plane und Unternehmungen darum doch nicht verleiten. Es sind nicht nur die Rescripte vorhanden, durch welche Daun dem Feldzeugmeister den unverzüglichen Abmarsch der von demselben verlangten Streitkräfte ankündigt, sondern wir besitzen auch die Schreiben voll Versicherungen wärmster Erkenntlichkeit, mit welcher Laudon sich bei Daun für diese Verfügungen bedankte [391]).

Nach dem Abmarsche des Königs von Preußen aus Sachsen nach Schlesien hätte man meinen sollen, Daun sei trotz der Entsendung beträchtlicher Heeresabtheilungen zu Laudon doch dem ihm gegenüberstehenden Prinzen Heinrich so sehr überlegen, daß er, durch die nun unter Serbelloni's Befehl gestellte Reichsarmee verstärkt, gar leicht hätte offensiv auftreten können. Dieser Ansicht waren auch mehrere Generale der österreichischen Armee, insbesondere O'Donell, der mit einem nicht unbeträchtlichen Corps bei Zittau stand, um Böhmen zu schützen und nöthigenfalls auch zu Laudons Unterstützung bei der Hand zu sein. Er bat nun, nachdem für Böhmen nichts mehr zu besorgen war, neuerdings zu Daun stoßen zu dürfen, um denselben dadurch in den Stand zu setzen, die Offensive zu ergreifen. Lacy aber, des Feldmarschalls bevorzugter Rathgeber, war einer anderen Meinung. Er müsse dabei beharren, erklärte er, daß man sich bis zur Ankunft der Russen, oder wenigstens bis zu dem Augenblicke, in welchem sie auch ihrerseits in die Action eingreifen würden, bloß vertheidigungsweise verhalten solle [392]).

Wie er es jederzeit zu thun gewohnt war, befolgte Daun auch jetzt wieder die Rathschläge Lacy's. Ihnen muß es daher vornehmlich

zugeschrieben werden, daß vor der Hand in Sachsen nichts Erhebliches vorfiel. „Die Oesterreicher beobachten fortwährend und bewegen sich „nicht", berichtete Ruzzini nach Venedig, „und es scheint daß sie auch „in diesem Jahre wieder sowie in den vorhergegangenen Feldzügen „nach dem Feinde sich richten und von ihm sich Gesetze vorschreiben „lassen, indem sie dort den Krieg führen, wo er es für gut „findet" [393]).

Nachdem dieß in Folge des Zuges der preußischen Armee nach Schlesien jetzt in diesem Lande geschah, war die Aufmerksamkeit um so gespannter, mit der man die dortigen Ereignisse verfolgte und nicht nur den Unternehmungen Laudons, sondern auch denjenigen der Russen entgegensah.

Nach dem Einrücken König Friedrichs in Schlesien waren Laudons eifrige Bemühungen vor Allem auf die Vereitlung der Entwürfe gerichtet, mit denen sich der König, wie man meinte, gegen Glatz trug. War doch selbst ein so scharfblickender Beobachter wie Lacy der Ansicht, Laudon werde in kürzester Frist sich genöthigt sehen, die Festung Glatz ihrem Schicksal zu überlassen. Daß dem keineswegs so war, ist wohl ohne allen Zweifel dem standhaften Ausharren Laudons und den zweckmäßigen Maßregeln zuzuschreiben, die er ergriff. Aber freilich mußte er froh sein, wenn er sich König Friedrich gegenüber nur überhaupt im Felde zu halten vermochte. Von Offensivoperationen wider seinen Gegner, von Ausdehnung des Machtbereiches der österreichischen Streitkräfte konnte nur im Zusammenwirken mit dem russischen Heere die Rede sein. Ein solches so bald als nur immer möglich herbeizuführen, war Laudon eifrigst bestrebt, aber die Aussicht hierauf durfte keine glänzende genannt werden. Wenigstens die Berichte des Generalmajors Grafen Caramelli, welchen Laudon ins russische Hauptquartier abgesendet hatte, lauteten keineswegs vielversprechend.

Es geschah wohl auf Antrieb des Grafen Daun, wenn man von österreichischer Seite an Buturlin das Begehren stellte, sich nicht, wie es ursprünglich verabredet worden, mit Laudon in Schlesien zu ver-

einigen, sondern bei Crossen über die Oder zu gehen. Dann könnte O'Donell mit zwanzigtausend Mann zu den Russen stoßen, das in solcher Weise vervollständigte Heer aber nach Frankfurt und Berlin marschiren. Sollte jedoch hierauf nicht eingegangen werden, so möge höchstens ein Corps von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann nach Schlesien abgesendet werden, das russische Hauptheer aber selbstständig operiren.

Es kann dem russischen Oberfeldherrn kaum Unrecht gegeben werden, wenn er, nachdem er in einem Kriegsrathe vom 19. Juni die Meinungen der übrigen Generale gehört, die veränderten Vorschläge der Oesterreicher ablehnte und an dem ursprünglichen Plane festhielt, gegen Breslau vorzurücken und sich dort mit Laudon zu vereinigen. Nur hätte der Zug mit größerer Raschheit und nicht auch jetzt wieder mit all der unerträglichen Langsamkeit vollzogen werden sollen, mit welcher die Russen zu jener Zeit immer und überall sich fortbewegten. Nur mit täglich sich steigernder Ungeduld sah Laudon den fortwährenden Zögerungen zu. Um denselben ein Ende zu machen, erbot er sich insgeheim durch Polen zur russischen Armee zu reisen und durch persönliche Einwirkung deren Marsch nach Schlesien zu beschleunigen. Aber mit Recht ließ man in Wien es nicht zu, daß Laudon sich von seinen Truppen entferne. Der Feldzeugmeister mußte sich somit darauf beschränken, Buturlin durch dringende Vorstellungen zur Beschleunigung seines Anmarsches zu bewegen. Und gleichzeitig machte er ihm verschiedene Vorschläge über den Weg, welchen das russische Heer hiebei einschlagen, so wie über mehrere nebensächliche Unternehmungen, die es vielleicht ausführen könnte.

Anfänglich lauteten die Antworten Buturlins zufriedenstellend, denn er erklärte sich mit den Vorschlägen Laudons einverstanden und zu deren Befolgung bereit. Aber binnen kurzem wich er doch selbst wieder davon ab, und statt wie Laudon gewünscht hatte, geraden Weges über Oels auf Brieg vorzurücken, schlug er die Straße längs der polnischen Grenze über Wartenberg ein.

Inzwischen war auch Laudon durch das Armeecorps des Grafen O'Donell sehr ansehnlich verstärkt worden. Allerdings führte nicht mehr dieser, sondern O'Kelly den Befehl über dasselbe, denn sowohl O'Donell als Sincere hatten als im Range höher stehende Generale sich geweigert, unter Laudon zu dienen. Als endlich die Nachricht von der wirklichen Annäherung der Russen eintraf, setzte auch Laudon sich in Bewegung. Am 19. Juli brach er in einer Gesammtstärke von etwa sechzigtausend Mann aus seinen bisherigen Stellungen auf und schlug die Richtung gegen Frankenstein und Münsterberg ein. Er glaubte in drei Märschen die Oder erreichen und dort den Russen die Hand bieten zu können. Aber durch ebenso rasche als kühne Bewegungen, in denen König Friedrichs militärisches Talent neuerdings in glänzendster Weise sich kundgab, kam er Laudon zuvor. Am 23. Juli stand er unweit von Neisse und hatte damit Laudons Entwürfe wenigstens vor der Hand vereitelt. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Laudon ins Schwanken gebracht schien und es nicht auf sich nehmen zu können glaubte, sich durch eine Schlacht den Weg an die Oder zu bahnen.

Gewiß ist es von Interesse, die Bemerkungen nicht unbeachtet zu lassen, mit denen Lacy das Verfahren Laudons begleitete. „Wenn „ich", sagt er mit einem scharfen Seitenhiebe auf Kaunitz, „der Aus- „erwählte des Ministers gewesen wäre, um diese Unternehmung durch- „zuführen, so würde ich früher meine Gegengründe aufgezählt haben. „Hätte ich aber einmal die Hand ans Werk gelegt und den ersten „Schritt gethan, dann würde ich an nichts mehr gedacht haben als „meinen Weg bis ans Ziel fortzusetzen und alle Hindernisse zu be- „siegen. In diesem Falle befindet sich jetzt Laudon, und es scheint „mir überraschend genug, ihn in dem Augenblicke der Ausführung „über den eigentlichen Kernpunkt seines Auftrages schwanken zu sehen. „Ihm steht die zahlreichere Streitmacht zur Verfügung, an ihm ist es „daher, erhobenen Hauptes vorwärts zu gehen" [394]).

Allzulang ließ Laudon seinen ihm etwas mißgünstigen Waffenbruder auf die Erfüllung dieses Wunsches nicht warten. War es nicht gelungen, sich durch Oberschlesien mit den Russen zu vereinigen,

so sollte der gleiche Zweck auf einem anderen Wege erreicht werden. Er schlug den Russen vor, bei Leubus unterhalb Breslau über die Oder zu gehen; dann werde er trachten, in der Umgegend von Liegnitz und Jauer zu ihnen zu stoßen. Um jedoch den König über seine wahre Absicht zu täuschen, ging Laudon nach Frankenstein zurück. Lacy aber schrieb nicht ohne Schadenfreude an Daun, es gewinne den Anschein, als ob Europa nicht Ursache haben werde, in Staunen zu gerathen über den glänzenden Erfolg oder die Wichtigkeit der Kriegsereignisse in Schlesien [395]).

Unermüdlich und unverdrossen setzte inzwischen Laudon seine mühevolle Arbeit fort. Als er die Nachricht von dem Anmarsche der Russen gegen die untere Oder erhielt, brach er in der Nacht vom 8. auf den 9. August von Frankenstein auf und erreichte in eilfertigem Marsche Kunzendorf, von wo er eine Abtheilung Husaren den Russen entgegensandte. Am 11. und 12. August gingen dieselben über die Oder, am 13. traf Laudon mit Buturlin in Liegnitz zusammen. Aber wie so oft schon, so schien es auch jetzt wieder unmöglich zu sein, zu einer Verständigung mit den Russen zu gelangen. Laudon wünschte deren Vorrückung gegen Jauer, indem er selbst aus seiner günstigen Stellung am Gebirge, auf welche der König stets sein Augenmerk heftete, nicht weichen durfte. Buturlin dagegen glaubte sein Heer durch einen solchen Marsch einer allzu großen Gefahr auszusetzen, und verlangte daß Laudon nach Liegnitz marschire. Nach mehrtägigen fruchtlosen Verhandlungen gab endlich Laudon nach; er selbst rückte gegen Jauer vor und Liegnitz wurde durch den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Beck besetzt. Dadurch ließen sich endlich auch die Russen zur Annäherung bewegen. Am 19. August standen sie zu Hochkirch, ganz nahe von Liegnitz. Laudon aber, der gewahr wurde, daß sich der König der vortheilhaften Stellung bei Kunzendorf bemächtigen wolle, kam ihm hierin zuvor. Friedrich bezog nun bei Bunzelwitz, unfern von Schweidnitz ein befestigtes Lager.

Ihn daselbst mit vereinigten Streitkräften anzugreifen, darauf war nun Laudons ganzes Sinnen und Trachten gerichtet, aber er

vermochte die Zustimmung und Mitwirkung der Russen nicht zu erhalten. Und je längere Zeit in fruchtlosen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Heerführern dahinschwand, um so beträchtlicher wurden die Schwierigkeiten des Angriffes. Denn König Friedrich verlor seine Zeit nicht; jeder Tag, jede Stunde wurden von ihm auf das eifrigste benützt zur Verstärkung seiner an sich selbst schon günstigen Stellung. Dennoch glaubte Laudon die Punkte ausfindig gemacht zu haben, auf welchen man derselben ohne allzu große Gefahr beikommen konnte. Aber die Russen wußten unter allerlei nichtigen Vorwänden die Entscheidung fortwährend zu verschieben. Und als endlich Buturlin zu dem Versprechen vermocht worden war, wenn schon nicht sein Hauptheer, so doch wenigstens das Armeecorps des Grafen Czernitscheff an dem Angriffe auf die preußische Stellung Theil nehmen zu lassen, da zog er im entscheidenden Augenblicke auch diese Zusage zurück. Ja er erklärte jetzt aus Mangel an Proviant über die Oder zurückgehen zu müssen. Czernitscheff mit seinem Armeecorps wolle er noch länger bei Laudon belassen; er selbst gedenke nach Berlin zu marschiren.

In solcher Weise blieb die so sehnlich gewünschte und so eifrig betriebene Vereinigung des österreichischen und des russischen Heeres vollkommen fruchtlos. Aufs schmerzlichste empfand Laudon das Scheitern seiner besten Entwürfe. Und es blieben die Stimmen nicht aus, welche sein Verfahren mit Bitterkeit tadelten und ihn der Versäumniß anklagten, den König nicht angegriffen zu haben, ehe er sich so stark zu verschanzen vermochte. Hätte er ihn besiegt, so wäre die Eroberung Schlesiens eine vollendete Thatsache gewesen; wäre jedoch Laudon geschlagen worden, so könnten gleichwohl die Dinge nicht schlechter stehen, als es gegenwärtig der Fall sei [396]). Da nun die Concentration des größeren Theiles der österreichischen Streitkräfte in Schlesien und ihre Vereinigung mit den Russen ganz resultatlos geblieben, möge der Versuch gemacht werden, auf einem anderen Theile des Kriegsschauplatzes günstigere Erfolge zu erzielen. Die Armee des Grafen Daun in Sachsen müsse durch Zuzüge aus Schlesien ansehnlich verstärkt und in solcher Weise in den Stand gesetzt werden, den Prinzen Heinrich

wenn nicht zu besiegen, so doch zum Zurückweichen aus einem Theile des von ihm besetzten sächsischen Gebietes zu zwingen.

Wahrscheinlich parteiisch gefärbt, aber doch in hohem Grade bezeichnend für die damalige Stimmung in Wien und am Kaiserhofe ist die Schilderung, welche ein den Ereignissen nahe stehender Mann, der in Dauns Hauptquartier verweilende französische Militärbevollmächtigte Montazet von derselben entwirft. „In sehr großer Verlegenheit „scheint sich", sagt dieser Berichterstatter, „Kaunitz zu befinden, denn „jetzt ist sein Plan auf Schlesien nicht nur gescheitert, sondern er selbst „wird verhöhnt und verlästert. Sein Held Laudon ist von seiner „Höhe herabgestürzt, sein Hauptfeind Daun aber auf dem Gipfel der „Lobpreisung, und er selbst muß, ohne es zu wollen, dessen Anwalt „sein. Die Kaiserin ist berechtigt, ihm gegründete Vorwürfe zu machen, „denn sie hat sich immer seinem Plane widersetzt und niemals Ver„trauen zu Laudon gehegt. Sie liebt ja in Wahrheit Daun und hat „nun ihm gegenüber die Art und Weise wieder gut zu machen, in „der man ihn behandelte. Ich wäre somit keineswegs erstaunt, wenn „Kaunitz lebhaft wünschen sollte, das Gemälde sich noch vor Ausgang „des Feldzuges verändern zu sehen. Denn ohne eine solche Verände„rung hat er sich für das Winterquartier auf einen allgemeinen Auf„schrei gegen ihn und auf das Losbrechen all der Männer in dieser „Armee gefaßt zu machen, welche er, von Daun angefangen, ge„demüthigt und mißhandelt hat. Es gibt übrigens nur zwei Mittel, „um das Geschehene wieder einigermaßen zu verbessern. Entweder „muß man Laudon das durchführen lassen, was er bis jetzt nicht „durchführen konnte, oder man muß Daun zu einer ebenso gewagten „Unternehmung veranlassen, wie man sie so eben in Schlesien ver„suchte" [397]).

Es kann nicht geleugnet werden, daß bis zu dem Augenblicke, von welchem jetzt die Rede ist, den letzten Tagen des September Laudon die Erwartungen nicht zu rechtfertigen vermocht hatte, welche zu Anfang des Feldzuges von ihm gehegt worden waren. Daß daher Kennzeichen der Unzufriedenheit mit ihm sich bemerkbar machten, ist nicht zu verwundern; auf seine Kosten jedoch Daun mit Lobeserhebungen

zu überhäufen, dazu war in der That keine Ursache vorhanden. Denn Laudon hatte sich wenigstens in rastlosen, wenn gleich fruchtlos gebliebenen Bemühungen erschöpft, dem feindlichen Heere zu Leibe zu gehen und ihm empfindlichen Nachtheil zuzufügen. Daun aber war in Sachsen einfach unthätig geblieben; es schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen, aus seiner Uebermacht über den Prinzen Heinrich Nutzen ziehen zu wollen. Und als jetzt der Wiener Hof nach dem Rückzuge der Russen aus Schlesien jede Hoffnung fahren ließ, dort noch vor Ende des Feldzuges irgendwelche Erfolge zu erzielen, sondern an Daun die Aufforderung richtete, sich über die Unternehmungen zu erklären, welche vielleicht noch in Sachsen ins Werk gesetzt werden könnten, um den dortigen Machtbereich der österreichischen Waffen ansehnlich auszudehnen [398]), da stellte der Feldmarschall die Möglichkeit hiezu entschieden in Abrede. Einen Mann seines besonderen Vertrauens, den Grafen d'Ayasasa sandte er mit dem Auftrage nach Wien, dort mündlich die Beweggründe auseinanderzusetzen, in deren Anbetracht man sich in Sachsen auf Offensivbewegungen nicht mehr einlassen könne. Gleichwohl stellte Daun das Begehren, es seien nicht weniger als 45.000 Mann von Laudons Armee nach Sachsen zu entsenden. Mit ihnen möge man sowohl die Lausitz als Freiberg besetzen, um in solcher Weise den Winter hindurch das Erzgebirge behaupten und die feindlichen Quartiere wenigstens einigermaßen einschränken zu können. Für sich selbst erbat sich Daun neuerdings die Enthebung vom Obercommando.

Man kann sich wohl denken, welch peinlichen Eindruck die Erklärung Dauns, auch nach Empfang einer sehr ansehnlichen Verstärkung nicht offensiv wider den Prinzen Heinrich vorgehen zu können, am Wiener Hofe hervorbrachte. Dennoch entschloß man sich, noch unter der niederschlagenden Wirkung der Nachrichten aus Schlesien zu einer wenigstens theilweisen Erfüllung seiner Wünsche. An Laudon erging der Auftrag, wenn auch nicht 45.000 Mann, so doch ein Armeecorps von neunundzwanzig Bataillonen und achtundsiebzig Schwadronen geraden Weges durch die Lausitz nach Sachsen in Marsch zu setzen [399]). Da traf eine Botschaft aus Schlesien ein, welche, Allen

vollständig unerwartet, das höchste Erstaunen, aber auch die höchste Freude erregte und die soeben erst gefaßten Beschlüsse wieder umstieß.

In den letzten Tagen des September hatte König Friedrich sich entschlossen, das so lange Zeit hindurch festgehaltene Lager von Bunzelwitz endlich zu räumen. Denn es wurde ihm nachgerade schwer, daselbst den erforderlichen Proviant für sein zahlreiches Heer aufzutreiben. Und vielleicht mochte er denken, durch eine Bewegung, welche Laudon für Mähren besorgt machen könnte, denselben aus seiner bisherigen Stellung zu locken. Allerdings traf Laudon, nachdem er von dem plötzlichen Abmarsche des Königs die Kunde erhalten, in höchster Eile die nöthigen Vorkehrungen, um Mähren gegen einen Einbruch des Feindes sicher zu stellen. Während General Ujhazy mit den Husarenregimentern dem Feinde nachgesendet wurde, um denselben zu beobachten, erhielt Feldmarschall-Lieutenant Graf Drascovich Befehl, sich gegen Oberschlesien zu wenden und sich dort zur Deckung Mährens mit Bethlen zu vereinigen. Die ihm übrig bleibenden Streitkräfte dachte Laudon in zwei Theile zu theilen; mit dem einen wollte er selbst bei Frankenstein Stellung nehmen, den andern aber in dem bisherigen Lager von Kunzendorf belassen. Diese letzteren Truppen aber bestimmte er zur Ausführung eines Unternehmens, zu welchem der plötzliche Abmarsch des Königs und die Aussagen der jetzt aus Schweidnitz eintreffenden Deserteure ihn anregten. Ihrer Behauptung nach bestand die dortige Besatzung nur aus vier schwachen Bataillonen, und daß die Fortificationen von Schweidnitz nicht besonders stark seien, war aus dem langjährigen Besitze dieses Platzes schon von vorneherein bekannt. Da man von der Festungsbaukunst der sonst so kriegstüchtigen Preußen nur eine sehr geringe Meinung besaß, so vermuthete man mit Recht, daß dieselben hieran nicht viel würden geändert haben[400]). Laudon beschloß daher, Schweidnitz durch einen Handstreich zu nehmen. Dem Kaiser sowohl als Daun theilte er seine Absicht mit. Allerdings könne man, erklärte er Beiden, für den günstigen Ausgang seiner Unternehmung nicht bürgen. Sollte jedoch die Aussage der Deserteure sich bestätigen, dann lasse sich „ein

„Vieles hoffen". Wenigstens werde es den König „ungemein stutzen „machen".

Etwa fünfzehntausend Mann zählte die Streitmacht, welche Laudon zur Durchführung des Anschlages auf Schweidnitz bestimmte. Die Sturmcolonnen selbst aber bestanden aus ungefähr siebentausend Mann, worunter achthundert russische Grenadiere; sie waren daher der Besatzung fast um die Hälfte überlegen. Der Generalquartiermeister Graf Giannini entwarf unter Laudons eigener Anleitung die Disposition. Der Generalmajor Baron Amadei hatte den Angriff zu commandiren, der auf die vier vorgeschobenen Forts zu gleicher Zeit ausgeführt werden sollte. Die Berennung des fünften, an der Weistritz gelegenen Wasserforts wurde den Croaten übertragen; sie sollten dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes von den anderen Forts auf sich lenken. Am 1. October Punkt drei Uhr Morgens hatte der Angriff zu beginnen. Den hiezu bestimmten Truppen wurde noch ausdrücklich eingeschärft, sich eng aneinander zu schließen und jeglicher Plünderung zu enthalten. Dagegen versprach ihnen Laudon, wenn sie die Festung erobern sollten, eine Belohnung von hunderttausend Gulden.

Noch in der Nacht rückten die einzelnen Abtheilungen in die ihnen bezeichneten Stellungen, und Schlag drei Uhr wurde das Signal zum Angriff gegeben. Alle vier Sturmcolonnen setzten sich in Bewegung, aber der Angriff selbst erfolgte nicht gleichzeitig, weil die Entfernung der ursprünglichen Aufstellung der Truppen von den ihnen zugewiesenen Angriffsobjecten eine ebenso verschiedene war als die Formation des Terrains, welches dabei überschritten werden mußte. Trotz dieses ungünstigen Umstandes wurde jedoch eines der Forts nach dem andern erstiegen und nach einer mehr oder weniger tapferen Gegenwehr der Preußen erobert. Um sechs Uhr Morgens waren alle Außenwerke im Besitze der Stürmenden; eine Stunde später hatten sie auch der Stadt sich bemächtigt und leider wurde hiebei der strenge Befehl, sich der Plünderung zu enthalten, nur von Wenigen befolgt. An Kriegsmaterial aber fielen mehr als dreihundert Geschütze, große Vorräthe an Munition und Proviant in die Hände der Oesterreicher. Fast fünfzehnhundert Mann hatten die Angreifer, die Vertheidiger

nur achthundert an Todten und Verwundeten verloren; vierthalbtausend Preußen wurden gefangen [401]).

Ein tief eingewurzeltes Vorurtheil läßt sich, wie Jedermann weiß, auch durch die bestbegründete Widerlegung nur schwer, ja vielleicht gar nicht beseitigen. Dieß ist auch mit der Behauptung der Fall, daß die österreichischen Feldherren sich jederzeit und somit auch während des siebenjährigen Krieges in ihren Operationen gehemmt sahen, indem sie es niemals wagen durften, ohne ausdrückliche Bewilligung des Hofkriegsrathes in eine Unternehmung sich einzulassen, die ihnen nicht schon von Wien aus vorgezeichnet war. Der Zeitverlust aber, welchen die Einholung der Zustimmung des Hofkriegsrathes jederzeit mit sich brachte, habe sie fast immer der Möglichkeit beraubt, das von ihnen ausgedachte, wenn auch noch so günstige Project zu verwirklichen.

Es kann wohl mit Zuversicht behauptet werden, daß diese Beschuldigung, wenigstens insofern sie auf den siebenjährigen Krieg sich bezieht, ganz aus der Luft gegriffen ist und jeglicher Begründung vollständig entbehrt. So paradox es auch klingen mag, so ist es doch nicht weniger wahr, daß der Hofkriegsrath zu jener Zeit mit der Leitung der militärischen Operationen gar nichts zu thun hatte. Seine ganze Correspondenz mit den Feldherren, welche an der Spitze der Armeen sich befanden, dreht sich um die Ergänzung und Verproviantirung des Heeres, um die Lieferung des Geschützes und der Munition, um die Bespannung, das Sanitätswesen, die Beförderung der Officiere und dergleichen Dinge; von den eigentlichen Operationen ist darin mit keinem Worte die Rede. Ueber die letzteren berichteten die Feldherren unmittelbar an den Kaiser oder die Kaiserin; die Antworten derselben wurden aber in der Kanzlei des Grafen Kaunitz verfaßt, wie denn überhaupt der bestimmende Einfluß des Staatskanzlers auf die kriegerischen Unternehmungen von Manchem, insbesondere von Daun und seinen Anhängern lebhaft beklagt wurde. Aber gerade Kaunitz war es, von dem immer und immer wieder die hier schon fast bis zur Ermüdung wiederholte Ermahnung an die Feldherren ausging, auf eigene Faust zu handeln, da sie auf dem Kriegsschauplatze

selbst die Lage der Dinge am besten zu beurtheilen wüßten und durch vorhergehende Anfragen in Wien die günstigste Zeit zu rascher Durchführung eines Unternehmens nur unbenützt versäumt werde. Die Behauptung, daß die Eroberung von Schweidnitz dem Feldzeugmeister Laudon in Wien ernstlich verdacht, ja er beinahe bestraft worden wäre, weil er die That unternommen habe, ohne früher den Hofkriegsrath um seine Zustimmung anzugehen, ist daher eine ebenso müßige als abgeschmackte Erfindung, von der es nur unbegreiflich erscheint, daß sie auch jetzt noch wiederholt und geglaubt wird. Laudon besaß für seine Unternehmungen gar keine Befehle des Hofkriegsrathes, wohl aber die ausdrückliche Ermächtigung der Kaiserin selbst, „Schlach„ten zu liefern oder zu vermeiden, wie er es für gut finde" [402]); es war ihm somit vollständig freie Hand gelassen und kam daher auch gar Niemand nur von fern in den Sinn, wider ihn wegen der Einnahme von Schweidnitz irgend eine Anklage zu erheben. Weder in dem vertrauten Briefwechsel des Kaisers Franz mit seinem Bruder Karl, in welchem Alles, was sich auf die Kriegsereignisse bezieht, ausführlich besprochen wird [403]), noch in den Meldungen d'Ayasasa's an Daun, in denen wohl ein für Laudon ungünstiger Umstand nicht mit Stillschweigen übergangen worden wäre, noch endlich in den Berichten des venetianischen Botschafters oder in sonst glaubwürdigen Aufzeichnungen kommt auch nur die leiseste Andeutung darüber vor. So kann man wohl die ganze Erzählung in das Gebiet der Märchen verweisen und sagen, daß über die Nachricht von der Eroberung von Schweidnitz nur Freude und Beglückung am Wiener Hofe herrschte. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß Maria Theresia diese Gefühle dem kühnen und glücklichen Heerführer gleich nach Empfang der hochwillkommenen Botschaft entweder durch einige eigenhändige Zeilen oder durch Vermittlung des Staatskanzlers kundgab [404]). An die Ausfertigung der förmlichen Cabinetschreiben kam man freilich erst nach mehreren Tagen. Nicht allein der schwerfällige Geschäftsgang trug hieran Schuld, sondern mehr noch die Beschlußfassung über dasjenige, was jetzt überhaupt geschehen sollte, sowie über die Belohnungen für Laudon, seine tapferen Officiere und die wackeren Truppen. Laudon erhielt das Großkreuz des Theresienordens in Brillanten, sechstausend

Dukaten im Werth, welches bisher Prinz Karl von Lothringen besessen, der es jedoch seit seiner Wahl zum Hoch- und Deutschmeister hatte zurückstellen müssen, da er neben diesem Ordenszeichen keine andere Decoration tragen durfte. Und sechs Wochen später übersandte die Kaiserin dem Feldzeugmeister ihr eigenes Bildniß, in Diamanten gefaßt [405]), mit der Ermächtigung es öffentlich zu tragen.

Auch diejenigen, denen nächst Laudon das Hauptverdienst an der Eroberung von Schweidnitz gebührte, wurden nicht vergessen. Den Officieren wurden Beförderungen und kostbare Geschenke zu Theil; von den Soldaten aber erhielten diejenigen eine besondere Belohnung in Geld, welche an der Plünderung nicht Antheil genommen hatten. „Denn das Einzige", schrieb die Kaiserin an Laudon, „was bei dieser „glorreichen Gelegenheit Mir unlieb zu vernehmen gewesen, ist der „Umstand, daß der größte Theil Meiner Truppen sich weder durch „Eure Versprechen noch Vermahnungen von dem Plündern hat ab„halten lassen" [406]).

Den wichtigsten Gegenstand der Berathungen aber, welche seit dem Eintreffen der Nachricht von dem Falle von Schweidnitz unablässig gepflogen wurden, bildete die Beschlußfassung über die demnächst vorzunehmenden Operationen. Man weiß, daß Daun die Absendung von nicht weniger als 45.000 Mann aus Schlesien nach Sachsen begehrt hatte, und daß ihm, wenn auch nicht diese ganze Zahl, so doch ein sehr beträchtliches Armeecorps bereits zugesagt worden war. An dem Tage vor der Ankunft der Botschaft aus Schweidnitz war das kaiserliche Rescript an Laudon abgesendet worden, welches ihm diese Abordnung auftrug. Aber seit Oberstlieutenant Devins mit der freudigen Meldung in Wien eingeritten, war die ganze Sachlage, wie d'Ayasasa an Daun berichtet, wie mit einem Schlage vollständig verändert [407]).

Es ist selbstverständlich, daß König Friedrich den ganz unerwarteten Verlust von Schweidnitz sehr peinlich empfand. Aber niedergebeugt wurde er auch durch dieses Ereigniß nicht; man durfte vielmehr von seiner Thatkraft erwarten, daß er sich aufs Aeußerste

bemühen werde, Schweidnitz den Oesterreichern wieder zu entreißen und dadurch den erlittenen Nachtheil gut zu machen. Darum konnte man nicht mehr daran denken, Laudons Streitmacht allzu sehr zu schwächen, denn gegen sie werde, daran war nicht zu zweifeln, König Friedrich vor Allem seine Anstrengungen richten. Deßhalb blieb d'Ayasasa's fortwährendes Drängen, man möge wenigstens dreißigtausend Mann aus Schlesien unverzüglich nach Sachsen abgehen lassen [408]), vor der Hand ohne Erfolg. Aber andererseits hatten auch die Beweggründe, in Anbetracht deren man sich erst vor wenig Tagen entschlossen, die Armee in Sachsen auf Kosten Laudons beträchtlich zu verstärken, ihre Kraft noch nicht vollständig verloren. Denn man mußte es nach wie vor für sehr wünschenswerth halten, in Sachsen mehr Boden zu gewinnen, dort die Winterquartiere des Feindes einzuengen und durch Entsendung eines ansehnlichen Armeecorps nach Freiberg nicht nur das Erzgebirge und das Voigtland sicher zu stellen, sondern auch etwaige Unternehmungen der Preußen gegen die süddeutschen Reichsländer, gegen die Reichsarmee und das französische Heer zu erschweren.

Beide Zwecke vereinigen zu können, schien dem Wiener Hofe das Erwünschteste zu sein. Laudon wurde daher von dieser zweifachen Absicht in Kenntniß gesetzt; doch stellte man ihm die Art und Weise ihrer Durchführung vollständig anheim. Er möge so viel Truppen nach Sachsen absenden, als er überhaupt in Schlesien entbehren zu können glaube [409]).

Es ist leicht begreiflich, daß Laudon unter den obwaltenden Umständen von einer beträchtlichen Verringerung seiner Streitkräfte nichts hören wollte. Auch der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich gegen die Absendung eines Armeecorps nach Sachsen. Denn man glaubte aller vorhandenen Truppen zu bedürfen, um die neu eroberte Festung, welche man durch sich selbst noch nicht als vertheidigungsfähig ansah, gegen einen feindlichen Angriff zu schützen.

Bald überzeugte man sich jedoch, daß ein solcher von Friedrich gar nicht mehr beabsichtigt werde. Unter dem ersten Eindrucke des

Verlustes von Schweidnitz hatte der König geglaubt, Laudon werde nun auch Neisse und Breslau bedrohen. Er nahm daher bei Strehlen eine Stellung, von der aus er diese beiden Festungen und Brieg bedeckte. Ja er entsendete sogar ein kleines Corps gegen Glogau und dann nach der Mark. Nun ließ auch Laudon, welcher mit Recht die Feindseligkeiten in Schlesien für beendigt hielt, neun Infanterie- und sechs Cavallerie-Regimenter unter dem Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Buttler zu Daun nach Sachsen marschiren. Er kam damit einem ausdrücklichen Befehle der Kaiserin nach, welche in ihrer Vorliebe für Daun [410]) und von der Hoffnung beseelt, es werde demselben vielleicht doch noch gelingen, den Prinzen Heinrich aus Sachsen zu verdrängen [411]), sich jetzt bestimmt fand, die Verstärkung ihrer Armee in Sachsen durch Truppen aus Schlesien ausdrücklich anzuordnen [412]). Ja es wurde behauptet, daß Maria Theresia sich hiezu sogar gegen die Meinung ihrer sonstigen Rathgeber entschlossen habe [413]).

Aber Daun erfüllte nur einen sehr kleinen Theil der Absicht, welche dieser Maßregel zu Grunde lag, indem er wirklich Freiberg und das Erzgebirge besetzte. Noch weiter zu gehen und, wie selbst in seiner eigenen Armee vielfach gewünscht wurde, den Prinzen Heinrich aus ganz Sachsen zu vertreiben, dazu war Daun keineswegs der Mann. Bedenklichkeiten aller Art, insbesondere Besorgnisse für die Verpflegung der Armee hinderten ihn daran [414]) und Lacy bestätigte ihn in dem Gedanken, daß eine solche Unternehmung in so weit vorgerückter Jahreszeit keineswegs räthlich erscheine [415]). Aber selbst wenn man derlei größeren Erfolgen entsagte, war wenigstens der Vortheil erreicht, daß die kaiserlichen Truppen, das russische Armeecorps unter Czernitscheff inbegriffen, ihre ganze weitreichende Aufstellung entlang nicht auf österreichischem Boden, sondern großentheils sogar auf preußischem Gebiete die Winterquartiere bezogen. Bald ruhten auf allen Punkten die österreichischen Waffen und man bemühte sich nur mehr, Schweidnitz in besseren Vertheidigungszustand zu versetzen. Der in den Dienst der Kaiserin übergetretene Franzose General Gribeauval leitete die Arbeiten. Wie er Glatz zu einem ziemlich starken Waffenplatze gemacht, so hoffte man er werde Aehnliches auch in dem weniger

günstig gelegenen Schweidnitz vollführen. Zwei der tüchtigsten Genieofficiere, die Grafen Guasco und Gaisruck commandirten in Schweidnitz und in Glatz [116]). Nach Dauns und Laudons Abreise aus dem Feldlager übernahmen O'Donell das Commando in Sachsen und Beck dasjenige in Schlesien.

Noch ehe Laudon von dort sich entfernt hatte, war der Plan ausgedacht worden, sich durch einen Ueberfall der Person des Königs von Preußen zu bemächtigen. Ein schlesischer Gutsbesitzer, Freiherr von Warkotsch, ein treuer Anhänger des Hauses Oesterreich und der Kaiserin, welche er mit so Vielen seiner Landsleute noch als die rechtmäßige Besitzerin Schlesiens ansah, bot zur Vollführung dieses Anschlages die Hand. Derselbe mißlang jedoch, Warkotsch wurde flüchtig und lebte später in Ungarn von einer Pension von viertausend Gulden, die ihm die Kaiserin auswarf [117]).

Am 16. November ergab sich, gleichsam als Nachspiel zu der Eroberung von Schweidnitz, Colberg nach heldenmüthiger Vertheidigung an die Russen. Freilich hatte die Einnahme dieser Stadt mehr Monate in Anspruch genommen als Stunden auf diejenige von Schweidnitz verwendet worden waren. Dennoch durfte man den dadurch erreichten Gewinn nicht allzu gering anschlagen; durch Colbergs Fall gerieth ein großer Theil Pommerns unter die Botmäßigkeit der Russen.

Die Kriegführung der Schweden während des Jahres 1761 war wo möglich noch erfolgloser als in dem vergangenen Feldzuge. Bis tief in den Winter wurde in jenen nördlichen Gegenden gekämpft, aber gleichwohl kein erwähnenswerthes Ergebniß errungen. Der Tadel, welcher die Schweden deßhalb treffen könnte, verstummt jedoch, wenn man auf das noch ungleich kläglichere Verhalten der französischen Armeen einen Blick wirft. In sehr großer Anzahl und reich ausgerüstet mit allen Kriegserfordernissen standen sie im Felde. Marschall Broglie befehligte in Hessen und am Main wenigstens 60.000, Soubise am Rhein aber 80.000 Mann. Beiden gegenüber commandirte Ferdinand von Braunschweig etwa 80.000 Mann. Am 15. und

16. Juli brachte er seinen Gegnern, die sich mit dem größeren Theile ihrer Streitkräfte vereinigt hatten, bei Vellinghausen eine empfindliche Schlappe bei. Nun trennten die beiden französischen Armeen sich wieder und Ferdinand übertrug dem Erbprinzen von Braunschweig die Bekämpfung des Marschalls Soubise, während er selbst sich Broglie gegenüberstellte. Allmälig gelang es den Franzosen, in nördlicher Richtung vorwärts zu dringen. Soubise rückte in Ostfriesland ein und bemächtigte sich der Städte Leer, Aurich und Emden; Broglie aber eroberte Wolfenbüttel und griff Braunschweig an; doch wurde diese Stadt durch den Prinzen Ferdinand entsetzt. Nun wichen die Franzosen wieder zurück; als die Winterruhe eintrat, befanden sie sich so ziemlich wieder in den Stellungen, die sie vor dem Feldzuge eingenommen hatten. Aus ihrer beträchtlichen Uebermacht hatten sie gar keinen Vortheil zu ziehen vermocht und sich überhaupt so erbärmlich gehalten, daß Kaiser Franz mit Recht von ihnen sagte, sie seien selbst ihre ärgsten Feinde gewesen [118]).

Die Reichsarmee unter Serbelloni zählte nicht viel mehr als fünfzehntausend Mann. Sie bildete in gewissem Sinne den linken Flügel Dauns und vermittelte dessen Verbindung mit den Franzosen in Hessen. Ihre Schwäche, ihre mangelhafte Ausrüstung, ihr lockerer Verband waren Ursache, daß sie, obwohl fast kein Feind ihr gegenüberstand, nichts Bemerkenswerthes ausrichtete.

Dennoch läßt sich nicht bestreiten, daß der Feldzug für die Verbündeten günstiger endigte als für Friedrich. Der König hatte Schweidnitz und Colberg so wie die nicht unbeträchtlichen Landstriche verloren, welche von diesen Plätzen beherrscht werden. Nirgends hatte er auch nur den geringsten Ersatz dafür gefunden, und die Erschöpfung seiner Hülfsmittel war aufs Aeußerste gestiegen. Aber freilich, in dieser Beziehung stand es auch nicht viel besser um die Verbündeten. Was Oesterreich anging, so war es in letzterer Zeit so schwer geworden, die Armeen mit dem erforderlichen Proviant zu versehen, daß Daun sogar eine Reiterabtheilung unter dem Obersten

Grafen Waldstein nach Böhmen absenden mußte, um die Lieferungen mit Gewalt einzutreiben [419]). Der Geldmangel aber wurde so drückend, daß man sich noch während des Feldzuges zu dem wahrhaft verzweifelten Mittel entschloß, eine Reduction der Armee vorzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Die Reduction der Armee.

Bei der Darstellung der Ereignisse des siebenjährigen Krieges hat sich schon oft die Gelegenheit ergeben, auf die nach und nach unerträglich gewordene Steuerlast hinzuweisen, welche man den österreichischen Ländern mit Ausnahme derjenigen der ungarischen Krone aufzuladen sich genöthigt sah. In der That wirft die Liste der neu eingeführten Abgaben ein ganz merkwürdiges Licht auf die Bedrängnisse, in denen sich damals der österreichische Staatsschatz befunden haben muß. Der ersten dieser Steuern begegnen wir im October 1758; als ihre Veranlassung wird ausdrücklich die Unmöglichkeit bezeichnet, ohne eine solche außergewöhnliche Beihülfe die ungeheuren Kriegsausgaben zu bestreiten. Die neue „Capitaliensteuer" wurde sämmtlichen österreichischen und böhmischen Ländern auferlegt und mußte mit zehn Procent von allem beweglichen Vermögen bezahlt werden [420]). Ihr folgte am 5. April 1759 eine „extraordinäre Kriegsbeisteuer" für Oesterreich unter der Enns [421]). Alle Familienhäupter wurden je nach Stand und Vermögen in vier Classen getheilt. Nach ihrer Classificirung hatten sie sechs, vier, zwei oder einen Gulden sowohl für sich selbst als für ihre Frauen und Kinder, sowie für alle in ihren Diensten oder sonst unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Personen zu bezahlen.

War diese Steuer nur für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns berechnet, welches ja immer vor allen übrigen Ländern als

nie versiegende Geldquelle betrachtet und behandelt wurde, so erstreckte sich die nächste Abgabe wieder auf sämmtliche österreichische und böhmische Provinzen. Schon am 6. Juni 1759 wurde eine Erbschaftssteuer ausgeschrieben, die man gleichfalls mit zehn vom Hundert bemaß[422]. Und noch war erst ein Monat vergangen, so erschien wieder eine Aufforderung an die Bewohner von Niederösterreich zu einem „mäßigen Darlehen" an den Staat. Das Begehren richtete sich nur an diejenigen, welche von der Capitaliensteuer betroffen worden waren. Wer weniger als tausend Gulden besaß, blieb frei; wer diese oder eine größere Summe sein eigen nannte, mußte hievon drei Procent bei der ständischen Casse zu Gunsten des Staates erlegen; eine mit fünf Procent verzinsliche ständische Schuldverschreibung wurde ihm hiefür ausgestellt[423].

Für 1760 begegnen wir neuerdings der Ausschreibung einer außerordentlichen Beisteuer zu den Kriegskosten. Da jedoch die Besorgniß laut wurde, man habe die Grenze vielleicht schon überschritten, welche durch die Steuerfähigkeit der Staatsangehörigen überhaupt gezogen wurde, so gewann es für kurze Zeit den Anschein, als ob man von nun an weniger zu diesem Mittel als zu demjenigen der Schuldencontrahirung seine Zuflucht zu nehmen gedenke. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß von dem letzteren nicht auch schon früher in ausgiebigstem Maße Gebrauch gemacht worden wäre. Vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges war der österreichische Staatsschatz mit einer Schuld von nicht viel weniger als neunundvierzig Millionen Gulden belastet[424]. Die neuen Schulden, die man seit dem Beginne des Krieges eingegangen hatte, überschritten diese Summe noch bedeutend. Der Hauptunterschied aber bestand darin, daß zur Bezahlung der Interessen der älteren Schuld ausreichende Fonds vorhanden waren, welche sogar noch einen kleinen Ueberschuß abwarfen, während die neue Schuld jeglicher Bedeckung entbehrte und deren Interessen aus den laufenden Staatseinnahmen bestritten werden mußten.

Im Juni 1761 contrahirte der Staat bei den Ständen der böhmischen und österreichischen Provinzen ein neues Anlehen von achtzehn Millionen. Sie durften dafür Obligationen ausgeben; die letzteren

hatten für sieben von den achtzehn Millionen auf fünfundzwanzig und auf hundert Gulden zu lauten. Sie wurden mit sechs vom Hundert verzinst und an allen öffentlichen Cassen an Zahlungsstatt angenommen; man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß diese verzinslichen Cassenscheine ein beliebtes Verkehrsmittel abgeben würden. Binnen fünf Jahren, somit bis zum 1. Juli 1766 sollten sie gegen Bargeld eingezogen werden. Die übrigen elf Millionen wollte man in Obligationen ausgeben, welche ebenfalls sechs Procent abzuwerfen und auf Beträge von zweihundertfünfzig, fünfhundert und tausend Gulden zu lauten hatten. Um sie anzukaufen, brauchte man nur die eine Hälfte in Bargeld, die zweite aber in älteren ständischen Obligationen zu entrichten [425]).

Dieser Creditoperation, als deren Urheber man den Präsidenten der Hofrechnungskammer, Grafen Ludwig Zinzendorf betrachtete, lag eine mehrfache Absicht zu Grunde. Vor Allem wollte man den Staat in den Stand setzen, einen Theil seiner Zahlungen in Papier statt in Bargeld zu leisten. Dann erwartete man eine Einnahme von fünf und einer halben Million in klingender Münze, und endlich hoffte man auf eine Besserung des sehr tief gesunkenen Curses der früheren ständischen Creditpapiere [426]). Aber diese Erwartungen gingen doch nur zu sehr geringem Theile in Erfüllung; es mangelte eben das Vertrauen, ohne welches solche Versuche immer erfolglos bleiben. Die auf kleinere Beträge lautenden Papiere, welche im Ganzen sieben Millionen ausmachten, standen schon nach wenigen Wochen zwölf Procent unter ihrem Nennwerth [427]). Die größeren Obligationen aber blieben unverkauft; Niemand wollte auch nur die Hälfte ihres Nennwerthes in barem Gelde auf sie verwenden [428]).

In ihrer Bedrängniß wandte sich jetzt die Kaiserin neuerdings an die niederösterreichischen Stände. Mit der ihr eigenen zum Herzen dringenden Beredsamkeit setzte sie ihnen die unausweichliche Nothwendigkeit auseinander, Geld aufzutreiben, und sie meinte, daß solches doch am leichtesten wieder im Wege eines Vorschusses auf die zu zahlende Contribution und einer Anleihe geschehen könne. Aber die Stände waren nicht dieser Ansicht. Sie wiesen auf die übergroße Höhe der

Schulden hin, welche in dem gegenwärtigen Kriege bereits gemacht worden waren. Die ungeheuren Auflagen schilderten sie, welche der Grundbesitz tragen mußte. Sie schlugen vor, neuerdings eine Art Kopfsteuer aufzulegen, wie ja schon die in den vergangenen Jahren ausgeschriebene außerordentliche Beisteuer zu den Kriegskosten eine solche gewesen war [429]).

Niemand kannte besser als Maria Theresia die für die damalige Zeit sehr beträchtliche Schuldenlast, welche man seit Beginn des Krieges dem Staate aufgebürdet hatte; im September 1761 wurde sie auf fast achtundachtzig Millionen berechnet [430]). Zählte man die schon vor dem Kriege contrahirten Schulden hinzu, so belief sich die Gesammtsumme höher als auf einhundertsechsunddreißig Millionen [431]). Nachdem zur Bezahlung der Interessen von der neuen Schuld keine Fonds vorhanden waren, mußten von den regelmäßigen Staatseinnahmen jährlich über vier Millionen in Anspruch genommen werden [432]). Bei einem Gesammteinkommen des Staates von nicht viel mehr als vierundzwanzig Millionen [433]) war dieß eine übergroße Last, ganz geeignet, schon seit längerer Zeit die volle Besorgniß der Kaiserin zu erregen. Schon im October 1760 hatte sie unter dem Präsidium Zinzendorfs eine sogenannte Hofcommission zusammenberufen, welche ihr Vorschläge erstatten sollte über ein zweckmäßiges Finanz- und Schuldensystem. Außer dem schon sehr gealterten, aber immer noch rastlos thätigen Bartenstein waren Peter Anton Hilleprand Freiherr von Prandau, Vicepräsident der Hofkammer, dann die Hofräthe Franz Anton von Saffran und Carl Holler von Doblhoff ihre hervorragenderen Mitglieder.

Aber was konnte eine solche Commission ausrichten in einer Zeit, in welcher die Zuflüsse immer spärlicher, die Ausgaben immer unermeßlicher wurden? Es war leicht zu sagen, man solle keine neuen Schulden mehr machen, keine neuen Abgaben mehr auferlegen; woher das Geld nehmen zur Bestreitung der eigenen Kriegskosten und zur Bezahlung der Subsidien an Rußland, deren Aufbringung immer schwerer und zuletzt fast unmöglich wurde? Denn seit sehr langer Zeit schon waren gar keine Gelder mehr aus Frankreich nach Oesterreich

gelangt. Die eigenen Staatseinkünfte reichten auch nicht entfernt an die Höhe der Ausgaben hinan; das Schuldenmachen fand darin seine Grenze, daß man keinen Credit mehr erhielt, und die Ausschreibung der Steuern an der Unmöglichkeit, sie einzubringen. Allerdings schritt man auch jetzt wieder, im October 1761, zur Einforderung einer sehr hoch gegriffenen Beisteuer zu den Kriegskosten[434]) oder besser gesagt, zu einer ganz eigenthümlichen Vermengung und Summirung verschiedener Steuern. Doch war es nur Wien, welches hiebei ins Auge gefaßt und mit dieser neuen und complicirten Steuerlast bedacht wurde. Wer hier ansäßig und in keinem der übrigen österreichischen Erbländer begütert war, hatte von den Renten, die er aus Capitalien bezog, hinsichtlich deren nicht eigens eine Ausnahme stipulirt war, eine Einkommensteuer von fünf Procent zu entrichten. Hiemit war noch eine Kopfsteuer in Verbindung gebracht; auch jetzt wurde die Bevölkerung in verschiedene Classen getheilt. In der ersten Classe hatte jedes Familienhaupt für sich selbst, seine Frau und seine Kinder sechsunddreißig Gulden, für jede von ihm abhängige Person aber sechs Gulden zu bezahlen; die Unverheirateten mußten den sie treffenden Betrag vierfach erlegen. Der „gemeine Mann" in der fünften Classe hatte für sich, sein Weib und seine Kinder, welche über das Alter von fünfzehn Jahren hinaus waren, je einen halben Gulden zu entrichten.

Mit dieser Einkommen- und Kopfsteuer aber war es noch nicht genug. An sie schloß sich unter Einem eine Wohnungssteuer; Jedermann hatte von seiner Wohnungsmiethe fünf vom Hundert, der Besitzer eines sogenannten Hofquartiers aber die Hälfte der Quartiertaxe zu erlegen. Für die Dienstboten gab es wieder eine Art Einkommensteuer, indem sie zehn Procent von ihrem jährlichen Lohne abzugeben hatten. Und endlich schloß die Reihe der neu ausgeschriebenen Abgaben, welche zusammengenommen den außerordentlichen Kriegsbeitrag bildeten, mit einer Steuer auf Pferde, für welche je nach der verschiedenen Kategorie, in die sie gehörten, entweder sechs oder zwei Gulden für das Stück bezahlt werden mußten.

Wohl mag es zunächst den Gegenvorstellungen der einzelnen Provinzialstände zuzuschreiben sein, wenn diese combinirte Steuer nur

auf die Reichshauptstadt beschränkt blieb. Aber es wird darin doch auch ein Symptom dafür erblickt werden, daß die Meinung, die österreichischen und die böhmischen Länder seien an der äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, eine immer allgemeinere wurde. Ließen sich jedoch die Einnahmen nicht mehr ansehnlich vermehren, so blieb wohl nichts anderes übrig als die Verringerung der Ausgaben. In allen Zweigen der inneren Verwaltung wurden möglichst weitgehende Ersparungen angeordnet, und endlich entschloß sich sogar Maria Theresia, wohl zunächst auf das Andringen des Staatskanzlers, der in dieser Beziehung Zinzendorfs Rathschläge besonders beachtete, zur Einführung einer ziemlich beträchtlichen Reduction in der Armee. Jedes Regiment wurde um zwei Compagnien verringert. Die Soldaten, welche hiedurch verfügbar wurden, sollten zur Vervollständigung der fortbestehenden Compagnien verwendet werden. Das Gleiche beobachtete man hinsichtlich der Officiere; die Uebrigbleibenden wurden auf Halbsold gesetzt [435]).

Umsonst hatte gegen diese Maßregel, ehe sie noch zum Beschlusse geworden, kein Geringerer als der Kaiser selbst lebhaften Widerspruch erhoben [436]). Umsonst behauptete schon vor längerer Zeit der damals zwanzigjährige Kronprinz Joseph in der ersten Denkschrift politischen Inhalts, die wir überhaupt von ihm besitzen, in der Lage, in der man sich befinde, würde eine Verminderung der Armee zum Verderben Oesterreichs gereichen, und die Regierung könnte sich eine ärgere Blöße gar nicht geben [437]). Umsonst langten jetzt von den beiden Armeen in Sachsen und Schlesien zahlreiche Kundgebungen ein, welche aufs deutlichste von dem höchst ungünstigen Eindrucke zeugten, den sie daselbst hervorgebracht hatte. Hierunter macht sich besonders ein Schreiben Lacy's an den Cabinetssecretär der Kaiserin, Freiherrn von Koch bemerkbar. Mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit schildert darin der Feldzeugmeister die üblen Folgen, die nach seiner Meinung jener Schritt der kaiserlichen Regierung unfehlbar hervorbringen müsse. Seiner Ansicht nach hätte die Kaiserin ihren Armeen die Geldbedrängniß, in der sie sich befinde, offen gestehen sollen. Man dürfe keinen Augenblick zweifeln, daß jeder Officier und jeder Soldat mit Freuden bereit

gewesen wäre, auch mit der Hälfte der bisherigen Bezahlung weiter zu dienen. Und von denjenigen, welche eigenes Vermögen besäßen, hätten gewiß Viele oder vielleicht Alle ganz ohne Besoldung wenigstens noch einen oder zwei Feldzüge mitgemacht, denn das Vertrauen, welches die Kaiserin durch einen solchen Schritt ihrem Kriegsheere gezeigt hätte, würde ihr Alles gewonnen haben. In den Herzen ihrer Soldaten hätte Maria Theresia jene Schätze gefunden, welche ihre weiten Reiche nicht mehr aufbringen zu können glaubten [438]).

Welch ganz andere Vortheile würde man, fährt Lacy fort, aus einem solchen Verfahren zu ziehen vermocht haben, als man jetzt von der Reduction sich versprechen dürfe. Bei der Armee sehe man nur Officiere, welche sich bitter über eine Verfügung beklagten, die ihnen die Pfade des Ruhmes verschließe. Dem empfangenen Befehle sich unterwerfend, aber die Verzweiflung im Herzen, bereiteten sie sich zur Abreise vor, ohne zu wissen, nach welchem der österreichischen Länder sie sich wenden sollten, um dort ihr Unglück zu vergessen. Wer aber bei der Armee zurückbleibe, sei tief bekümmert über das traurige Schicksal seiner Kameraden und sehr beunruhigt durch die Möglichkeit, von einem gleichen Lose betroffen zu werden. Endlich sehe Jeder nur mit Mißmuth die Schwächung, welche die österreichische Streitmacht einem Feinde gegenüber erleide, dem man nie genug Truppen entgegenstellen könne.

Es kann nicht gesagt werden, daß man in Wien die von der Armee einlangenden Vorstellungen gegen die Reduction nicht einer aufmerksamen Beachtung gewürdigt hätte. Wiederholte Conferenzen wurden gehalten und verschiedene Anschauungen traten bei denselben zu Tage [439]); gleichwohl fand man sich nicht bewogen, den einmal gefaßten Beschluß wieder umzustoßen. Wohl mag man in der Sache selbst nüchternere Anschauungen gehegt haben, als Lacy sie kundgab. Wer sich ins Gedächtniß zurückrief, in welch überreicher Menge während der ganzen Dauer der Kriegführung gerade von der Armee Begehren um Zulagen und Beförderungen nach Wien gelangt waren, der mochte eine weniger sanguinische Auffassung als Lacy von der Selbstaufopferung hegen, mit welcher Generale, Officiere und Soldaten

sich in die Herabsetzung ihres Soldes auf die Hälfte freudig gefügt haben würden. Und außerdem dachte man wohl nicht mit Unrecht, daß Lacy die üblen Folgen der Reduction mit allzu düsteren Farben gemalt habe. War es doch mehr als wahrscheinlich, daß nicht nur alle noch kriegstauglichen Soldaten, sondern auch die tüchtigeren Officiere, welche jetzt von der Reduction betroffen wurden, binnen kurzem wieder zu erledigten Stellen gelangen würden. Wie dem aber auch sein mochte, den Ausschlag gab eben die täglich drängender werdende Geldnoth, welche einen anderen Ausweg nicht übrig ließ. War man doch auch so schon gezwungen, die Officiere statt in Barem, mit Papiergeld zu bezahlen, bei welchem sie mehr als den fünften Theil des Nennwerthes verloren [440]).

Wer jedoch die Reduction der Armee nur wie eine Art Vorspiel angesehen hätte zu allmäliger Beendigung der Feindseligkeiten und zur Herbeiführung des Friedens, der würde sich gründlich getäuscht haben. Versprach man sich doch von einem neuen Feldzuge keinen ungünstigen Erfolg, und es gab sanguinische Gemüther in Menge, in welchen die Erstürmung von Schweidnitz die Hoffnung erweckt hatte, man könnte sich vielleicht doch noch ganz Schlesiens bemächtigen [441]).

Den entscheidendsten Einfluß auf die immer unverkennbarer hervortretende Absicht, den Krieg noch fortzuführen, hatte jedoch die Fruchtlosigkeit der Bemühungen geübt, welche den ganzen Sommer hindurch angedauert hatten, endlich einmal zu definitiven Verhandlungen über den Frieden zu gelangen.

Man erinnert sich, daß in allseitigem Einvernehmen der kriegführenden Mächte der 15. Juli 1761 als der Tag bestimmt worden war, an welchem der Friedenscongreß zu Augsburg zusammentreten sollte. Die österreichische Regierung scheint wohl geglaubt zu haben, daß dem wirklich so sein werde; wenigstens ließ Kaunitz eine umfangreiche Instruction für den Grafen Seilern entwerfen. Die thunlichste Schwächung Preußens und die Wiedererwerbung von Schlesien und Glatz für Oesterreich wurde auch jetzt wieder dem kaiserlichen Bevollmächtigten als oberster Zielpunkt seiner Bestrebungen hingestellt. Da

aber Niemand einen Augenblick zweifeln konnte, daß der Ausgang und das Ergebniß des Feldzuges auch für die Friedensbedingungen maßgebend sein würden, so erklärte man in Wien, es zufrieden zu sein, wenn denselben der Grundsatz des uti possidetis, und zwar nach dem gegenseitigen Besitzstande, wie er am 1. December, somit nach Ablauf des Feldzuges sein werde, zur Grundlage diene. Befanden sich ja die Verbündeten schon jetzt im Besitze der Grafschaft Glatz, eines Theiles von Schlesien, der ganzen Provinz Preußen, eines Theiles von Pommern, des Herzogthums Cleve und der Grafschaft Mark. Mit voller Zuversicht hoffte man, daß sich dieser Besitzstand bis zum Ende des Feldzuges noch weiter ausbreiten werde.

Es würde vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, auch auf die übrigen äußerst zahlreichen Punkte der Instruction für Seilern hier einzugehen, weil sich daraus die Anschauungen des Wiener Hofes über jeden derselben, seine Wünsche und Bestrebungen deutlich erkennen ließen. Da jedoch die Verhaltungsbefehle für Seilern in Folge des Umstandes, daß der Augsburger Congreß niemals wirklich zusammentrat, keine praktische Geltung erlangten, wird wohl über den ferneren Inhalt der Instruction hier hinausgegangen werden können.

Die eigentliche Ursache, um derentwillen es zu dem Augsburger Congresse nicht kam, ist wohl darin zu suchen, daß der Herzog von Choiseul zu der Zeit, als die Feindseligkeiten auf dem europäischen Festlande wieder ihren Anfang nahmen, neuerdings das Bestreben in den Vordergrund treten ließ, sich einstweilen mit England allein, sei es über die Grundlagen der allgemeinen Pacification, sei es wenigstens über diejenigen eines Separatfriedens zwischen Frankreich und England zu verständigen. So weit kam Choiseul damit, daß obgleich die beiden Staaten sich noch in offenem Kriege befanden, sie doch verabredeten, sich gegenseitig Bevollmächtigte zuzusenden. Ein höherer Beamter des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Namens Bussy, wurde nach London, John Stanley aber nach Paris bestimmt.

In der Instruction für Bussy suchte Choiseul durch Anklagen, welche er gegen Oesterreich und Rußland erhob, das einseitige und daher den Verträgen durchaus nicht entsprechende Verfahren Frankreichs in günstigeres Licht zu stellen. Mit wahrem oder erheucheltem Unmuth sprach er von den Schwierigkeiten, welche Maria Theresia der Verwirklichung der Absichten des Königs von Frankreich in den Weg gelegt habe. Doch fügte er hinzu, daß trotz seines Mißvergnügens über das herrische Verfahren seiner Verbündeten der König allzusehr Sclave seiner Verpflichtungen sei, um deren Sache untreu zu werden. Um sich einerseits den Vorwurf der Zweideutigkeit zu ersparen und andererseits nicht die Interessen seiner Krone den ehrgeizigen und oft chimärischen Absichten der beiden Kaiserhöfe zu opfern, habe der König nichts besseres thun können als ihnen seine Entwürfe mitzutheilen. Sollten sie ihre Mitwirkung zu deren Durchführung verweigern, so werde er sich dadurch nicht abhalten lassen, mit unerschütterlicher Consequenz fortzuarbeiten an ihrer Verwirklichung [442]).

Das doppelte Spiel, welches Choiseul in dieser Angelegenheit spielte, ist wohl auch daraus ersichtlich, daß während er diese Instructionen für Bussy entwarf, er sich Starhemberg gegenüber den Anschein gab, als lege er gar keinen Werth auf die von ihm selbst doch so eifrig betriebene Mission Bussy's nach England. Ja er behauptete, ihm werde dessen Anwesenheit in London mehr zur Last als zum Nutzen sein, und das lebhafte Eingehen der Gegner auf die Verhandlungen sei ihm ganz unerwartet gekommen [443]).

Wie wenig die eigentliche Denkungsart Choiseuls diesen Erklärungen entsprach, zeigte binnen kürzester Frist das Verfahren, das er gegen Stanley beobachtete. Starhemberg nannte den letzteren „einen „bescheidenen, verschmitzten und erfahrnen Mann", welcher die starken wie die schwachen Seiten Choiseuls gar bald herausgefunden haben werde. „Dennoch finde ich ihn", fährt Starhemberg fort, „für einen „Engländer etwas gesprächig, und hat es überhaupt das Ansehen, „daß er auf seine Wohlredenheit und seine Kenntniß der französischen „Sprache, die er in der That sehr zierlich redet, ungemein viel halte, „welches für den Herzog von Choiseul, wenn seine Lebhaftigkeit ihm

„gestattete, Jemand zu Wort kommen zu lassen, ein sehr nützlicher „Umstand wäre" [444]).

Starhemberg beurtheilte den englischen Bevollmächtigten insoweit richtig, als derselbe es wirklich meisterlich verstand, Choiseuls Schwächen zu ergründen und aus denselben Vortheil zu ziehen. Stanley bewies, daß er eben so gut zu schweigen als zu sprechen verstehe, wenn es darum sich handle, einen Anderen zum Reden zu bringen. Und letzteres war bei Choiseul in der That nicht schwer. So kam es, daß während die Verhandlung Bussy's mit Pitt nur sehr langsam von Statten ging, Choiseul durch Stanley bald so weit gebracht wurde, ihm Grundzüge in die Feder zu dictiren, auf welche der Separatfrieden zwischen England und Frankreich abgeschlossen werden könnte.

Es mag sein daß dieser Schritt in dem dringenden Friedensbedürfnisse Frankreichs eine Art Entschuldigung findet, den tractatmäßigen Verpflichtungen des Hofes von Versailles gegen Oesterreich und den oft und in feierlichstem Tone wiederholten Betheuerungen des Königs und seines ersten Ministers widersprach er darum nicht minder. Deßhalb that Starhemberg nur seine Pflicht, indem er gleich in dem Augenblicke, in welchem er erfuhr, daß Abmachungen zwischen Frankreich und England im Werke seien, die eigentlich schon die Friedensprälimiarien in sich enthielten, Choiseul sein Erstaunen aussprach, daß derselbe so weit gegangen sei, ohne zuvor die Meinung des Wiener Hofes vernommen und dessen Einwilligung erhalten zu haben.

Beschwichtigend entgegnete Choiseul, er sei darüber ganz außer Sorge, indem Pitt sich auf die vorgeschlagenen Bedingungen niemals einlassen werde. Außerdem sei Bussy zur Unterzeichnung noch nicht förmlich ermächtigt, und endlich habe ja der Wiener Hof der französischen Regierung lang schon die Befugniß eingeräumt, ihren Particularfrieden mit England zu schließen. Nur solle dadurch festgesetzt werden, daß entweder England dem Könige von Preußen keine Truppenhülfe mehr

leiste oder es Frankreich freigestellt werde, Oesterreich mit einer Streitmacht von gleicher Anzahl zu unterstützen[445]).

Leicht fiel es Starhemberg, die Richtigkeit der beiden ersten Punkte dieser Erwiederung darzulegen und sie als das, was sie wirklich war, als leere Ausrede zu charakterisiren. Auf den dritten und wichtigsten Punkt aber entgegnete er, daß ihm von einer solchen Erklärung des Wiener Hofes nicht das Mindeste bekannt sei. Wohl aber wisse er genauer als irgend Jemand, daß so oft von einem Particularfrieden zwischen England und Frankreich die Rede war, Oesterreich sich jederzeit auf den dreizehnten Artikel des Vertrages vom 30. December 1758 berufen habe, welcher bekanntlich die entgegengesetzte Bestimmung enthalte.

Die Richtigkeit dieser letzteren Behauptung vermochte Choiseul freilich nicht zu bestreiten. Er verschanzte sich aber hinter der wiederholten Betheuerung, sogar eine schriftliche Erklärung des Wiener Hofes zu besitzen, derzufolge Frankreich an jenen Vertragsartikel nicht mehr gebunden sei. Ja er versprach dieselbe demnächst vorzuzeigen, und wirklich brachte er schon nach wenigen Tagen die Denkschrift zu Starhemberg, mit welcher Kaunitz im October des vergangenen Jahres die Mittheilungen der französischen Regierung über die Nothwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses beantwortet hatte*). Aber er mußte die Beschämung erfahren, daß gerade aus dieser Denkschrift sich nichts anderes ableiten ließ als daß Fälle gedacht werden könnten, in denen Oesterreich seine Einwilligung geben würde zum Abschlusse eines Separatfriedens zwischen England und Frankreich. Daß aber diese Einwilligung auch verweigert werden könne und dann Frankreich zum Abschlusse eines solchen Friedens nicht befugt erscheine, ging hieraus gleichfalls unzweifelhaft hervor[446]). Choiseul aber beschränkte sich nun auf die Bitte an Starhemberg, derselbe möge in Wien die Anfrage stellen, ob man daselbst gegen einen solchen Präliminar-Friedensschluß etwas einzuwenden hätte, wenn darin der Streit zwischen Oesterreich

*) Vgl. S. 203.

und Preußen gar nicht berührt und nur der Zwiespalt zwischen Frankreich und England beglichen würde. Jedenfalls wäre die ausdrückliche Stipulation aufzunehmen, daß entweder England dem Könige von Preußen keinen bewaffneten Beistand mehr leisten oder es Frankreich anheimgegeben würde, dieß mit seiner ganzen Streitmacht für Oesterreich zu thun.

Starhemberg entgegnete, daß er die aus Wien zu erwartende Antwort wohl jetzt schon vorhersagen könne. Sie werde darin bestehen, daß der Kaiserhof zu einem Frieden seine Einwilligung nicht zu geben im Stande sei, von welchem er nicht vorläufig vollständige Kenntniß erhalten habe. Und außerdem werde in Folge des schon früher citirten Artikels die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen werden müssen, England dürfe dem Könige von Preußen weder direct noch indirect Hülfe leisten. Choiseul aber meinte, gerade aus diesem Grunde sei es nöthig, die gegenwärtige Anschauung des Wiener Hofes kennen zu lernen. Denn wenn derselbe darauf bestehen wolle, seine Einwilligung sei auch zu einem Sonderfrieden zwischen Frankreich und England nöthig, durch welchen sein eigener Streit mit Preußen gar nicht berührt werde, und wenn er gleichzeitig diese Einwilligung in allen Fällen verweigere, so würde dadurch das Schicksal Frankreichs sogar in seinen gesonderten Angelegenheiten mit England ganz von Oesterreich abhängig gemacht. So weit zu gehen würde jedoch sowohl dem Sinne des erwähnten Artikels als aller Billigkeit und Oesterreichs freundschaftlicher Rücksicht auf den Hof von Versailles widerstreiten. Und endlich meinte Choiseul, in einen argen Widerspruch mit sich selbst gerathend, die Aufnahme der zuerst von ihm in Anregung gebrachten Stipulation in die Präliminarien würde ganz unnütz und daher um ihretwillen der Abschluß des Sonderfriedens nicht zu verzögern sein. Denn wie wolle man England hindern, dem Könige von Preußen indirect Hülfe zu leisten? Und unterstütze es ihn direct mit Truppen und mit Geld, dann würde Frankreich ein Gleiches, nur noch in weit höherem Maße für Oesterreich thun[447]).

Indem Starhemberg den Inhalt dieser Unterredung nach Wien berichtete, ertheilte er daselbst den Rath, man möge sich hinsichtlich

der Zustandebringung eines Separatfriedens zwischen Frankreich und England willfährig bezeigen und nur an der Bedingung festhalten, man könne nur dann seine Zustimmung geben, wenn zuvor die österreichische Regierung oder wenigstens deren Vertreter in Paris von dem Inhalte der Abmachungen vollständige Kenntniß erhalten habe.

Bei dem damaligen Zustande der Verkehrsanstalten bedurfte es natürlicher Weise mehrerer Wochen, bis die Antwort des Wiener Hofes auf die an ihn gerichtete Anfrage, wenn sie auch noch so eilfertig ertheilt wurde, nach Paris kam [448]). Selbstverständlich stockte während dieser Zeit die Verhandlung zwischen Frankreich und England durchaus nicht, sondern sie wurde von Choiseul mit all der nervösen Beweglichkeit, welche einen Grundzug seines Wesens bildete, von Pitt aber mit jenem kalten und hochfahrenden Stolze weitergeführt, zu welchem er aus der in jeder Beziehung weit günstigeren Lage Englands seine Berechtigung ableiten zu können glaubte. So wie die ganze Haltung Pitts durch eine unerbittliche Consequenz, so war diejenige Choiseuls durch einen steten Wechsel der Meinungen und Anschauungen gekennzeichnet. Heute ertheilte er an Bussy eine Instruction, voll Zurückhaltung in Zugeständnissen, voll Begehrlichkeit in Forderungen; morgen aber warf er in mündlicher Erörterung mit Stanley Alles selbst wieder über Bord. Heute erschien er bei Starhemberg, beklagte sich heftig über Pitt und erklärte, daß er ihn ganz durchschaue. Derselbe wolle nichts als alle Eroberungen behalten, die England in den überseeischen Ländern Frankreich gegenüber gemacht habe, diejenigen Frankreichs in Deutschland aber für nichts achten und Frankreich mit seinen Alliirten überwerfen; man werde ihm jedoch energisch durch den Sinn fahren [449]). Und morgen galt es in den Salons des Herzogs von Choiseul für sehr guten Ton, über Starhemberg zu spotten, weil er den treulosen Absichten des französischen Ministers widerstrebte und die Interessen seiner Monarchin und ihres Staates mit Wärme vertrat. Choiseuls Schwester, die Herzogin von Gramont, welche viel Einfluß auf ihren Bruder übte, trug ihren Haß gegen die Deutschen und ihre Vorliebe für die Engländer in herausforderndster Weise zur

Schau. Sie bemühte sich eifrig, ihren Bruder mit der gleichen Gesinnung zu durchdringen [450]).

Daß Choiseuls damaliges Verfahren gegen Oesterreich mit vollem Rechte ein treuloses zu nennen war, diese Behauptung wird ausreichend bewiesen erscheinen, wenn man sich die Bestimmungen des von ihm selbst abgeschlossenen Vertrages ins Gedächtniß zurückruft. In grellstem Widerspruche stand es mit ihnen, wenn er jetzt die Absicht andeutete, die von den französischen Truppen besetzten preußischen Gebietstheile zu Compensationen mit England zu verwenden. Und wie sehr er uneingedenk war seiner eigenen und seines Königs so oft wiederholter Betheuerungen, bewies seine in leidenschaftlichstem Tone vorgebrachte Behauptung, daß wenn Oesterreich im Frieden nur ein einziges Dorf behalte, das jetzt dem Könige von Preußen gehöre, Frankreich für sich einen gleichen Vortheil in Anspruch nehmen werde [451]).

Freilich durfte man all die im Eifer des Wortstreites hervorgesprudelten Aussprüche Choiseuls nicht gar zu ernst nehmen. Geschah es ja doch oft, daß er noch in derselben Stunde das Gegentheil von dem versicherte, was er soeben erst selbst behauptet hatte. So erklärte er jetzt wieder, als die Rede auf die Schadloshaltung der übrigen Verbündeten und insbesondere Sachsens kam, nur für Oesterreich habe Frankreich seine Eroberungen in Deutschland gemacht und nur Oesterreich dürften sie zu Gute kommen. War dieß wirklich der Fall, so konnten sie dann folgerichtiger Weise auch nicht zu Compensationen mit England verwendet werden. Daß dieß jedoch ernstlich im Sinne Choiseuls lag, daran durfte Starhemberg wohl in keiner Weise mehr zweifeln. Er begnügte sich daher, die Erklärung zu erneuern, seine Regierung werde in eine unbillige, unthunliche und den Verträgen zuwiderlaufende Zumuthung niemals willigen.

Inwiefern die Sprache Starhembergs wenigstens in den wesentlichsten Punkten in Einklang war mit den Ansichten, welche am Wiener Hofe herrschten, wurde binnen kürzester Frist aus den Mittheilungen klar, die er von dorther empfing.

In einem langen Rescripte vom 8. Juli unterrichtete ihn Kaunitz von dem Ergebnisse der Berathungen, welche in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin über seine letzten Berichte gepflogen worden waren. Und da kann man wohl sagen, daß auch jetzt wieder die leidenschaftslose Ruhe, mit welcher Kaunitz die Lage der Dinge ins Auge faßte, und der Scharfsinn, mit dem er sie beurtheilte, einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Er verschließt sich durchaus nicht der Erkenntniß, daß es Umstände geben könne, unter denen man, so unwillkommen es auch an und für sich sein möge, doch nicht mehr unbedingt festhalten dürfe an Rechten, selbst wenn sie durch den klaren Wortlaut der Tractate eingeräumt wären. Wollte man daher die Beobachtung des dreizehnten Artikels des Vertrages vom 30. December 1758 allzu streng fordern und dadurch den französischen Hof der Möglichkeit berauben, einen abgesonderten Frieden mit England zu schließen, so wäre in der That die Behauptung Choiseuls nicht ganz ungegründet, daß dann das Schicksal Frankreichs von der Willkür des Wiener Hofes abhänge. Hiezu komme noch, daß der letztere nicht nur selbst die Absonderung beider Kriege in Vorschlag gebracht und hienach seine bisherigen Maßregeln eingerichtet, sondern der französischen Regierung schon vor Jahr und Tag wiederholt erklärt habe, die Kaiserin sehe Frankreichs Bedrängnisse ein und gönne ihm aufrichtig einen baldigen Particularfrieden, wenn nur hiebei die Bestimmung des dreizehnten Artikels nicht außer Acht gelassen würde. Es wurde daher auch jetzt wieder erklärt, daß man gegen den Abschluß eines solchen abgesonderten Friedens, selbst wenn nicht gleichzeitig derjenige mit Preußen zu Stande komme, keine Einwendung zu erheben gedenke. Doch könne man sich hiezu nur unter verschiedenen Bedingungen verstehen. Auch die Zustimmung des russischen Hofes oder wenigstens seines in Frankreich befindlichen Botschafters müsse ertheilt und in dem Frieden mit England nichts, was den Krieg Oesterreichs mit Preußen und dessen Beendigung durch einen Friedensschluß betreffe, verabredet oder auch nur mit dem englischen Ministerium verhandelt werden. Alles was dieses Friedensgeschäft angehe, sei an den in Augsburg abzuhaltenden Congreß zu verweisen. In dem Particularfrieden müsse ausdrücklich bedungen werden, daß weder England noch

Frankreich ihren Verbündeten weder mittelbar noch unmittelbar irgendwelche Hülfe leisten sollen; darum dürften auch weder England noch dessen besoldete Alliirte den König von Preußen mit Truppen unterstützen. Eben so sehr würde es dem Vertrage von 1758 widersprechen, wenn irgend eine Bestimmung über die im Namen der Kaiserin eroberten und bisher verwalteten preußischen Lande in den französischen Particularfrieden einfließen und dadurch den erworbenen Gerechtsamen Ihrer Majestät und den auf dem Augsburger Congresse zu pflegenden Verhandlungen zu nahe getreten werden sollte. Und nachdem endlich zu einem Vertrage, dessen Inhalt früher nicht bekannt und noch weniger genehmigt sei, die bundesmäßige Zustimmung nicht wohl ertheilt werden könne, so zweifle die Kaiserin nicht, daß der König von Frankreich ihr selbst, oder wenn es die Kürze der Zeit nicht gestatten sollte, wenigstens dem Grafen Starhemberg als ihrem Botschafter in Paris den Tractat mit England nach seinem ganzen Inhalte und noch vor der Unterzeichnung zur Einsicht und Genehmigung mittheilen werde [452]).

So lautete ihrem wesentlichen Inhalte nach die Erklärung, welche Starhemberg im Namen seiner Monarchin der französischen Regierung gegenüber abzugeben hatte. Und seinem eigenen Ermessen wurde es anheimgestellt, noch zwei andere Punkte beizufügen. Laut des ersten sollte der Kaiserin durch eine besondere Kundgebung des Königs von Frankreich vollständige Beruhigung darüber zu Theil werden, daß der Krone England in dem Particularfrieden niemals die Ermächtigung eingeräumt werde, Preußen mit Truppen zu unterstützen. Sollte dieser Friede jedoch hieran scheitern und England darauf bestehen, dem Könige von Preußen wenigstens die verabredeten Subsidien von 660.000 Pfund bis zum Friedensschlusse verabreichen zu dürfen, so wolle die Kaiserin aus wahrer Freundschaft für den König von Frankreich endlich auch hiezu ihre Einwilligung geben. Doch müßte England sich verpflichten, Preußen keine andere Hülfe als mit den erwähnten Subsidien zu leisten. Frankreich aber hätte nicht nur seine Zahlungen an Oesterreich pünktlich einzuhalten, sondern sie auch bis auf den Betrag der englischen Subsidien an Preußen zu erhöhen.

Choiseul war inzwischen von Pitt zur Vorlegung positiver Friedensvorschläge gedrängt worden. Er hatte dieß schon in einer Denkschrift gethan, die er Stanley übergab[453]), als die Erklärungen des Wiener Hofes einlangten, welche ihm Starhemberg allsogleich mittheilte. Da Choiseul, durch Oesterreichs Entgegenkommen sehr angenehm berührt, nicht umhin konnte es anzuerkennen, daß dessen Begehren im Rechte und in der Billigkeit begründet seien, so beauftragte er Bussy, dieß auch der englischen Regierung zu erklären und sie zur Annahme der von Oesterreich gestellten Begehren zu bewegen. Ihnen zufolge sollten die Verbündeten im Besitze der dem Könige von Preußen abgenommenen Länder verbleiben und weder England noch Frankreich ihre bisherigen Alliirten noch ferner unterstützen.

Gleichzeitig mit diesem Auftrage ward jedoch auch Bussy mit Instructionen versehen, welche sich auf die Differenzen zwischen England und Spanien bezogen. Schon seit seiner Ankunft in Madrid hatte sich Karl III. dem in Frankreich regierenden älteren Zweige seines Hauses immer mehr genähert. Die mannigfache Unbill, die ihm wenigstens seiner Meinung nach von England widerfuhr, trieb ihn zu immer entschiedeneren Schritten, und endlich stand er auf dem Punkte mit Frankreich eine Vereinbarung abzuschließen, kraft deren auch Spanien eintreten sollte in den Kreis der Bundesgenossen wider England und Preußen. Nur Choiseul zögerte noch, denn er wollte sich ohne Zweifel auch das Spiel mit England nicht voreilig verderben. Gleichwohl konnte er es nicht vermeiden, die Forderungen Spaniens an England durch Bussy nachdrücklichst zu unterstützen.

Durch die glückliche Kriegführung gegen Frankreich war aber das an und für sich schon nicht geringe Selbstgefühl der britischen Staatsmänner und insbesondere dasjenige Pitts noch unermeßlich erhöht worden. Obgleich Choiseul sich tief vor ihm gedemüthigt hatte und in seinen Friedensvorschlägen bis an die letzte Grenze der überhaupt zulässigen Concessionen gegangen war, so genügte das doch seinem Stolze noch nicht. Und nun wurde derselbe durch die Denkschrift Bussy's, welche sich auf die Forderungen Spaniens bezog, empfindlich verletzt. Der lebhafte Unmuth, welchen Pitt hierüber

empfand und unverholen zur Schau trug, wurde durch die von Oesterreich gestellten und von Frankreich gleichfalls empfohlenen Bedingungen noch gesteigert. In seiner Antwort an Bussy erklärte Pitt, daß man erwarte, Frankreich werde sich kein Recht anmaßen zur Einmengung in die Streitigkeiten zwischen England und Spanien.

Es bedurfte eines so derben Schlages, um Choiseul fühlen zu machen, wie viel er dem Ansehen seines Königs und des mächtigen Staates, den er vertrat, wie viel er sich selbst durch sein bisheriges Verfahren vergeben habe. Wüthend schrieb er an Starhemberg, die Antwort Pitts sei ebenso beleidigend für Oesterreich wie für Spanien und den König von Frankreich; er habe nie etwas so Empörendes gesehen. Er werde sich jedoch gegen Stanley verstellen, um die Unterhandlungen fortführen zu können, bis er von den Absichten Spaniens vollständig unterrichtet sei [454]).

Mit diesen Worten gab Choiseul in gewissem Sinne selbst zu, daß nun nicht mehr in seinen eigenen, sondern in Spaniens Händen die Entscheidung liege. Sein bisheriger Widerstand gegen den Abschluß der Verträge mit Spanien fiel zu Boden; im Rathe des Königs von Frankreich erklärte sich Alles dafür, und Choiseul schrieb an den französischen Botschafter in Madrid, König Ludwig sehe dieselben schon als unterzeichnet an. Spanien möge nun auch unverzüglich den Krieg an England erklären. Geschehe dieß noch vor dem Herbste, so werde ein neuer Krieg die englische Nation mit Schrecken erfüllen und den Credit jenes Landes aufs tiefste erschüttern [455]).

Auch Karl III. zeigte sich bereit zu allsogleichem Abschluß der Verträge und ertheilte zu diesem Ende die erforderlichen Befehle. Die Kriegserklärung an England müsse er jedoch, fügte er seiner Mittheilung hinzu, bis nach Ankunft der Silberflotte aus Amerika verschieben, welche frühestens im October zu Cadix eintreffen könne.

Nachdem beide Monarchen hiezu ihre Zustimmung ertheilt, unterzeichneten Choiseul und der spanische Botschafter Grimaldi am 15. August in Paris den Familienvertrag zwischen den beiden Zweigen des bour-

bonischen Königshauses und die Convention wegen der activen Theilnahme Spaniens an dem Kriege gegen England.

Selbstverständlich war es daß dieses Ereigniß, welches die Reihe der Alliirten um eine ansehnliche Macht verstärkte, Oesterreich willkommen sein mußte. Gleichwohl konnte man nicht umhin, einige Empfindlichkeit darüber an den Tag zu legen, daß auch dieser Schritt des Hofes von Versailles dessen vertragsmäßigen Verpflichtungen mit Oesterreich insofern nicht entsprach, als beide Mächte gelobt hatten, ohne gegenseitige Zustimmung keine neuen Verträge zu schließen [456]). Daß nun ein Tractat, und zwar der allerwichtigsten Art, von Frankreich ohne früheres Einvernehmen mit Oesterreich abgeschlossen wurde, darin war unbestritten wieder eine Außerachtlassung der von Seite Frankreichs eingegangenen Verbindlichkeiten gelegen. Da die neuen Verträge jedoch wenigstens vor der Hand Oesterreich nur zum Nutzen gereichen konnten, wäre es unklug gewesen, die Verheimlichung der Verhandlungen zum Gegenstande lebhafter Beschwerde zu machen. Man begnügte sich damit, daß Choiseul schon vor der Unterzeichnung der Tractate dem Grafen Starhemberg über die wichtigsten Punkte ihres Inhaltes vertrauliche Angaben gemacht hatte [457]) und bald darauf ihm dieselben fast vollständig mittheilte, während man sie nach anderen Richtungen hin und insbesondere England gegenüber noch sorgfältig geheim hielt. Denn die Verhandlungen über den Particularfrieden zwischen Frankreich und England wurden auch jetzt noch fortgesetzt. Trotz seiner anfänglichen Entrüstung hatte Choiseul das Schreiben Pitts an Bussy durch den Letzteren ziemlich glimpflich beantworten lassen. Und er selbst übergab Stanley eine Denkschrift, welche er das französische Ultimatum nannte [458]).

Nach der Haltung, welche die englische Regierung und insbesondere Pitt bisher beobachtet hatten, durfte man wohl vorhersehen, daß dort die letzten Erklärungen Frankreichs kaum eine willfährige Aufnahme finden würden. Dennoch dauerten die Verhandlungen fort, und Pitt trat sogar von einigen seiner weitestgehenden Forderungen zurück. Aber seit die französische Regierung durch die neuen Verträge sich so fest mit Spanien verbunden, dachte sie wohl nicht ernstlich mehr

an einen baldigen Friedensschluß mit England. Schon seit einiger Zeit hatte Choiseul sich dem Wiener Hofe wieder mehr zu nähern gesucht; so beauftragte er den neuen französischen Botschafter, Marquis du Chatelet, dem Grafen Kaunitz zu erklären, Frankreich könne Alles verlieren, nur die Ehre nicht. Das sei der Grundsatz, den man in Frankreich beharrlich beobachten wolle; es wäre jedoch wider die Ehre gehandelt, wenn man zur Herbeiführung des Friedens irgend etwas thun würde, was dem Willen oder dem Interesse der Verbündeten widerspräche. Er schwöre es ihm, äußerte sich Choiseul gegen Starhemberg, daß so lang der König lebe und er selbst dessen Minister sei, man von diesem Grundsatze nicht abweichen werde [459]).

Wohl wäre es ein leichtes gewesen, den Herzog von Choiseul des Widerspruches zu überweisen, in welchem diese emphatischen Erklärungen mit seinem noch vor sehr kurzer Zeit beobachteten Verfahren, mit seinen damals gemachten Aussprüchen sich befanden. Aber Kaunitz war weit davon entfernt, sich eine solche Unklugheit zu Schulden kommen zu lassen. Er nahm vielmehr das, was ihm an und für sich willkommen war, freudig an, ohne sich in kleinlichen Streit einzulassen über die Inconsequenzen desjenigen, mit dem er es zu thun hatte. Ungestört ließ er Choiseul seinen gegenwärtigen Weg verfolgen, der endlich zu vollständigem Abbruch der Verhandlungen mit England führte. Ja dem Staatskanzler schien es, daß jetzt die französische Regierung durch den Ungestüm Choiseuls noch viel weiter fortgerissen werde auf ihrer neuen Bahn, als es überhaupt erwünscht schien. Denn daß jetzt, wie Choiseul begehrte [460]), auch von dem Augsburger Congresse und den allgemeinen Friedensverhandlungen gar nicht mehr, sondern nur noch von energischer Fortführung des Krieges die Rede sein sollte, wollte dem Staatskanzler durchaus nicht zu Sinn. Daß er dagegen ernstliche, wenn gleich fruchtlos bleibende Vorstellungen machte, verdient wenigstens aus dem Grunde Beachtung, weil dadurch am deutlichsten die ganze Grundlosigkeit der so oft wiederholten Behauptung dargethan wird, nicht Frankreich, nicht England und am allerwenigsten König Friedrich von Preußen, sondern nur Oesterreich trage Schuld, daß dem allseitig ertönenden Rufe der Völker nach

Frieden nicht Folge gegeben wurde. Gerade das Gegentheil hievon ist wahr, und Kaunitz hielt auch Starhemberg gegenüber mit den Beweggründen nicht zurück, in Anbetracht deren es für Oesterreich lebhaft gewünscht wurde, „daß wo nicht ein ganz glücklicher, doch ein erträg„licher Friede bald zu Stande gebracht werden könnte".

„Die innerlichen Kräfte wollen nicht mehr zureichen," schrieb er am 31. October an Starhemberg, „die ungeheuer großen Kriegs„erfordernisse länger zu bestreiten. Die bisherigen militärischen Opera„tionen sind mit der wahrscheinlichen Hoffnung nicht übereingekommen, „bei der russischen Armee äußern sich Gebrechen, wegen deren Ver„besserung gar kein Anschein vorhanden ist, und auf die fortwährende „Friedfertigkeit der Pforte kann man sich nicht gänzlich verlassen. Am „meisten aber muß uns der schwächliche Gesundheitszustand der russi„schen Kaiserin erschrecken, und sollte noch während des Krieges dieser „Todesfall erfolgen, so können sich die außerordentlichsten Verände„rungen ergeben."

Allerdings wurde Starhemberg gleichzeitig eingeschärft, von dieser vertraulichen Mittheilung der innersten Gedanken des Wiener Hofes gegen Choiseul nichts zu erwähnen. Denn man müßte sonst darauf gefaßt sein, ihn in dem leicht vorherzusehenden Augenblicke, daß wieder eine vollständige Veränderung seiner Anschauungen einträte, hievon argen Mißbrauch machen zu sehen. Neuerdings würde er darauf ausgehen, Oesterreich auch unter den ungünstigsten Bedingungen einen Friedensschluß aufzudrängen. Starhemberg habe sich daher auf tactvolle, aber nicht übereifrige Förderung alles desjenigen zu beschränken, was zur Zusammenberufung des Friedenscongresses zu führen vermöchte[461]).

In dem Augenblicke, in welchem Starhemberg diese neuen Instructionen erhielt, lag die unmittelbare Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr in den Händen des Herzogs von Choiseul. Der Abschluß des Familienvertrages mit Spanien und der Abbruch der Friedensverhandlungen mit England schien ihm den rechten Augen-

blick zu bieten, in welchem er das bisher geführte Amt in glanzvollster Weise zurücklegen konnte. An seine Stelle trat nun sein Vetter, der bisherige Botschafter in Wien, Graf Choiseul-Praslin. Der Herzog von Choiseul aber fügte zu dem Kriegsministerium, dem er vorstand, auch noch das Portefeuille der Marine hinzu. Diese Maßregeln deuteten, da er fortan der leitende Minister blieb, auf energische Fortführung des Krieges zu Lande und zur See. Er selbst sagte zu Starhemberg: „Da ich den Frieden nicht zu Stande bringen konnte, „will ich den Krieg führen“ [462]).

Aufrichtig bedauerte Starhemberg den Rücktritt des Herzogs von Choiseul von der Leitung der auswärtigen Geschäfte. Allerdings habe derselbe, schrieb er an Kaunitz, „große, ja gewissermaßen unerträgliche „Fehler“ an sich, und es sei nicht zu leugnen, daß er durch seinen Ungestüm der gemeinsamen Sache in vielen Stücken gar sehr geschadet habe. Aber er besitze doch auch viele wahrhaft seltene Eigenschaften; eine sehr große Thätigkeit, ungewöhnlichen Scharfsinn, und trotz seiner übertriebenen Lebhaftigkeit nicht wenig Geduld und Standhaftigkeit. Vorstellungen, wenn sie zu rechter Zeit und mit gehöriger Art an ihn gelangten, wisse er sich zu fügen und ihnen seine eigene Ansicht unterzuordnen, die Fehler aber, die er begangen habe, einzugestehen. Sein Nachfolger sei überaus argwöhnisch, zurückhaltend, von Vorurtheilen eingenommen und auf seine eigene Meinung versessen, für Oesterreich aber weit weniger günstig gesinnt als der Herzog von Choiseul [463]).

Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß fast um dieselbe Zeit Choiseuls ungleich größerer Gegner, daß William Pitt aus dem Amte schied. Der Vorwurf, daß er allzu hartnäckig festhielt an seiner feindseligen Gesinnung wider Frankreich und Spanien, daß er dem Hofe von Versailles allzu weitgehende Demüthigungen auferlegen wollte und dadurch den günstigen Augenblick versäumte, England einen vortheilhaften Frieden zu schenken, dessen es ebenfalls dringend bedurfte, wird ihm von unparteiischen Beurtheilern nicht erspart werden. Darüber fiel er, und man brauchte noch kein Feind Englands zu sein, um sich zu der Meinung zu bekennen, daß geringerer Starrsinn in

der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auch diesem Lande vielleicht nicht zum Schaden gereicht haben würde. Aber über die großen persönlichen Eigenschaften Pitts herrschte nur eine Stimme; die bewundernde Verehrung seiner Freunde, die angstvolle Scheu seiner Gegner können hiefür gleichmäßig als Beweis gelten.

Dreizehntes Capitel.

Der Thronwechsel in Rußland.

Worte des Staatskanzlers sind angeführt worden, denen zufolge die Besorgniß vor einer demnächstigen Thronveränderung in Rußland eine der Hauptursachen war, weßhalb man in Oesterreich jetzt ungleich weniger eifrig als früher die Fortsetzung des Krieges wünschte. Denn man zweifelte nicht, daß in dem Augenblicke, in welchem die Kaiserin Elisabeth stürbe und der Großfürst-Thronfolger zur Regierung käme, ein vollständiger Umschwung in der bisherigen äußeren Politik des russischen Kaiserreiches, ja gerade das Gegentheil von dem eintreten würde, was bisher geschehen war.

Nicht allein die abgöttische Verehrung, welche der Großfürst für den König von Preußen empfand, erregte seinen Ingrimm gegen diejenigen, welche es wagten, wider ihn Krieg zu führen; in letzterer Zeit war der Unmuth des Großfürsten durch das von Oesterreich und Frankreich lebhaft unterstützte Project des Austausches seines holsteinischen Stammlandes gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, für welche er bei Abschluß des Friedens die Provinz Preußen erhalten sollte, noch sehr gesteigert worden. Die verbündeten Mächte trachteten hiedurch Dänemarks thätige Beihülfe zu dem Kriege gegen Preußen zu gewinnen oder es doch von werkthätiger Parteinahme für Friedrich abzuhalten; der Großfürst aber war wenigstens in seinem Innern einem Plane nicht geneigt, der ihn eines Besitzes berauben sollte, an welchem er leicht begreiflicher Weise mit großer Vorliebe hing. Da auch Rußland fördernd einzuwirken suchte auf die Ver-

wirklichung des ihm verhaßten Gedankens, so wagte er zwar keinen offenen Widerstand, aber durch Ausflüchte aller Art wußte er die Entscheidung hinauszuschieben. Sein Unwille über Rußlands äußere Politik stieg dadurch nur noch höher, und mit Besorgniß sah man in Wien dem Augenblicke entgegen, in welchem sie dereinst der Großfürst als Kaiser nach seinem eigenen Willen werde lenken können.

Darum schenkte man auch den Berichten, welche aus St. Petersburg über den Gesundheitszustand der Kaiserin Elisabeth eingingen, die gespannteste Aufmerksamkeit. Nicht als ob man, selbst wenn die Zarin noch länger am Leben bliebe, sich mit der Hoffnung geschmeichelt hätte auf ein entscheidendes Eingreifen Rußlands in den Krieg wider den König von Preußen. Allzu oft waren die Erwartungen, die man in dieser Beziehung gehegt, und allzu empfindlich waren sie getäuscht worden, als daß man es gewagt hätte sich ihnen neuerdings hinzugeben. Wohl war die Zarin nie wankend geworden in ihrer Abneigung gegen Friedrich und in ihrer innigen persönlichen Ueberzeugung, daß sie in Rußlands wohlverstandenem Interesse die Aufrichtung eines übermächtigen preußischen Staates bekämpfen müsse. Aber zwischen dem Willen, dieß zu thun, und der energischen Durchführung der Maßregeln, welche zu diesem Ende angeordnet wurden, lag noch eine gewaltige Kluft; Elisabeth war viel zu träge und apathisch, ihr Geist und ihr Gemüth waren mit allzu fernliegenden Dingen beschäftigt, als daß sie es vermocht oder auch nur ernstlich darnach getrachtet hätte, jene Kluft zu überbrücken. Ihr ganzes Leben hindurch vorzugsweise mit ihrer eigenen Schönheit und mit dem Wohlgefallen beschäftigt, welches deren Bewunderung durch Andere bei ihr erregte, wurde sie durch den allmäligen Verfall derselben aufs schmerzlichste berührt. Sie begann sich den Augen der Welt immer sorgfältiger zu entziehen, und da sie nirgends mehr öffentlich erschien, fanden auch die Repräsentanten der fremden Mächte keinen Zutritt und kein Gehör mehr bei ihr.

Hiezu kam noch, daß sie sich allmälig immer tiefer in Gewissensscrupel versenkte und immer lebhaftere Furcht vor dem Tode empfand. So weit ging sie darin, daß es Jedermann verwehrt wurde, in Trauer-

kleidern an den Fenstern ihrer Wohnzimmer vorüberzugehen; der Tod ihr bekannter Persönlichkeiten aber wurde ihr oft monatelang verschwiegen. Und ihre düstere Gemüthsstimmung wurde durch den Zwiespalt mit dem Großfürsten-Thronfolger, durch das Mißfallen, das sie über dessen tadelnswerthes Benehmen empfand, und durch ihre Abneigung gegen die Großfürstin Katharina noch gesteigert; seit drei Monaten, wird in der ersten Hälfte des November berichtet, habe sie mit denselben nicht mehr gesprochen. Furcht, Schwermuth und Argwohn seien die Gefühle, wurde damals gesagt, denen sie sich ausschließlich hingebe und durch welche sie sich abhalten lasse, auch nur einen geringen Theil ihrer Zeit den Staatsgeschäften zu widmen.

Die gedrückte Stimmung der Kaiserin übte auch eine sehr ungünstige Wirkung auf ihre Umgebung aus. Der Hof und das Ministerium befanden sich in steter Sorge, Ungewißheit und Furcht. Jeder befolgte seine eigene Politik, und da sie einander ohnedieß nur Mißtrauen entgegenbrachten und sich treulos behandelten, so waren diejenigen, welche einmüthig hätten zusammenwirken sollen zum Besten des Staates, in Zwietracht zerfallen und von Feindseligkeit gegen einander beseelt. Der Eine suchte und wußte die Schritte des Anderen zu durchkreuzen, so daß am Ende gar nichts, wenigstens nichts Heilsames geschah. Niemand steuerte der Mißwirthschaft, den Gewaltthätigkeiten und den Erpressungen, durch welche die inneren Zustände des Staates in die ärgste Verwirrung geriethen und in den größten Verfall.

Das Gleiche geschah auch bei den auswärtigen Geschäften sowie bei der Leitung der Kriegsunternehmungen. In beiden Beziehungen war noch überdieß das eigenthümliche Verhältniß, das zwischen der Kaiserin und dem Thronfolger bestand, von der verderblichsten Wirkung. Jedermann wußte, daß der Großfürst das Bündniß Rußlands mit Oesterreich mißbilligte und den Krieg gegen Preußen verabscheute. Niemand zweifelte daher, daß er alsbald nach seiner Thronbesteigung beidem ein Ende machen und es denjenigen schwer entgelten lassen werde, die er als die Urheber oder wenigstens als gefügige und geschickte Werkzeuge der gegenwärtigen Politik Rußlands betrachtete. Darum wollte in seinen Augen Niemand als solches erscheinen; haupt-

sächlich aus dieser Ursache wurde auch der Krieg so erbärmlich geführt. Wenn jemals die Kaiserin, wenn ihr Ministerium sich dazu aufraffte, einen drängenden Befehl zu energischer Kriegführung an den Obercommandanten der russischen Armee ergehen zu lassen, so wurde dessen pünktliche Befolgung zwar jedesmal zugesagt, aus Rücksicht auf den Großfürsten aber und aus Furcht vor seiner Rache eben so gewiß wieder unterlassen.

So bedauerlich nun auch diese Zustände nicht allein im Interesse Rußlands, sondern auch in demjenigen Oesterreichs waren, indem durch dieselben das Bündniß zwischen beiden Staaten gar sehr an Werth verlor, so war doch noch ein unermeßlicher Unterschied zwischen den Verhältnissen, wie sie damals bestanden, und denjenigen, deren Eintreten mit der Thronbesteigung des Großfürsten Peter zu besorgen war. Jetzt stand doch noch eine zahlreiche russische Armee wider Preußen im Felde, und so wenig sie auch Nachhaltiges unternahm, so zwang sie doch den König, ihr wenigstens eine gewisse Anzahl von Streitkräften entgegenzustellen und nicht seine ganze Macht wider Oesterreich zu concentriren. Die Verstärkung, welche das kaiserliche Heer in Schlesien durch Czernitscheffs Armeecorps erhielt, war gleichfalls nicht allzu gering anzuschlagen. Und endlich bestand der Hauptnutzen der russischen Hülfeleistung wohl darin, daß schon seit Jahren ein sehr beträchtlicher Theil des preußischen Staates, die ganze Provinz Preußen von russischen Truppen besetzt war, unter russischer Verwaltung stand und daher für König Friedrich weder Geld noch Soldaten, weder Proviant noch sonstige Hülfsmittel aus diesem Lande gezogen werden konnten.

Wie ganz anders mußte das Alles in dem Augenblicke sich gestalten, in welchem der Großfürst Peter den Thron Rußlands bestieg. Allsogleich werde er, darüber durfte man sich nicht täuschen, nicht allein Frieden, sondern höchst wahrscheinlicher Weise ein Bündniß abschließen mit Preußen. Die russischen Truppen würden nicht nur die österreichische Armee in Schlesien verlassen, sondern sich wohl mit dem preußischen Heere vereinigen. Hiedurch verstärkt, würde Friedrich seine so arg zusammengeschmolzene Kriegsmacht wieder zu einer sehr ansehnlichen

Zahl heranwachsen sehen. Und insbesondere würde er, wenn er wieder in den unbestrittenen Besitz der Provinz Preußen träte, eine sehr beträchtliche Vermehrung seiner Widerstandsmittel erhalten.

Gründe genug für den Wiener Hof, um jederzeit mit ängstlicher Sorge den Nachrichten über das Befinden der Kaiserin von Rußland entgegenzusehen. Doch kann nicht gesagt werden, daß dieselben gerade in letzter Zeit Ursache zu ernstlicher Befürchtung dargeboten hätten. Als Esterházy im September 1761 die Kaiserin vor seiner Abreise aus Rußland zum letzten Male sprach, konnte er melden, sie befinde sich nach überstandener Krankheit so wohl als er sie überhaupt jemals gesehen habe [464]). Und noch drei Monate später schrieb Esterházy's Nachfolger Mercy, als er über die gedrückte Stimmung der Kaiserin nach Wien berichtete, daß sich dieselbe immerhin nur auf ihren Geist und ihr Gemüth erstrecke, ihren Gesundheitszustand aber ziemlich unberührt lasse. Sie befinde sich vielmehr, fügte Mercy hinzu, seit letztem Sommer besser als zuvor, wie sie denn überhaupt, mit Ausnahme weniger und sehr unerheblicher Unpäßlichkeiten, die sich manchmal bei ihr einstellten, einen so kräftigen Körper besitze, daß man sich, wenn sie sich nur ihre innerliche Unruhe und Mißstimmung aus dem Sinne zu schlagen vermöchte, wohl versprechen dürfte sie noch viele Jahre hindurch fortleben zu sehen [465]).

Mercy erwies sich jedoch wenigstens in dieser Beziehung als kein glücklicher Prophet. Schon wenige Wochen später mußte er anzeigen, daß die Kaiserin von einem Rothlauf am Beine befallen worden; doch hoffe er, ihr Unwohlsein werde bald vorübergehen [466]). Aber das Gegentheil geschah; ein heftiger Anfall von Hysterie brachte die Kaiserin für längere Zeit um das Bewußtsein. Ganz unbeschreiblich war die Bestürzung, in welche dieser Vorfall Alles versetzte, das mit dem Hofe in irgend einer Weise zusammenhing. „Er hat mir eine „vorläufige Idee gegeben," berichtet Mercy am 7. December, „was „für eine Katastrophe und Veränderung in dem hiesigen Reiche vor„gehen wird, wenn die russische Kaiserin über kurz oder lang die „Augen zudrückt." Beruhigend fügt er hinzu, daß der Anfall für dießmal vorüber sei und die Kaiserin sich jetzt außer Lebensgefahr

befinde. Aber bald traten neuerliche, noch bedenklichere Zustände ein. Nicht achtend des Rathes der Aerzte, denen sie vielmehr die Verschlimmerung ihrer Krankheit zuschrieb, befahl Elisabeth, ihr ein sehr starkes Mittel zu reichen, von dem sie behauptete, daß es sie in ihrer Jugend vom Fieber befreit habe. Niemand wagte es sich ihrem Willen zu widersetzen; sie erhielt und nahm das Mittel, doch brachte dasselbe eine sehr ungünstige Wirkung hervor. Heftiges Erbrechen zog großen Blutverlust nach sich, welchen die Aerzte durch reichlichen Aderlaß noch vermehrten [467]). Die hierauf eintretende Schwäche nahm man für Besserung und Mercy meinte, daß gute Aussichten vorhanden seien auf völlige Wiederherstellung der Kaiserin. Bald aber konnte man sich der Erkenntniß der wahren Sachlage nicht länger verschließen. Als Mercy nicht mehr zweifelte, daß das Ende der Kaiserin herannahe, trachtete er den Großkanzler Woronzow von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß er Elisabeth bewege, vor ihrem Hinscheiden ihrem Nachfolger die Aufrechthaltung des gegenwärtigen politischen Systems nicht nur dringend zu empfehlen, sondern ihn hiezu durch ein förmliches Versprechen zu verpflichten. Es läßt sich kaum denken, daß eine solche Zusage, selbst wenn der Großfürst sich zu einer solchen herbeigelassen hätte, von ihm auch gewissenhaft beobachtet worden wäre. Aber es kam gar nicht zu einer solchen, denn obgleich Woronzow versprach nach Mercy's Begehren zu handeln, war er doch von Angst und Muthlosigkeit so sehr ergriffen, daß er sich, ohne ernstlich erkrankt zu sein, zu Bett legte und so geflissentlich der Möglichkeit auswich, die Kaiserin vor ihrem Tode noch einmal zu sehen.

Daß derselbe wirklich herannahe, darüber täuschte sich jetzt Elisabeth selbst nicht mehr. Am Abende des 4. December ließ sie den Großfürsten und seine Gemalin zu sich berufen. Außer diesen beiden durfte nur noch der vertraute Cabinetsecretär Olsuwiew im Krankenzimmer bleiben. Die Kaiserin erklärte ihrem Nachfolger, daß sie für Alles, was sie zu dessen Gunsten und Vortheil gethan habe, gar nichts als das Versprechen verlange, daß er dem Grafen Rasumowski und dem Kammerherrn Iwan Schuwalow

kein Leid zufüge, auch ihren Dienern gnädig sei und überhaupt Alles vollständig vergesse, wodurch er vielleicht bei manchem Anlasse verletzt oder gereizt worden sei. Feierlich gelobte dieß der Großfürst, und Mercy fand darin einen neuerlichen Grund es tief zu beklagen, daß Woronzow zu schwach oder zu feig gewesen sei, seinen Rathschlägen Folge zu leisten. Vielleicht hätte man, so glaubte Mercy auch jetzt noch, die Aufrechthaltung des bisherigen politischen Systems durchgesetzt oder wenigstens Anhaltspunkte gewonnen, um zu beurtheilen was für die Zukunft geschehen solle.

Am 5. Jänner 1762 zwischen drei und vier Uhr Nachmittags starb die Zarin. Da zwischen ihr und ihrem Nachfolger über die öffentlichen Angelegenheiten gar nichts verabredet, ja derselben nicht einmal erwähnt worden war, schwebte man in völliger Ungewißheit über das was bevorstand. Dem Einflusse einer Vertrauensperson, des früheren Generalkriegscommissärs Glebow, welchen der neue Kaiser gleich im ersten Augenblicke seiner Regierung zum Generalprocurator des Senates, mithin zu einem der wichtigsten Aemter des Staates erhob, schrieb man es zu, wenn Peter III. Anfangs mit ganz unerwarteter Milde und Sanftmuth verfuhr. Aber Mercy ließ sich dadurch nicht beirren in seinem Urtheile über das was demnächst geschehen werde. Schon die trockene Art, mit welcher Peter am folgenden Tage Mercy's Glückwunsch zu seiner Thronbesteigung beantwortete, war ihm hiefür ein deutlicher Fingerzeig. Als Mercy die Hoffnung aussprach, der Kaiser würde in Bezug auf das Bündniß mit Oesterreich den Grundsätzen seiner Vorgängerin treu bleiben, antwortete ihm Peter lakonisch, und wie Mercy sich ausdrückt, „fast auf „eine gezwungene Art", er hoffe, Maria Theresia und ihr Gemal würden ihm Freunde sein. Für Mercy selbst aber legte der Kaiser bei dieser ersten Zusammenkunft die größte Zuvorkommenheit an den Tag [468]).

Damit waren aber auch alle Berührungen des österreichischen Botschafters mit Peter ein für alle Mal zu Ende. Jede Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen, wurde Mercy entzogen; so wie mit dem Kaiser erging es ihm auch mit den einflußreichsten Personen am

Hofe. Wer sich früher an ihn gedrängt hatte, zog sich jetzt scheu vor ihm zurück, und Niemand wagte es mehr, ihm von den öffentlichen Geschäften zu sprechen.

Denn Peter selbst war nicht schweigsam über die vollständige Aenderung der russischen Politik, die er allsogleich ins Werk zu setzen trachtete. Er sandte einen seiner Adjutanten nach Preußen; ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an Friedrich hatte derselbe zu überbringen. An die Meldung seiner Thronbesteigung knüpfte der Zar die Versicherung aufrichtiger Freundschaft.

Die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Elisabeth und der Thronbesteigung Peters wurde von Friedrich als eine glückverheißende begrüßt. Mit gewohnter Raschheit benützte er die sich ihm darbietende günstige Umwandlung; ohne viel Zeitverlust sandte er seinen Adjutanten Bernhard Wilhelm von der Goltz nach St. Petersburg, um nicht nur den Krieg gegen Rußland zum Abschlusse zu bringen, sondern die neuen Freundschaftsbeziehungen Preußens zu diesem Reiche zu ordnen und festzustellen.

Es ist wohl selbstverständlich daß Alles, was dem Könige von Preußen als ein glückbringendes Ereigniß erschien, den Wiener Hof mit tiefer Betrübniß erfüllen mußte. So war es auch mit der Nachricht von dem Tode der Kaiserin Elisabeth. So oft man sich auch schon beschäftigt hatte mit dem Gedanken an diese Möglichkeit, so erregte das wirkliche Eintreten des gefürchteten Ereignisses doch um so größere Bestürzung, als durch die früheren Berichte Mercy's die Hoffnung erweckt worden war, auch dieser Krankheitsanfall der Kaiserin werde unschädlich vorübergehen.

Nachdem dieß nicht geschehen war, befand man sich zu Wien in vollständiger Ungewißheit über dasjenige, was man von Rußland aus zu erwarten hatte. Man verschloß das Auge nicht vor der Möglichkeit, ja vielleicht Wahrscheinlichkeit, daß Peter III. nicht nur das Bündniß mit Oesterreich und Frankreich auflösen, mit Preußen aber Frieden schließen, sondern daß er sich wohl ganz auf

die Seite der letzteren Macht schlagen werde. Aber einen Strahl der Hoffnung, daß der Zar nicht zu diesem Aeußersten schreite, glaubte man aus der Nachricht schöpfen zu dürfen, er habe die Mehrzahl der vornehmsten Würdenträger des Staates, und unter ihnen den Großkanzler Woronzow in ihren Aemtern bestätigt. Trotz des geringen Gewichtes, welches man auf die Ueberzeugungstreue russischer Staatsmänner der damaligen Zeit legen durfte, sprach doch so Manches für die Annahme, daß sie nicht allsogleich bereit sein würden, gerade die entgegengesetzte Bahn von derjenigen einzuschlagen, auf welcher sie so lange Jahre hindurch gleichmäßig gewandelt waren. Und darüber konnte ja doch ebenfalls nicht der entfernteste Zweifel obwalten, daß das Beharren auf derselben durch die wichtigsten Interessen Rußlands dringend geboten erschien. Die Erwerbung der Provinz Preußen wäre für Rußland in jeglicher Beziehung von unermeßlichem Werthe gewesen, und Niemand, dem die Ausdehnung und die Befestigung der Macht Rußlands wirklich am Herzen lag, konnte hierüber verschiedener Meinung sein. Daß sich zu ihnen nicht auch der neue Beherrscher dieses Reiches zählen und daß er dessen wichtigste Interessen einer blinden persönlichen Vorliebe für den König von Preußen aufopfern werde[169]), ließ sich wenigstens nicht von vorneherein mit vollster Bestimmtheit annehmen. Und darum konnte auch die Versicherung des russischen Botschafters Fürsten Galitzin, welcher an die Notification der Thronbesteigung Peters die Erklärung knüpfte, derselbe werde die von russischer Seite eingegangenen Verpflichtungen gegen Oesterreich und Frankreich gewissenhaft beobachten und in dem Bündnisse mit ihnen unerschütterlich verharren[170]), nicht schon von Anfang an als völlig werthlos angesehen werden.

So lange man in Wien noch im Zweifel sich befand über die Entschlüsse des Zars, bemühte man sich eifrigst dahin zu wirken, daß dieselben nicht allzu ungünstig ausfielen für Oesterreich. Eine Reihe von Betrachtungen wurde Mercy an die Hand gegeben, deren Erörterung den russischen Ministern Anhaltspunkte genug liefern sollte, um den Kaiser von der Nothwendigkeit zu überzeugen, Rußland in einem so entscheidenden Augenblicke nicht von der Allianz mit Oester-

reich und Frankreich zu trennen. Und da man hinlängliche Erfahrung über die Bestechlichkeit der russischen Staatsmänner besaß, so wurden trotz der äußersten Bedrängniß, in welcher sich die österreichischen Finanzen befanden, doch beträchtliche Summen zu diesem Zwecke für Mercy verfügbar gemacht. Gerade jener Wolkoff sollte fast am reichlichsten bedacht werden, welcher zu derselben Zeit, als er Rußland an Preußen verrieth, die österreichischen Botschafter Esterházy und Mercy mit Versicherungen seiner Anhänglichkeit an Oesterreich und Frankreich vollständig zu täuschen verstand. Die verläßlichste Stütze der Allianz glaubten sie an einem Manne zu besitzen, der nicht nur ihre Geschenke bereitwilligst annahm, sondern gleichzeitig andere, sei es von England oder von Preußen empfing und dafür die wichtigsten Staatsgeheimnisse preisgab.

Aber nicht nur russische Minister und Beamte meinte man durch Geld gewinnen zu können; man dachte sogar einen Augenblick daran, das gleiche Mittel auch bei der russischen Regierung überhaupt in Anwendung zu bringen. „Der Krieg kostet uns", schrieb Kaunitz an Mercy, „das Jahr hindurch über vierzig Millionen; es wäre also „noch ein Gewinn dabei, wenn wir unseren Alliirten zwanzig und mehr „Millionen allmälig auszahlen würden, um wo nicht ganz Schlesien, „so doch einen beträchtlichen Theil davon zu erhalten. Dem russischen „Hofe fehlt es ohnehin an Geld, insbesondere wenn er seine weitaus„sehenden Projecte wegen Dänemark ausführen will. Preußen und „England werden nimmermehr so viel geben als von uns in dem „Falle zu hoffen wäre, wenn wir zu einem guten Frieden in An„sehung Schlesiens gelangten. Hiezu könnte Rußland für dermalen „behülflich sein, wenn es mit Preußen nur einigermaßen politisch zu „Werke gehen und nicht allzu nachgiebig sein will" [171]).

Das Hauptgewicht wurde jedoch von österreichischer Seite darauf gelegt, bald aus der bisherigen Unsicherheit befreit zu werden und ins Klare zu kommen, wessen man sich für die Zukunft von Rußland versehen solle. Mercy's Berichte und die Nachrichten, die man von anderen Seiten erhielt, ließen binnen kürzester Frist keinen Zweifel mehr übrig, daß der neue Kaiser sich ganz in die Arme der bisherigen

Feinde Rußlands geworfen habe. Und Maßregeln, wie die Freilassung des wegen Treubruch und Verrath auf der Festung befindlichen Generals Tottleben zeigten daß der Zar durchaus nicht gewillt sei, auch nur den Schein zu retten, als ob er den von Rußland übernommenen Verpflichtungen nicht geradezu entgegen zu handeln denke. Schon zwei Wochen nach Peters Thronbesteigung mußte Mercy nach Wien schreiben, man möge sich auf die ärgsten Dinge gefaßt machen. Jede Stunde sei durch einen neuen empörenden Vorgang wider Rußlands bisherige Verbündete bezeichnet. „Die Einsichtsvollsten unter der russi„schen Nation", mit diesen Worten schließt Mercy seinen Bericht, „seufzen insgeheim über die Folgen, welche sie von der Geistesstörung „ihres Herrn und Meisters vorhersehen müssen. Aber dieses Volk von „Sclaven horcht nur und schweigt; ja es gewinnt gar sehr den „Anschein, daß man hievon selbst nicht den Kanzler ausnehmen „darf" [472]).

In welch hohem Maße auch letzteres der Fall war, ging schon daraus hervor, daß Woronzow es ängstlich vermied, mit Mercy in irgendwelche Berührung zu treten. Während der Botschafter Oesterreichs sich in solcher Weise von allem Verkehre mit dem Kaiser selbst und mit den russischen Staatsmännern ausgeschlossen sah, war der englische Gesandte Robert Keith nicht bloß eine der einflußreichsten Personen in der Umgebung des Zars, sondern sein Lieblingsgesellschafter [473]). Durch seine Vermittlung geschahen auch England gegenüber Schritte, welche den Uebertritt Rußlands zu der Allianz Englands mit Preußen vorbereiten sollten.

Merkwürdiger Weise waren jedoch ungefähr zu derselben Zeit, in welcher der Thronwechsel in Rußland eine so vollständige Aenderung der dortigen Politik zu Gunsten Preußens herbeigeführt hatte, Anzeichen bemerkbar geworden, welche zu der Vermuthung berechtigten, das wenige Monate zuvor in England eingetretene gleiche Ereigniß werde dort gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Es ist leicht begreiflich daß von protestantischer und insbesondere von preußischer Seite Pitts Rücktritt vom Ministerium nur

in dem Tone bitterster Anklage gegen seine Widersacher besprochen wird. War er doch die gewaltigste Stütze jenes Königs, dem es so sehr darauf ankam, überall wo ihm das zum Vortheil gereichte, als der muthvolle und häufig auch siegreiche Vorkämpfer des protestantischen Glaubensbekenntnisses angesehen zu werden. Und gefiel sich doch Pitt in seiner Rolle eines Freundes und Beschützers des Königs von Preußen so sehr, daß er höchst vortheilhafte Anerbietungen Frankreichs zum Frieden wenigstens zum großen Theile auch aus dem Grunde von der Hand wies, weil sich Frankreich nicht herbeiließ, gleichzeitig auch Preußen gegen jede etwaige Einbuße sicher zu stellen.

So erfinderisch nun auch Pitt in der Aufzählung von Gründen war, die zu Gunsten seiner Anschauungen sprachen, und so weit überragend ihn seine großartige Begabung im Vergleiche mit seinen Gegnern erscheinen ließ, so ungerecht ist es doch, die letzteren schon darum, weil sie Pitts Meinung bekämpften, unpatriotischer Gesinnungen zu zeihen. Denn dem so langdauernden und verheerenden Kriege ein Ende gemacht zu sehen, lag ja auch in Englands Interesse, dessen Bevölkerung gleichfalls nicht wenig darunter litt. Die Finanzen des Landes befanden sich in Folge des Krieges in einem sehr zerrütteten Zustande, und ganz unerträglich war die Last der neu auferlegten Steuern geworden. Endlich waltete vom Standpunkte Englands in der That kein entscheidender Beweggrund ob, der diesen Staat von vorneherein zwingen mußte, jedem Frieden seine Zustimmung zu versagen, durch welchen es dem Könige von Preußen auferlegt worden wäre, wenigstens einen Theil des vor etwa zwei Decennien in unrechtmäßigster Weise an sich gerissenen Gutes wieder herauszugeben.

Man kann diese Anschauung wohl als den Kernpunkt der Meinung bezeichnen, welche nun durch das neue englische Ministerium zur Geltung gelangte. Nur mit äußerstem Widerwillen fand es sich darein, daß es als unabweisliche Consequenz der von Pitt befolgten Politik am 4. Jänner 1762 den Krieg an Spanien erklären mußte. Doch ließ es sich dadurch nicht abhalten, in anderer Richtung so viel zur Herbeiführung des Friedens zu thun, als es nur immer vermochte. Von besonderer Wichtigkeit war es dabei, daß die englische Regierung

jetzt insgeheim einen Schritt that, sich Oesterreich wieder zu nähern und die alte Verbindung mit diesem früher so treuen Alliirten zu erneuern. Sie bediente sich dabei der gleichen Mittelsperson wie in einem früheren ähnlichen Falle. Der als Vormund des minderjährigen Erbstatthalters, als Generalcapitän und Generaladmiral im Haag ansäßige Herzog Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein Schwager des Königs von Preußen, theilte dem österreichischen Gesandten Freiherrn von Reischach vertraulich mit, daß die englische Regierung zwar beschlossen habe, den Krieg auf dem europäischen Festlande noch ein Jahr fortzuführen, daß jedoch die bisherige Convention mit dem Könige von Preußen nicht erneuert worden sei; doch werde man ihm die gewöhnlichen Subsidiengelder fortbezahlen. Gleichzeitig mit dieser Verständigung sei der König aufgefordert worden, mit Oesterreich so gut als möglich Frieden zu schließen. Noch habe man seine Antwort nicht erhalten, doch vermuthe man, er werde eher das Aeußerste wagen als sich diesem Vorschlage fügen.

Er selbst sei, fuhr Herzog Ludwig fort, durch eine an den englischen Gesandten Yorke im Haag eingegangene Depesche der britischen Regierung gebeten worden, die Kaiserin zu befragen oder durch seine Freunde befragen zu lassen, ob das englische Ministerium sich schmeicheln dürfe, daß sie, nachdem jetzt das gesammte Haus Bourbon sich so enge verbündet habe, auch ihrerseits dem früheren politischen Systeme sich wieder zuwenden und mit England und Sardinien in Allianz treten wolle. In diesem Falle würde England noch zwei Feldzüge unternehmen und alles Mögliche anwenden, um das Haus Bourbon ganz aus Italien zu vertreiben.

Schließlich fügte Herzog Ludwig noch hinzu, daß den verläßlichsten Nachrichten zufolge der König von Preußen sich in höchst ungünstiger Lage befinde. Sein ganzes Land, seine eigenen Unterthanen seien wider ihn, wie er sich denn auch in der That „wider die gesunde Vernunft und ganz unsinnig betrage“. Man glaube nicht daß er sich erholen und seine Armee zeitlich genug werde ergänzen und in Stand setzen können. Daß England nichts dawider haben werde, wenn Friedrich auch ganz Schlesien wieder an die Kaiserin

abtreten müßte, wurde von dem Herzoge von Braunschweig recht deutlich betont [474]).

Nicht nur zur Beurtheilung der Absichten des englischen Ministeriums, sondern auch darum ist diese Mittheilung wichtig, weil sie ein beachtenswerthes Streiflicht auf die Stimmung wirft, welche zu jener Zeit in Preußen gegen den eigenen König, seine Entschlüsse und Maßregeln herrschte. Und wer etwa an der Wahrhaftigkeit der Mittheilungen des Herzogs von Braunschweig zweifeln wollte, der braucht nur auf die einzige Stimme zu horchen, welche sich, während alle Anderen in sclavischer Unterwürfigkeit schwiegen, zu erheben wagte, diejenige des Prinzen Heinrich von Preußen. Die Vorschläge, welche der König, allerdings noch vor Empfang der Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland ihm machte, bezeichnet er als die eines Verzweifelnden. „Da es sich übrigens", so lauten seine Worte, „ohne„dieß um nichts anderes handelt als zu Grunde zu gehen, so ist es nur „nothwendig zu wissen, welcher Tod der langsamste sei" [475]).

Was jedoch den Hauptinhalt der Mittheilung des Herzogs Ludwig, oder besser gesagt, der englischen Regierung betrifft, so wurde sie in Wien natürlicher Weise nur mit äußerstem Mißtrauen aufgenommen. Sowohl gegen diejenigen, von welchen sie ausging, die englischen Staatsmänner, als gegen den Vermittler hegte man dasselbe. Darum hielt man die ganze Erklärung für eine Falle, welche wohl nur gelegt worden sei, um sich einer auch nur halbwegs willfährigen Antwort Oesterreichs zu dessen Ungunsten bei Frankreich bedienen zu können.

Lebhaft erinnerte man sich in Wien der vielfachen Beweise, die man in früherer Zeit von Seite Englands erhalten hatte, daß es immer nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht war und sich des Bündnisses mit Oesterreich stets nur zu selbstsüchtigen Zwecken bediente. Man gerieth auf die Vermuthung, daß England darauf ausgehe, Oesterreich durch Rußlands Vermittlung und unter Vorspiegelung sehr großer Vortheile, die man dem Hause Bourbon abzugewinnen hoffe, nicht nur zum Abfalle von dem Bündnisse mit Frankreich, sondern sogar zu werkthätiger Theilnahme an dem Kriege wider dasselbe zu

verleiten. Gleichwohl würde Englands Absicht jederzeit dahin gerichtet sein, einen baldigen und vortheilhaften Frieden mit dem Hause Bourbon zu schließen, mit Oesterreich aber allen Versprechungen zum Trotze dasselbe Spiel neuerdings zu treiben, aus dem es schon seit einem Jahrhundert zu Oesterreichs empfindlichem Schaden bei sämmtlichen Friedensschlüssen so großen Nutzen gezogen hatte. Das englische Ministerium müsse jedoch, schrieb Kaunitz hierüber an Mercy, von der Einsicht des Wiener Hofes eine sehr geringe Meinung hegen, wenn es mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß so lang der König von Preußen, Oesterreichs ärgster und gefährlichster Feind, ein Alliirter Englands sei, Oesterreich sich in die Arme der britischen Regierung werfen, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ihr treten und dadurch seinen eigenen Untergang vorbereiten werde [476]).

Ganz unbeantwortet konnte man übrigens die Mittheilung der englischen Regierung nicht lassen; vielleicht werde sie sich, so dachte man in Wien, wenn es ihr ernstlich darum zu thun sei, mit Oesterreich in bessere Beziehungen zu treten, zu weitergehenden Erklärungen verstehen. Nach sehr langer Zögerung erwiederte daher Kaunitz dem Freiherrn von Reischach, man könne England gegenüber sich nur auf die im Jahre 1755 gewechselten Denkschriften und den Plan berufen, welchen damals der österreichische Gesandte Graf Karl Colloredo der britischen Regierung mitgetheilt habe [477]). Wenn man diese Schriftstücke nachlesen wolle, werde man sich überzeugen, daß Oesterreich schon zu jener Zeit begann, seine eigene Gefahr zu erkennen. Seither habe ihm das Betragen Englands vollends die Augen geöffnet. Nichts sei natürlicher, als daß jede Macht auf ihre eigene Erhaltung bedacht sei. Bei solchen Umständen könne die Kaiserin und ihr Ministerium nicht begreifen, was die vertrauliche Eröffnung des Herzogs Ludwig über das Begehren der englischen Regierung eigentlich sagen wolle; man vermöge daher auch keine Antwort darauf zu ertheilen [478]).

Der trockene und ablehnende Ton der Erklärung des österreichischen Staatskanzlers mußte für die englische Regierung um so verletzender sein, als sie inzwischen auch Rußland gegenüber einen ähnlichen, nur noch viel weiter gehenden Schritt gethan hatte. Da Keith ihr allzu

tief in das Interesse des Königs von Preußen verstrickt schien, entschloß sie sich, neben ihm noch einen zweiten Unterhändler Namens Wroughton am russischen Hofe zu beglaubigen. Er wurde beauftragt dort eindringlich vorzustellen, daß es nur von dem Kaiser abhänge, Europa den Frieden zu geben. Insbesondere handle es sich dabei um die Bedingungen, welche den König von Preußen beträfen. Man sehe ein, daß derselbe in Anbetracht seiner bedrängten Lage sich nicht schmeicheln könne, den Frieden zu erlangen, ohne ansehnliche Gebietstheile abzutreten und ihn dadurch auf seine Kosten zu erkaufen. In Gemäßheit dieser unleugbaren Wahrheit habe man vor sechs Wochen nach Preußen geschrieben, es sei Zeit an den Frieden zu denken, denn England könne nicht dem Könige zu Gefallen den Krieg in alle Ewigkeit fortführen. Darauf habe man keine Antwort erhalten und erwarte auch keine so vernünftige mehr als man es wünsche. Denn der König von Preußen schmeichle sich nicht nur, in dem Friedensgeschäfte bei Rußland mehr guten Willen zu seinen Gunsten zu finden als zuvor, sondern er wiege sich auch noch in anderen chimärischen Hoffnungen. Dafür halte man sie wenigstens in England, denn unmöglich könne man glauben, daß der Kaiser von Rußland den König von Preußen seinen natürlichen Verbündeten vorziehen, daß er das, was Preußen fromme, höher achten könnte als das Interesse des Wiener Hofes. Darum könne England bei all seiner Sehnsucht nach dem Frieden nicht wünschen, daß der Kaiser die russischen Truppen zurückrufe, auf deren Abmarsch der König von Preußen schon hoffe. Eine solche Maßregel würde nicht den Frieden beschleunigen, sondern den Krieg in die Länge ziehen, indem der König von Preußen, wenn Rußland nicht mehr zu Gunsten Oesterreichs eingreife, den Krieg gegen letzteres noch lange Zeit hindurch werde fortsetzen können. Das aber wünsche England nicht, sondern es trachte ebensowohl den König von Preußen vor gänzlichem Ruin zu retten als ihn zu nöthigen, entsprechende Gebietsopfer zu bringen.

Dieß war der Sinn der Erklärungen, welche Lord Bute gleichzeitig gegen den bisherigen Botschafter Rußlands in England, den Fürsten Galitzin abgab, der zu jener Zeit nach St. Petersburg be-

rufen wurde, um dort das Amt eines Vicekanzlers zu übernehmen[479]). So wenig sich auch an und für sich gegen die Richtigkeit des Gedankens einwenden läßt, daß weder ein englisches noch ein europäisches Interesse es verlangte, den König von Preußen ohne alle Einbuße aus dem Kriege hervorgehen zu sehen, so war es doch wohl nicht gerade die Sache Englands, seines langjährigen Verbündeten, ihn zu einer solchen zu zwingen. Und noch bedenklicher wurde diese Kundgebung der britischen Regierung durch die Adresse, an die man sie richtete. Nirgends konnten ja die Erklärungen Lord Bute's eine ungünstigere Aufnahme finden als bei Peter III. Wie Mercy berichtet, wurde der Zar „ganz rasend", als er sie empfing[480]); und sie bestätigten ihn nur noch in seinen Entschlüssen zu Gunsten des Königs von Preußen.

Nicht ausdrücklich gesagt, wohl aber zu dessen Vortheil gemeint war es, wenn der Zar am 23. Februar 1762 den bei ihm beglaubigten Gesandten der bisherigen Verbündeten Rußlands eine feierliche Erklärung zustellen ließ. Er müsse seine erste Pflicht, so heißt es darin, in der Förderung des Wohlseins seiner Unterthanen erkennen. Sehnlichst wünsche er nicht nur seinem Reiche den Frieden zu verschaffen, der so nothwendig und so kostbar für dasselbe sei, sondern er wolle dessen Segnungen auch ganz Europa zu Theil werden lassen. Darum sei er bereit, auf alle während des Krieges von russischer Seite gemachten Eroberungen in der Erwartung zu verzichten, daß die verbündeten Mächte ein Gleiches thun und die Rückkehr der allgemeinen Ruhe den Vortheilen vorziehen würden, welche sie von der Fortsetzung des Krieges erwarten könnten[481]).

Als der Großkanzler Woronzow diese Erklärung den Repräsentanten Oesterreichs, Frankreichs, Schwedens und des Kurfürstenthums Sachsen gleichzeitig übergab, ergriff zuerst Mercy das Wort. Mit Ruhe und Festigkeit entgegnete er, daß seine Monarchin hinter dem Kaiser von Rußland nicht zurückstehe in dem Wunsche nach baldiger Wiederherstellung des Friedens, und daß sie ihre aufrichtige Geneigtheit hiezu schon vorlängst zu erkennen gegeben habe. Aber freilich

könne sich das nur auf einen Frieden beziehen, welcher den Grundsätzen der Ehre und dem Endzweck der Allianz gleichmäßig entspreche.

Von hohem Interesse sind die übrigen Mittheilungen Mercy's über die damaligen Vorgänge in Rußland. Die Wurzel des an Verrücktheit grenzenden Enthusiasmus des Zars für den König von Preußen findet er in dessen Schwärmerei für soldatische Disciplin. Vollständig unbekannt mit den näheren Verhältnissen seines Reiches so wie mit Allem, was sich auf Politik oder Regierungssystem beziehe, habe er für gar nichts Sinn als für militärische Einrichtungen, und bete daher den Fürsten an, von dem man ihm sage, daß er am besten seine Soldaten zu exerciren verstehe [182]). Wie weit er in dieser Anbetung gehe, dafür gebe er täglich neue und wahrhaft ungeheuerliche Beweise. Als Gegensatz hiezu lege er offene Feindseligkeit gegen Dänemark und kaum geringere Abneigung wider Frankreich an den Tag. Den französischen Botschafter Baron Breteuil habe er bei einem Feste, das der Kanzler Woronzow gab, aufs wegwerfendste und beleidigendste behandelt. Gegen Mercy verhalte er sich zwar noch ziemlich zuvorkommend [183]), aber der Wiener Hof werde gleichfalls von herben Ausfällen nicht verschont. Von Laudon habe er gesagt, es sei keine Kunst, zur Nachtszeit eine Festung zu erobern. Ein General, der Muth besitze und sein Handwerk verstehe, müsse sich nicht scheuen, solches bei hellem Tage und mit dem Degen in der Faust zu unternehmen [184]).

Kaum weniger bezeichnend waren Mercy's Meldungen über die Rolle, welche der Großkanzler Woronzow seit Peters Thronbesteigung spielte. Einst das eifrigste Werkzeug der Politik der Kaiserin Elisabeth, gerieth er jetzt durch die gänzliche Verschiedenheit der Anschauungen, zu denen Peter sich bekannte, in die peinlichste und demüthigendste Lage. Als er endlich einer eingehenderen Unterredung mit Mercy nicht länger ausweichen konnte, betheuerte er, daß er gleich bei der Thronbesteigung Peters, obwohl damals schwer erkrankt, sich aufs äußerste, jedoch fruchtlos bemüht habe, den Kaiser von übereilten Schritten zurückzuhalten. Als solche müßten diejenigen, welche bereits geschehen seien, leider bezeichnet werden. Aber man möge daraus noch nicht folgern,

daß der Zar im Stande wäre, „sein Verfahren zu so ungeheurem „Uebermaß und zur Vereinigung mit dem Feinde zu treiben". Auch werde der Großkanzler sich gewiß niemals und auf gar keine Weise zur Ausführung eines derartigen Vorhabens mißbrauchen lassen. Nur die Hoffnung, noch zum Besten der bisherigen Allianz wirken zu können, halte ihn fest in seiner gegenwärtigen Stellung. Augenblicklich würde er sie räumen, wenn er sich darin getäuscht sehen sollte [485]).

Unter den gegebenen Verhältnissen war es keineswegs zu verwundern, daß der Kaiser von Rußland, welchen zu dessen ungemessener Freude König Friedrich zum preußischen Generallieutenant befördert und mit dem Schwarzen Adlerorden geziert hatte, die Erklärung abgab, von Oesterreich keine Subsidien mehr beziehen zu wollen, und auch mit der Absicht nicht zurückhielt, das Armeecorps des Grafen Czernitscheff aus Schlesien zurückzurufen. In der ersteren Maßregel erblickte man zu Wien gewiß mit Recht eine Art von Kündigung der zwischen Oesterreich und Rußland bestehenden Verträge, die letztere aber meinte man jetzt eher willkommen heißen als bedauern zu sollen. Ja der Wiener Hof hatte sogar selbst seinen Botschafter in St. Petersburg beauftragt, die Abberufung Czernitscheffs aus Schlesien zuerst in Antrag zu bringen. Denn die Bestreitung der sehr beträchtlichen Kosten des Unterhaltes der russischen Truppen und die Bezahlung der Subsidien, die man bisher pünktlich vollzogen hatte, waren bei der damaligen Finanzlage Oesterreichs ungemein drückend, und irgend welche Hülfeleistung ließ sich von jenen Truppen ja ohnedieß nicht mehr erwarten. Man sah daher das längere Verbleiben des russischen Armeecorps in Schlesien als eine große Unbequemlichkeit an, von der man je eher desto besser befreit zu sein wünschte [486]). Aber freilich mußte man auch darauf halten, daß der Abzug desselben mit vollster Ruhe bewerkstelligt und es nicht etwa sogleich mit dem Feinde vereinigt und von ihm zu einer Unternehmung wider diejenigen benützt werde, auf deren Seite es bisher gekämpft hatte. Darum ging man sogar ernstlich mit sich zu Rathe, ob nicht das russische Armeecorps, wenn es sich, ohne die österreichische Heeresleitung irgendwie zu verständigen,

zusammenzöge und bedenkliche Vorkehrungen träfe, als eine feindliche Streitmacht anzusehen und zu entwaffnen sei [487]).

Aber die besonnene Anschauung behielt auch jetzt wieder die Oberhand. Man beschränkte sich darauf, dem Commandanten der österreichischen Truppen in Schlesien, Grafen Argenteau die äußerste Vorsicht zu empfehlen. Und gleichzeitig traf man Anstalt, ein ansehnliches Armeecorps aus Sachsen nach Schlesien zu ziehen, um dort die Russen zu ersetzen [488]).

Eigenthümlich war es nun, den Botschafter Oesterreichs zu wiederholten Malen und in angelegentlichster Weise auf den Abmarsch der Russen aus Schlesien dringen zu sehen, nachdem gerade Oesterreich sich so unsägliche Mühe gegeben hatte, sie dorthin zu ziehen. Aber in Rußland machte man Czernitscheffs Rückkehr abhängig von dem Abschlusse der Convention über den Waffenstillstand mit Preußen. Am 16. März kam dieselbe zu Stargard zu Stande; acht Tage später brach Czernitscheff aus der Grafschaft Glatz auf. Er selbst und die Officiere und Soldaten russischer Nationalität legten das tiefste Bedauern über ihre Trennung von den Oesterreichern an den Tag, während die protestantischen Deutschen aus den russischen Ostseeprovinzen ihrer Freude darüber lebhaften Ausdruck verliehen [489]). Ruhig und in sehr guter Ordnung [490]) rückte das russische Armeecorps über die Oder und schlug den Weg nach der noch von den Russen besetzten Provinz Preußen ein.

Noch ehe man in Wien die Nachricht von Czernitscheffs Abmarsch erhalten, hatte man schon den Gedanken vollständig aufgegeben, den russischen Kaiser durch irgend welche Vorstellungen abzubringen von dem durch ihn eingeschlagenen Wege. Ja man sah jeden ferneren Versuch hiezu jetzt für nachtheilig an, weil er in St. Petersburg leicht wie ein Zeichen der Muthlosigkeit hätte aufgefaßt werden können [491]). Kaunitz wäre sogar gern noch einen Schritt weiter gegangen und hätte gewünscht, daß Mercy von St. Petersburg abgerufen und dort nur durch einen Residenten ersetzt würde [492]). Aber so wenig man sich vor dem Kaiser von Rußland demüthigen wollte, so sehr trachtete

man doch auch ihm nicht selbst Anlaß zu einem Zornesausbruche zu geben, dessen Folgen man für den Augenblick noch gar nicht übersehen konnte.

Aus diesem Grunde beantwortete man auch dessen Erklärung vom 23. Februar für jetzt nur in ausweichender Weise. Der Kaiser von Rußland kenne die Verpflichtung, welche die Alliirten eingegangen seien, hinsichtlich des Friedensgeschäftes gar keinen Schritt ohne die Theilnahme und die Zustimmung sämmtlicher Bundesgenossen zu thun. Die Kaiserin-Königin, gewohnt die Tractate gewissenhaft zu erfüllen, könne daher erst ihre Antwort nach geschehener Verständigung mit den verbündeten Höfen ertheilen [493]).

Eine solche vor Allem mit dem mächtigsten Alliirten, mit Frankreich herbeizuführen, war man denn von Wien aus jetzt auch eifrigst bestrebt.

Seitdem der Hof von Versailles den Familienvertrag mit dem jüngeren Zweige des Hauses Bourbon abgeschlossen und dadurch einen Alliirten gewonnen hatte, von dem er sich in dem Seekriege wider England sehr ausgiebige Hülfe versprach, zeigte man sich in Frankreich ungleich kampflustiger als dieß seit langer Zeit der Fall gewesen war. Auch die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland brachte hierin keine Aenderung hervor. Eifrig bemühten sich die beiden Choiseul, dem Grafen Starhemberg die Nothwendigkeit standhaften Ausharrens in dem Kriege gegen Preußen begreiflich zu machen. Oesterreich könne ja auch ohne die Mitwirkung Rußlands, welche ihm ohnedieß bisher eher geschadet als genützt habe, den Kampf gegen Preußen, wenn auch vielleicht nur in defensiver Weise noch fortführen. Eine der zwei österreichischen Armeen möge man in dem Lager bei Dresden, die andere aber in dem schlesischen Gebirge aufgestellt lassen. Man werde dadurch den gleichen Endzweck wie durch den bisherigen Offensivkrieg erreichen: die Schwächung des Königs von Preußen und das allmälige Versiegen seiner Hülfsmittel an Mannschaft und an Geld. Letzteres werde um so eher eintreten, als er für die Zukunft gar keine oder eine nur sehr geringe Unterstützung von England

erwarten dürfe. Gleichwohl sei man in Frankreich bereit, etwaige Anträge Rußlands auf baldigen Abschluß des Friedens mit der Erklärung zu beantworten, daß man sich auch von französischer Seite gern auf Friedensverhandlungen einlassen werde, wenn nur, wie es nach Abbruch der Negociation mit England jetzt die Würde Frankreichs erheische, die ersten Schritte hiezu von Seite der Feinde gemacht würden. Denn darüber dürfe kein Zweifel bestehen, daß Frankreich nicht mehr auf die Bedingungen eingehen könne noch werde, welche es früher selbst angeboten habe. Die bevorstehende Theilnahme Spaniens an dem Kriege gebe dem Kampfe eine ganz andere Gestalt und dürfe daher auch bei den Friedensverhandlungen durchaus nicht unberücksichtigt bleiben.

Der Herzog von Choiseul, in seinen Mittheilungen ungleich weitergehend als sein Vetter, ließ sich noch tiefer in die Erörterung der Nothwendigkeit ein, daß Frankreich unter den gegebenen Verhältnissen den Abschluß des Friedens mit Preußen verhindere. Allerdings seien die beiden Kriege ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach gänzlich von einander verschieden. Dennoch hätten die Interessen der in den Streit verwickelten Mächte eine so nahe Verbindung derselben herbeigeführt, daß es unthunlich erscheine, einen der beiden Kriege durch einen Frieden zu beendigen, ohne auch hinsichtlich des andern ein Gleiches zu thun. Habe sich dieß schon in den Verhandlungen mit England gezeigt, so würde ein abgesonderter Friede mit Preußen auf noch weit größere Hindernisse stoßen. Denn Frankreich gedenke seine in Deutschland gemachten Eroberungen nicht ohne Entgelt zurückzugeben, sondern es werde ein Aequivalent für dieselben nicht bloß verlangen, sondern sich auch zu verschaffen verstehen. Wie könnte es aber diese Eroberungen nach Abschluß eines Friedens mit Preußen noch behalten? Schon aus dem Grunde allein wäre es thöricht, sich mit der Zustandebringung dieses Friedens zu beschäftigen, so lange der Krieg gegen England noch fortdaure. Letzterer werde jedoch ohne Zweifel noch einige Feldzüge hindurch fortgesetzt werden müssen. Nur in solcher Weise könne England gezwungen werden, sich zu billigeren Friedensbedingungen zu bequemen; auf andere werde Frankreich sich nimmer-

mehr einlassen. Es müsse sich daher jedem abgesonderten Frieden mit Preußen widersetzen und würde Oesterreich sogar die tractatmäßige Einwilligung hiezu versagen[494]).

Beständigkeit und Ausdauer waren freilich damals der französischen Politik ziemlich fremd. So kam es daß Starhemberg nach etwa vier Wochen berichten mußte, die Abneigung der beiden Choiseul gegen einen Particularfrieden mit Preußen daure allerdings noch fort. Ihr Kriegseifer gegen England aber erkalte sichtlich und täglich zeigten sie größere Lust zur Zustandebringung eines allgemeinen Friedens[495]). Ein solcher lag auch, wie man weiß, in den Wünschen des Wiener Hofes, jedoch waren beide Verbündete darin einverstanden, daß dieß nicht auf Grundlage des von Rußland aufgestellten Principes der Zurückstellung sämmtlicher Eroberungen geschehen solle. In Oesterreich wollte man wo möglich einen wenn auch nur sehr geringen Theil des an Preußen verlornen Schlesien[496]) und die Grafschaft Glatz wieder erhalten. In Frankreich wäre man allerdings bereit gewesen, die in Deutschland gemachten Eroberungen gegen Zurückstellung sämmtlicher in den überseeischen Ländern eingebüßten Besitzungen aufzugeben. Aber es war auch nicht von fern daran zu denken, daß England hiezu jemals einwilligen werde.

Die Aehnlichkeit der Interessen der Höfe von Wien und Versailles in dieser Angelegenheit ließ sie daher auch leicht zu einer Verständigung über die Antwort gelangen, welche auf die Erklärung des Kaisers von Rußland endlich gegeben werden mußte. In Wien, wo man es sorgfältig vermied, dem Kaiser durch eine herausfordernde Sprache Anlaß zu bieten, jede Rücksicht auf Oesterreich ganz hintanzusetzen, mit diesem alten Verbündeten Rußlands vollständig zu brechen und den König von Preußen sogar mit gewaffneter Hand zu unterstützen, beschränkte man sich auf die Ertheilung einer Antwort, die man in möglichst allgemeinen Ausdrücken hielt. Ihren Wunsch nach Herbeiführung des Friedens habe die Kaiserin durch die Bereitwilligkeit bewiesen, mit der sie vor zwei Jahren auf den Vorschlag eingegangen sei, einen Congreß zusammenzuberufen. Ja sie habe diesen Antrag im vergangenen Jahre aus eigenem Antriebe, jedoch fruchtlos

erneuert. Den Feinden der Allianz sei es zuzuschreiben, daß bis jetzt nichts daraus geworden sei. Von ihnen hänge es ab, daß der Congreß sich versammle und über den Frieden verhandle, dadurch aber das Verlangen des Kaisers von Rußland, welches Maria Theresia gleichfalls theile, bald in Erfüllung gehe. Daß dieß redlich und unparteiisch angestrebt werde, dazu werde die Kaiserin mit größtem Vergnügen die Hand bieten.

So lautete wenigstens der in Wien ausgearbeitete Entwurf der Erklärung, über welche Starhemberg eine Vereinbarung mit der französischen Regierung herbeiführen sollte. Jeder Vorwurf an Rußland über dessen plötzliche Sinnesänderung, jede Erinnerung an seine so oft und in so feierlicher Weise abgegebenen Zusagen war darin sorgfältig vermieden und der Vorschlag wegen Zurückstellung der Eroberungen ganz mit Stillschweigen übergangen. In Frankreich aber, wo man auf die Haltung Rußlands nicht so unmittelbaren Werth zu legen brauchte als in Oesterreich, fand man die Sprache des Wiener Hofes viel zu gelind und schlug einen ungleich schärferen Ton gegen Rußland an. Ludwig XV. erklärte, nur Rathschläge annehmen zu wollen, welche von der Ehre und der Redlichkeit eingegeben seien. Er hielte sich einer Abtrünnigkeit schuldig, wenn er auf geheime Unterhandlungen sich einließe. Niemals werde er seinen Ruhm durch Preisgebung seiner Verbündeten beflecken.

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß beide Erklärungen, sowohl die milder als die schroffer gehaltene, in St. Petersburg gar keinen Eindruck hervorbrachten. Unaufhaltsam schritt der Zar vorwärts auf dem Wege, den er im Augenblicke seiner Thronbesteigung eingeschlagen hatte. Am 5. Mai 1762 wurde der Friede zwischen Rußland und Preußen unterzeichnet. Peter verpflichtete sich, alle preußischen Länder und Städte, welche von russischen Truppen besetzt seien, binnen zwei Monaten zurückzugeben. So wie er dem Könige von Preußen den Besitz Schlesiens gewährleistete, so gab der Letztere die gleiche Erklärung hinsichtlich Schleswigs zu Gunsten des Kaisers von Rußland ab. Das Begehren Friedrichs, daß ihm der Kaiser ein Hülfscorps stelle zur Fortsetzung des Krieges gegen Oester-

reich, wurde zwar noch nicht gewährt, jedoch bestimmte Aussicht eröffnet auf den baldigen Abschluß einer Allianz.

Binnen wenig Wochen führte der Friede Preußens mit Rußland auch den mit Schweden herbei. Schon vor längerer Zeit hatte diese Macht ihren bisherigen Verbündeten erklärt, daß sie sich ganz außer Stand sehe, den Krieg noch längere Zeit zu führen. Nur höchst ungern sah Kaunitz die Reihen der Verbündeten sich lichten; auf seinen Rath entschloß sich Maria Theresia zu dem Vorschlage, der Krone Schweden sollten außer den bisherigen französischen Subsidien noch drei Millionen Gulden jährlich unter der Bedingung angeboten werden, daß sie den Krieg wider Preußen nachdrücklich fortsetze. Die Kaiserin selbst wollte eine Million hiezu beisteuern, wenn sowohl von Seite Frankreichs als Spaniens das Gleiche geschähe. Ja wenn es nicht anders sein könne, wolle sie sogar die ganze bisher an Rußland geleistete Zahlung von einer Million Rubel künftighin an Schweden entrichten [497]).

In Frankreich aber hielt man, und wohl mit Recht, von der Hülfeleistung Schwedens nicht viel; man meinte die Verbündeten könnten ihr Geld besser zur Bestreitung ihrer eigenen, bekanntlich sehr drängenden Bedürfnisse verwenden. Außerdem sei nicht daran zu denken, daß Spanien sich zu einer solchen Zahlung herbeilassen werde [498]).

An diesen Hindernissen scheiterte die Verwirklichung des Planes der Kaiserin; die Verhandlungen zwischen Schweden und Preußen gediehen ziemlich rasch zu Ende. Am 22. Mai wurde zu Hamburg der Friedensvertrag unterzeichnet; er enthielt nicht viel Anderes als die Wiederherstellung der Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege bestanden hatten.

Wenn man sich einen Augenblick mit der Hoffnung geschmeichelt haben mochte, die Loslösung Rußlands und Schwedens von der großen Allianz werde wenigstens zum Theile durch die veränderte Haltung Englands ausgeglichen werden, so ging eine solche Erwartung doch

keineswegs in Erfüllung. König Georg III. befand sich eben in einer ganz anderen Lage als der Zar. Trotz des heftigen Widerspruches, dem diese Behauptung begegnet, ist es doch für den vorurtheilsfreien Beurtheiler ganz außer Zweifel gestellt, daß für den König von England ungleich berechtigtere und zwingendere Gründe vorlagen, sich nach baldiger Herbeiführung des Friedens zu sehnen als für den Kaiser von Rußland. Denn so glücklich auch der Seekrieg von britischer Seite geführt worden, so litt doch England sehr empfindlich unter den Wirkungen desselben, und des Königs Stammland Hannover war schon viele Jahre hindurch den Verheerungen des Krieges erbarmungslos preisgegeben. Rußland hingegen blieb die ganze Zeit hindurch von dessen Verwüstungen vollkommen frei; kein feindlicher Soldat stand auf russischem Boden und die Erwerbung ansehnlicher preußischer Gebietstheile wäre für Rußland von unermeßlichem Werthe gewesen. Aber nicht um das, was Rußland frommte, handelte es sich damals, sondern nur um das was sein Beherrscher wollte, während in England der Wille des Königs nur wenig ins Gewicht fiel. Er reichte wohl aus, nach Pitt auch den Herzog von Newcastle aus dem Ministerium zu verdrängen und Lord Bute den ersten Platz in demselben zu verleihen. Aber der Letztere besaß die nachdrucksvolle Energie nicht, welche nöthig gewesen wäre, rasch das Ziel zu erreichen, auf welches er zusteuerte. Uebrigens wird schon dasjenige, worauf er eigentlich ausging, um auch ohne Preußen zum Frieden zu gelangen, so wie seine Weigerung, Englands Geld und sonstige Hülfsquellen fortan mit jener Bereitwilligkeit zur Verfügung des Königs von Preußen zu stellen, wie Pitt es vor ihm gethan, von König Friedrich als die verabscheuungswürdigste Schandthat bezeichnet, welche nur immer begangen werden konnte.

Das Verfahren Bute's gegen Preußen soll hier keineswegs gelobt und als ein tadelloses hingestellt werden. Gewiß war es nicht weniger ein Bruch der Verträge, wie ein solcher schon zu wiederholten Malen von Choiseul in Bezug auf Oesterreich beabsichtigt worden. Aber was war das im Vergleiche zu dem, was Friedrich selbst an Oesterreich, was er an Sachsen verbrochen; was war es im Vergleiche

zu der Handlungsweise, welche soeben der Kaiser von Rußland gegen den bisherigen Alliirten seines Staates, gegen Oesterreich beobachtete, und die von Friedrich als segensreiche Fügung des Himmels gepriesen wurde? So werden selbst hochbegabte Naturen, wenn es um ihr eigenes Interesse sich handelt, in ihrem Urtheil völlig verblendet.

Die Antwort, welche der Wiener Hof der englischen Regierung auf die ihm durch Vermittlung des Prinzen Ludwig von Wolfenbüttel gegebene Erklärung ertheilt hatte, war ganz dazu geeignet, derselben jeden Zweifel darüber zu benehmen, daß sich die Kaiserin auch durch noch so verführerische Anerbietungen nicht zu einer Treulosigkeit gegen Frankreich werde verleiten lassen. Daher blieb Lord Bute, welcher nach wie vor lebhaft den Frieden wünschte, nichts übrig als denselben mit verdoppeltem Eifer bei Frankreich und Spanien zu suchen.

Die Verhandlungen hierüber waren schon einen Theil des Winters hindurch, und zwar durch Vermittlung der sardinischen Gesandten in Paris und in London, des Bailli de Solar und des Grafen Viry, jedoch fruchtlos geführt worden. In Frankreich schien man sich durchaus nicht zu grämen, daß sie ohne Resultat geblieben waren; um so bitterer wurde es hingegen von Lord Bute empfunden, der nun einmal die baldige Wiederherstellung des Friedens als den wichtigsten Punkt seines Regierungsprogrammes betrachtete. Mit Freude ergriff er daher den Anlaß zur Wiederanknüpfung der Verhandlungen zwischen den zwei Staaten, welchen die von englischer Seite verfügte Freilassung des in Gefangenschaft gerathenen französischen Seemannes Grafen d'Estaing bot. Als Choiseul hiefür im Namen des Königs von Frankreich dankte und dessen Wunsch aussprach, es möge ihm Gelegenheit zur Herbeiführung einer Versöhnung gegeben werden, trat die englische Regierung mit dem Antrage auf beiderseitige Absendung von Gesandten hervor, welche auf Grundlage der zuletzt abgegebenen Erklärungen die Verhandlungen neuerdings beginnen sollten. Und um auch in Deutschland den Frieden baldigst herbeizuführen, sei England bereit, sich hierüber mit seinen Verbündeten zu verständigen und im Falle ihrer Geneigtheit hiezu den Congreß zu beschicken.

Choiseul beobachtete jedoch auch jetzt wieder die stolze Zurückhaltung, welche er seit dem Zustandekommen der neuen Verträge mit Spanien gegen England an den Tag gelegt hatte. Trotz der großen Geneigtheit des Königs von Frankreich zum Frieden könne derselbe, so lautete die Antwort Choiseuls, Vorschläge weder annehmen noch machen, ohne sich zuvor mit dem Könige von Spanien hierüber verständigt und dessen Zustimmung eingeholt zu haben[199]).

Bei dieser Erklärung beharrte Choiseul auch, als jetzt die englische Regierung aus eigenem Antrieb mit positiven Friedensanträgen hervortrat. Die letzteren ließ er nun dem Grafen Starhemberg mittheilen, dem er aus dem bisherigen Schriftenwechsel mit den englischen Ministern ein Geheimniß gemacht hatte.

Für Starhemberg war durchaus keine Ursache vorhanden, mit dem Verfahren der französischen Regierung zufrieden zu sein. Nachdem ihm die beiden Choiseul zu wiederholten Malen kräftigst betheuert hatten, schon seit sehr langer Zeit sei von englischer Seite gar keine Eröffnung in Friedenssachen nach Frankreich gelangt, gaben sie ihm jetzt aus freien Stücken Erklärungen, durch welche ihre früheren Aussagen Lügen gestraft wurden. Aber in kluger Selbstbeherrschung verzichtete er darauf, den französischen Ministern die wohlverdienten Vorwürfe zu Theil werden zu lassen. Denn in der Lage, in der er sich befand, mußte er es mit Sorgfalt vermeiden, ihre Empfindlichkeit zu verletzen. So rügte er wohl, jedoch nur in sehr glimpflichen Worten das Verfahren derselben; gleichzeitig versprach er ihnen, ihre Mittheilungen und die Anfragen, die sie daran knüpften, seiner Regierung allsogleich vorzulegen.

Auf drei verschiedene Punkte bezogen sich diese Anfragen. Man wollte die Anschauung des Wiener Hofes über den ganzen Vorgang, so wie dessen Meinung über die Antwort kennen, die man an England ertheilen solle, und endlich seine Ansicht über die Art und Weise erfahren, in welcher das ganze Geschäft anzugreifen und die Friedensverhandlung einzuleiten wäre. Ausdrücklich wurde hinzugefügt, daß wenn Oesterreich in eine solche nicht eingehen, ja sogar nicht zustimmen

wolle, daß sie etwa mit England allein gepflogen werde, man gesonnen sei sie allsogleich fallen zu lassen. Man werde künftighin keinen Schritt mehr unternehmen, ohne ihn Oesterreich unverweilt mitzutheilen [500]).

Man wird wohl der französischen Regierung durch die Behauptung nicht Unrecht thun, daß sie diese Erklärung an den Wiener Hof mehr in der Absicht richtete, den Schein ihrer Bundestreue zu retten, als daß sie ernstlich gemeint war, ihr ferneres Verfahren nach dem Gutdünken Oesterreichs einzurichten. Gleichwohl trat an die Kaiserin die Nothwendigkeit heran, die Eröffnungen Frankreichs in reifliche Erwägung zu ziehen und sie baldigst beantworten zu lassen.

Man weiß wie sehr Maria Theresia und Kaunitz im Laufe des langjährigen Krieges ihre Anfangs so hochgespannten Erwartungen von dem Ergebnisse desselben hatten herabstimmen müssen. Längst hatten sie dem Gedanken entsagt, eine so weitgehende Schmälerung der Macht des Königs von Preußen herbeiführen zu können, als es ihrem Wunsche und dem Interesse Oesterreichs entsprochen hätte. Nun beabsichtigten sie nichts anderes mehr als recht bald zum Frieden zu gelangen und in demselben die Zurückstellung eines wenn auch an und für sich nicht eben beträchtlichen Gebietstheiles zu erwirken. Denn man wollte sich wenigstens den Vorwurf ersparen, ganz unermeßliche Opfer an Menschenleben und an Geld vollkommen fruchtlos gebracht zu haben.

Um jedoch diesen Zweck zu erreichen, schien es nach wie vor erwünscht, daß der zu Stande zu bringende Friede ein allgemeiner sei und daß er nicht abgesondert zwischen den einzelnen Mächten abgeschlossen werde. Denn es könnte dabei leicht geschehen, so besorgte man mit Recht, daß Oesterreich allein auf dem Kampfplatze zurückbleibe und dann von Freunden wie von Feinden zum Opfer ihrer eigensüchtigen Absichten gemacht werde. Darum war man auch jetzt noch der Meinung, daß der Friedensschluß einem von den kriegführenden Mächten zu beschickenden Congresse vorzubehalten sei. Um jedoch dessen Arbeiten zu erleichtern und zu beschleunigen, stimmte

man der von England ausgehenden Andeutung bei, derzufolge die Hauptpunkte zwar nicht in Präliminarien, wohl aber in Denkschriften, welche zwischen den Regierungen von Frankreich, Spanien und England auszuwechseln wären, vorerst ins Reine gebracht werden sollten. Aber freilich hätte diese vorläufige Verständigung sich nur auf die Bedingungen zu erstrecken, welche die erwähnten Regierungen unmittelbar beträfen; was Oesterreich angienge, könnte es einstweilen gleichfalls in abgesonderte Verhandlungen mit Preußen treten, der definitive Abschluß seines Friedens mit Preußen aber dem Congresse vorbehalten werden. Man sei es zufrieden, wenn Oesterreichs Ansprüche nach dem Principe des gegenwärtigen Besitzstandes befriedigt würden, womit man sagen wollte, daß die Grafschaft Glatz und der jetzt von den österreichischen Truppen besetzte Theil Schlesiens an Maria Theresia zurückfallen sollten. Wäre es ganz unmöglich hiemit auszulangen, so würde man auch von der Zusammenberufung eines Congresses absehen und mit der Grafschaft Glatz sich begnügen. Die Markgrafschaften Anspach und Baireuth aber dürften niemals dem Hauptstamme des preußischen Königshauses zu Theil, sondern sie sollten zur Errichtung einer Secundogenitur desselben gewidmet werden. Bis zu vollständiger Austragung der einzelnen Streitpunkte wären die Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand zu enden [501]).

Denn in dem Augenblicke, in welchem der Wiener Hof diese Erklärungen abgab, hatte der Kampf auf den verschiedenen Punkten des Kriegsschauplatzes neuerdings begonnen.

Vierzehntes Capitel.

Treffen bei Burkersdorf.

Durch Rußlands Abfall von der Allianz waren natürlich die Plane, welche man vor dem Eintritte dieses Ereignisses für die Fortführung des Krieges entworfen hatte, völlig werthlos geworden. Aber auch jetzt noch befand man sich nicht im Klaren, ob Peter III. sich darauf beschränken werde, seine Truppen vom Kriegsschauplatze zurückzuziehen, oder ob er vielleicht gar mit dem Gedanken umgehe, sie mit dem preußischen Heere zu vereinigen. Wie dem aber auch sein mochte, seit man der russischen Hülfe sich beraubt sah, hielten gewichtige Stimmen am Wiener Hofe Oesterreich nicht mehr für stark genug, gegen Preußen offensiv aufzutreten. Andere freilich, Laudon an ihrer Spitze, waren der Meinung, daß man, welchen Entschluß der Kaiser von Rußland auch fassen möge, sich dadurch keineswegs beirren lassen solle in offensivem Vorgehen wider Preußen. Mit der österreichischen Hauptmacht sei zwischen Schweidnitz und dem Zobtengebirge eine günstige Stellung zu nehmen und von da aus der König zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. Eine solche werde den Dingen gleich eine ganz andere Gestalt geben [502]. Dieser Ansicht gegenüber wurde von Daun und seinen Anhängern behauptet, man müsse sich wider Preußen bloß defensiv verhalten, brauche aber aus diesem Grunde noch nicht an dem Erfolge der Kriegführung zu verzweifeln. Denn Jedermann wisse, daß die Erschöpfung der Hülfsquellen Friedrichs eine noch ungleich weitergehende sei als diejenige seiner Gegner. Von ihr dürfe man noch immer hoffen, daß sie den König zwingen werde, auch mit

Darbringung einiger Opfer den Frieden zu suchen. Hiezu sei es jedoch keineswegs nöthig, entscheidende Schläge wider ihn zu führen; man brauche sich bloß zu vertheidigen und es zu verhindern, daß Friedrich nicht wieder in den Besitz der ihm abgenommenen Plätze in Schlesien und in Sachsen gelange. Defensivstellungen wären überdieß auch aus dem Grunde räthlich, weil sie für den Fall der Vereinigung russischer Heeresabtheilungen mit der preußischen Armee größere Deckung gegen das Uebergewicht gewährten, welches hiedurch den feindlichen Streitkräften zu Theil werden würde [503]).

Es scheint daß die Kaiserin erst nach einigem Schwanken und nach längerer Berathung sich zur Gutheißung der Ansichten Dauns entschloß. Denn eine der unheilvollen Wirkungen der bedrängten Lage des Wiener Hofes bestand wohl auch darin, daß die Ansichten der einflußreichsten Personen über die wichtigsten Fragen der Politik wie der Kriegführung sich immer weiter von einander entfernten. Wie ein vertrauenswürdiger Berichterstatter versichert, herrschte Zwietracht im Schoße der Conferenz; in verletzenden Worten, deren die einzelnen Minister sich nicht selten bedienten, fand sie ihren Ausdruck [504]).

Auch die Frage der Verleihung des Oberbefehls über die beiden österreichischen Armeen in Schlesien und in Sachsen bildete einen Gegenstand der eifrigen Berathung, manchmal auch des erbitterten Streites. Anfangs hegte man die Absicht, Daun nicht mehr ins Feld ziehen zu lassen; er wurde vielmehr statt des schon seit sehr langer Zeit nicht mehr dienstfähigen Grafen Joseph Harrach zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Der Vicepräsident dieser obersten Militärbehörde, Graf Neipperg erhielt als Ersatz für die ihm entgehende Beförderung das Commando der Stadt Wien, welches bisher Daun innegehabt hatte [505]). Laudon wurde in dem Oberbefehle über die Hauptarmee in Schlesien bestätigt [506]). Aber er bat in dringendster Weise, dieser Bürde entlastet, nicht mit dem Commando betraut, sondern einem Anderen untergeordnet zu werden. Den Feldmarschall Grafen Daun möge die Kaiserin an die Spitze ihrer Hauptarmee stellen. „Denn gleichwie", so lauten die eigenhändig niedergeschriebenen Worte Laudons, „derselbe durch seine Eurer Majestät so ausnehmend

„geleistete Dienste sich eine allgemeine Liebe und Vertrauen der Armee „zuwege gebracht, also ist auch ganz gewiß, daß die ihm ohnlängst „von Eurer Majestät verliehene Präsidentenstelle dieß nicht nur noch „mehr bestätigt, sondern da auch alles und jedes bei den Armeen von „ihm gegenwärtig dependirt, derselbe mit einem Fingerzeig Eurer „Majestät allerhöchsten Dienst mehr befördert als was ich und ein „Anderer mit allen Kräften nicht zu bewirken im Stande sind" [507]).

Indem Maria Theresia dem Wunsche Laudons sich fügte und Daun wirklich den Oberbefehl in Schlesien übertrug, konnte sie es dem Feldzeugmeister doch nicht ersparen, daß er sich wenigstens bis zu Dauns Ankunft mit dem Commando belade. An die Spitze der österreichischen Armee in Sachsen wurde der Feldmarschall Graf Serbelloni gestellt. Der entscheidende Beweggrund dafür lag nicht etwa in Serbelloni's Feldherrntalent, von welchem man im Gegentheil keine sehr hohe Meinung hegte, sondern vielmehr in dem Umstande, daß Serbelloni gleichzeitig die Reichsarmee befehligte und die im Kriege so nothwendige Einheit im Obercommando es dringend empfahl, in eine und dieselbe Hand auch die Führung der österreichischen Streitkräfte zu legen. Unter Serbelloni commandirte der Reichsfeldzeugmeister Prinz Karl zu Stolberg die Reichstruppen.

Die Aufgabe, welche Serbelloni vorgezeichnet wurde, bestand zunächst nur darin, die bisherigen Stellungen der Verbündeten in Sachsen, und zwar ebensowohl Dresden als die beiden Lager am Plauischen Grunde und bei Freiberg zu behaupten. Daun aber sollte das schlesische Gebirg besetzt halten und Schweidnitz decken. Ihm gegenüber commandirte der König seine Hauptarmee, welche derjenigen der Oesterreicher an Zahl fast gleich kam. Ueber die Preußen in Sachsen führte Prinz Heinrich den Oberbefehl.

Das erste wichtigere Ereigniß auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes bestand darin, daß der Generalmajor Freiherr von Zedtwitz, welcher den unfern von Döbeln postirten äußersten linken Flügel der Oesterreicher befehligte, am Morgen des 12. Mai von den Preußen überfallen und gefangen wurde. Die Oesterreicher verloren mehr als

die Hälfte ihres Corps, an Gefangenen allein 1500 Mann. Was übrig blieb, flüchtete nach Freiberg; der dort commandirende Feldzeugmeister Graf Maquire aber räumte die starken Verschanzungen, welche man angelegt hatte, und zog sich, um seine Verbindung mit Serbelloni nicht zu verlieren, auf Dippoldiswalde zurück. Prinz Heinrich folgte den Oesterreichern über Freiberg hinaus; zu Pretzschendorf nahm er sein Hauptquartier.

Serbelloni wurde durch diese Bewegungen des Feindes so sehr in Verwirrung gebracht, daß er sich einen Augenblick mit dem Gedanken trug, die ganze Armee über die Elbe zurückzuziehen. Eilfertig sandte ihm Daun den Generalmajor Freiherrn von Jacquemin zu, der als tüchtiger und kenntnißreicher Officier Serbelloni mit seinem Rathe unterstützen sollte. Der Feldmarschall-Lieutenant Graf Stampa aber, welcher mit drei Infanterie- und vier Cuirassier-Regimentern auf dem Marsche aus Sachsen nach Schlesien begriffen war, erhielt den Befehl, in Hirschberg Halt zu machen, um, wenn es nöthig befunden würde, wieder nach Sachsen zurückgesendet zu werden.

In dem Kriegsrathe, welchen Serbelloni am 19. Mai in seinem Hauptquartiere zu Dresden abhielt, äußerte sich eine so kleinmüthige Stimmung, daß die Nachricht hievon die Kaiserin aufs unangenehmste berührte. So lebhaft gab sie ihrer Unzufriedenheit Ausdruck, daß d'Ayasasa, dem gegenüber sie offen sich aussprach, sich nicht nur bemühte, sie zu besänftigen, sondern es sogar für nothwendig hielt, die Kaiserin dringend zu bitten, sie möge sich durch ihren gerechten Unmuth nicht zu völliger Unlust, die Zügel der Regierung noch ferner zu führen, hinreißen lassen [508]).

Den Befehlen aus Wien und den Vorstellungen Dauns gelang es, Serbelloni von übereilten Entschlüssen zurückzuhalten. Doch konnte man es freilich nicht ändern, daß er sich fortan auf den engen Umkreis um Dresden beschränkt sah, den seine Truppen besetzt hielten.

Der wichtigste Zweck, welchen Prinz Heinrich durch sein Vordringen erreichte, bestand jedoch darin, daß er die Reichstruppen unter

Stolberg von den österreichischen Streitkräften abschnitt. Stolberg zog sich nach Zwickau zurück; auf die Nachricht jedoch, daß der preußische General Vandemer Chemnitz besetzt habe, ertheilte er dem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron Luzensky Befehl, die Preußen dort anzugreifen. Am 21. Mai vollzog Luzensky mit großem Erfolge seinen Auftrag; Vandemer verlor tausend Mann und sieben Geschütze [509]).

Prinz Heinrich verstärkte nun die preußischen Streitkräfte, welche gegen die Reichstruppen kämpften. Allmälig wurden die letzteren von dem sächsischen Gebiete hinweg bis nach Franken zurückgedrängt.

Durch die Entsendung von Truppen gegen die Reichsarmee hatte Prinz Heinrich sich nicht unbeträchtlich geschwächt, so daß Serbelloni sich zu dem Versuche ermannte, einen Schlag wider ihn zu führen. Aber derselbe mißglückte; Serbelloni konnte es nicht hintertreiben, daß der preußische Oberst Kleist Einfälle in das nördliche Böhmen unternahm. Bei seiner Annäherung verließ der kaiserliche Oberst Török die Stellung, die er bisher bei Marienberg eingenommen hatte. Zu wiederholten Malen durchstreifte Kleist die Teplitzer Gegend und trieb dort Contributionen ein.

Man sieht daß die Resultate der Kriegführung in Sachsen für Maria Theresia durchaus nicht günstig genannt werden konnten. Aehnliches war auch in Schlesien der Fall, obwohl die Kaiserin dort auf bessere Resultate gehofft hatte. Denn seit Daun gleichzeitig die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes bekleidete, erwartete man daß diese Vereinigung der obersten militärischen Gewalten in einer und derselben Person von sehr vortheilhafter Einwirkung auf die Kriegführung sein werde [510]). Und auch zum Mitgliede der geheimen Conferenz mit dem Titel eines Staatsministers war Daun ernannt worden, wie er denn überhaupt zu jener Zeit in so hohem Vertrauen bei der Kaiserin stand, daß dadurch sogar die Stellung des Staatskanzlers etwas in Schatten trat. Denn in persönlichem Gespräche mit Maria Theresia und ihrem Gemal hatte sich Daun wenigstens in den Augen des Kaiserpaares von dem Vorwurfe der Unthätigkeit

im vergangenen Feldzuge zu reinigen gewußt. Nicht nur mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgerüstet, sondern auch mit sonstigen Gunstbeweisen überschüttet, begab er sich nach Schlesien [511]). Erst am 10. Mai traf er in seinem dortigen Heerlager ein, nachdem er einige Tage zuvor Glatz besucht und die Befestigungswerke dieses Platzes sorgfältig besichtigt hatte. Man müsse sich wundern, schrieb er der Kaiserin, über die schlechte Beschaffenheit der Fortificationen, welche der König von Preußen während der langen Zeit seiner Herrschaft in Glatz dort habe anlegen lassen [512]). Durch den Eifer des Commandanten Grafen Gaisruck und die Geschicklichkeit des Geniegenerals Gribeauval sei sehr viel zur Verstärkung des Platzes geschehen. Zu einer Festung ersten Ranges werde derselbe jedoch niemals gemacht werden können.

Das gleiche Urtheil sprach Daun auch in Bezug auf Schweidnitz aus, das er am 10. besuchte. Außer Gribeauval wird hier der Feldmarschall-Lieutenant Graf Guasco wegen der Befestigungsarbeiten gerühmt, die in kurzer Zeit und noch dazu während des Winters ausgeführt worden waren. Sie seien vollkommen ausreichend, um Schweidnitz, welches freilich eben so wenig als Glatz jemals ein Platz von hervorragender Stärke werden könne, in vollkommen guten Vertheidigungsstand zu setzen. Mit einer Besatzung von etwa zehntausend Mann werde Schweidnitz langen und hartnäckigen Widerstand leisten können.

Von der eigenen Armee entwirft Daun insofern kein sehr tröstliches Bild, als er den Gesundheitszustand bei derselben höchst unbefriedigend nennt. In Folge der ungünstigen Witterung, die bisher geherrscht, zähle man wenigstens zehntausend Kranke; über dreitausendfünfhundert Soldaten seien während des Winters gestorben [513]).

Nachdem Daun von Laudon das Obercommando übernommen hatte, rückte er mit der Armee aus dem Gebirge in die Ebene um Schweidnitz. Etwa zwei Stunden vor diesem Platze bezog er zwischen dem Zobtenberge und dem Schweidnitzer Wasser ein Lager [514]).

In demselben den Grafen Daun angreifen zu wollen, kam Friedrich wenigstens vor der Hand noch nicht in den Sinn. Aber so wie Kleist in das nördliche Böhmen eingefallen war, so geschah jetzt auf des Königs Befehl durch den General Werner das Gleiche in Bezug auf Oesterreichisch-Schlesien. Ja Friedrich hegte sogar die Absicht, denselben nach Ungarn zu entsenden. Bei Kaschau sollte er sich mit den Truppen des Tartarenchans vereinigen, mit welchem der König von Preußen vor kurzem ein Freundschaftsbündniß abgeschlossen hatte. Tartaren und Preußen würden dann in bundesbrüderlicher Gemeinschaft, so dachte König Friedrich, bis Preßburg vordringen.

Aber es genügte die Entsendung des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Beck, um den ganzen abenteuerlichen Plan zu nichte zu machen. Wohl verstärkte Friedrich das Werner'sche Corps noch mehr; der Herzog von Braunschweig-Bevern sollte mit demselben in Mähren eindringen. Aber obgleich sich Beck mit seinem Corps in der Minderzahl befand, so wußte er doch die Absichten des Feindes geschickt zu vereiteln. Nicht umsonst hatte Kaiser Franz mit Anspielung auf den Umstand, daß der Prinz von Bevern vor fünf Jahren von Beck gefangen genommen worden, ihm geschrieben, er hoffe, Beck werde seine alte Bekanntschaft mit dem Prinzen erneuern. Allerdings wurde der Letztere nicht nochmals gefangen, aber nach längerer fruchtloser Bemühung mußte er sein Vorhaben aufgeben. Ein Gleiches war mit Werner der Fall, von welchem man wenigstens von österreichischer Seite behauptete, es sei ihm zunächst nur um die Befriedigung seiner Habsucht zu thun und dazu böten ihm Streifzüge die beste Gelegenheit dar [515]). Gegen Ende Juli kehrten die Preußen, ohne Anderes vollbracht zu haben als die Verwüstung und Brandschatzung der von ihnen besetzten Gegenden, wieder auf eigenes Gebiet zurück.

Inzwischen war nicht nur die politische Stellung des Königs von Preußen durch den definitiven Uebertritt des Kaisers von Rußland zu dem Bündnisse mit ihm namhaft gekräftigt worden. Auch seinen Streitkräften wurde eine sehr beträchtliche Verstärkung in Aussicht gestellt, indem Peter III. dem Grafen Czernitscheff befahl, sein Armeecorps mit dem preußischen Hauptheere zu vereinigen.

Schon lang war man in Wien dieses Schrittes gewärtig; man wußte ja, daß der Kaiser von Rußland von dem ganz eigenthümlichen Gedanken beherrscht war, die ihm hochwillkommene Ernennung zum preußischen Generallieutenant habe ihn zu Friedrich in ein militärisches Dienstverhältniß gebracht. Seine Soldatenpflicht sei es, die Interessen des Königs, dessen Uniform er trage, gerade so zu wahren, wie dieß jedem anderen General obliege, der in preußischem Kriegsdienste stehe [516]).

Bitter klagt Mercy darüber, daß sowohl unter den Ministern als unter den Günstlingen des Kaisers kein Einziger es wage, ihn von seinem verhängnißvollen Irrthume zu überzeugen. Es sei dieß, so behauptet er, die Frucht des Despotismus, mit welchem Rußland beherrscht und durch den jedes Vaterlandsgefühl vollständig vernichtet werde. „Denn ein ordentliches und festes Staatssystem", schreibt Mercy an die Kaiserin, „kann dort keinen sicheren und dauerhaften Grund errei-„chen, wo Niemand genugsamen Eifer, Muth und Treue im Herzen „führt, um mit Beiseitesetzung persönlicher Rücksichten dasjenige vor-„zutragen und zu befördern, was das wahre Interesse des Souveräns „und des Vaterlandes erheischt".

So verkehrt die Anschauung nun auch sein mochte, von welcher der Kaiser von Rußland ausging, so war es doch nur eine ganz unbestreitbare Consequenz derselben, wenn Peter sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut machte, es nicht bei der Zurückziehung der russischen Truppen von der Armee und bei dem Abschlusse des Friedens mit dem König von Preußen bewenden zu lassen, sondern dessen Heer durch russische Streitkräfte zu verstärken. Woronzow behauptete, daß er dem ersten Antrag, der in dieser Richtung geschehen sei, sich lebhaft widersetzt und dem Kaiser vorgestellt habe, sein Ruhm und das Interesse seines Staates würden dadurch einen Schaden erleiden, den nichts in der Welt wieder gut machen könnte [517]). Es mag unentschieden bleiben, ob der Großkanzler, der als furchtsam und kleinmüthig bekannt war, sich wirklich ermannt habe zu einer so entschiedenen Sprache. Gewiß ist aber, daß, wenn er in der That eine solche zu führen sich unterfing, dieses Wagniß erfolglos blieb. Bald handelte

es sich für Peter nur mehr um einen Vorwand, durch welchen er seinen Treubruch beschönigen und gleichzeitig seine Absicht zur Ausführung bringen konnte.

Schon in den letzten Tagen des April hatte Mercy auf vertraulichem Wege in Erfahrung gebracht, der russische Botschafter in Wien, Fürst Galitzin sei beauftragt worden, den Kaiserhof aufzufordern zu baldigster Beendigung des Krieges mit dem Könige von Preußen, widrigenfalls der Zar demselben mit vierzigtausend Mann beistehen werde [518]). Am 8. Mai traf diese Anzeige in Wien ein; man war daher ausreichend vorbereitet auf Galitzins Mittheilung, welche aus Gründen, die bisher noch nicht genügend aufgeklärt sind, durch längere Zeit sich verzögerte. Ja es mußte wohl als ein neues Kennzeichen äußerster Rücksichtslosigkeit erscheinen, welche der Zar in jeder Beziehung wider Oesterreich befolgen zu wollen schien, daß ehe Galitzin mit jener Erklärung wirklich hervortrat, eine Meldung des noch immer bei der russischen Armee befindlichen österreichischen Generals Finé eintraf, derzufolge Czernitscheff schon den Befehl erhalten hatte, zu dem preußischen Heere zu stoßen und im Verein mit demselben wider die Oesterreicher zu kämpfen.

Erst an dem Tage, an welchem Czernitscheff aus seinem Lager bei Thorn aufbrach, um wieder nach Schlesien zu marschiren, am 2. Juni erschien Galitzin bei Kaunitz und gab seine Erklärung ab [519]). Nachdem alle Schritte seines kaiserlichen Herrn, so ungefähr lautete sie, um ein uneigennütziges Abkommen herbeizuführen, bisher fruchtlos geblieben und es offenkundig sei, daß der Krieg nur in Folge des Begehrens des Wiener Hofes fortdaure, dem Könige von Preußen die ihm kraft feierlicher Tractate abgetretenen Provinzen Schlesien und Glatz wieder zu entreißen, könnte der Kaiser von Rußland in Gemäßheit seiner Defensivallianz mit dem Könige von Preußen nicht umhin, ihm mit einem Armeecorps beizustehen, wenn nicht Oesterreich den Frieden dem Blutvergießen vorzöge und den Krieg zu billigen und gemäßigten Bedingungen beendigen wollte [520]).

In Wien war man durch diese Mittheilung des russischen Botschafters nicht gerade erschreckt. Denn man war nicht der Meinung,

die Verstärkung der preußischen Armee durch Czernitscheffs Corps sei als eine so ausgiebige anzusehen, daß hiedurch der Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatze wesentlich verändert würde. Hatte doch Daun soeben erst nach einer Berathung mit den vier vertrautesten Generalen seiner Armee, und zwar mit O'Donell, Hadik, Lacy und Laudon gemeldet, er halte die Streitmacht der Kaiserin für stark genug, um wider 100.000 Mann in Schlesien und 60.000 in Sachsen eine ausreichende Defensive zu behaupten[521]; über 160.000 Mann hatte jedoch der König von Preußen, selbst wenn man Czernitscheffs Corps schon hinzurechnete, noch lang nicht zu gebieten. Aber in Wien besorgte man mit Recht, daß der Zar es hiebei nicht bewenden lassen werde. Nähmen nur einmal russische Truppen auf preußischer Seite an den Feindseligkeiten Theil, dann werde es Friedrich, der den Kaiser von Rußland zu Allem zu bringen wisse, keineswegs schwer fallen ihn zu verleiten, vielleicht die ganze unter Rumanzow stehende Armee von wenigstens 50.000 Mann seinem gegenwärtigen Verbündeten zu Hülfe zu senden.

Aber man besaß doch auch Gründe zu der Vermuthung, daß der Zar nur ungern und erst wenn er alle Hoffnung, Oesterreich zum Frieden mit Preußen zu bewegen, habe aufgeben müssen, zu einer solchen Maßregel schreiten werde. Darum hielt man es für klug, ihm gegenüber nicht die ganze Entrüstung zu zeigen, die man mit Recht wider ihn empfand. Wenn man Aussicht auf die Möglichkeit eröffne, daß Oesterreich binnen kurzem seinen Frieden mit Preußen schließe, so werde man wenigstens in Bezug auf die Truppen Rumanzows Zeit gewinnen und sich den Weg offen halten, nach Maßgabe der anwachsenden Gefahr entweder durch Annäherung an Preußen oder in anderer Weise zum Frieden zu gelangen.

Maria Theresia ließ daher die russische Erklärung in dem Sinne beantworten, daß sie ebenso bereit sei zum Abschlusse eines Waffenstillstandes als eines Friedens mit Preußen. Die Verhandlungen über den letzteren könnten jedoch nur mit Zustimmung ihrer Verbündeten stattfinden. Die Bedingungen, auf deren Grundlage dieß zu geschehen hätte, wurden einstweilen Rußland gegenüber nicht näher berührt.

Aber man war weit davon entfernt, eine ähnliche Zurückhaltung auch gegen Frankreich zu beobachten. Mit größter Beschleunigung erging an Starhemberg ein neuerliches Rescript. Die von dem Fürsten Galitzin abgegebene Erklärung wurde ihm ebenso mitgetheilt als die Antwort des Wiener Hofes. Der letztere müsse, so fügte man hinzu, unter den einmal obwaltenden Umständen nicht geringen Werth darauf legen, daß nicht allein der Friede zwischen Frankreich, Spanien und England, sondern auch derjenige zwischen Oesterreich und Preußen baldigst zu Stande komme. Denn wenn England sich entschlösse, auch nur einen Feldzug hindurch Rußland namhafte Subsidien zu bewilligen, so würde der Zar mit Freude die Gelegenheit ergreifen, seine ganze Kriegsmacht wider Oesterreich ins Feld zu führen. Es würde ihm kaum schwer fallen, nicht nur diesen Staat in die äußerste Bedrängniß zu versetzen, sondern auch im Verein mit den preußischen Armeen in das deutsche Reich einzudringen und die französischen Streitkräfte über den Rhein zurücktreiben zu helfen; nicht nur Oesterreich, sondern auch Frankreich würde er dann willkürlich Gesetze vorschreiben können.

Um solches Unheil zu verhüten, möge man eifrigst bemüht sein, von der friedliebenden Stimmung des gegenwärtigen englischen Ministeriums so rasch als nur immer möglich Nutzen zu ziehen; käme Pitt wieder ans Ruder, ehe der Friede definitiv zu Stande gebracht wäre, so müßte man hievon der verderblichsten Folgen gewärtig sein. Und auf daß es auch ihrerseits an eifriger Mitwirkung zur Hinwegräumung der Hindernisse nicht fehle, welche der schleunigen Zustandebringung des Friedens noch im Wege stünden, erklärte die Kaiserin, auf der Abhaltung eines Congresses keineswegs bestehen zu wollen. Sie habe nichts entgegen, wenn dem Kriege durch verschiedene Separatfrieden ein Ende gemacht würde; sie verlange nichts für sich als die Grafschaft Glatz, und außerdem müsse noch Sachsen einige Genugthuung verschafft werden [522]).

Ein Gebot der Nothwendigkeit war es, von der russischen Erklärung und den Folgerungen, die sich aus derselben ergaben, auch den Commandanten des österreichischen Hauptheeres in Schlesien in Kenntniß zu setzen. Hiebei mußte man gleichzeitig die Anfrage Dauns

beantworten, ob die ganze Armee zum Schutze von Schweidnitz zu verwenden sei. Würde dieß nicht ausdrücklich befohlen, so könnte Schweidnitz mit einer Besatzung von zehntausend Mann versehen und ein Corps von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann zwischen Giersdorf und Steinkunzendorf aufgestellt werden. Außerdem wäre das in Oberschlesien befindliche Armeecorps noch zu verstärken und der Rest des Heeres in eine feste Stellung bei Wartha zurückzuziehen. Die letztere würde eine ungleich größere Leichtigkeit zur Defensive so wie zur Zufuhr von Lebensmitteln bieten.

Die vier Generale, welche Daun zu Rathe zog, entschieden sich für den letzteren Vorschlag und auch Daun trat ihm bei. Gern hätte Maria Theresia das Hauptgewicht auf die Deckung von Schweidnitz gelegt; sie wollte jedoch nicht gegen das Gutachten der Generalität entscheiden. Doch stimmte sie demselben nur unter der Bedingung bei, daß man sich mit dessen Ausführung nicht allzu sehr beeile und den geeigneten Zeitpunkt hiezu abwarte. Vor der Hand seien ja die Russen noch nicht zur preußischen Armee gestoßen und auch sonst walte weder eine dringende Gefahr noch irgend eine militärische Ursache ob, die bisherige Stellung an dem Zobtenberge nicht noch länger beizubehalten.

Wie schwer die Kaiserin zu dem Entschlusse gelangte, dem Gutachten der Generalität ihre Zustimmung zu ertheilen, ist aus der Nachschrift zu entnehmen, welche sie ihrem Rescripte an Daun[523]) noch hinzufügte. Sie müsse bezweifeln ob es auch rathsam sei, Schweidnitz mit zehntausend Mann zu besetzen und den Platz dann sich selbst zu überlassen. Bekanntlich sei die Festung von keiner sonderlichen Stärke und biete keinen anderen Vortheil dar, als daß sich der größere Theil der feindlichen Streitmacht einige Wochen hindurch mit der Belagerung beschäftigen müßte. Hingegen komme in Betracht, daß man eine so ansehnliche Garnison, welche man sowohl im Felde als zur Deckung der österreichischen Länder weit nützlicher brauchen könnte, unfehlbar verlieren, daß der Feind durch die Eroberung von Schweidnitz neuerdings einen Waffenplatz an der österreichischen Grenze erhalten und daß ihm dadurch die Möglichkeit dargeboten würde, das ganze schlesische Gebirg mit wenig Mannschaft zu ver-

theidigen, seine übrige Streitmacht aber ganz nach seinem Gutdünken anzuwenden. Auf Wiedereroberung der Festung bleibe gar keine Hoffnung übrig, und außerdem würde es dem österreichischen Heere nicht zur Ehre gereichen, ein ruhiger Zuschauer der Belagerung zu sein.

Aus all diesen Gründen gab Maria Theresia dem Grafen Daun zu bedenken, ob es nicht zweckmäßiger wäre, die Festungswerke von Schweidnitz zu sprengen und möglichst zu zerstören, die Besatzung aber sowie das Geschütz und die Kriegsvorräthe herauszuziehen und Schweidnitz dem Feinde als eine offene Stadt zu überlassen.

Daun erklärte sich jedoch nach reiflicher Ueberlegung gegen diesen Vorschlag. Die Demolirung der Festungswerke von Schweidnitz in einem Augenblicke vorzunehmen, in welchem der Feind sich in der Nähe befinde, hielt er für äußerst bedenklich, und er meinte auch, daß die Hinwegführung des Geschützes und der Kriegsvorräthe sehr viele Zeit und weit mehr Zugthiere in Anspruch nehmen würde, als über die man verfügen könnte. Außerdem werde der Feind eine solche Unternehmung nicht ruhig mit ansehen und gewiß nicht ungestört geschehen lassen. So lang man nur überhaupt einen Fuß im Lande behalten wolle, werde Schweidnitz hiefür ein vorzüglicher Stützpunkt sein. Und endlich könne es dem Feinde nicht schwer fallen, den ihm so wohlfeilen Kaufes überlassenen Platz neuerdings zu befestigen. Werde Schweidnitz hingegen mit einer Garnison von zehntausend Mann versehen und außerdem ein beträchtliches Armeecorps in der Nähe aufgestellt, so könne der Feind den Platz kaum belagern und noch weniger wegnehmen.

Da er nun zur Demolirung von Schweidnitz nicht rathen dürfe, fügte Daun hinzu, so habe er sich entschlossen, seine gegenwärtige Stellung so lang beizubehalten, bis er durch die Bewegungen des Feindes genöthigt würde, sich zur Sicherstellung des Rückens der Armee und der zu beziehenden Transporte sowie zur Deckung der Grenze von Böhmen und der Grafschaft Glatz dem Gebirge zu nähern. Inzwischen habe er den wichtigen Posten von Wartha ansehnlich verstärkt und die Führung des dortigen Armeecorps dem General Hadik

vertraut. Das Commando über das Armeecorps in Oberschlesien, welches sechzehntausend Mann zähle, lasse er vorläufig in den Händen des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Beck [524]).

Noch war Hadik erst kurze Zeit in Wartha, als er berichten mußte, daß Feldmarschall-Lieutenant Graf Draskovich bei einem Angriffe, den er am 21. Juni auf eine Abtheilung preußischer Husaren zu Heidersdorf unfern von Neisse ausführen wollte, zurückgeschlagen und nebst fünf anderen Officieren gefangen worden sei. Außerdem betrug der Verlust der Oesterreicher noch fast zweihundert Mann.

Nachdem endlich Czernitscheff nach einem Marsche, welcher von Thorn bis in das preußische Lager zu Lissa den ganzen Monat Juni in Anspruch genommen hatte, in einer Stärke von ungefähr zwanzigtausend Mann zu Friedrich gestoßen war, zögerte der König nicht länger, die Offensivbewegungen gegen Daun zu beginnen. Er beabsichtigte den Feldmarschall in seiner linken Flanke zu umgehen und dadurch dessen Verbindungen mit Böhmen zu bedrohen. In solcher Weise dachte er Daun so weit zurückzudrängen, daß er selbst Schweidnitz belagern könne. Denn die Wiedereroberung dieser Festung und der Grafschaft Glatz bildete ja für ihn die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Feldzuges.

Am Abende des 1. Juli trat König Friedrich, der Alles aufbot, um die ihm abgeneigten Gemüther der russischen Generale, Officiere und Soldaten für sich zu gewinnen [525]), den Marsch gegen die Oesterreicher an. Die Avantgarde unter dem Grafen Wied erreichte noch vor Anbruch des Tages Kostenblut. Sie war bestimmt, in der nächsten Nacht an Striegau vorbei auf die Höhen von Freiburg zu rücken. Dorthin sollte auch die Hauptarmee, welche einstweilen bis Sackwitz vorging, geführt werden [526]).

Mit diesen Bewegungen des Königs von Preußen trat für Daun die Gelegenheit ein, die beste Seite seiner militärischen Begabung neuerdings zu zeigen. Von so Manchem war es bedauert worden, daß Daun gar nicht versucht hatte, noch vor Ankunft der Russen

etwas gegen Friedrich zu unternehmen [527]). Jetzt aber traf er mit jener Vorsicht und Behutsamkeit, von der er so oft schon Beweise gegeben, seine Maßregeln. Noch in der Nacht räumte er sein Lager und zog sich langsam nach Kunzendorf zurück, die Höhen zwischen Oberbögendorf und Freiburg mit seinen Truppen besetzend. König Friedrich rückte ihm nach und ging bis Bunzelwitz vor, wo er im vergangenen Jahre seine berühmt gewordene Stellung so lange behauptet hatte. Den Grafen Wied sandte er über Striegau und Hohenfriedberg nach Adelsbach und Liebersdorf, um dem österreichischen Heere in den Rücken zu kommen.

Daun aber entwickelte auch in diesem Augenblicke wieder nicht gewöhnliche Klugheit. Scharfblickend durchschaute er die Absicht des Königs und ließ daher die Höhen bei Adelsbach durch den General Brentano besetzen. Als Wied gegen dieselben heranzog, fand er einen sehr unwillkommenen Empfang. Demungeachtet griff er die Stellungen der Oesterreicher an, aber trotz der Ueberzahl seiner Streitkräfte vermochte er sich derselben nicht zu bemächtigen. So tapfer widerstand Brentano mit seiner wackeren Schaar dem dreimaligen Angriffe der Preußen, und so geschickt wußte er die Vortheile seiner Aufstellung zu benützen, daß Wied sich mit höchst ansehnlichem Verluste zurückziehen mußte [528]).

Aber Friedrich war nicht allein kühn in seinen Entschlüssen, sondern auch zäh in deren Ausführung. Noch gab er seinen Plan keineswegs auf, sondern bezog zu Reichenau, somit im Rücken des österreichischen Heeres ein Lager. Daun wurde hiedurch für Böhmen besorgt gemacht; er selbst lagerte daher bei Dittmansdorf und Brentano wurde nach Friedland entsendet. Von dort aus wollte er die vortheilhafte Stellung bei Dittersbach beziehen. Graf Wied suchte ihm das mit überlegenen Streitkräften zu wehren. Doch auch jetzt wurden alle Angriffe der Preußen mannhaft zurückgeschlagen. Aber freilich konnte Brentano es nicht hindern, daß Graf Wied von Friedland über Trautenau und Schatzlar in Böhmen einbrach. Czernitscheffs Kosaken und die preußische Reiterei wetteiferten in wilder

Verwüstung des wehrlosen Landes[529]; Greuelthaten jeder Art wurden verübt[530], jedoch militärisch werthvolle Resultate keineswegs erreicht.

Ohne Zweifel wollte Friedrich durch den Einbruch in Böhmen den Grafen Daun verleiten, Schweidnitz zu verlassen und zum Schutze Böhmens herbeizueilen. Aber Daun war allzu genau unterrichtet von dem Werthe, welchen die Kaiserin auf den Besitz von Schweidnitz zu legen hatte, als daß er sich von dem Könige hätte irre führen lassen. Unerschütterlich hielt er in seinen bisherigen Stellungen aus, deren Hauptstärke auf dem Besitze der Anhöhen von Dittmansdorf bis Burkersdorf beruhte, während das Hauptquartier sich südlich hievon, in Tannhausen befand. Sobald Friedrich sich überzeugt hatte, daß Daun durch Bewegungen gegen Böhmen nicht aus seiner Stellung bei Schweidnitz herauszulocken war, beschloß er ihn mit Gewalt aus derselben zu vertreiben und sich zu diesem Ende der Anhöhen bei Burkersdorf zu bemächtigen. Befand er sich einmal in deren Besitz, so stand er zwischen Schweidnitz und dem österreichischen Heere und hatte das letztere von diesem Platze verdrängt.

Hierauf waren denn auch alle Maßregeln des Königs von Preußen gerichtet. Auch jetzt wieder bestimmte er das Armeecorps des Grafen Wied zur Führung des entscheidenden Schlages. In der Nacht vom 19. zum 20. Juli ging derselbe gegen Ludwigsdorf und Leutmannsdorf vor, von wo aus der rechte Flügel der Oesterreicher bei Burkersdorf im Rücken gefaßt werden konnte. Sowohl Wied als General Möllendorf, welcher gegen Burkersdorf selbst heranzog, und die übrigen preußischen Heeresabtheilungen, die zur Mitwirkung an dieser Unternehmung bestimmt waren, führten eine große Anzahl Geschütze mit sich.

Trotz all seiner klugen Berechnung hatte sich doch dießmal der Feldmarschall über den eigentlichen Zielpunkt der Bewegungen des Königs von Preußen getäuscht. Fortwährend für seinen linken Flügel besorgt und den rechten durch die daselbst befindlichen starken Verschanzungen ausreichend geschützt glaubend, begnügte sich Daun, den General Brentano an sich zu ziehen und ihn gegen Leutmannsdorf

abzusenden, um dort den Rücken des österreichischen Lagers zu decken. Am Spätabende des 20. Juli erreichte Brentano Michelsdorf, wo er auf Dauns ausdrücklichen Befehl seine erschöpften Soldaten der Ruhe pflegen ließ. Die noch eine halbe Meile entfernten Schanzen von Leutmannsdorf waren nur durch zwei Bataillone besetzt.

Gegen sie richtete am frühesten Morgen des 21. Juli Graf Wied seinen Angriff. Zuerst bestrich er die Schanzen mit einem gut genährten Geschützfeuer. Und als er die Annäherung Brentano's wahrnahm, schritt er zum Sturm. Die Höhen wurden erstiegen, die Schanzen erobert und die Vertheidiger aus denselben vertrieben; Brentano wich geschlagen auf Michelsdorf zurück.

Schon am Vorabende hatte General Möllendorf sich Burkersdorfs bemächtigt; von hier aus konnte er seine Batterien näher an den österreichischen Schanzen aufwerfen lassen. Aber noch immer war die Entfernung eine ziemlich große. Als daher Möllendorf am nächsten Morgen den Kanonendonner von dem Armeecorps des Grafen Wied vernahm und auch seinerseits die Beschießung begann, blieb dieselbe ohne die beabsichtigte Wirkung. Möllendorf beschloß nun, den Angriff in der Front zu unterlassen und auf einem unbesetzt gebliebenen Seitenwege die rechte Flanke der Oesterreicher zu umgehen. Seine Absicht gelang; die Oesterreicher wurden durch den Angriff auf einem Punkte, auf dem sie sich dessen nicht versahen, in Unordnung gebracht und ließen zuletzt auch diese Schanzen in den Händen der Preußen.

Der Verlust, welchen die beiden streitenden Heere erlitten, mochte fast gleich sein; das Ergebniß des Kampfes war aber ohne Zweifel nur für die Preußen ein günstiges. Denn Daun sah sich gezwungen, seine bisherige Stellung bei Schweidnitz zu räumen und sich in der Richtung gegen Böhmen zurückzuziehen. Am Tage nach dem Treffen bei Burkersdorf schlug er zu Obergiersdorf sein Hauptquartier auf. König Friedrich aber sah sich durch nichts mehr gehindert, an die Belagerung von Schweidnitz zu schreiten.

Die Freude des Königs über das Gelingen seiner Unternehmung wurde jedoch mehr als vergällt durch die erschütternden Ereignisse, welche kurz zuvor in St. Petersburg sich zugetragen hatten. Wenn Zar Peter III. es geradezu darauf abgesehen hätte, Alles zu thun was nur immer denkbar gewesen wäre, um sich in seinem Reiche verhaßt zu machen, es wäre unmöglich gewesen, diese Aufgabe besser zu erfüllen, als es von seiner Seite geschah. Alle Kreise der Bevölkerung, und insbesondere diejenigen, deren vorzugsweise Berücksichtigung als ein Gebot der Klugheit erschienen wäre, brachte er wider sich auf. Den Bauernstand erbitterte er durch die Erhöhung der Kopfsteuer in solchem Maße, daß bald hie und da Unruhen ausbrachen. Der Clerus wurde durch die Einziehung der Klostergüter und durch die Verordnung, welche der Geistlichkeit ihre Unterthanen nahm, aufs empfindlichste verletzt. Den Soldatenstand beleidigte er durch verschiedene, an und für sich vielleicht nicht immer unzweckmäßige, aber demselben höchst unwillkommene Reformen. So nahm er den Garden ihre bisherige russische Uniform und steckte sie in kurze preußische Röcke. Seinen Oheim, den Prinzen Georg von Holstein, ernannte er zum Obersten über die Garde zu Pferde, eine Stelle, welche bisher gewöhnlich der Zar selbst eingenommen hatte. Die Unzufriedenheit und Aufregung, welche hiedurch unter den Soldaten hervorgerufen wurde, war so groß, daß sie nach einem damaligen Berichte, leicht „zum Hals„brechen" Anlaß geben konnte, und dieser Schritt als einer der „be„denklichsten Fehltritte" des Kaisers bezeichnet wurde [531]).

Wichtiger noch war der Eindruck, welchen die an Verrücktheit erinnernde Bewunderung des Kaisers für alles Preußische und seine grell zur Schau getragene Verachtung des russischen Wesens und der russischen Einrichtungen auf seine neuen Unterthanen hervorbrachte. Und als ein wahrer Vaterlandsverrath mußte in den Augen jedes Unbefangenen das Aufgeben der auf preußischem Gebiete gemachten Eroberungen erscheinen, von welchen, wenn nur Rußland festhielt an dem Bündnisse mit seinen bisherigen Verbündeten, wenigstens ein sehr großer Theil ihm kaum jemals wieder hätte entrissen werden können.

Hiezu kam noch, daß der Kaiser durch die Rohheit seines Betragens auch seine nähere Umgebung, insbesondere aber seine Gemalin Katharina aufs tiefste empörte. Nicht allein sein anstößiges Verhältniß zu dem Fräulein Woronzow, einer Nichte des Großkanzlers, und die vielfachen Demüthigungen, welche er ihr gegenüber der Kaiserin auferlegte, wurden von der Letzteren als schmerzliche Kränkung empfunden, sondern mehr noch die auffallende Zurücksetzung, welche er ihrem Sohne, dem Großfürsten Paul angedeihen ließ. Offen sprach man von der Absicht des Kaisers, den Großfürsten als illegitim erklären zu lassen und die Thronfolge in Rußland entweder einem der holsteinischen Prinzen oder einem natürlichen Sohne zuzuwenden, auf dessen baldige Geburt der Kaiser hoffte.

Schon frühzeitig traten Anzeichen hervor, daß Katharina sich mit weitreichenden Entwürfen trage und bei den Ereignissen, die sie als unausbleiblich vorhersah, eine große Rolle zu spielen gedenke. Kaum sechs Wochen nach Peters Thronbesteigung meldete der französische Botschafter Breteuil, die Kaiserin harre nur des kommenden Sturmes [532]). Auffallend zog sie sich zurück; nur einem kleinen Kreise wurde sie mehr sichtbar, und Mercy meinte, der Schmerz über die Beleidigungen, die sie täglich erfahre, nage an ihr, so daß sie wohl bald ein Opfer desselben sein werde [533]).

Aber Katharina's kraftvolle und elastische Natur war ganz dazu angethan, sie vor einem solchen Schicksal zu bewahren. Rastlos schweiften ihre Gedanken in die Zukunft und gewaltsame Entwürfe beschäftigten ihre Seele. Manchmal schien sie zur Durchführung derselben auch auswärtige Hülfe in Anspruch nehmen zu wollen. Gewiß nicht absichtslos geschah es, wenn Katharina dem Grafen Mercy insgeheim melden ließ, wenn sie nur die allergeringste Macht besäße, so würde sie dieselbe zur Aufrechthaltung des früheren politischen Systems, d. i. des Bündnisses mit Oesterreich in Anwendung bringen [534]). Und als einmal das Gerücht sich erhob, der Zar beabsichtige, mit Friedrich II. in Königsberg zusammenzutreffen, da deutete Mercy an, die Verwirklichung dieses Planes könnte leicht zu seltsamen Ereignissen die Gelegenheit bieten, wenn nur „die beträchtliche Anzahl der Mißvergnügten

„durch auswärtige Hülfe unterstützt und zu ernsthaften Maßregeln „verleitet werden könnte" [535]). Und wenn Mercy bald darauf die Versicherung gab, es sei zu verwundern, wie in Rußland trotz der unbestreitbaren Thatsache, daß dort Alles von dem Höchsten bis zu dem Geringsten „über des Zars tolle Regierung mißvergnügt sei", man sich doch noch ruhig verhalte [536]), so lag darin ohne Zweifel eine verführerische Lockung für Maria Theresia, die brennende Lunte an die vollgefüllte Mine zu legen, welche den Thron des Mannes in die Luft sprengen sollte, dessen Uebertritt zu dem Bündnisse mit Preußen so verderbliche Folgen für Oesterreich nach sich zog.

Allein sowohl Maria Theresia als Kaunitz wiesen jeden solchen Gedanken weit von sich ab. „So vieles hat indessen seine Richtigkeit," schrieb Letzterer vertraulich an Starhemberg, „daß nichts gutes mehr „zu hoffen sei, außer wenn sich eine baldige Veränderung mit dem „Zaren ergäbe. Allein wegen dieser ist wenigstens für dermalen keine „nahe Hoffnung vorhanden, und die Gesinnung unseres Hofes gestattet „nicht, solchen Anschlägen Gehör zu geben, welche bei anderen Höfen „eher Eingang finden und auszuführen sein dürften" [537]).

Inzwischen ließ Peter durch nichts sich irre machen in seinem thörichten Treiben. Als ob es noch nicht genug wäre an der Feindseligkeit des russischen Clerus, die er sich durch die Nichtachtung des Eigenthumsrechtes desselben zugezogen hatte, schritt er ganz unbekümmert weiter auf dieser gefährlichen Bahn. Er verspottete nicht nur vor aller Welt die Ceremonien der russischen Kirche [538]), sondern er berief auch den Erzbischof Setschin von Nowgorod zu sich und befahl ihm, dafür Sorge zu tragen, daß alle Bilder aus den Kirchen alsbald entfernt würden; nur diejenigen des Erlösers und der heiligen Jungfrau dürften noch in denselben belassen werden. Auch hätten die russischen Priester sich ihrer Bärte und ihrer langen Kleidung zu entledigen und künftighin diejenige der protestantischen Pastoren zu tragen. Und als der Erzbischof sich Gegenvorstellungen erlaubte, gerieth der Kaiser in heftigen Zorn und begegnete ihm mit Härte. Man meinte der Erzbischof werde bald nach Sibirien verbannt werden [539]).

Während Peter in solcher Weise selbst das Meiste dazu beitrug, die wider ihn herrschende Aufregung dermaßen zu schüren, daß der Haß seiner Unterthanen gegen ihn allmälig ganz unverholen hervortrat [540]), beschäftigte er sich allen Warnungen zum Trotz fortwährend mit dem Plane zu seiner Reise. Jetzt wurde Pommern als das Ziel derselben bezeichnet; man erfuhr daß der Zar das Commando über seine Truppen zu übernehmen gedenke; doch wußte man nicht, ob sie alle gegen Oesterreich bestimmt seien. Man meinte vielmehr, daß er beabsichtige, seine so oft schon ausgesprochene Drohung wahr zu machen und Schleswig der Krone Dänemark mit Waffengewalt zu entreißen. Für die Zeit seiner Abwesenheit sollte ein oberstes Collegium eingesetzt werden, um die innere Verwaltung des Reiches zu führen. Einige Mitglieder dieser Behörde, wie der Großkanzler Woronzow, der Feldmarschall Trubetzkoi, der Hofmarschall Narischkin waren bereits ernannt, und nun trat man mit dem thörichten Verlangen an die Repräsentanten der fremden Staaten heran, sie sollten den Zar, der das Commando seiner Armee selbst übernehme, nach dem Feldlager begleiten [541]).

Gewiß war es eine Verhöhnung ohne Gleichen, daß diese Aufforderung auch an Mercy, und zwar in einem Augenblicke gerichtet wurde, in welchem Czernitscheff sich bereits auf dem Marsche zu König Friedrich befand, um mit demselben vereinigt wider Oesterreich zu kämpfen. Und als Mercy sich die Anfrage erlaubte, gegen welche Macht denn der Zar ins Feld zu ziehen gedenke, konnte Woronzow nur achselzuckend erwiedern, er glaube nicht daß dieß Oesterreich sei [542]).

Es ist erfreulich zu sehen, daß solchem Verfahren gegenüber der Kaiserhof das Gefühl seiner Würde ungeschwächt bewahrte. So lang als nur immer möglich hatte er Rußland gegenüber die äußerste Mäßigung beobachtet, um nur ja nicht selbst Anlaß zu geben zu feindseligen Entschlüssen des Zars. Die Absendung eines russischen Armeecorps ins preußische Feldlager und das Verfahren gegen Mercy füllten jedoch den Becher bis zum Rande. Mercy wurde beauftragt, die russische Regierung um eine bestimmte Erklärung zu bitten, ob der Zar persönlich wider Oesterreich die Waffen ergreifen werde. Sollte

die Antwort bejahend lauten oder ihm eine solche gar nicht ertheilt werden, dann habe er ohne Bewerbung um eine Abschiedsaudienz seine Pässe zu begehren und seine Rückreise nach Oesterreich anzutreten. Die Schriften der Gesandtschaft möge er wohl versiegelt auf einem neutralen Schiffe nach Stockholm bringen lassen [543]).

Die Vollziehung dieses Auftrages blieb jedoch dem Grafen Mercy erspart. Denn in dem Augenblicke, in welchem die Depesche nach St. Petersburg gelangte, saß nicht mehr Peter III., sondern Katharina II. auf dem Kaiserthrone Rußlands. Eine Staatsumwälzung, durch Peter verschuldet, durch Katharina mit kluger Berechnung ins Werk gesetzt, durch russische Große und Officiere mit brutaler Gewaltsamkeit vollführt, beraubte den Kaiser am 9. Juli der Krone und am 17. Juli seines Lebens.

Am 21. Juli gegen Mitternacht erhielt Kaunitz durch den französischen Botschafter, den Grafen du Chatelet die erste Nachricht von dem Sturze Peters III. und der Thronbesteigung Katharina's. Allsogleich berichtete er darüber an die Kaiserin, welche am nächsten Morgen mit jener Meldung geweckt wurde, die für sie und für Oesterreich so unermeßliche Wichtigkeit besaß. Kaunitz nennt das, was in St. Petersburg sich zutrug, eines jener großen Ereignisse, deren man im Laufe des gegenwärtigen Krieges schon mehrere erlebt habe. Und da es voraussichtlicher Weise die günstigsten Wirkungen nach sich ziehen werde, so möge es mit Gottes Hülfe auch das letzte dieser Art sein [544]).

Fünfzehntes Capitel.

Verlust von Schweidnitz.

Die Staatsehre Rußlands, welche durch dessen siegreiche Waffen mit Verlust so vielen Blutes zur höchsten Stufe gebracht war, sei durch den jüngst geschlossenen Frieden mit Rußlands ärgstem Feinde mit Füßen getreten worden. So lautete eine der Beschuldigungen, welche die Kaiserin Katharina in ihrem Manifeste an das russische Volk gegen das soeben gestürzte Regiment erhob und durch die sie ihr eigenes Verfahren als das Gebot einer ganz unausweichlichen Nothwendigkeit darzustellen sich bemühte.

Es ist nicht zu leugnen daß jener Satz, an und für sich betrachtet, die Meinung erwecken mußte, eine der ersten Regierungshandlungen der neuen Kaiserin werde darin bestehen, nicht nur das Bündniß mit Preußen zu lösen, sondern gleich wieder einzutreten in den Kampf gegen diesen Staat, welchen sie Rußlands ärgsten Feind nennen zu dürfen glaubte. Aber es zeigte sich doch bald, daß Katharina's Absichten keineswegs so weit gingen. Ihr war es natürlich vor Allem darum zu thun, sich selbst auf dem Throne Rußlands zu befestigen. In den ersten Tagen ihrer Regierung, während Peter III. noch am Leben war, konnte sie nicht wissen, ob sie hiezu nicht etwa der bewaffneten Macht bedürfen werde. Sie hielt es daher für nöthig, dieselbe abzuziehen von dem Kriege gegen einen fremden Staat, um sie im Falle des Bedarfes im Innern des Reiches verwenden zu können. Darum blieb auch die schriftliche Erklärung, welche über Befehl der Zarin an Mercy gerichtet wurde, hinter den Wünschen

desselben und hinter den Erwartungen zurück, welche die ersten Mittheilungen des Vicekanzlers Fürsten Galitzin in ihm rege gemacht hatten. Katharina sei entschlossen, so war zuerst gesagt worden, an der früheren Allianz mit Oesterreich standhaft festzuhalten. Darum habe sie unverzüglich den Befehl an Czernitscheff abgesandt, sich mit seinem Armeecorps allsogleich von den Preußen zu trennen. Sollte ihn der König daran hindern wollen, so habe er sich sofort „auf die „füglichste Art" mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Allerdings setzte Galitzin auch hinzu, daß man dem preußischen Gesandten Goltz zu verstehen gegeben habe, man beabsichtige es bei dem einmal abgeschlossenen Frieden bewenden zu lassen. Doch deutete er an, daß man sich hiezu nur durch die Ungewißheit über den Stand der Friedensverhandlungen und über die Stellung, welche Oesterreich hiebei einnehme, habe bestimmen lassen. Wenn der Wiener Hof einen Ausweg in Vorschlag zu bringen vermöchte, welcher zu Rußlands directem Vortheile gereichen könnte, so würde es wohl leicht von den an Preußen gemachten Erklärungen zurücktreten und aufs neue die Mittel ergreifen, welche der gemeinsamen Sache den meisten Nutzen versprächen[545]).

In der schriftlichen Erklärung der russischen Regierung war jedoch nicht mehr von dem früheren Bündnisse, sondern nur noch von dem Verhältnisse dauernder Freundschaft die Rede, welches die Zarin mit Maria Theresia zu unterhalten gedenke. Und außerdem wurde hinzugefügt, daß dem Könige von Preußen von dem Wunsche Katharina's, für Europa einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, mit dem Beisatze Kenntniß gegeben worden sei, Rußland werde den Frieden mit Preußen gewissenhaft beobachten, so lang der König keinen Anlaß gebe, denselben zu brechen[546]).

Mercy beeilte sich, diese Note der russischen Regierung mit einer Vorstellung zu beantworten, in welcher er die Nothwendigkeit betonte, daß von russischer Seite wenigstens vor der Hand nicht noch weiter gegangen werde in der Ausführung des mit Preußen abgeschlossenen und für Rußland so ungünstigen Friedens. Insbesondere warnte er vor einer vorschnellen Räumung der von den Russen be-

setzten preußischen Gebietstheile, ehe noch über die Schadloshaltung der früheren Bundesgenossen Rußlands irgend etwas bestimmt sei [547]).

Mercy glaubt sich rühmen zu dürfen, daß er durch diese schriftliche Vorstellung, welche er mündlich noch viel nachdrücklicher unterstützte, wenigstens einen Theil der russischen Minister überzeugt und zu dem Geständnisse vermocht habe, sie hätten sich durch die erste Erklärung an Goltz allzusehr übereilt [548]). Aber die nachfolgenden Ereignisse zeigten doch, daß dieß nicht die Meinung der Kaiserin selbst oder der Männer war, denen sie zu jener Zeit den meisten Einfluß auf ihre Entschlüsse gestattete. Wohl war im ersten Augenblicke nach ihrer Thronbesteigung der vor wenig Tagen zu Königsberg verkündigte Friede mit Preußen von dem Feldmarschall Grafen Soltikoff aus eigenem Antrieb widerrufen und die russische Oberhoheit neuerdings proclamirt worden [549]). Aber nur wenige Wochen dauerte dieser Zustand. Katharina blieb ihrer dem Könige von Preußen gemachten Zusage treu. In der ersten Hälfte des August begannen die russischen Truppen ihren Abzug aus dem preußischen Gebiete, und um die Mitte des September war es von denselben vollständig geräumt.

„So lang Wir leben", mit diesen Worten beginnt das ostensible Rescript der Kaiserin Maria Theresia an Mercy vom 29. Juli, „so „lang Wir leben ist Uns keine Nachricht zugekommen, welche Uns „größere Herzensfreude als jene von der glücklichen Thronbesteigung „der russischen Kaiserin verursacht hat. Die erste Zeitung davon „wurde Uns aus Warschau mitgetheilt [550]); sie bestand aber noch in „so unvollkommenen und sich etwas widersprechenden Umständen, daß „Wir einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung zugebracht haben, „bis endlich die sichere Bestätigung über Warschau, und demnächst der „von Dir zurückgefertigte Courier den 26. dieses hier eingetroffen ist."

Daß diese Freudenbezeigung der Kaiserin eine wahrhaft vom Herzen kommende und nicht bloß gemachte und darauf berechnete war, der neuen Zarin zu schmeicheln und ihre Sympathien zu gewinnen, wird durch das vertrauliche Schreiben des Staatskanzlers an Mercy überzeugend bewiesen. „Eure Excellenz müssen", so lautet dessen An-

fang, „über die so glücklich als plötzlich vorgefallene Veränderung in „St. Petersburg eine sehr lebhafte Freude empfunden haben. Sie „kann aber nicht größer sein als die unsrige hier gewesen ist, und ob „ich zwar niemals gezweifelt habe, daß die vormalige ganz widersinnige „Regierung unmöglich in die Länge bestehen könne, so war doch ein „so geschwinder Erfolg nicht vorherzusehen, und sind die Gott, der „ehrbaren Welt, dem ganzen russischen Reich und unserem Hof ins„besondere zugefügten Beleidigungen noch zu rechter Zeit gerächt wor„den, indem sonst der König von Preußen sonder Zweifel allen Vor„theil gezogen und nachher seines enthusiastischen Anbeters gespottet „haben würde."

Diese Kundgebungen tief empfundener Freude werden übrigens denjenigen nicht Wunder nehmen, der die ganz außerordentlich große Gefahr überdenkt, aus welcher Oesterreich durch den Sturz Peters gerettet wurde. Niemand konnte verbürgen, daß der Zar nicht früher oder später noch weiter gehen und das ganze russische Heer mit der preußischen Armee zur Bekämpfung Oesterreichs vereinigen werde. So gering auch die Meinung war, die man von seiner militärischen Begabung hegte, daran brauchte man nicht zu zweifeln, daß er es an unbedingtem Gehorsam gegen Friedrichs Gebote nicht werde fehlen lassen. Deßhalb mußte der König von Preußen aus der Allianz mit Rußland eben so viel Nutzen ziehen als der Vortheil, der früher Oesterreich aus ihr erwuchs, ein verhältnißmäßig geringfügiger war. Hiezu kam noch, daß damals die Gefahr eines Einbruches der Tartaren in Siebenbürgen noch keineswegs beseitigt erschien, indem sie von Rußland eifrig geschürt wurde. Ja noch weiter war Peter in seiner Verblendung gegangen; was der König von Preußen trotz jahrelanger eifrigster Bemühung noch niemals zu Wege gebracht, den werkthätigen Beistand der Pforte in dem Kriege mit Oesterreich zu gewinnen, dessen sollte er jetzt durch Peters energisches Fürwort theilhaft werden. Der kaiserliche Resident von Schwachheim berichtete aus Constantinopel, daß die Pforte im Begriff stehe, den Defensivtractat mit Preußen zu unterzeichnen; nur wisse man noch nicht mit

Bestimmtheit, ob er auch schon auf den gegenwärtigen Krieg Anwendung finden werde oder nicht [551]).

Aus all diesen Bedrängnissen wurde nun Oesterreich durch den Sturz Peters mit einem Schlage befreit und dadurch allein schon war derselbe von ganz unermeßlichem Werthe für Maria Theresia. Aber freilich hätte es der Kaiserin nur äußerst erwünscht sein können, wenn ihr dieses Ereigniß nicht bloß den negativen Vortheil, eines furchtbaren Gegners entledigt zu sein, sondern auch den positiven Nutzen gewährt hätte, eine mächtige Verbündete wieder zu gewinnen. Hatten doch die ersten, allerdings noch unverläßlichen Nachrichten davon gesprochen, Katharina sei nur unter der ausdrücklichen Bedingung auf den Thron Rußlands erhoben worden, daß sie sowohl in religiöser als in politischer Hinsicht die Bahnen neuerdings einschlage, welche vor ihr die Kaiserin Elisabeth gewandelt sei. Daß dieß auch wirklich geschehen werde, auf diese Hoffnung spielte Maria Theresia in dem eigenhändig geschriebenen Briefe, in welchem sie Katharina zu ihrer Thronbesteigung beglückwünschte und der Zarin ihre Freundschaft anbot, nicht undeutlich an [552]).

Aber man kann wohl sagen, die Kaiserin habe das hauptsächlich nur aus dem Grunde gethan, um sich der Zarin gegenüber wenigstens keines Versäumnisses schuldig zu machen; die ernste Erwartung, daß Rußland neuerdings theilnehmen werde an dem Kampfe gegen Preußen, hat sie wohl niemals gehegt. Sie selbst und Kaunitz waren zu scharfblickend um nicht allsogleich einzusehen, daß Katharina, wie es auch wirklich der Fall war, vor Allem ihr Hauptaugenmerk darauf richten werde, sich auf dem Throne Rußlands erst festzusetzen. Darum werde sie, so meinte man, es um so eher vermeiden, den soeben erst beendigten Krieg gegen Preußen jetzt wieder aufzunehmen, als dann die Lage des Armeecorps, welches Czernitscheff zu König Friedrich geführt hatte, zu einer sehr gefährdeten würde. Aber darauf glaubte man hoffen zu dürfen, und die Mittheilungen, die man unmittelbar von dem Schauplatze dieser Ereignisse erhielt, ließen mit ziemlicher Bestimmtheit darauf schließen, daß Katharina die von den russischen Truppen besetzten preußischen Länder nicht so leichthin werde fahren

lassen als Zar Peter es beabsichtigt und bereits ins Werk gesetzt hatte. Die Nachricht von Soltikoffs Maßregeln mußte in dieser Voraussetzung bestärken und Mercy erhielt daher unter lebhafter Billigung seines bisherigen Verfahrens den Auftrag, demselben auch künftighin treu zu bleiben. In erster Linie möge er sich bemühen, die Kaiserin von Rußland zur Erneuerung der früheren Allianz und zu werkthätiger Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen zu bestimmen. Könne er dieß nicht erreichen, so solle er wenigstens trachten, die Fortdauer der Occupation preußischer Gebietstheile durch russische Truppen zu erwirken [553]).

Man braucht nur die Daten des Abganges dieser Depeschen nach St. Petersburg und des Beginnes der Räumung der Provinz Preußen mit einander zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß die Instructionen an Mercy bei weitem zu spät kamen. Aber wenn dieß auch nicht der Fall gewesen wäre, an Katharina's Entschlüssen hätten sie gewiß nichts geändert. Dasjenige, was Mercy von Wien aus vorgezeichnet wurde, hatte er ohnedieß schon aus eigenem Antriebe gethan, aber seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben. Die Rathschläge des Grafen Keyserlingk und Panins [554]), des Oberhofmeisters ihres Sohnes Paul, überwogen bei Katharina, und in der That gab es gewiß auch Beweggründe für sie, die es ihr räthlich erscheinen lassen konnten, sich auf guten Fuß mit König Friedrich zu setzen. Und da auch der letztere die Nothwendigkeit einsah, daß wenn er sich schon in den Verlust eines kaum gewonnenen Verbündeten fügen, er doch Alles aufbieten müsse, daß ihm derselbe nicht neuerdings feindselig gegenübertrete, so blieben die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen auch jetzt noch der freundschaftlichsten Art.

Man kennt nicht die Mittel, durch welche Friedrich den Grafen Czernitscheff bestimmt hatte, seiner Soldatenpflicht treulos zu werden und statt dem Befehle der Kaiserin gemäß allsogleich das preußische Lager zu verlassen, noch drei Tage hindurch in demselben zu verweilen. Da man weiß, wie wenig Sympathien Czernitscheff gleich den übrigen Generalen russischer Nationalität eigentlich für den König von Preußen empfand, so wird man dieses Verfahren wohl kaum den Gefühlen der

Anhänglichkeit und der Verehrung Czernitscheffs für Friedrich, sondern dem damals viel untrüglicheren Mittel der Bestechung zuschreiben dürfen. Und in der That schied Czernitscheff, nachdem er durch seine wenigstens passive Anwesenheit bei dem Treffen von Burkersdorf die Oesterreicher über die Anzahl ihrer Gegner getäuscht und dadurch nicht wenig zu dem für sie ungünstigen Ausgange desselben beigetragen hatte, nicht von Friedrich, ohne von dem Könige, der damals in der peinlichsten Geldklemme sich befand, mit einem sehr reichen Geschenke bedacht worden zu sein.

Nachdem er dem Könige von Preußen diesen wichtigen Dienst geleistet, trat Czernitscheff am 22. Juli, dem Tage nach dem Treffen bei Burkersdorf den Rückmarsch an. Der König aber, dessen Umsicht und Thatkraft sich auch jetzt wieder glänzend bewährte, ließ sich durch diese ansehnliche Verminderung der ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte nicht irre machen, den Vortheil zu verfolgen, den das gewonnene Treffen ihm darbot. Es hatte ihm die Möglichkeit eröffnet, nun wirklich an die Belagerung von Schweidnitz zu schreiten. Um dieselbe zu decken, nahm er mit seiner Armee eine Stellung, die von Peterswaldau bis Seitendorf reichte, also eine verhältnißmäßig sehr große Ausdehnung besaß. Die Anhöhen, welche die Zugänge zur Ebene beherrschten, wurden durch Schanzen und Verhaue befestigt. Tauenzien commandirte das Belagerungscorps, das aus zweiundzwanzig Bataillonen und zwanzig Escadronen bestand. Am 4. August umschloß er die Stadt und am 7. wurden die Laufgräben eröffnet. In Schweidnitz führte, wie man weiß, der Feldmarschall-Lieutenant Graf Guasco den Oberbefehl; die Generale Gribeauval und Graf Giannini leiteten unter ihm die Vertheidigung.

König Friedrich mußte darauf gefaßt sein, daß Daun sich aufs äußerste bemühen werde, die Belagerung von Schweidnitz zu stören und ihn wohl gar, wie es vor vier Jahren vor Olmütz geschehen, zu deren Aufhebung zu zwingen. Darum zog der König jetzt auch noch den aus Oberschlesien zurückberufenen Prinzen von Bevern an sich und ließ ihn auf den Höhen bei Mittelpeilau, südöstlich von Reichen-

bach Stellung nehmen. Beverns Truppen bildeten nunmehr den äußersten linken Flügel der preußischen Armee.

Diese letztere Maßregel des Königs war ein arger Strich durch die Rechnung Dauns. Gerade von den Höhen aus, die Bevern jetzt besetzte, hatte er die Operationen beginnen wollen, welche das Ziel verfolgen sollten, bis nach Schweidnitz vorzudringen und das preußische Belagerungscorps aus den dortigen Laufgräben zu vertreiben. Wären die Oesterreicher, wie sie beabsichtigten, den Preußen daselbst zuvorgekommen, so würde Bevern wahrscheinlicher Weise von der Hauptmacht des Königs abgeschnitten worden sein. Nun aber blieb nichts übrig, als ihn mit Gewalt der Waffen aus seiner neuen Stellung zu vertreiben.

Der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Beck, auf welchen Daun mit Recht sehr große Stücke hielt, wurde mit der schwierigen Aufgabe betraut, die Stellung des Prinzen von Bevern zu umgehen und ihn von rückwärts anzugreifen. Seinen militärischen Eigenschaften nach war Beck kein unwürdiger Rival von Hadik und Laudon, gleich ihnen vorzugsweise zur Durchführung kühner Unternehmungen geeignet, während Lacy's Stärke in scharfsinniger Beurtheilung der Sachlage und in Ausarbeitung der Entwürfe zu den vorzunehmenden Operationen bestand. Sowohl Beck als Hadik wurden daher von Daun mit Vorliebe zur Durchführung von Aufgaben herangezogen, welche wenigstens Kaunitz am liebsten in Laudons Händen gesehen hätte. Das Gleiche war auch jetzt wieder der Fall. Doch muß zugestanden werden, daß Beck gerade so wie bei früheren Anlässen und zuletzt bei der Vertheidigung von Oberschlesien sich auch bei dem Angriffe auf den Prinzen von Bevern des Vertrauens seines Oberfeldherrn würdig bewies.

So wie Beck die äußerste Truppenabtheilung des rechten Flügels, so commandirte Lacy den letzteren selbst. Ihm war der Hauptangriff übertragen, während O'Donell das Centrum befehligte. Die Vorhut desselben unter Brentano sollte auf Beverns rechten Flügel sich stürzen und O'Donell diesem Angriff die Flanke decken. Laudon endlich

mit dem linken Flügel hatte leider keine andere Bestimmung erhalten, als den zum Angriffe schreitenden Truppen als Stütze zu dienen. Hadik aber blieb mit zwanzig Bataillonen und zwei Dragoner-Regimentern in der Stellung, welche Daun bisher innegehabt hatte [555]).

Am 16. August um fünf Uhr Nachmittags begannen sowohl Beck als Brentano ihre Angriffe, während zu gleicher Zeit Lacy gegen die Front des Prinzen von Bevern vordrang. Ein heftiges Geschützfeuer entspann sich, aber der Fehler wurde begangen, daß sowohl Brentano als Lacy es bei demselben bewenden ließen, während Beck allein den eigentlichen Angriff vollzog. Mit so großem Ungestüm führte er ihn aus, daß er den Prinzen von Bevern aufs äußerste bedrängte. Trotz seiner umsichtigen und muthvollen Vertheidigung wäre derselbe sicher geschlagen worden, wenn nicht Lacy und Brentano den Befehl erhalten hätten, von dem Angriffe abzustehen und den Rückzug anzutreten. Der Anmarsch preußischer Streitkräfte von Peterswaldau her hatte Daun zu diesem Entschlusse vermocht. Mit Ungestüm warfen sich die preußischen Reiter auf die Cavallerie des Grafen O'Donell, aber sie fanden dort tapferen Widerstand [556]). Daun überzeugte sich jedoch, daß auch zahlreiche preußische Infanterie und Artillerie im Anmarsche begriffen seien. Er hielt es daher für klug, das Gefecht keine größere Ausdehnung annehmen zu lassen. Er kehrte in die Stellungen zurück, welche er vor demselben eingenommen hatte.

Wenn auch der Verlust auf beiden Seiten gleich, ja bei den Oesterreichern noch etwas geringer war als bei den Preußen, so ernteten doch die letzteren allein die Vortheile des Gefechtes bei Reichenbach. Schon am Tage nach demselben kündigte Daun der Kaiserin an, daß man der Hoffnung entsagen müsse, den Prinzen von Bevern aus seiner durch Natur und Kunst gleich stark befestigten Stellung zu vertreiben. Es gebe daher auch kein Mittel mehr, um Schweidnitz zu retten.

Maria Theresia hatte diesen ungünstigen Ausgang der Unternehmung des Feldmarschalls so ziemlich vorhergesehen. Noch ehe sie die Nachricht hievon empfing, schrieb sie eigenhändig an Kaunitz [557]):

„Daun ist glücklich dem 15. auf 16. nachts an dreyen orthen de-
„bouchirt; dis aber alles will noch nichts sagen; die anhöhen von
„Költschenberg machen mich besorgen, das unverrichter sachen wir zu-
„rückkehren müssen. wan nicht bis morgen oder übermorgen was
„kommt, so ist die sach manquirt, dan in diser position könen wir
„nicht lang bleiben noch kunte sie was helffen."

Gleichwohl faßte Daun nun den Entschluß, ungefähr wieder in die Stellung zurückzugehen, die er früher innegehabt hatte. Er verstärkte die Posten von Waltersdorf und Tannhausen, ließ Beck bei Wartha und Silberberg lagern, die Hauptarmee aber Stellungen bei Patzkau und um Wünschelburg in der Grafschaft Glatz beziehen. Hiedurch deckte er dieses Land, behielt wenigstens noch einen Fuß in Schlesien und war gleichzeitig im Stande, Böhmen vor einem feindlichen Einfalle zu beschützen.

Inzwischen schritt die Belagerung von Schweidnitz nur langsam vorwärts. Auch jetzt wieder, wie vor Olmütz, zeigten die Preußen in dieser Art der Kriegführung sich nicht sonderlich geschickt, und wie sehr täuschte der König sich selbst, wenn er am 23. August dem Marquis d'Argens schrieb, er zweifle nicht binnen acht Tagen im Besitze der Festung zu sein. Aber wenn auch die ausdauernde Tapferkeit und das überwiegende Talent, von welch letzterem insbesondere Gribeauval mehrfache Proben gab, den Fortgang der Belagerung zu verzögern vermochten, so konnte doch von dem Augenblick angefangen, in dem man es aufgegeben hatte, Schweidnitz von außen her zu retten, über deren endlichen Ausgang kein Zweifel sein. „So leicht als wir dieses Orth „nahmen", schrieb Maria Theresia an Kaunitz [558]), „so leicht ist es „wieder zu verliehren und kein secours kan ihnen nicht geschickt werden, „mithin die troupen verlohren".

Dieß letztere zu verhindern, darauf waren Dauns Bestrebungen vornehmlich gerichtet, denn sehnlich mußte man von österreichischer Seite wünschen, sich die zahlreiche und wackere Besatzung zu erhalten. Dem Auftrage des Wiener Hofes nachkommend ermächtigte Daun den Grafen Guasco, Schweidnitz gegen freien Abzug der Besatzung zu

übergeben. Im äußersten Falle möge er sich zu der Zusage verstehen, daß dieselbe ein Jahr lang nicht gegen Preußen diene. Und sollte auch dieß nicht zu erreichen sein, dann bleibe nichts übrig, als daß Guasco die ihm anvertraute Festung hartnäckig vertheidige [559]).

Guasco richtete nun an den König von Preußen den Antrag, welcher dem Befehle Dauns entsprach. Aber auch Friedrich wußte, daß ihm jetzt kaum mehr irgend Jemand Schweidnitz entreißen könne. Auch ihm kam es darauf an, die Streitmacht seiner Gegnerin um die so ansehnliche Besatzung zu verringern; er ließ daher Guasco's Begehren ablehnend beantworten. Denn während der König berechnete, daß seine Armee jetzt von ungefähr gleicher Stärke mit derjenigen Dauns sei, wäre sie sodann um vierzehntausend Mann geringer geworden. Durch die Garnison von Schweidnitz hätte Daun einen Zuwachs von nicht viel weniger als zehntausend Mann erhalten, während Friedrich wenigstens viertausend Mann in die Festung zu legen genöthigt gewesen wäre [560]).

Dieß war der Beweggrund, weßhalb Friedrich das Anerbieten Guasco's zurückwies. Daß er gleichzeitig die Besatzung bedrohte, sie über die Klinge springen zu lassen, wenn sie sich noch länger vertheidige [561]), war eines Königs und eines großen Feldherrn nicht würdig; es brachte auch auf diejenigen, gegen welche die Drohung gerichtet war, gar keinen Eindruck hervor.

Gleichzeitig mit dieser Mittheilung aus Schweidnitz erhielt Laudon, welcher das der Festung am nächsten stehende Armeecorps commandirte, einen Brief von Giannini [562]). „Ich meines Orts", so heißt es darin, „mit dem gemeinen Mann bin entschlossen, in keine Ge„fangenschaft zu gerathen. Eure Excellenz bieten uns also je eher „desto besser die Hände, damit wir uns mit der äußersten Resolution „zuletzt nach geschehener äußerster Vertheidigung des Platzes an Ihr „vordringendes Corps, sei es gegen Burkersdorf, gegen Steinkunzen„dorf oder wo es Eure Excellenz am thunlichsten erachten, anschließen „können; zu dessen Befolgung aber müßte in jedem Fall die hinläng-

„liche Cavallerie entgegengeschickt werden. Dermalen scheint das Durch„schlagen des größten Theiles der Garnison — wenn man anders „meiner Meinung beifallen will, woran ich jedoch zweifle — nicht un„möglich zu sein."

Man kann sich wohl denken, mit welchem Feuereifer Laudon den Gedanken Giannini's aufgriff und wie lebhaft er wünschte, daß auch von Daun ein Gleiches geschehe. Und in der That spendete der Feldmarschall nicht bloß den Vertheidigern von Schweidnitz das glänzendste Lob, sondern er forderte auch Guasco auf, es reiflich zu überlegen, ob nicht die Besatzung, nachdem sie Schweidnitz standhaft gehalten, in der einen oder der anderen Richtung durchzubrechen vermöchte. Uebleres könne ihr ja doch nicht geschehen, als gefangen zu werden. Ob dieß im freien Felde oder in den Mauern der Festung sich ereigne, gelte am Ende so ziemlich gleich.

Zu derselben Zeit theilte Daun, wahrscheinlich von Wien aus dazu angespornt, dem Grafen Guasco mit, daß er den Plan, Schweidnitz zu retten, neuerdings aufgenommen habe. Bis zum 18. September hoffe er in der Richtung von Kunzendorf irgend etwas zu diesem Ende unternehmen zu können. Geschehe das nicht, so möge er dieß als ein Zeichen ansehen, daß man die sich entgegenstellenden Hindernisse nicht zu überwinden vermochte. Dann möge er sich vollends bemühen, den Durchbruch zu versuchen. Achtundvierzig Stunden vor dem Ausmarsche solle er von elf bis zwölf Uhr Nachts auf dem Thurme der Jesuitenkirche zwei Signalfeuer brennen lassen. Man werde ihm bis Nimptsch entgegengehen [563]).

Beide Projecte wurden jedoch, und zwar das erste derselben sogar im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Wasser. Denn der unablässige Regen, welcher um die Mitte des September über jene Gegenden niederging, erschwerte wohl einerseits die Belagerungsarbeiten, aber er versetzte auch andererseits die Wege und Straßen, welche nach Schweidnitz führten, in einen so heillosen Zustand, daß Daun von seiner Unternehmung abstehen zu sollen glaubte; hatte doch sogar Nouvroy behauptet, das Geschütz nicht vorwärts bringen zu können. Und was den

Durchbruch der Garnison betraf, so erklärte sich Guasco mit Lebhaftigkeit dagegen. Nicht ohne Gereiztheit schrieb er an Daun, er kenne den Urheber des ganzen Projectes; schon lange habe derselbe davon gesprochen und auch jetzt allein von allen hervorragenden Officieren der Besatzung dafür gestimmt. Die letztere würde ohne Zweifel auf die Schlachtbank geführt werden; doch habe sie durch ihre tapfere Haltung sich Anspruch erworben auf einen besseren Lohn [564]).

Auch über die fortwährenden Ermahnungen Dauns, Schweidnitz nur ja so lang als nur immer möglich und bis aufs äußerste zu halten, zeigte Guasco sich einigermaßen empfindlich. Die tapfere Besatzung bedürfe keines solchen Spornes, erklärte er, um freiwillig und freudigen Herzens Alles zu thun, was Ehre und Pflicht ihr vorzeichneten [565]). Und wirklich setzte Guasco die Vertheidigung von Schweidnitz noch durch viel längere Zeit fort, als man darauf Anfangs zu hoffen gewagt hatte. Gribeauval unterstützte ihn mit all den Hülfsmitteln, welche seine Erfahrung und seine Fachkenntnisse ihm darboten. So sehr that er sich hervor, daß ihn der König selbst, so sparsam mit dem Lobe Anderer, einen der ersten Ingenieure seiner Zeit nennt. Die Leistungen seiner eigenen Truppen aber verurtheilt er in einem Briefe an d'Argens vom 26. September mit den Worten: „Wir brauchen „sechs Wochen, um einen Platz wieder zu erobern, den wir in zwei „Stunden verloren haben. Das gereicht weder unserer Geschicklichkeit „noch unserem Muthe zur Ehre".

König Friedrich geht wohl etwas zu weit, wenn er für Gribeauval allein das ganze Verdienst der tapferen Vertheidigung von Schweidnitz in Anspruch nimmt. Nicht nur Guasco und Giannini, auch untergeordnete Officiere standen ihm dabei würdig zur Seite. Die Niederländer Steinmetz und d'Aubleux, der Böhme Pabliczek, der Siebenbürger Michael Waldhütter und mit ihnen so mancher andere brave Officier verdienten es wohl, daß man ihre Namen der Vergessenheit entreiße. Sowohl in mehrmals wiederholten Ausfällen als im unterirdischen Minenkriege fügten sie den Preußen empfindlichen Nachtheil zu, so daß sanguinische Gemüther sich sogar einen Augenblick

mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen meinten, der König werde vielleicht doch noch zur Aufhebung der Belagerung genöthigt werden. Aber Maria Theresia theilte diese Ansicht nicht. „Ich hoffe nichts „mehr", schrieb sie am 23. September an Binder [566]), „habe alzeit „wenig gehofft; Gott gebe nur kein grossen Verlurst, dis ist das beste „was wir erwarten können."

Es kam in der That nicht anders als die Kaiserin es vorhersagte. Allmälig machten die Beschädigungen immer mehr sich geltend, welche sowohl die Festungswerke als die auf denselben aufgepflanzten Geschütze durch das anhaltende Feuer der Belagerer erlitten. Nur Trümmerhaufen glichen mehr die ersteren, die letzteren aber wurden nach und nach unbrauchbar gemacht. Die Lebensmittel begannen selten zu werden, und als endlich am 8. October eine preußische Bombe ein Pulvermagazin entzündete und eines der wichtigsten Forts in die Luft sprengte, da war der Zugang zu der Festung geöffnet und Schweidnitz nicht länger mehr zu halten. Allerdings rieth Giannini auch jetzt noch zu dem Versuche sich durchzuschlagen, aber nur eine einzige Stimme, die des Majors Gluck von der Artillerie erklärte sich für ihn; alle Uebrigen hielten einen solchen Schritt für eine nutzlose Hinopferung der braven Garnison und riethen zur Capitulation [567]). Am 9. October übergab Guasco den Platz; die Besatzung wurde kriegsgefangen erklärt und in das Innere von Preußen abgeführt. Die Kaiserin aber überhäufte sie mit Belohnungen; Guasco, Giannini und Gribeauval rückten, ersterer zum Feldzeugmeister, die beiden Anderen zu Feldmarschall-Lieutenants vor; alle drei erhielten das Großkreuz, achtzehn Officiere aber das Ritterkreuz des Theresienordens. Den Officieren vom Hauptmann aufwärts wurde eine sechsmonatliche, den Lieutenants und Fähnrichen eine ganzjährige Besoldung, der Mannschaft aber ein Monatslohn zu Theil [568]).

Der Fall von Schweidnitz war das letzte Kriegsereigniß auf dieser Seite des Kampfplatzes; weder die Oesterreicher noch die Preußen dachten hier an neue Unternehmungen. „So endigte", sagt König Friedrich selbst, „der Feldzug in Schlesien; weniger gut als man es

„im Anfange hoffen durfte, aber besser als man es nach der Staats„umwälzung in Rußland hätte erwarten sollen“ [569]).

Nicht so bald als in Schlesien trat in Sachsen die Waffenruhe ein. Dort hatte sich endlich die Reichsarmee, welche bis Baireuth zurückgewichen war, über Eger und Teplitz wieder mit dem österreichischen Heere bei Dresden vereinigt. Aber die Kaiserin beschloß, die Oberleitung dieser Truppen in andere Hände zu legen. Denn mit Recht war sie unzufrieden mit Serbelloni, der trotz seiner Uebermacht stets nur Nachtheile erlitten und außerdem gar nichts gethan hatte, um die sehr empfindliche Schädigung des nördlichen Böhmen durch die wiederholten Streifzüge der Feinde zu verhindern. Es wurde Serbelloni nahegelegt, um seine Enthebung vom Obercommando zu bitten, und als er diesem Winke sich fügte, ernannte die Kaiserin dem Antrage Dauns zufolge Hadik zum commandirenden General in Sachsen. Stolberg aber wurde zum selbstständigen Befehlshaber der Reichstruppen bestellt [570]).

Eifrig bemühte sich Hadik, den Beweis zu liefern, daß die Wahl der Kaiserin auf einen Würdigen gefallen sei. Aber so sehr hatte Serbelloni die militärischen Dinge in Sachsen vernachlässigt, daß Hadik fast den ganzen September mit Vorbereitungen zubringen mußte, ehe er gegen den Prinzen Heinrich offensiv aufzutreten vermochte. Erst in den letzten Tagen dieses Monats konnten die Operationen beginnen; durch geschickte Bewegungen zwang Hadik den Prinzen, das Lager bei Pretzschendorf, in welchem er ungefähr fünfthalb Monate verweilt hatte, zu verlassen und ein neues bei Freiberg zu beziehen.

Doch auch hier dachte Hadik den Prinzen nicht in Ruhe zu lassen, sondern er bemühte sich dessen Stellung in der rechten Flanke zu umgehen. So umsichtig waren seine Bewegungen ausgedacht, und mit solchem Nachdruck wurden seine Anordnungen vollzogen, daß er den beabsichtigten Zweck auch vollständig erreichte. Am 14. und 15. October wurden verschiedene Abtheilungen der preußischen Truppen in einer Reihe von Einzelgefechten geschlagen; ihr Verlust belief sich, die Gefangenen und Ueberläufer mit eingerechnet, auf etwa dreitausend

Mann; zwölf Kanonen und dreizehn Fahnen wurden von den Oesterreichern erbeutet [571]).

In Folge der Unfälle, die er erlitten, mußte Prinz Heinrich sich zu weiterem Rückzuge entschließen. In der Nacht vom 15. auf den 16. October trat er denselben an; am 22. October schlug er zu Nossen, westlich von Dresden sein Lager auf.

Sowohl für Friedrich als für Daun war es ein Gegenstand eifrigster Sorge, ihre Streitkräfte in Sachsen möglichst rasch und ausgiebig zu verstärken. Der Erstere sandte den Grafen Wied zu seinem Bruder, der Letztere aber den Prinzen Albert von Sachsen zu Hadik.

Es scheint jedoch nicht, daß diese beiderseitigen Verstärkungen noch Einfluß nahmen auf die Ereignisse, welche jetzt in Sachsen sich zutrugen. Prinz Heinrich beschloß, den zu Freiberg mit den Reichstruppen und einigen österreichischen Heerestheilen lagernden Prinzen von Stolberg in seiner allzu vereinzelten Stellung anzugreifen und ihn wo möglich, ehe Hadik Hülfe zu senden vermochte, zu besiegen. Sein Vorhaben gelang. Am 29. October wurde Prinz Stolberg vollständig geschlagen und erlitt sehr ansehnliche Verluste; von preußischer Seite wurden dieselben gegen siebentausend Mann geschätzt. Einunddreißig Geschütze und neunzehn Fahnen wurden eingebüßt; Stolberg aber zog den ihm verbleibenden Rest seiner Streitkräfte nach Altenberg und Dippoldiswalde zurück [572]).

Einen ungemein tiefen Eindruck brachte die Nachricht von diesem neuen Unglücksfalle auf Maria Theresia und auf Kaunitz hervor. Gleichwohl suchte der Letztere die Kaiserin mit der Behauptung zu trösten, die erlittene Schlappe scheine doch keine vollständige Niederlage gewesen zu sein [573]). Aber Maria Theresia ließ sich über die wahre Sachlage nicht so leicht täuschen. „Ich habe es nicht gewagt", antwortete sie eigenhändig dem Staatskanzler, „mein Billet an Sie zu „richten, da ich Ihren Eifer und Ihre Erregbarkeit kenne. Aber das „Uebel ist nicht so klein, und wir werden gar sehr in Verlegenheit „sein, die Stellungen von Kommotau, Altenberg, Frauenstein, Dip-

„poldiswalde, Plauen, Dresden und Neustadt zu behaupten. Das „verlangt siebzig= bis achtzigtausend Mann, wie aber dieselben erhalten? „Sie wissen was diese Stellungen uns kosteten. Den Ruin der Armee. „Gegenwärtig wird das noch viel schlechter als damals sein, indem „es jetzt weder Holz noch Baraken gibt und sogar die Verhaue weg= „geräumt sind. Ich will nichts von der Gesammtheit der Truppen „und ihrer Beschaffenheit, nichts von ihren Generalen oder von dem „Mangel an Lebensmitteln sagen. Alles das macht mich zittern und „jeden Tag verschlechtert sich unsere Lage“ [574]).

Diese letzteren Worte der Kaiserin zur Wahrheit zu machen, darauf war nun natürlicher Weise das Absehen des Königs von Preußen fortwährend gerichtet. Er kam jetzt selbst nach Sachsen und ließ durch den Grafen Wied die Oesterreicher am 7. November in ihre frühere Stellung hinter dem Plauischen Grunde zurücktreiben. Und um Hadik zu zwingen, sein Lager bei Dresden zu räumen, sandte Friedrich den General Kleist neuerdings nach Böhmen. Er sollte die Magazine zerstören, welche in Saatz und Leitmeritz aufgespeichert waren. Das erste wurde wirklich vernichtet, das zweite aber rettete Hadik durch Absendung eines Armeecorps nach Teplitz. Hadik behauptete sich bei Dresden, Kleist ging nach Chemnitz zurück, wurde jedoch von König Friedrich allsogleich nach Franken geschickt, um durch Brandschatzung dieses Landes Geldmittel herbeizuschaffen und gleichzeitig den dortigen Reichsständen in handgreiflichster Weise die Nothwendigkeit darzuthun, sich mit Preußen zu versöhnen.

In jener erbarmungslosen Weise, welche dem Auftrage des Königs am besten entsprach, vollführte Kleist seine Aufgabe. Wo eine Stadt sich weigerte, die ihr willkürlich auferlegte, oft ganz unermeßliche Zahlung zu leisten, wurde sie geplündert, wo die in der Eile zusammengebrachten Summen nicht zureichten, zu deren Sicherstellung Geiseln gewaltsam hinweggeführt. Bis gegen Regensburg hin verbreitete sich der Schrecken. Erst der Anmarsch sächsischer Truppen, welche bei der französischen Armee gestanden hatten, nöthigte Kleist zur Rückkehr. Einem wohlgelungenen Raubzuge glich es, als die Wagen, hochbeladen mit Geld und werthvollen Gegenständen, oder

gefüllt mit angesehenen Personen, die als Geiseln weggeschleppt wurden, in schwerfälligem Troß über Erfurt nach Leipzig dahinzogen.

Noch im November gediehen die Conventionen zum Abschlusse, durch welche für den Winter den Feindseligkeiten in Schlesien und in Sachsen ein Ziel gesetzt wurde. Erst im Jänner 1763 geschah das Gleiche für die Reichstruppen und die mit ihnen vereinigten Oesterreicher in Franken. Konnten die letzteren sich nicht rühmen, in Schlesien und in Sachsen den Feldzug glücklich geführt zu haben, so war dieß von Seite der Franzosen in noch geringerem Maße der Fall. Die Marschälle d'Estrées und Soubise führten das Commando, ihnen gegenüber befehligte wieder der tapfere Prinz Ferdinand von Braunschweig die Armee der Verbündeten. Am 24. Juni schlug er die Franzosen und drängte sie nach Cassel zurück. Auch diese Stadt hätten sie geräumt und wären wohl noch weiter gewichen, wenn nicht kategorische Befehle ihres Hofes sie hievon abgehalten hätten. Bei Lutternberg erlitten sie am 21. Juli neuerlich eine Schlappe, welche besonders die bei der französischen Armee stehenden Sachsen, so tapfer sie sich auch hielten, sehr empfindlich traf. Endlich räumten sie auch Göttingen und Münden und gaben ihre Stellungen bei Cassel auf, jedoch nicht ohne eine ansehnliche Besatzung in dieser Stadt zu lassen. Wohl behauptete am 30. August bei Nauheim der Prinz von Condé die Oberhand über den Erbprinzen von Braunschweig, der hiebei eine schwere Verwundung erlitt; aber diese Erfolge wurden mehr als wettgemacht durch nachfolgende ungünstige Gefechte. Als endlich die Franzosen es aufgeben mußten, Cassel zu entsetzen, das Prinz Ferdinand belagerte, als sich am 1. November diese Stadt, wenn gleich nur gegen freien Abzug der Besatzung ergab, da konnte Niemand mehr bestreiten, daß das Resultat des Feldzuges ein für Frankreich höchst unvortheilhaftes und wenig ehrenvolles war. Am 15. November wurden durch Abschluß eines Waffenstillstandes auch hier die Feindseligkeiten beendigt.

Wo möglich noch unglücklicher kämpften die Franzosen und Spanier wider England in den überseeischen Ländern. Sie verloren nach einander Martinique, Havana und die Philippinen. Wenn

schließlich noch gesagt wird, daß auch der Angriff der beiden bourbonischen Höfe auf das mit England aufs innigste verbündete Portugal mißlang, so ist damit die Reihe der bedeutsamsten Unglücksfälle wenigstens aufgezählt, welche während des Jahres 1762 Oesterreich und seine Verbündeten trafen.

Sechzehntes Capitel.

Die Pariser Präliminarien.

So bedeutungsvoll für Oesterreich auch die Aenderung war, welche durch den Sturz Peters III. und die Thronbesteigung Katharina's in seiner politischen und militärischen Lage herbeigeführt wurde, so kann doch nicht gesagt werden, daß in Folge dessen der Wiener Hof auf ganz andere Gedanken über die Beendigung des Krieges durch einen raschen Friedensschluß gebracht worden wäre. Im ersten Augenblicke freilich, als Katharina den König von Preußen in einem feierlichen Manifeste als den ärgsten Feind Rußlands hinstellte, da mochte manch kühne Phantasie das russische Heer neuerdings auf Seite der österreichischen Streitkräfte in dem Kampfe gegen Preußen erblicken. Die maßgebenden Persönlichkeiten am Wiener Hofe, insbesondere die Kaiserin und Kaunitz gaben sich jedoch wohl niemals ernstlich einer solchen Täuschung hin; sie waren vielmehr der Ansicht, daß bei der neuen Zarin der Einfluß Englands, von dessen Regierung sie ja, wie man behauptete, eine Pension bezogen habe, der weitaus überwiegende sein werde[575]). Das in England am Staatsruder befindliche Ministerium war aber eifrig bemüht, so bald als nur immer möglich zum Frieden zu gelangen, und es schien nicht wahrscheinlich, daß die in Rußland geschehene Umwälzung hierin eine Aenderung hervorbringen werde. Das englische Ministerium mußte sich vielmehr mit der Hoffnung schmeicheln, daß der König von Preußen, der russischen Hülfe jetzt plötzlich beraubt, viel leichter zur Nachgiebigkeit und wohl auch zu irgend einem Opfer zu vermögen sein werde, als er sich bisher das Ansehen gegeben hatte.

Man weiß daß als solches Opfer wenigstens von österreichischer Seite nur mehr die Grafschaft Glatz in Anspruch genommen wurde. Wie weit auch eine solche Gebietserwerbung hinter den Erwartungen zurückstehen mochte, mit denen man vor sechs Jahren in den Krieg getreten war, so entsprach sie doch dem Verlaufe desselben und dem Besitzstande, in welchem man sich gegenwärtig befand. Aber sogar diese gewiß bescheidene Forderung Oesterreichs hatte in Frankreich keineswegs willfährige Aufnahme gefunden. Da man sich dort England gegenüber in ziemlich weitgehende Begehren zu fügen hatte, so schien man es fast wie ein Gebot der Billigkeit anzusehen, daß auch Oesterreich kein wenn auch noch so geringer Vortheil zu Gute komme. Man übersah dabei ganz oder gab sich wenigstens den Anschein es zu übersehen, daß Frankreich in seinem Seekriege mit England nichts als eine ununterbrochene Reihe von Niederlagen erlitten, daß es in den überseeischen Ländern unermeßliche Gebiete verloren hatte, während die Wagschale in dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich wenigstens insofern zu Gunsten des letzteren Staates sich senkte, als seine Truppen ein bisher preußisches Land, die Grafschaft Glatz noch immer besetzt hielten. Der König von Preußen hatte sie aus demselben nicht zu verdrängen vermocht, während doch er selbst sich nicht im Besitze eines auch noch so kleinen österreichischen Gebietstheiles befand.

In Frankreich meinte man dagegen, daß wenn schon, was in keinem Falle noch ausgemacht zu sein schien, es gelingen werde, den König von Preußen zu zwingen, sich irgendwelche Einbuße gefallen zu lassen, dieselbe eher zu theilweiser Entschädigung Frankreichs für die ihm widerfahrenden und noch ungleich größeren Verluste, als zu einem Gewinne für Oesterreich zu verwenden sei. In diesem Zwiespalte der Meinungen zwischen den Höfen von Wien und Versailles und in dem Widerstreite ihrer Interessen mag wohl ein Beweggrund mehr gelegen gewesen sein, weßhalb man zwar von österreichischer Seite den Antrag stellte, der Friede zwischen Oesterreich und Preußen möge durch französische und englische Vermittlung zu Stande gebracht werden, sich aber gleichwohl von dieser Vermittlung nur wenig Gutes versprach.

Mit ungleich größerer Lebhaftigkeit aber als die Fragen der Friedensvermittlung oder der Erwerbung von Glatz wurde damals zwischen den Höfen von Wien und Versailles ein anderer Gegenstand erörtert. Es handelte sich um die von den französischen Truppen besetzten deutschen, insbesondere aber um die preußischen Gebietstheile. Man weiß daß die letzteren den zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Verträgen zufolge von den Franzosen im Namen der Kaiserin-Königin in Besitz genommen worden waren. Dadurch hielt man sich in Wien zu dem Begehren berechtigt, daß diese Gebiete bei ihrer Räumung durch die Franzosen an Oesterreich gelangen sollten. Und in der That erkannte Frankreich ein solches Besitzrecht der Kaiserin in Bezug auf Cleve, Wesel, Geldern und die preußischen Landstriche in Westphalen an. Es wollte dieselben auch noch bis zum allgemeinen Frieden mit seinen Truppen besetzt halten; hiegegen wurde jedoch von England lebhafte Einsprache erhoben. Zwar ließ man auch dort dem Anspruche der Kaiserin, in den wenigstens vorübergehenden Besitz der von den Streitkräften Frankreichs occupirten preußischen Gebiete zu treten, Gerechtigkeit widerfahren. Aber man meinte doch auch, daß die gleichen Rücksichten, welche Frankreich für die Kaiserin hege, von Seite Englands gegen dessen Verbündeten, den König von Preußen beobachtet werden müßten. Ohne seine Zustimmung und Billigung könne man wegen Cleve, Wesel und Geldern keine Verabredung treffen.

Es war selbstverständlich daß König Friedrich der Absicht, diese Plätze und Gebiete noch fortan mit französischen Truppen besetzt halten zu wollen, eifrig widersprach. Aber gleichzeitig ließ er mit gewohnter Schlauheit sich den Vortheil nicht entgehen, welcher für ihn in der Erklärung der englischen Regierung lag, sie könne ohne seine Einwilligung keine Verfügung treffen über seine Besitzungen am Niederrhein und in Westphalen. Während er jedoch der englischen Regierung seinen Dank aussprach für dieses neue Unterpfand ihrer Freundschaft, beauftragte er insgeheim seine Repräsentanten in England, keine Gelegenheit zu versäumen, um die Nation unter der Hand wider die gegenwärtige Regierung aufzubringen und den Sturz derselben je eher desto besser herbeizuführen [576].

Man kann sich unmöglich verwundern, daß das englische Ministerium, welchem dieser Auftrag des Königs an seine Gesandten noch eher bekannt wurde als den letzteren selbst, über Friedrichs Verfahren in hohem Maße erzürnt war. Die unmittelbare Wirkung davon bestand darin, daß es jetzt noch weniger Rücksicht auf ihn nahm als zuvor. Es stimmte einem zwischen Choiseul und Starhemberg vereinbarten Vorschlage bei, demzufolge einfach ausgesprochen werden sollte, daß Frankreich die von seinen Truppen besetzten preußischen Gebiete zu räumen habe. An wen es dieselben übergeben werde, wollte man gar nicht berühren; es mochte das immerhin die Kaiserin-Königin sein.

Durch die gleichzeitige Erklärung an Starhemberg, Frankreich werde jene Plätze nur den österreichischen Truppen einräumen und ihnen auch die daselbst befindliche Artillerie überlassen [577]), schienen die Wünsche des Wiener Hofes vollkommen erfüllt. Aber er befand sich nichtsdestoweniger in nicht geringer Verlegenheit. Denn zu der Zeit, in welcher diese Verabredung zu Stande kam, in den ersten Tagen des Monates August 1762 war ja der Krieg gegen Preußen noch im vollsten Gange; man hätte die österreichischen Streitkräfte in Sachsen und in Schlesien weit lieber vermehrt als vermindert; im ersteren Falle wäre vielleicht noch zu hoffen gewesen, das Uebergewicht über den Feind zu gewinnen und dadurch bei dem bevorstehenden Friedensschlusse günstigere Bedingungen zu erwirken. Ein Corps von mindestens acht- bis zehntausend Mann hielt man für nöthig, um die Plätze am Niederrhein nach dem Abzuge der Franzosen gegen einen Angriff des Königs von Preußen behaupten zu können. Auch aus den österreichischen Niederlanden vermochte man keine Truppen zu ziehen; sie waren von solchen ohnedieß schon fast gänzlich entblößt. Man hätte es darum am liebsten gesehen, daß Frankreich jene Städte und Gebiete noch fortan im Namen der Kaiserin mit seinen eigenen Truppen besetzt hielte und sie nach Abschluß des allgemeinen Friedens derjenigen Macht übergäbe, welcher sie durch den Frieden zugesprochen würden. Im Falle der völligen Unausführbarkeit eines solchen Vorschlages wünschte man württembergischen oder sächsischen Soldtruppen die Besetzung jener Landstriche anzuvertrauen [578]).

Wie wichtig diese Frage auch für Oesterreich sein mochte, für die Verhandlungen zur Herbeiführung des Friedens zwischen England, Frankreich und Spanien war sie doch nur von untergeordneter Bedeutung. Sowohl in London als in Paris war man nur auf deren eifrige Förderung bedacht; so meinte man auch den Widerstand, welchen Karl III. anfänglich entgegensetzte, bald beschwichtigt zu haben. Nachdem man so weit gelangt war, daß man auch über die Punkte, über welche eine Verständigung noch nicht erzielt worden, zu einer solchen zu gelangen hoffen durfte, wurde von beiden Seiten zur Absendung von Friedensbotschaftern geschritten. Der Herzog von Bedford ging nach Frankreich, wo die Unterzeichnung der Verträge stattfinden sollte; der Herzog von Nivernois aber wurde nach England gesendet. Bitter empfand es Starhemberg, daß die Wahl der französischen Regierung gerade auf einen der eifrigsten Anhänger des Königs von Preußen gefallen war. Aber er hielt es für klug, dagegen wenigstens nicht offenen Widerspruch zu erheben [579]), und auch in Wien ging man darüber stillschweigend hinweg.

Erst nachdem die beiderseitigen Friedensbotschafter an den Orten ihrer Bestimmung angelangt waren und dort die unmittelbaren Verhandlungen zur Ausgleichung der noch vorhandenen Streitpunkte begannen, wurde man sich darüber klar, wie weit man doch von diesem Ziele noch entfernt war. Während dieß in London und in Paris sich zutrug und die Discussion über die einzelnen Begehren und Zugeständnisse immer mehr und mehr sich erhitzte, war man in Wien in eine neue Verlegenheit gerathen, an deren Herbeiführung man eigentlich selbst die Schuld trug.

Es ist bereits gesagt worden, daß sogar unter dem Eindrucke der Staatsumwälzung in Rußland und der energischen Drohworte, welche die Zarin Katharina im Augenblicke ihrer Thronbesteigung dem Könige von Preußen ins Gesicht schleuderte, man sich in Wien nicht verleiten ließ, den Wunsch und die Absicht, baldigst zum Frieden zu gelangen, neuerdings in Kriegsgedanken zu verwandeln [580]). Aber die Versuchung lag doch nahe, von der anscheinend so günstigen Stimmung der neuen Beherrscherin Rußlands, von ihrem so nachdrücklich

betonten Widerwillen gegen Preußen wenigstens insofern Nutzen zu ziehen, daß ihr ein gewisser Einfluß auf die Zustandebringung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen gewährt werde. An Rußland hoffte man eine Art Rückhalt zu gewinnen, um gegen die voraussichtliche Weigerung Preußens und trotz des Widerspruches, den man von englischer, ja vielleicht auch von französischer Seite erwarten mußte, doch die Erwerbung von Glatz und vielleicht noch des einen oder anderen besonders günstig gelegenen Landstriches von Schlesien durchsetzen zu können.

Indem Mercy den Auftrag erhielt, zu diesem Ende mit der russischen Regierung in Berührung zu treten, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß der untrüglichste Maßstab zur Beurtheilung ihrer Intentionen wohl in dem Verfahren gelegen sei, welches dieselbe gegen den König von Preußen beobachten werde. Am besten wäre es freilich, wenn sie ihm gegenüber geradezu eine feindselige Haltung annehmen würde. Aber selbst wenn sie nur der schon begonnenen Räumung der Provinz Preußen wieder Einhalt thue und sich in deren Besitz neuerdings befestige, um sich desselben bei den zukünftigen Friedensverhandlungen als eines Zwangsmittels gegen Friedrich zu bedienen, dürfe man Rußland volles Vertrauen schenken und müsse im Interesse Oesterreichs ihm Einfluß zu verschaffen suchen auf den dereinstigen Abschluß des Friedens [581]).

Man weiß daß Rußland weder in der einen noch in der anderen Richtung den in Wien gehegten Erwartungen entsprach. Durch die Räumung der Provinz Preußen bewies sich Katharina dem Könige in einer Weise willfährig, welche nicht nur für den Wiener Hof eine arge Enttäuschung in sich schloß, sondern die sich auch mit ihren anfänglichen Erklärungen wider Friedrich, und man darf wohl auch sagen, mit dem Interesse Rußlands kaum recht vereinbaren ließ. Gleichwohl wünschte Katharina dringend, ihre Hand auch in dem zwischen Oesterreich und Preußen abzuschließenden Frieden zu haben. Sie ließ dem Könige ihre Vermittlung antragen; Friedrich aber, dem vor Allem darum zu thun war, mit Rußland in guten Beziehungen

zu stehen und es sich nicht nochmals zum Feinde zu machen, erklärte in diesem Anerbieten eine neue Probe der Freundschaft Katharina's dankbarst zu erkennen. Ungesäumt werde er seinen Gesandten in St. Petersburg mit den erforderlichen Aufträgen versehen.

Auch dem Wiener Hofe gegenüber trat die Zarin jetzt mit ähnlichen Anträgen hervor. Der russische Botschafter Fürst Galitzin erklärte dem Staatskanzler, daß seine Herrin, wenn sie nur ihre eigene Denkungsart und ihre Hinneigung zu Oesterreich zu Rathe ziehen wollte, der Fortsetzung des Krieges gegen Preußen sicher den Vorzug vor dem Abschlusse des Friedens geben würde. Aber obwohl sie das frühere Bündniß mit Oesterreich aufrecht erhalten und die Bande der Freundschaft mit diesem Staate neuerdings anknüpfen wolle, so habe sie doch die Geldmittel ihres eigenen Reiches durch den langdauernden Krieg und durch die sinnlosen Ausgaben des verstorbenen Kaisers erschöpft, die Bevölkerung aber beträchtlich vermindert und von dem sehnsüchtigen Wunsche nach dem Frieden beseelt vorgefunden. Zur Herbeiführung des letzteren biete sie sich daher als Vermittlerin an.

In Wien hatte man überhaupt, und insbesondere nach der Haltung, welche Rußland jetzt auch unter seiner neuen Beherrscherin annahm, nur mehr den Hauptzweck im Auge, recht bald zum Frieden zu gelangen. Der ungünstige Verlauf des Feldzuges, die noch immer nicht völlig beschwichtigte Gefahr eines Krieges mit der Pforte ließen ihn täglich wünschenswerther erscheinen. Aber freilich hatte man darnach zu trachten, den Frieden nicht um jeden Preis abschließen zu müssen, sondern wenigstens leidliche Bedingungen zu erhalten. „Gott „gebe, das sie raisonable und der fried erfolge, deme wir alle nöthig „haben", schrieb Maria Theresia eigenhändig auf das Referat des Staatskanzlers vom 16. August 1762, welches sich auf das Friedensgeschäft bezog. Für dessen Abschluß aber und insbesondere für die Bedingungen, unter denen der Friede zu Stande kommen sollte, war die Frage der Vermittlung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der Antrag, daß Frankreich und England diese Rolle übernähmen, war nun einmal gestellt, und er ließ sich, ohne diese Mächte empfindlich zu verletzen, nicht ungeschehen machen. Aber von englischer Seite

war er doch nur sehr kühl aufgenommen und mit der Erklärung beantwortet worden, man müsse, ehe man sich darüber ausspreche, die Meinung des Königs von Preußen erfahren. Auch wie Frankreich sich schließlich in dieser Sache benehmen würde, ließ sich keineswegs mit Bestimmtheit vorhersehen. Gerade diese Ungewißheit drängte dazu, das Anerbieten Rußlands nicht kurzweg abzulehnen, während doch Katharina's Erklärung, den Frieden mit Preußen gewissenhaft beobachten zu wollen, und die Räumung der in Preußen gemachten Eroberungen die kaum erst erwachte Hoffnung, an Rußland einen Stützpunkt zu gewinnen, wieder vernichteten.

Kaunitz eröffnete daher dem russischen Botschafter Fürsten Galitzin, unter den obwaltenden Verhältnissen wäre es für Oesterreich ebenso bedenklich als überflüssig, an Rußland das Begehren zu stellen, die Vermittlung des mit Preußen abzuschließenden Friedens zu übernehmen. Bedenklich, weil sich inzwischen die Umstände, und zwar von russischer Seite in sehr ungünstiger Weise verändert hätten, und weil außerdem die Vermittlung den Regierungen von Frankreich und England bereits angeboten worden sei; man dürfe sich somit keiner Inconsequenz schuldig machen. Ueberflüssig aber, weil Rußland sich ohnedieß schon in der Lage befinde, die Willensmeinung des Königs von Preußen zu erforschen; je nach der Antwort desselben werde man dann weiteren Entschluß fassen können.

Ein höchst peinlicher Zwischenfall für Maria Theresia war es, daß gerade in dem Augenblicke, in welchem die Kriegführung ihrem Ende sich zuneigte und die politische Action ausschließend in den Vordergrund trat, der Mann, in dessen Händen sie fast unbeschränkt lag, der Staatskanzler Kaunitz von langer und nicht ganz unbedenklicher Erkrankung befallen wurde.

Zu Anfang der zweiten Hälfte des August hatte Maria Theresia sich mit der kaiserlichen Familie auf wenige Tage nach Holitsch begeben. Kaunitz aber war nach seinem Besitzthum Austerlitz gegangen und dorthin von den Botschaftern Frankreichs und Rußlands begleitet worden, um in persönlichem Verkehre mit ihnen die wichtigen Geschäfte,

über welche man sich in ununterbrochener Verhandlung befand, leichter abmachen zu können [582]). Beide Ausflüge fielen unglücklich aus; der der Kaiserin, weil ihre Schwiegertochter, die Erzherzogin Isabella, von einem Unwohlsein befallen wurde, das mit einer Frühgeburt endigte, der des Staatskanzlers aber, weil er recht ernstlich erkrankte.

„ich habe bis 7 uhr gewartet", schrieb Maria Theresia auf das Referat des Grafen Kaunitz vom 16. August, „mus also schliessen „umb so mehr das unser gantzes Vergnügen von hiesigen sejour aus „ist, indeme die Ertzherzogin einen anstoss bekomen und förchte sehr „das die schwangerschafft aus ist. sie befind sich zwar ohne alteration, „doch bin sehr in sorgen." Sie habe, fügt die Kaiserin in französischer Sprache hinzu, dieses Zuwachses an Beunruhigung wahrhaftig nicht bedurft. Und sie bat Kaunitz, sich, wenn die Geschäfte es erforderten, mit Binder von Austerlitz zu ihr nach Holitsch zu begeben [583]).

„unsere umstände hier", schreibt Maria Theresia am folgenden Tage an Kaunitz, „seind in nemblichen. die nacht ware sehr wohl „und ruhig, kein Kopff noch creützschmertzen, doch die übrigen umb„stände noch in alten, und obwohl all andern gantz rassurirt sind, „so bin ich doch in grossen sorgen und förchte mehr als hoffe daß „eine fausse couche folgen wird." „Das fehlte mir noch," fügte Maria Theresia auch jetzt französisch hinzu, „um mir den Rest zu „geben" [584]).

Die Besorgniß der Kaiserin ging wirklich in Erfüllung. Die Erzherzogin wurde von dem Unfalle betroffen, den ihre Schwiegermutter vorhergesehen [585]), und bald darauf in einer Sänfte nach Schönbrunn gebracht, wo sie sich rasch wieder erholte [586]). Die Befürchtungen für sie machten aber nur denjenigen Platz, welche Maria Theresia nun für Kaunitz empfand.

Gleichzeitig mit der Kaiserin nach Wien zurückgekehrt, bezog Kaunitz das Gartenpalais, welches in der Vorstadt Mariahilf gelegen ist und das er den Sommer hindurch regelmäßig bewohnte. Hier wurde er von einem heftigen Fieber befallen, das wochenlang anhielt

und den Staatskanzler gerade in einem Augenblick unfähig machte zu angestrengter geistiger Arbeit, in welchem sie so dringend nöthig gewesen wäre. An seiner Stelle führte Binder die Geschäfte mit Eifer und Umsicht; er erwarb sich der Kaiserin volle Zufriedenheit.

Aus den schriftlichen Mittheilungen, welche Maria Theresia fast täglich an Binder erließ, ist der Gang der Krankheit des Staatskanzlers und die rege Theilnahme der Kaiserin am besten zu ersehen. „ich wüntsche wohl von hertzen", schreibt sie auf ein Referat vom 2. September, „das das fieber nur von der änderung der witterung „hergekomen und der garten bald verlassen werde. ehe als das regen„wetter eingefallen, ware es thunlich, jetzt müssen noch ein acht Tage „abgewartet werden."

„Gott seye gedankt", läßt Maria Theresia sich vier Tage später vernehmen, „das das übel etwas nachgelassen, allein grosses menage„ment wird er gebrauchen. mir ligt alles an seiner conservation, „mithin kan er nicht genug dessenthalben sorgen" [587]).

„Ohne quina werden wir wohl nicht meister werden des fieber; „hoffe bessere nachrichten heüt Abends"; so heißt es in einer Aufzeichnung der Kaiserin vom folgenden Tage. Und noch an demselben Abende schrieb sie an Binder:

„Nur nicht zu geschwind die china, man kunte ein übel ein„sperren, welches gutt ist, verzehret zu werden. Gott lob der Kranke „hat Kräfften; ich weis wohl das es sehr ungelegen ist das Fieber „zu erwarten" [588]).

„Gott lob daß er so vill besser dem Canzler gefunden, doch „brauchet es grosses menagement", schrieb Maria Theresia an Binder, als er ihr am 10. September die allmälige Abnahme des Fiebers gemeldet, an welchem der Staatskanzler litt. Und als er am 18. die Anzeige erstattet, er sei einige Stunden hindurch bei Kaunitz gewesen und habe mit ihm von den Staatsgeschäften gesprochen, da entgegnete ihm Maria Theresia:

„Gott Lob das er sich so wohl befindet; wan er auf ist, so „gedencke ich ihme umb halbe ein Uhr heüt zu besuchen, werde aber „noch voraus schicken, ob es ihme gemächlich wäre; so wurde bey dem „gang von der pastein*) absteigen.“

Je lebhafter die Kaiserin über die langsam, aber doch allmälig eintretende Wiederherstellung des Staatskanzlers sich freute, um so mehr war sie bestürzt, als er am letzten September neuerdings von einem Fieberanfalle heimgesucht wurde. „es ist eine grosse fatalitet“, schrieb sie an Binder, „und bin nur wegen seiner Mattigkeit besorgt, „die ihme so lang anhangen wird.“ „sonsten aber“, fügte sie voll gütiger Anerkennung für die Leistungen Bind rs hinzu, „wird nichts „vernachlässigt; kan man ruhig seyn mit seiner einsicht, arbeit und „eyffer, welchen gewis erkenne.“

„Mit grossen vergnügen sehe ich dise unterschrifft“, schrieb Maria Theresia auf das Referat vom 11. October, welches zum ersten Male wieder von Kaunitz unterzeichnet worden war. Um so mehr freute sie sich über die Wiedergenesung des Staatskanzlers, als ihr die Nothwendigkeit, baldigst zum Frieden zu gelangen, täglich in drängenderer Weise vor die Augen trat, und als gerade damals eine Unterhandlung gepflogen wurde, welche das höchste Interesse der Kaiserin, und zwar nicht bloß in ihrer Stellung als Staatsoberhaupt, sondern auch in derjenigen als Familienmutter in Anspruch nahm.

Es ist hier zum ersten Male der Anlaß geboten, eines schmerzlichen Verlustes Erwähnung zu thun, welchen Maria Theresia schon im Jänner 1761 erlitten hatte. Die Blattern, die so oft schon im österreichischen Kaiserhause furchtbare Verheerungen angerichtet, befielen auch der Reihe nach die Kinder des Kaisers und der Kaiserin. Die meisten derselben, wie der Kronprinz Joseph, überstanden sie glücklich; Maria Theresia's zweitgeborner Sohn aber, Erzherzog Karl erlag ihnen in der Nacht vom 17. auf den 18. Jänner 1761. Am 1. Februar 1745 geboren, hatte er das sechzehnte Lebensjahr fast

*) Bastei.

vollendet [589]). Es wird behauptet, daß Maria Theresia durch diesen Verlust um so tiefer darniedergebeugt worden sei, weil sie gerade diesen Sohn am meisten, und zwar mehr noch als den Kronprinzen geliebt habe, indem er weniger eigenwillig und gehorsamer gegen seine Eltern gewesen sei als jener. Eine authentische Aufzeichnung aber, aus welcher sich mit einiger Bestimmtheit auf eine gewisse Bevorzugung des Erzherzogs Karl vor seinen übrigen Geschwistern schließen ließe, ist bis jetzt nicht bekannt geworden.

Auch in politischer Beziehung machte der Tod des Erzherzogs Karl sich sehr bald bemerkbar.

Schon vor einer ziemlich langen Reihe von Jahren, am 11. Mai 1753 waren bekanntlich die Verträge zu Stande gekommen, durch welche Herzog Franz III. von Modena seine Enkelin Maria Beatrix dem Erzherzoge Leopold, drittgebornem Sohne der Kaiserin zu vermälen und ihn zur Nachfolge in der Regierung des Herzogthums Modena zu berufen versprach. Maria Theresia erklärte dagegen, den Erzherzog zu einem tüchtigen Regenten seiner zukünftigen Unterthanen erziehen und ihn nach Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres nach Mailand senden zu wollen, wo sodann die Vermälung gefeiert werden sollte. Für den Fall des Ablebens des Erzherzogs Leopold wurde ihm sein nächstjüngerer Bruder Ferdinand substituirt [590]).

Der auf den ersten Blick vielleicht auffällige Umstand, daß die Kaiserin bei dieser Verabredung nicht eher an ihren zweiten Sohn Karl als an Leopold gedacht, findet wohl darin seine beste Erklärung, daß Maria Theresia schon damals die Absicht hegen mochte, dem Erzherzoge Karl die Nachfolge in Toscana zuzuwenden. Wenn er wirklich, wie behauptet wird, ihr Lieblingssohn war, so lag hierin wohl nur ein Beweggrund mehr zu einem solchen Entschlusse. In Folge dessen scheint sich Maria Theresia mit dem Gedanken, daß auch nach dem Tode ihres Gemals Toscana nicht bleibend mit der österreichischen Monarchie vereinigt werde, sondern zur Stiftung einer Secundogenitur des Kaiserhauses diene, immer mehr befreundet zu haben. Und als der peinliche Zwischenfall eintrat, daß der Wiener Hof die Verhandlungen

mit dem damaligen Könige von Neapel wegen Vermälung der ältesten Tochter desselben mit dem Kronprinzen Joseph abbrach und den letzteren mit der Infantin von Parma verlobte, da suchte man den gerechten Unmuth des Königs durch das Anerbieten zu beschwichtigen, eine seiner Töchter mit dem Erzherzoge Karl zu vermälen und demselben Toscana zur Gründung einer Secundogenitur des Hauses Oesterreich zuzuweisen.

Dieser Gedanke wurde auch dann nicht fallen gelassen, als derjenige starb, zu dessen Gunsten man ihn zuerst ins Auge gefaßt hatte. Um so weniger entsagte die Kaiserin dem einmal ausgedachten Plane, als jetzt die politische Nothwendigkeit hinzutrat, Karl III., der inzwischen den neapolitanischen Königsthron mit dem zu Madrid vertauscht hatte, nicht ein zweites Mal das Scheitern eines liebgewordenen Gedankens erleben zu lassen. Denn nur in dieser Weise durfte man hoffen, den König von Spanien, welcher die ihm widerfahrene Demüthigung lange Zeit hindurch nicht zu verwinden vermochte, und wenn nicht ausgesprochene Abneigung, so doch große Gleichgültigkeit gegen Oesterreich zur Schau trug, allmälig wieder zu versöhnen und jene günstigen Beziehungen zu ihm herzustellen, welche man in Wien aus mannigfachen Gründen als sehr wünschenswerth ansah. Seitdem endlich der König den Entschluß gefaßt hatte, sich auf Seite der Verbündeten Oesterreichs activ an dem Kriege zu betheiligen, der damals ganz Europa spaltete in zwei große Parteien, da mußte natürlich von Wien aus die höchste Rücksicht auf ihn genommen werden. Als daher im März 1762 der spanische Gesandte Graf Mahoni bei der Kaiserin Audienz nahm und ihr im Namen und Auftrag seines Königs den Vorschlag machte, eine der spanischen Infantinnen mit dem Erzherzoge Leopold zu vermälen und demselben Toscana zu Theil werden zu lassen, da erklärte Maria Theresia, daß sie zwar für jetzt durch die an Modena gegebenen Zusagen gebunden sei, daß sie jedoch das Begehren des Königs von Spanien gleichwohl in reiflichste Ueberlegung ziehen werde [591]).

Reiflich war diese Ueberlegung allerdings, denn es vergingen mehr als drei Monate ehe man sich entschloß, den österreichischen

Gesandten in Madrid, Grafen Rosenberg mit Instructionen über diese Frage zu versehen. Den Anstoß hiezu gab ohne Zweifel der auf dem Umwege über Paris nach Wien gelangte Antrag auf Abschluß einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien. Auch hierauf meinte der Kaiserhof wenigstens in der Lage, in der er sich damals befand, nicht unbedingt eingehen zu sollen. Denn er wußte nicht ob er sich nicht durch die äußerste Bedrängniß, mit der ihn außer Preußen zu jener Zeit auch noch Rußland bedrohte, wider Willen genöthigt sehen werde zu einem abgesonderten Frieden mit Preußen. Dann aber würde er nicht nur der Zustimmung Frankreichs, sondern auch derjenigen Spaniens bedürfen zu solch nothgedrungenem Schritte. Vortheile von der vorgeschlagenen Tripelallianz durfte sich Oesterreich dagegen gar nicht versprechen, denn der Beistand Frankreichs wurde dadurch nicht ausgiebiger als bisher. Von Spanien aber konnte man einen solchen noch weniger erwarten, während England durch einen derartigen Schritt leicht veranlaßt werden mochte, wieder mit größerem Eifer als es in der letzten Zeit geschehen war, die Sache des Königs von Preußen zu unterstützen und zu vertreten.

Die Antwort des Wiener Hofes an Frankreich und Spanien lautete also dahin, daß er allerdings bereit sei zum Abschlusse einer Tripelallianz mit den beiden bourbonischen Höfen; doch müsse er wünschen daß solches nicht schon jetzt, sondern erst nach Abschluß des Friedens geschehe. Um jedoch die Hand zu bieten, daß nicht bloß ein halbes, sondern ein ganzes Werk zu Stande gebracht werde, wolle man es nicht länger verschieben, sich auch über den Antrag des Königs von Spanien wegen Vermälung einer seiner Töchter mit dem Erzherzoge Leopold näher zu erklären[592]).

Mit ermüdender Weitläufigkeit hatte Kaunitz in zwei abgesonderten Denkschriften die Gründe einander gegenüber stellen lassen, welche vom Standpunkte Oesterreichs aus sowohl für als wider den Antrag Spaniens sprachen. Die ersteren waren zunächst, wenn man so sagen darf, confessioneller und politischer Natur. Spanien sei ohne Zweifel eine der ersten katholischen Mächte Europa's, die eheliche Verbindung mit seinem Regentenhause für Mitglieder der kaiserlichen

Familie daher besonders erwünscht. Allerdings stehe Oesterreich jetzt in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich; die leicht wechselnde Gesinnung dieses Staates lasse es jedoch durchaus nicht als unmöglich erscheinen, daß er plötzlich von Oesterreich sich abwende, ja vielleicht auch auf die Seite seines ärgsten und beständigen Feindes, des Königs von Preußen sich schlage. Stünde jedoch Oesterreich in inniger Freundschaftsverbindung mit Spanien, dann würde Frankreich ein solcher Abfall durch die Rücksicht, die es auf Spanien zu nehmen habe, äußerst erschwert. Aehnliches walte auch in Bezug auf das so unzuverlässige Sardinien ob. Die österreichischen Besitzungen in Italien würden eine verstärkte Sicherstellung erhalten, und endlich lasse sich von Spanien bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen eine ausgiebige Unterstützung der Interessen Oesterreichs erwarten. Alle diese Vortheile würden in ihren Gegensatz verwandelt, wenn man den Antrag des Königs von Spanien ablehnen wollte. Bezwecke derselbe ja doch nichts weiter, als daß man an Stelle des verstorbenen Erzherzogs Karl dessen Bruder Leopold treten lasse[593]).

Gerade in diesem letzteren Umstande wurde jedoch andererseits wieder ein sehr gewichtiges Bedenken gegen den Antrag Spaniens erblickt. Der mit Modena abgeschlossene Vertrag laute nur auf Leopolds Person; er sei vernichtet, wenn man über dieselbe anderweitig verfüge, und man könne nicht wissen, ob nicht hiedurch die Absichten auf Modena gänzlich vereitelt würden. Zudem sei die Infantin Louise, um die es sich handle, um anderthalb Jahre älter als der Erzherzog; wegen der Jugend des letzteren müsse die Vermälung noch geraume Zeit hindurch verschoben werden und die Infantin trete dann in das Alter, in welchem man sich bei derlei Südländerinnen keine zahlreiche Nachkommenschaft mehr versprechen dürfe. Endlich sei es wichtig für nachgeborne Erzherzoge, daß ihnen durch ihre Gemalinnen wesentliche Vortheile zugebracht würden. Dieß habe man bei der Verabredung wegen Modena im Auge gehabt, bei dem jetzigen Antrage hingegen stünden derartige Vortheile gar nicht in Aussicht. Ja es sei fast demüthigend für das Haus Oesterreich, daß man ihm zumuthe, die spanische Prinzessin für einen seiner Prinzen durch die Gründung einer Secundo-

genitur in Toscana zu erkaufen, während nichts verlaute von dem Gewinne, welcher dem Erzherzoge und seinem Hause durch die Infantin zu Theil würde. Als einen solchen hätte man es vielleicht ansehen können, wenn gleichzeitig von der Vermälung österreichischer Erzherzoginnen in das spanische Königshaus, insbesondere mit dem Prinzen von Asturien und dem Könige von Neapel die Rede gewesen wäre. Hierüber habe jedoch Mahoni auch nicht die entfernteste Andeutung gemacht [594]).

Die Abwägung dieser Gründe für und wider das Project führte wie von selbst zu der Erklärung, daß man es dann für annehmbar ansehe, wenn die ersteren verstärkt, die letzteren aber beseitigt oder doch wesentlich verringert würden. Darum wurde vorerst als eine der Bedingungen, unter denen man auf dasselbe einzugehen bereit sei, die Einleitung und Durchführung einer Verhandlung mit dem Herzoge von Modena hingestellt, derzufolge der Erzherzog Ferdinand an Stelle seines Bruders Leopold in die Ansprüche und Verpflichtungen eintrete, welche für den letzteren aus den im Jahre 1753 abgeschlossenen Verträgen hervorgingen. Zur Errichtung der Secundogenitur in Toscana habe der König von Spanien durch die Abtretung des noch nicht an Toscana gelangten Theiles des Stato degli Presidij und der Insel Elba das Seinige beizutragen. Gleichzeitig möge die dereinstige Vermälung zweier österreichischer Erzherzoginnen mit den beiden Söhnen des Königs von Spanien, dem Prinzen Karl von Asturien und dem Könige Ferdinand von Neapel, oder wenigstens die einer Tochter Maria Theresia's mit dem Letzteren verabredet werden. Nicht als eine Staatsangelegenheit, sondern nur als eine solche der beiderseitigen Familien möge das ganze Abkommen betrachtet werden, denn Oesterreich müsse in der bedrängten Lage, in der es sich befinde, sorgfältig auf seiner Hut sein, nicht auch noch in den Krieg Spaniens gegen England und Portugal hineingezogen zu werden. Gleichwohl wurde das sonderbare Begehren gestellt, Spanien möge bei den Friedensverhandlungen gemeinschaftlich mit Oesterreich darauf bestehen, daß die brandenburgischen Markgrafthümer Anspach und Baireuth nach dem Erlöschen des dort regierenden Mannsstammes nicht an

Preußen gelangen, sondern gleichfalls zur Stiftung einer Secundogenitur in dem preußischen Königshause verwendet werden sollten [595]).

Als die bemerkenswertheste der Erläuterungen, welche dem Grafen Rosenberg noch insbesondere an die Hand gegeben wurden, erscheint wohl diejenige, durch welche Maria Theresia erklärt, nicht etwa die Sehnsucht, ihre Töchter gut zu versorgen, habe sie zu dem Begehren veranlaßt, daß zwei derselben mit den Söhnen des Königs von Spanien, oder wenigstens eine Erzherzogin mit dem Könige von Neapel vermält werde. Nur durch politische Rücksichten sei sie hiezu vermocht worden, denn sie lege auf die Anknüpfung dauernder und freundschaftlichster Beziehungen zu Spanien den höchsten Werth. Die Erfahrung und speziell das Beispiel Sardiniens und Portugals lehre aber, wie wenig spanische Infantinnen, an fremde Fürsten vermält, hiezu beizutragen vermöchten, während die fremden Prinzessinnen, welche durch Heirat in das spanische Königshaus eingetreten seien, dort jederzeit den mächtigsten politischen Einfluß ausgeübt hätten [596]).

Nachdem Rosenberg, dieser „sonst geschickte und erfahrene Minister", wie Kaunitz ihn nennt, gleichwohl schon mehrmals das Mißgeschick gehabt, die ihm ertheilten Instructionen unrichtig aufzufassen und daher nicht in einer den Absichten seiner Regierung entsprechenden Weise durchzuführen, hätte die Kaiserin gewünscht, daß auch diese Verhandlung nach Paris gezogen und dort durch Starhemberg und den spanischen Botschafter Grimaldi zu Ende geführt werde [597]). Aber Maria Theresia äußerte zu spät dieses Verlangen; schon hatte Rosenberg dem spanischen Ministerium die ihm aufgetragenen Eröffnungen gemacht. Sie waren im Allgemeinen günstig aufgenommen worden und kamen gerade zu rechter Zeit, um das Mißtrauen des Königs und den Aerger zu beschwichtigen, welche derselbe bereits über das lange Ausbleiben einer Erklärung des Wiener Hofes empfand [598]).

Schon am 3. August konnte Rosenberg der Kaiserin melden, daß fast alle von ihr gestellten Bedingungen die Zustimmung des Königs von Spanien gefunden hätten. Nur was die Vermälung zweier Erzherzoginnen mit seinen beiden Söhnen betraf, erklärte der

König, bereits seinem Bruder, dem Herzoge Philipp von Parma sein Wort verpfändet zu haben, den Prinzen von Asturien mit dessen zweitgeborner Tochter Louise zu vermälen. Wenn jedoch des Königs zweiter Sohn, Ferdinand IV. von Neapel, dereinst das Alter erreicht habe, in welchem man ihn verheiraten werde, dann sei der König nicht entgegen, daß die Wahl auf diejenige Erzherzogin falle, welche hiezu am passendsten sein werde.

Man sieht daß auch hinsichtlich dieses wichtigen Punktes die Wünsche der Kaiserin so ziemlich erfüllt wurden. Aber um so entschiedener verweigerte der König von Spanien die Abtretung des noch nicht an Toscana gelangten Theiles des Stato degli Presidij und der Insel Elba. Denn diese Gebiete gehörten, so ließ er erklären, nicht zu Spanien sondern zu Neapel, und dem letzteren Königreiche allein stehe die Verfügung über dieselben zu. Die Infantin würde das Heiratsgut erhalten, welches in dem spanischen Königshause immer üblich gewesen sei.

Bemerkenswerth war es daß von spanischer Seite nicht nur die baldigste Vollziehung der Heirat verlangt, sondern in dem Entwurfe des Ehevertrages, der nun in San Ildefonso ausgearbeitet und dem Wiener Hofe zur Annahme vorgelegt wurde, die von österreichischer Seite vorgeschlagene Errichtung einer Secundogenitur in Toscana in eine förmliche, vom Kaiser zu vollziehende Abtretung des Großherzogthums an seinen Sohn Leopold und dessen Gemalin verändert worden war. Nicht mit Unrecht meinte Binder, daß an diesen beiden Begehren und an der Weigerung, den Rest des Stato degli Presidij und die Insel Elba abzutreten, wohl Anstoß zu nehmen wäre [599]). Denn was zunächst den Erzherzog betraf, so muß ins Gedächtniß zurückgerufen werden, daß er, am 5. Mai 1747 geboren, damals erst in seinem fünfzehnten Lebensjahre stand.

Hierin mag ein Grund mehr gelegen gewesen sein, weßhalb Maria Theresia die Ertheilung einer Antwort an Spanien als keineswegs dringend erklärte. Das längere Ausbleiben einer solchen möge man, so befahl sie, in Spanien mit den Lustreisen der kaiserlichen

Familie und der Erkrankung des Staatskanzlers entschuldigen[600]). „Obwohlen die sach", fügte sie eigenhändig hinzu, „nicht ganz ver- „gnüglich, mus man doch in unsern umbständen alles menagiren."

Etwa sechs Wochen waren seit dem Eintreffen der Depeschen Rosenbergs in Wien vergangen, als der Staatskanzler, nunmehr so ziemlich wieder hergestellt, der Kaiserin gegenüber auf die Angelegenheit wegen der Vermälung des Erzherzogs Leopold zurückkam[601]). Dem in Spanien ausgearbeiteten Entwurfe der Ehepacten folgend, faßte auch Kaunitz seine Anfragen und Anträge in zwölf verschiedene Punkte zusammen. Auf jeden derselben wurde von Maria Theresia eigenhändig die Antwort ertheilt. Nur die wichtigsten hervorhebend, sollen hier die Entschlüsse der Kaiserin mit ihren eigenen Worten angeführt werden:

„2do Vor 19 oder 20 jahren kan leopold sich gewis nicht ver- „ehligen, dan er noch sehr jung ist. die vermählung gleich zu machen, „wolte nicht antragen, wohl aber das begern, also versprechen offent- „lich zu machen."

„4to sine qua non das toscane nicht jetzt, sondern nur zur „secondo genitur gemacht wird. vor jetzt aber kunte er zum gouver- „neur alda, wie vorhin in mailand ernent werden."

„5to sine qua non das nichts auff die infantin ihre person „extendirt wird."

„9no völig von uns zu abstrahirn."

„10mo die dota wo möglich zu erhöchen, dan die eintzige Tochter „des Königs ist der sie sehr liebet; die andern nur schwestern des „Königs waren. in pessimum müste man sich contentirn."

„11 ist der haubtpunct und ehe solle und kan die gantze dise „abrede nicht zu standen komen, ehe wir nicht sicher wären, das mit „modena und unsern sohne Ferdinand alles richtig gemacht seye, zwar „also das diser punct dem ganzen werck dem ausschlag geben mus."

Zur Erläuterung soll hier nur bemerkt werden, daß der neunte Punkt, hinsichtlich dessen die Kaiserin unbedingt nachgeben zu wollen

erklärte, sich auf die von Seite des Königs von Spanien verweigerte Abtretung eines Theiles des Stato degli Presidij und der Insel Elba bezog. Maria Theresia aber fügte ihren für Kaunitz bestimmten Aufzeichnungen noch die Worte hinzu:

„ich habe dem Kayser meine reflexionen vorgelesen; er ware „völlig daccord, hat aber eine weitläuffere schrifft auffgesetzt, die er „zwar mir nicht gelesen, doch gemeldet das er es ihme schicken wird".

Die hier erwähnte Schrift wurde am 20. October von dem Kaiser dem Staatskanzler überreicht. Im wesentlichen stimmte sie mit den Bemerkungen der Kaiserin überein, nur meinte Franz dieselben hinsichtlich einiger Punkte noch verstärken zu müssen. „was die „cession von Toscana anbelangt", so lauten seine Worte, „hat der „Hofcanzler die unmöglichkeit wohl erkannt und Ich seze hier annoch „bey und erkhläre, daſ ehender alſ Ich bey meiner Lebenszeit diese „cession thäte, Ich lieber diese Heyrath rückständig gehen ließe." Und hinsichtlich des fünften Punktes, demzufolge die Abtretung Toscana's auch zu Gunsten der Infantin begehrt wurde, bemerkt der Kaiser, daß er „sein Lebtag nicht zulassen werde, daß diese secunda genitura sich auf die weiber erstrecken thäte. Diese praetension von „Spagnien ist recht ridicule und werde sie niemahlen eingehen".

Nicht früher als am 3. November ergingen an Rosenberg [602]) die Instructionen, welche Kaunitz in Gemäßheit der von der Kaiserin und ihrem Gemal erhaltenen Andeutungen hatte entwerfen lassen. Unendlich viel Wichtigeres geschah jedoch an dem gleichen Tage an einem anderen Orte. Ebenfalls am 3. November wurden zu Fontainebleau die Friedenspräliminarien zwischen England, Frankreich und Spanien unterzeichnet.

Nur nach langdauerndem und erbittertem Streite zwischen den zunächst Betheiligten war dieß geschehen; Oesterreich hatte an demselben nur geringen Antheil genommen. Mit so großer Aufmerksamkeit Maria Theresia diesen Streit auch verfolgte, so war sie doch zunächst und in überwiegendem Maße mit den Fragen beschäftigt, die

auf sie selbst und auf Oesterreich sich unmittelbar bezogen. Daß sie so rasch als möglich den Frieden und zu welchen Bedingungen sie ihn herbeiführen wollte, geht aus so mancher ihrer Aufzeichnungen hervor, deren wir aus jener Zeit ungleich mehr als aus den vorangegangenen Jahren besitzen. „ich glaube daß es höchst an der zeit ist", schrieb sie aus eigenem Antriebe in der ersten Hälfte des September an Binder [603]), „das man starenberg informire unsers fridens halber, „welcher täglich mehr uns nöthig ist. von der russischen seithen ist „wohl gahr nicht darauff zu gedenckhen, mithin bleibt nichts als „Franckreich und Engeland über. ich glaube man solte ganz khlar „declarirn das man sich mit dem Glatzischen, zu verstehen Wartha „und silberberg darzu, begnügte, wan man in zwey monathe dem „friden haben kan. wan man aber widerumb die neüe depense vor „eine campagne machen muste, wolte man auch nicht mehr an dis „offertum gebunden sein. in pessimum casum kunte man eher „Tropau und jägerndorff, nicht aber teschen fahren lassen als (das) „Glatzische zurückgeben, welches sehr convenirte."

„mir ist eingefallen", schrieb Maria Theresia am folgenden Tage an Binder [604]), „ob wir nicht die restitution deren westphali„schen landen sollen gelten machen vor einige indemnisation unserer „alijrten wie sachsen und würtzburg, die besonders gelitten haben; „wir werden ohnedem nicht vill davor bekomen. wan wir wenigstens „vor ein printz aus sachsen bareut oder anspach zur indemnisation „künfftig erlangen kunten, wäre auch damit dem fränckischen creus „etwas geholffen".

Die vorstehenden Worte der Kaiserin verdienen schon aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil aus ihnen deutlich hervorgeht, daß Maria Theresia nicht nur auf Wahrung ihrer eigenen Interessen, sondern auch auf Erwirkung einer angemessenen Schadloshaltung für ihre Verbündeten, hauptsächlich aber für die deutschen Fürsten, welche in Folge ihres Anschlusses an Oesterreich durch den Krieg so furchtbar gelitten hatten, sorgsam bedacht war. Und unter ihnen verdiente ohne Zweifel der König von Polen als Kurfürst von Sachsen die meiste Beachtung, denn er selbst, seine Familie und sein Stammland

waren von Seite Preußens am härtesten mitgenommen, ja man darf wohl sagen, grausam mißhandelt worden. Mit Freude würde Maria Theresia es begrüßt haben, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, die Drangsale zu mildern oder ganz zu beseitigen, welche Sachsen seit Beginn des Krieges heimgesucht hatten und die es noch fortwährend erdulden mußte. Aber gleichwohl zögerte sie einen Vorschlag anzunehmen, von welchem freilich seine Urheber behaupteten, daß er keinen anderen Zweck verfolge als den, Sachsen von der Occupation durch fremde Truppen zu erlösen. Er bestand in dem Begehren, mit welchem die Kaiserin Katharina jetzt plötzlich hervortrat, Sachsen möge so bald als möglich von den österreichischen wie von den preußischen Streitkräften geräumt und nicht wieder von ihnen betreten werden. Sie selbst bot sich zur Gewährleistung einer solchen Verabredung an[605]).

„mir ist alles suspect, was von disen hoff komt", schrieb Maria Theresia an Binder, als er ihr von dem Antrage der russischen Regierung die erste Mittheilung machte[606]). „die sachsen „haben es ausgebettelt", fuhr die Kaiserin fort; „mir scheinet das „preüssen zu vill vortheil hätte, dan seine lande zugleich von allen „überfall guarantirt wurden, dan man kan zu selben nicht gelangen „als durch sachsen und der lausnitz. uns blibe vor schlesien allein „über die zwey eingänge durch glatz und neis, wo wir gleich zwey „Festungen vor uns finden die uns bridirn*). herentgegen bleibet „wie vorhin gantz böhmen und mähren offen, ohne noch zu melden, „was wegen der Clev und Geldrischen Lande und der Niederlanden „zu förchten wäre" [607]).

Diese Anschauung der Kaiserin wurde jedoch nur zum Theile zur Grundlage der Mittheilung gemacht, welche auf ihren Befehl mit thunlichster Beschleunigung an Starhemberg erging. Denn nach einiger Erwägung war man in Wien doch zu dem Schlusse gekommen, daß was Sachsen selbst und die künftige Sicherheit Böhmens und Mährens betreffe, der Antrag günstiger zu sein scheine als Maria Theresia ihn Anfangs angesehen habe. Da man aber des Verdachtes sich nicht zu

---

*) Von brider, im Zaum halten.

erwehren vermochte, er sei zuvor zwischen Rußland und Preußen verabredet und erst auf Antrieb des Königs an Oesterreich gebracht worden, so glaubte man, es solle irgend ein sorgfältig verborgener Zweck dadurch erreicht werden. Wie schon die Kaiserin angedeutet hatte, so meinte jetzt auch Kaunitz, es könne leicht sein, daß der König von Preußen einen Theil seiner Landesgrenze sicherstellen wolle, um zahlreiche Streitkräfte zu einem Angriffe auf Cleve und Geldern, ja vielleicht sogar auf die österreichischen Niederlande verfügbar zu machen.

Dennoch hielt man in der Ungewißheit, in der man sich befand, es für klug, sich Rußland gegenüber so willfährig als nur immer möglich zu erweisen. In ihrer Antwort hob Maria Theresia den Unterschied hervor, der ihrer Meinung nach zwischen der Unterdrückung und der Vertheidigung eines Landes bestehe. Die erstere werde von Preußen an Sachsen verübt, die letztere habe sich Oesterreich angelegen sein lassen. Da sie jedoch auf nichts anderes ausgehe als die Mittel zu finden, um zu einem gerechten und billigen Frieden zu gelangen, und Rußland die Räumung Sachsens als ein solches betrachte, so handle es sich für die Kaiserin vorerst nur darum, die Meinung des Königs von Preußen hierüber kennen zu lernen. Wenn er sich zur Räumung bereit erkläre, werde auch Oesterreich jede nur immer mögliche Erleichterung hiezu gewähren [608].

Wie sehr der Kaiserin der Wunsch, den Frieden baldigst zu Stande kommen zu sehen, am Herzen lag, wird durch eine große Anzahl ihrer vertraulichen Aufzeichnungen unwiderleglich bewiesen. Als Binder ihr am 30. September die Meldung erstattete, daß der Abschluß der Präliminarien zwar noch nicht erfolgt, aber in nächster Zukunft zu erwarten sei, schrieb sie auf sein Referat: „Gott gebe es „nur bald". „Die sachen sehen noch schlecht aus, uns convenirt „ein balder Friden oder keiner", erklärte die Kaiserin am 11. October, und es dauerte nicht lang, so mußte sie die traurige Genugthuung erleben, daß von einer Seite, von welcher sie wohl am liebsten das Gegentheil vernommen hätte, ihrer trübseligen Anschauung in allen Punkten beigepflichtet wurde.

„Wenn aus den Präliminarien nichts werden sollte", schrieb Daun zu Anfang der zweiten Hälfte des October an die Kaiserin [609], „folglich kein Frieden zu hoffen, so sehe ich nicht, wie Eure Majestät „den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden „Umständen sehr zu besorgen, daß die Armee nicht einmal den „Winter hindurch zu erhalten sein wird." In ausführlicher Weise schildert nun der Feldmarschall die ungemein großen Schwierigkeiten in der Verpflegung des Heeres. Um derselben nur einigermaßen Herr werden zu können, müsse man die Truppen weit auseinander legen; dadurch setze man sie aber in die Gefahr, vom Feinde überfallen und in vereinzelten Abtheilungen aufgerieben zu werden. Die erbärmliche Lebensweise, zu welcher der Soldat sich den Winter hindurch verurtheilt sehen werde, müsse zahlreiche Erkrankungen herbeiführen. Die Officiere aber seien „gänzlich niedergeschlagen", da sie auf keine Beförderung zu hoffen und ansehnliche Gehaltsabzüge zu erdulden hätten, das schlechte Leben sie aber völlig entnervt habe. Alles dieß zusammengenommen lasse von einer Fortführung des Krieges nichts Gutes erwarten. Sei dieselbe jedoch unmöglich zu vermeiden, dann müsse von Stunde an die Armee nicht nur ergänzt, sondern auch vermehrt werden; freilich werde das wieder sehr große Ausgaben verursachen, aber die Sache könne nun einmal nicht anders ins Werk gesetzt werden. Wenn die Rekruten nicht bis Ende Jänner gestellt würden, sei die erforderliche Einübung derselben zum Kriegsdienste unmöglich; ohne eine solche lasse sich jedoch nichts ausrichten, denn nicht Bauern, sondern Soldaten brauche man zur Kriegführung [610].

Auch Kaunitz stimmte gleich Daun jetzt der Meinung bei, in der Lage, in der man sich gegenwärtig befinde, müsse man mit vollster Umsicht darauf ausgehen, an der beschleunigten Zustandebringung des Friedens zu arbeiten [611]. Und es scheint fast als ob der Kaiser und der Kronprinz diejenigen gewesen wären, welche bis zuletzt widerstrebt, sich aber jetzt gleichfalls gefügt hätten. Maria Theresia schreibt wenigstens an Kaunitz, sie werde keine Ruhe haben, bis ihr Aufklärung über ihr Schicksal geworden sei. „Ich mache Sie darauf „aufmerksam", fügt sie hinzu, „daß man die günstige Stimmung

„benützen muß, in welcher der Herr sich befindet, die aber auch noch „umschlagen kann. Aber heute scheint er das Ende zu wünschen so „wie ich und auch der Sohn“ [612]).

Man weiß daß die Bestimmung, welche sich auf die Räumung der von französischen Truppen besetzten preußischen Plätze und Gebietstheile bezog, schon seit Monaten den Gegenstand häufiger, nicht immer ganz leidenschaftsloser Erörterungen Starhembergs mit den leitenden französischen Staatsmännern darbot. Auch hinsichtlich eines zweiten Punktes war dieß der Fall. Er bezog sich darauf, daß man von österreichischer Seite wenn auch nicht die bewaffnete Beihülfe Frankreichs, so doch die Fortbezahlung der tractatmäßig bedungenen Subsidien in Anspruch nehmen zu können glaubte. Auch der Hof von Versailles war nicht abgeneigt, diese Zahlungen zu leisten, von englischer Seite wurde jedoch lebhaft widersprochen und behauptet, wenn Frankreich für Oesterreich so handle, müsse es sich vorbehalten, ein Gleiches auch für den König von Preußen zu thun.

Es mag auf den ersten Blick vielleicht als ein billiges Verlangen erscheinen, daß wenn England sich künftighin jeglicher Unterstützung des Königs von Preußen entschlagen sollte, dasselbe auch von Seite Frankreichs in Bezug auf Oesterreich geschehe. Und doch kann man sich unmöglich über den sehr großen Unterschied täuschen, der hiebei obwaltete. Denn während England durch gar keinen Vertrag mehr, sei es zu bewaffneter Hülfeleistung, sei es zur Bezahlung von Subsidien an Preußen gebunden war, ließ es sich doch gewiß nicht bestreiten, daß nach beiden Richtungen hin Frankreich zu solchem Beistande an Oesterreich durch feierliche und ohne Zweifel noch in Kraft bestehende Verträge verpflichtet erschien.

Gleichwohl gab man sich in Wien keiner Täuschung über die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit hin es durchzusetzen, daß England erkläre, Preußen keinerlei Unterstützung mehr angedeihen zu lassen, während Frankreich fortfahren dürfe eine solche an Oesterreich zu leisten. Starhemberg wurde daher ermächtigt, in die Aufnahme einer Bestimmung in die Präliminarien, derzufolge eine Fortbezahlung der Sub-

sidien an Oesterreich wie an Preußen nicht mehr zulässig sein solle, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu willigen, daß Frankreich sich gleichzeitig verpflichte, die Rückstände der früheren Subsidien in den hiefür angesetzten Terminen zu begleichen. Ehe ihm jedoch dieser Befehl zugekommen war, hatte Starhemberg einen so ziemlich auf dasselbe hinauslaufenden Antrag der französischen Regierung verworfen und begehrt, daß in den Präliminarien wohl jede Fortsetzung der Hülfe an Truppen, nicht aber auch eine solche an Geld untersagt werde[613]).

So überzeugend seien, behauptete Starhemberg, seine Vorstellungen gewesen, daß beide Choiseul die Berechtigung derselben anerkannt und versprochen hätten, auch England gegenüber auf dieser Forderung bestehen zu wollen. Aber es war ihnen entweder nicht Ernst mit ihrer Versicherung, oder sie konnten bei England nicht durchdringen. Gar bald erklärten sie, daß ihnen nichts übrig geblieben sei als sich dem Begehren Englands zu fügen, demzufolge nur in ganz allgemeinen Ausdrücken gesagt werden sollte, jegliche Hülfeleistung an die bisherigen Verbündeten sei sowohl von französischer als von englischer Seite einzustellen. Freilich kamen sie nun selbst auf ihren früheren Antrag zurück, daß Frankreich wenigstens die Rückstände seiner Subsidien an Oesterreich bezahle. Starhemberg aber stellte sich auch jetzt noch keineswegs damit zufrieden. Während er die Hoffnung nicht aufgab, hinsichtlich dieses Punktes noch weitergehende Zugeständnisse zu erlangen, setzte er es gleichzeitig durch, daß in den Absatz, welcher auf die Räumung von Cleve, Wesel und Geldern sich bezog, noch der Zwischensatz eingeschaltet wurde, dieselbe solle geschehen, „sobald sich dieß nur immer thun „lasse“[614]). Hiedurch sei, so schmeichelte man sich, Gelegenheit gegeben, den wirklichen Vollzug der Räumung durch längere Zeit zu verschieben, den Anmarsch österreichischer oder in österreichischem Solde befindlicher Truppen abzuwarten und sodann erst an sie die Plätze zu übergeben[615]).

Ueberhaupt ist nicht zu leugnen, daß man in Frankreich eifrig bemüht war, die Bundestreue nicht zu verletzen, welche man der Kaiserin schuldete. Wenigstens der König selbst und der Herzog von Choiseul zeigten sich von diesem Bestreben beseelt, während der Minister der

auswärtigen Angelegenheiten eine für Oesterreich minder günstige Gesinnung an den Tag legte. Als am 2. November in voller Versammlung des königlichen Rathes Graf Choiseul, jetzt zum Herzog von Praslin erhoben, die Präliminarien vorlas und den König um die Erlaubniß bat, sie zu unterschreiben, gab Ludwig XV. zwar seine Einwilligung hiezu. Aber gleichzeitig erklärte er auch, er wünsche durchaus daß die Kaiserin Ursache habe, mit denselben zufrieden zu sein. Man möge daher ein Einverständniß mit Starhemberg herbeiführen und es in einer für beide Theile befriedigenden Weise noch an demselben Tage schriftlich zum Ausdrucke bringen.

Nicht ohne einen neuen und heftigen Wortstreit zwischen dem jetzigen Herzoge von Praslin und Starhemberg geschah dieß. Praslin ging so weit zu erklären, er werde auch ohne Starhembergs Zustimmung die Präliminarien unterzeichnen und einen Eilboten mit seinen eigenen Vorschlägen nach Wien senden. Würde man sich dort nicht vollständig befriedigt, ja über den Inhalt der Präliminarien erfreut zeigen, so bliebe noch immer der Ausweg übrig, die Auswechslung der Ratificationen zu unterlassen. Starhemberg erwiederte, auch er rathe zu diesem Mittel, und er zweifle nicht daran, daß die Kaiserin in Alles sich fügen werde, wozu der König von Frankreich sich herbeilassen zu sollen glaube. Er selbst aber befinde sich in einer ganz anderen Stellung. Wenn er auch, die Denkungsweise der Kaiserin kennend, weit davon entfernt sei, nicht im Namen derselben die Zustimmung zur Unterzeichnung der Präliminarien zu ertheilen, so könne er doch unmöglich eine neue Verabredung eingehen, welche seiner Ueberzeugung nach weder der Billigkeit noch den Interessen des Wiener Hofes entspreche. Er werde sich daher jeden Widerstandes gegen die Präliminarien enthalten, deren Unterzeichnung ruhig geschehen lassen, aber auch keine fernere Verabredung eingehen.

Gewiß erfüllte Starhemberg nur seine Pflicht, wenn er darauf ausging, auch im letzten Augenblicke noch möglichst vortheilhafte Zugeständnisse für Oesterreich zu erlangen. Den Muth, eine so standhafte Sprache zu führen, flößte ihm jedoch zunächst der Umstand ein, daß er den Wortlaut der Erklärung kannte, welche der König so eben im

geheimen Rathe abgegeben hatte. Und daß auch der Herzog von Choiseul von der gleichen Gesinnung beseelt war, ließ sich aus seinen eigenen Worten deutlich entnehmen. Obwohl er mit gewohnter Lebhaftigkeit seinem Vetter beistand bei Verfechtung der von demselben vertretenen Anschauung, rief er doch mehrmals dem Grafen Starhemberg voll Ungeduld zu: „Aber wir wollen daß Sie zufrieden seien[616].“

Um gleichwohl den Bogen nicht allzu straff zu spannen, gab Starhemberg in einigen Punkten von geringerer Bedeutung nach. So verständigte man sich noch am selben Abende über die einzelnen Bestimmungen der Convention, welche vom 2. November datirt, jedoch erst vier Tage später, am 6. November wirklich unterzeichnet wurde[617]. Aus vier Artikeln bestand sie[618], die man nöthigenfalls auch an England mittheilen wollte, während dieß hinsichtlich des Inhaltes des geheimen Separatartikels mit Sorgfalt vermieden werden sollte.

Kraft des ersten Artikels versprach Frankreich in Ausführung des letzten Vertrages von Versailles, demzufolge unmittelbar nach Abschluß des Friedens an die Abzahlung der etwa aufgelaufenen Subsidienrückstände geschritten werden sollte, vom 1. Jänner 1763 angefangen zwölf Millionen Livres jährlich in vierteljährigen Raten von drei Millionen bis zu gänzlicher Tilgung dieser Rückstände zu entrichten. Der zweite Artikel enthielt die Zusage, daß Frankreich bei der Räumung der von ihm besetzten preußischen Gebietstheile sowohl die dort vorgefundene als die nach Wesel gebrachte Artillerie der Kaiserin leihweise überlasse. Durch den dritten Artikel wurde dieses Versprechen auch auf die Kriegs- und Mundvorräthe ausgedehnt und versprochen, man werde die geeigneten Vorkehrungen treffen, daß die österreichischen Truppen die erwähnten Plätze bei dem Ausmarsche der französischen Streitkräfte zu besetzen vermöchten. Der vierte Artikel sicherte der Kaiserin auch den Bezug der öffentlichen Einkünfte aus diesen Gebietstheilen zu.

Durch den geheimen Separatartikel wurde im Namen des Königs von Frankreich erklärt, derselbe wolle durch den ersten Artikel der vorliegenden Convention sich nicht der in dem Vertrage vom 30. December

1758 übernommenen Verpflichtung entschlagen, derzufolge er sich anheischig gemacht habe, der Kaiserin während der ganzen Dauer ihres gegenwärtigen Krieges wider den König von Preußen die Summe von monatlich 288.000 Gulden und zwar als Aequivalent für das ihr schon durch den siebenten Artikel des Vertrages vom Jahre 1756 zugesagte Hülfscorps von 24.000 Mann zu bezahlen. Daher solle zu der gegenwärtigen Summe dieser Rückstände, welche sich auf 9,324.000 Gulden belaufe, der Betrag von 288.000 Gulden monatlich, und zwar so lang hinzugeschlagen werden, als der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen noch fortdaure. Nach Beendigung desselben werde die Abzahlung der Rückstände nicht nach dem Wortlaute der vorliegenden Convention mit zwölf Millionen Livres jährlich, sondern nach dem Maßstabe vorgenommen werden, welchen der dritte Artikel des Vertrages vom 31. December 1758 aufstelle. Doch solle sich die gegenwärtige Verabredung nur auf das Jahr 1763 erstrecken. Daure der Krieg auch im Jahre 1764 noch fort, dann werde die Abzahlung der Rückstände mit 288.000 Gulden monatlich stattfinden. Doch könnten die beiden Mächte auch eine Erhöhung dieser Summe auf Abschlag der aufgelaufenen Rückstände verabreden.

Es läßt sich in keiner Weise bestreiten, daß der Wortlaut des geheimen Separatartikels den Bestimmungen der Präliminarien nicht vollständig entsprach, und daß daher Frankreich der englischen Regierung gegenüber nicht ganz aufrichtig zu Werke ging. Aber verkannt darf doch auch wieder nicht werden, daß für den Hof von Versailles noch ältere und feierlich verbriefte Verpflichtungen gegen seinen treuen Verbündeten bestanden. Und schließlich lief ja die ganze Verabredung mit Oesterreich doch auf nicht viel anderes als auf eine Erhöhung der Summe der Subsidienrückstände hinaus. Mit der Abtragung der letzteren hatte sich der englische Friedensbotschafter Herzog von Bedford ganz einverstanden erklärt, um die Ziffer selbst aber niemals gekümmert. Auch jetzt noch ließ er bei der Declaration es bewenden, welche ihm hierüber am Vorabende der Unterzeichnung der Präliminarien eingehändigt wurde.

Nachdem die letztere vollzogen worden, handelte es sich für Oesterreich zunächst darum, wenigstens der geringen Vortheile auch wirklich theilhaft zu werden, welche die gleichzeitig abgeschlossene Uebereinkunft ihm darbot. In Bezug auf die verabredete Abzahlung der Subsidien war dieß wirklich der Fall; um so weniger geschah es hinsichtlich der Besetzung der von den französischen Streitkräften zu räumenden preußischen Gebietstheile durch österreichische Truppen. Und hierin bezeigte sich auch Frankreich nicht so eifrig in Erfüllung der so eben erst übernommenen Verpflichtungen, als man erwarten zu dürfen geglaubt hatte. Wohl erhob es keine Einwendungen dagegen, als man in Wien den Vorschlag machte, die in französischem Solde befindlichen sächsischen Truppen wären in denjenigen Oesterreichs zu übernehmen und mit der Bewachung von Cleve, Wesel und Geldern zu betrauen[619]. Aber man fand später wieder Bedenken, sich zu diesem Schritte zu entschließen, weil man die sächsischen Truppen an den Main absenden wollte, um dort gemeinschaftlich mit den Streitkräften, welche der Prinz von Stolberg commandirte, das Reich gegen erneuerte Raubzüge der Preußen, wie sie einen solchen soeben unter General Kleist unternommen hatten, thunlichst zu schützen[620].

Auch die Unterhandlung mit Karl von Württemberg scheiterte, und vielleicht zum Glück, denn so sehr gern er auch die ihm in Aussicht gestellten beträchtlichen Geldsummen in Empfang genommen hätte, so wagte er es doch nicht, seine durchaus unverläßlichen Regimenter, auf sich allein angewiesen, etwa in einen für sie wahrscheinlich verhängnißvollen Zusammenstoß mit den so kriegstüchtigen preußischen Streitkräften zu verwickeln. Aus den Niederlanden vermochte Oesterreich keine ausreichende Truppenzahl zur Besetzung der von den Franzosen zu räumenden preußischen Plätze zu ziehen, und ihr Hauptheer in Sachsen glaubte die Kaiserin in der mißlichen Lage, in der es sich ohnedieß befand, nicht schwächen zu dürfen. Sie selbst war daher gleichfalls der Meinung, daß man sich ganz außer Stand sehe, jene Plätze durch österreichische Streitkräfte in ausreichendem Maße gegen Preußen zu schützen.

„wir werden niemahls zurecht komen, dise länder gnugsam „zu besetzen", schrieb Maria Theresia auf ein Referat[621]), in welchem ihr der Staatskanzler erklärte, er sei mit sich noch nicht recht einig über das was er ihr vorschlagen solle; „umbsomehr wan sich nur gar „zu bald verificirn wird, das ein ansehnliches corp in das reich „marchirt, welches wohl grosse drangsallen alda verursachen wird „und uns in Gefahr setzt, alle dise troupen in Westphallen zu „Kriegsgefangenen zu machen, auch unsere eygne länder zu menacirn, „welches durch nichts verhindert werden kan als durch directe pro„positions an preussen. dis kan man nicht bald genug khlar machen, „umb die gefahr von so villen reichsständen und unsere eygne abzu„wenden, dan kein anders mittel vorfindig ist."

In der Verlegenheit, in der man sich befand, schlug Kaunitz der Kaiserin vor, sie möge sich zu dem Anerbieten herbeilassen, dem König von Preußen die Clevischen und Geldrischen Lande einfach zurückzustellen, wenn er sich dagegen verpflichte, Sachsen zu räumen und keine Einfälle in andere Reichsländer zu unternehmen. Nachdem Maria Theresia diesen Vorschlag genehmigt hatte, erhielt Starhemberg den Auftrag, ihn der französischen Regierung mit dem Begehren vorzulegen, in Gemeinschaft mit England dessen Durchführung anzubahnen. Denn Kaunitz behauptete, daß er dem Geiste der abgeschlossenen Präliminarien in ganz besonderem Maße entspreche[622]).

Auch in Frankreich war man der Meinung, daß Oesterreich weder durch eigene noch durch Soldtruppen Cleve, Wesel und Geldern wider den König von Preußen werde behaupten können. Die beiden Choiseul verfielen daher, ehe sie noch von dem Vorschlage des Grafen Kaunitz Kenntniß erhielten, auf einen ganz ähnlichen Gedanken. Auch sie glaubten, man solle dem Könige von Preußen jene Gebiete, jedoch unter der alleinigen Bedingung zurückstellen, daß er die Neutralität der österreichischen Niederlande anerkenne und sich jedes Angriffes auf dieselben enthalte[623]).

Starhemberg mochte wohl Recht haben, wenn er die Meinung aussprach, König Friedrich werde den Wiederbesitz seiner niederrheinischen

Gebiete wohl durch die Anerkennung der Neutralität der Niederlande, nicht leicht aber durch den freiwilligen Abmarsch aus Sachsen und durch das Zugeständniß erkaufen wollen, keine Streifzüge nach den Reichslanden zu unternehmen[624]). Auch Kaunitz konnte sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließen und er gab die Hoffnung auf, den König von Preußen durch Einräumung seiner Lande am Niederrhein zum Abmarsch aus Sachsen zu bewegen. Aber für die deutschen Reichsländer, schrieb er jetzt an Starhemberg, müßten so günstige Bedingungen als nur immer möglich, und für die österreichischen Niederlande vollständige Sicherstellung und Neutralität erwirkt werden[625]). Wäre auch damit nicht auszulangen, so bleibe nichts übrig als Wesel und Geldern wenigstens mit der geringen Anzahl von Truppen zu besetzen, die man in den Niederlanden verfügbar machen könne. Und endlich entschloß man sich trotz aller Bedenken, welche einem solchen Schritte entgegenstanden, doch dazu, acht Bataillone und acht Schwadronen von dem Heere Dauns nach dem Niederrhein abgehen zu lassen. Aber während dieß geschah, waren schon von Seite Frankreichs ungeachtet der an Oesterreich gemachten Zusagen Verabredungen mit Preußen getroffen worden, in Folge deren ihm die Besitznahme von Cleve, Wesel und Geldern nach dem Abmarsche der Franzosen nicht leicht mehr verwehrt werden konnte.

Uebrigens darf man bei Betrachtung dieser Vorgänge nicht aus dem Auge verlieren, wie sehr sie durch den Umstand an Bedeutung einbüßten, daß man zu jener Zeit kaum mehr einem Zweifel sich hingab, auch der Friede zwischen Oesterreich und Preußen werde binnen kurzem zu Stande kommen und König Friedrich dadurch von selbst wieder in den Besitz seiner rheinischen Lande zurückkehren.

Siebzehntes Capitel.

Der Hubertsburger Friede.

Es ist schon früher des ungeduldigen Verlangens Erwähnung geschehen, mit welchem Maria Theresia der Zustandebringung ihres eigenen Friedens mit Preußen entgegensah; der Abschluß der Präliminarien zwischen England, Frankreich und Spanien hatte dasselbe nur noch gesteigert. Seitdem Katharina II. wenigstens insofern in die Fußstapfen ihres Gemals und Vorgängers, des von ihr gestürzten Zars Peter getreten war, daß sie die von den russischen Truppen so lange Zeit hindurch besetzte Provinz Preußen einfach geräumt hatte, ohne sich irgend welche Gegenleistung hiefür zu bedingen, war Friedrich in den unbestrittenen Wiederbesitz fast aller seiner Länder gelangt. Die wenig ausgedehnten Gebietstheile am Niederrhein, welche Frankreich noch innehatte, werde man dem Könige von Preußen, darüber durfte man sich keiner Täuschung hingeben, nicht lang mehr vorenthalten können. Es blieb also nur noch die Grafschaft Glatz in den Händen der Gegner Friedrichs, und so gern Maria Theresia den Besitz derselben auch fortan behauptet hätte, so bildete dieses Ländchen doch ein zu geringfügiges Object, um seinethalben allein den verheerenden und kostspieligen Krieg noch fortzuführen, in welchen man nun schon seit einer Reihe von Jahren verwickelt war. Daß Oesterreich in demselben ohne Verbündete nicht siegreicher sein werde als es mit ihnen gewesen, lag auf der Hand, und die ungünstige Gestaltung der Dinge in Sachsen mochte hiefür als ein nicht mißzuverstehendes Anzeichen gelten. Endlich waren die österreichischen Finanzen durch den langdauernden Krieg in einer Weise erschöpft, daß man begrün-

detem Zweifel sich hingeben mußte, ob es denn überhaupt möglich sei, noch die außerordentlich großen Kosten eines neuen Feldzuges zu bestreiten.

Gegen außen hin waren in der letzteren Zeit die Aussichten allerdings wieder beträchtlich günstigere geworden. Man weiß wie lebhaft Maria Theresia noch in den Herbstmonaten besorgt hatte, es werde den seit Jahren schon fortgesetzten unabläßigen Bemühungen des Königs von Preußen endlich gelingen, die Pforte zu einer Offensivallianz zu bewegen. „ich wüntsche das er nicht recht habe in sein „urtheil", schrieb sie auf Binders Referat vom 7. September, mit welchem er ihr höchst bedenkliche Nachrichten aus Constantinopel vorlegte, „ich förchte aber er hat nur gar zu recht, dan die Verschlossen-„heit des Königs gegen engeland wegen friden und der marche der „tartarn, der gegen der walachey und banat zihen solle, macht mich „solches beförchten." Und am folgenden Tage kam Maria Theresia neuerdings auf diesen Gegenstand zurück. „wäre wohl das gröste „unglück ein tyrcken krieg", schrieb sie an Binder[626]), „und auch so „arg wan wir das banat verlihrten. weillen über kurtz oder lang „doch dises zu beförchten ist, so müssen wir von jetzo an alle mesures „nehmen mit dem reich und russen, damit man auswährtige hilff be-„kome, dan unsere landen allein nicht suficient sein, tyrcken zu „widerstehen."

Man kann sich wohl denken, wie mißlich es unter den obwaltenden Verhältnissen mit dem gewaffneten Beistande ausgesehen hätte, den man sich aus Deutschland oder aus Rußland gegen die Türken versprechen konnte. Wie sehr athmete daher Maria Theresia auf, als allmälig immer bessere und bessere Nachrichten von dorther eintrafen und die Vertreter Oesterreichs bei der Pforte, die Herren von Schwachheim und Penkler endlich anzeigen konnten, am 14. October habe der Sultan in einer Berathung mit dem Großwesir und dem Mufti die Anträge Preußens auf Abschluß einer Offensivallianz verworfen und sowohl Oesterreich als Rußland erneuerte Versicherungen seiner friedfertigen Gesinnungen geben lassen[627]). Der Chan der Tartaren, Kerim Giray aber habe den preußischen Unterhändler

Boskamp in einer für dessen König und Herrn sehr wenig respectvollen Weise von sich entfernt [628]).

Gleichwohl waren durch diese Nachrichten noch keineswegs alle Besorgnisse zerstreut. In die Gesinnung des Großwesirs Raghib, den man als einen schlauen und ränkevollen Mann kannte, setzte man durchaus kein Vertrauen. Noch dauerten die verdachterregenden Ansammlungen türkischer Truppen in Bosnien, bei Belgrad und Widdin fort und sie schienen Vorkehrungen treffen zu wollen, dort den Winter hindurch zu verweilen. Endlich wurde gemeldet, der Mufti habe erklärt, daß der auf vierundzwanzig Jahre abgeschlossene Belgrader Frieden schon im nächsten Jahre zu Ende gehe und die später getroffene Vereinbarung wegen eines ewigen Friedens zwischen Oesterreich und der Pforte der letzteren nicht bindend erscheine [629]).

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie Oesterreich und Preußen sich sowohl auf den Schlachtfeldern mit gewaffneter Hand, als in den Cabineten der fremden Machthaber, und zwar nicht allein in Wort und in Schrift, sondern auch durch Geschenke bekämpften. Man glaubte zu wissen, daß der König von Preußen seinem Repräsentanten Rexin sehr große Geldsummen und kostbare Gegenstände in Menge zur Verfügung gestellt habe, um in solcher Weise leichter bei den einflußreichsten Personen in Constantinopel Eingang und Gewährung seiner Wünsche zu finden. Der österreichische Internuntius Freiherr von Penkler verlangte nun von seinem Hofe in den Besitz gleicher Bestechungsmittel gesetzt zu werden, um durch sie den Einfluß Preußens auf die Pforte zu paralysiren [630]).

Kaunitz war jedoch nicht durchwegs der gleichen Ansicht. Großer Geldsummen bedürfe es bei der zufriedenstellenden Erklärung des Sultans wenigstens vor der Hand nicht, so schrieb er der Kaiserin. Es sei das um so erfreulicher als man bei der Bedrängniß der österreichischen Finanzen ohnedieß sie kaum aufzutreiben vermocht hätte. Aber wünschenswerth sei es, geschmackvolle Gegenstände, etwa von Porzellan, und eine mäßige Geldsumme zu erhalten, um erstere den türkischen Ministern, letztere dem Pfortendolmetsch zum Geschenke zu

machen. Und vor allem dürfe man auf den französischen Gesandten Vergennes und den russischen Residenten Obreskow nicht vergessen. Insbesondere sei der Letztere es gewesen, der sich sowohl bei den so verhängnißvollen Befehlen, die ihm von Peter III. ertheilt worden, als auch später und bis jetzt jederzeit „ehrlich, standhaft und vorsichtig" betrug, um die preußische Unterhandlung scheitern zu machen. Von ihm habe man die ersten und sichersten Nachrichten von den Vorgängen bei der Pforte empfangen; er sei daher derjenige, der eine Berücksichtigung am meisten verdiene [631]).

„alles was er", antwortete hierauf eigenhändig die Kaiserin, „so weislich hier vortragt, habe auff meinen noten gehabt, mit ihme „oder Binder darüber zu reden. höchst nöthig und verdient haben „beede, Vergennes und Obreskow eine erkäntlichkeit; was aber, da „erwarte seine meinung. habe schon geglaubt, wan erstern alß wie „ein zettul geschriben hätte und die folgende dosen und ein ring alß „eine galanterie geschickt hätte; letztern glaube geld. wan die uhr kan „convenable sein, so gebe sie gern darzu; die presenten, die jetzt zu „machen sein, müssen galante sein. wan der ewige friden nicht zu „machen ist, wenigstens auf 30 jahr die treve oder 40 zu setzen. ein „ziffer ist ihme höchst nöthig, wie auch das man bald wenigstens eine „estafette schicke wegen friden und wegen unserer umbstände in „böhmen. von porcelaine und anderen sachen wäre nur auszusuchen; „da habe nichts".

Man sieht daß der Friede mit Preußen, und nur von diesem ist in den letzteren Worten der Kaiserin die Rede, so wie die mißlichen Verhältnisse an der böhmisch-sächsischen Grenze ihr auch jetzt nicht aus dem Sinn kamen. Und in der That hatte man erst vor kurzer Zeit, dem wiederholt und in drängendster Weise ausgesprochenen Begehren der Kaiserin gehorchend, in Wien Schritte gethan zu baldiger Herbeiführung des Friedens mit Preußen.

Da man von den großen Mächten Europa's, von Rußland, England und Frankreich sich in dieser Beziehung keiner guten Dienste versah, benützte man die Dazwischenkunft eines seiner politischen

Stellung nach viel weniger hervorragenden Fürsten, welchem jedoch an der Zustandebringung des Friedens mit Preußen nicht weniger als Oesterreich, ja wohl noch mehr gelegen sein mußte. Es war dieß August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, welcher nun schon seit einer Reihe von Jahren, und zwar seit seiner Vertreibung aus seinem Erblande in Warschau verweilte.

Es kann nicht gesagt werden daß Maria Theresia, so tiefes Mitleid sie auch mit den Drangsalen empfand, welche August III., seine Familie und sein Stammland von den Preußen erdulden mußten, mit dem politischen Verhalten des Königs und seines vornehmsten Rathgebers, des Grafen Brühl immer einverstanden gewesen wäre. „wir seind dem sächsischen Hoff nur gutt", hatte sie erst vor wenig Monaten an Kaunitz geschrieben [632]), „umb in ihren ideen auszu„langen; in all übrigen haben sie weder confidenz noch erkantlich„keit". Gleichwohl billigte sie jetzt den Vorschlag des Staatskanzlers, daß man sich der Vermittlung Sachsens bedienen möge, um zu dem von ihr so ersehnten Frieden mit Preußen zu gelangen.

Man erinnerte sich in Wien noch gar wohl des Eifers, mit welchem im Jahre 1745 der damalige sächsische Legationsrath Saul zu dem Zustandekommen der Verabredungen mitgewirkt hatte, durch die Oesterreich und Sachsen sich zu gemeinsamer Bekämpfung des Königs von Preußen verbanden [633]). Damals hatte man sich von Sauls patriotischer Gesinnung, von seiner Anhänglichkeit an Sachsen und dessen kurfürstliches Haus, und von der ihm dadurch eingegebenen Abneigung gegen den König von Preußen überzeugt. Auch seither war Saul fortwährend in den großen Geschäften gebraucht worden; zuletzt befand er sich in Paris, um bei den dortigen Verhandlungen auf die baldige Räumung Sachsens hinzuwirken, welches die fortwährende Occupation durch fremdländische Truppen und die Drangsale des Krieges, die es als Schauplatz desselben am härtesten empfand, nicht länger zu ertragen vermochte. Nachdem er in Paris nichts hatte ausrichten können, eilte Saul nach Wien, um hier in dem gleichen Sinne, jedoch vielleicht mit größerem Erfolge thätig zu sein. Wie schon vor ihm der sächsische Gesandte Graf Flemming und der Resident

Pezold es gethan, ja im Verein und gleichzeitig mit ihnen stellte nun auch der jetzige Geheimrath von Saul die Drangsale Sachsens vor und drängte im Namen und Auftrage seines Königs zu baldigem Frieden.

Es entging dem Scharfsinne des Staatskanzlers nicht, daß eine bessere Gelegenheit, zu einem geeigneten Vermittler zu gelangen, sich nicht so bald finden werde. Begehrte Sachsen selbst und gewissermaßen um jeden Preis den Frieden, dann konnte es auch Oesterreich nicht anklagen, wenn es diesem Staate nicht gelänge, Sachsen bei den Friedensverhandlungen die ihm ohne Zweifel gebührende Schadloshaltung zu erwirken. Außerdem brauchte die Kaiserin nicht, wie sie fast schon zu thun gesonnen war, sich direct an den König von Preußen des Friedens halber zu wenden. Und endlich hatte man von Sachsen nicht zu besorgen, was von Seite eines mächtigeren Vermittlers wie Rußland, England oder Frankreich in Aussicht stand, daß es nach seinem Willen die Friedensverhandlungen lenken und Oesterreich vielleicht sogar zwingen könnte, sich auch ganz ungünstigen Bedingungen zu fügen.

Um sich nur ja keine Blöße zu geben und nicht durch Kennzeichen allzu großer Sehnsucht nach dem Frieden dem Könige von Preußen schon von vorneherein leichtes Spiel zu gewähren, hätte Kaunitz gewünscht, daß Flemming und Saul zuerst mit Vorschlägen zum Frieden hervorgetreten wären. Da sie keine Instruction hiezu besaßen, ließen sie sich zu einem solchen Schritte nicht herbei. Kaunitz berief daher sie und Pezold für den 4. November[634]) zu einer Conferenz, an welcher außer ihm nur noch Binder theilnahm.

Es war natürlich, daß Kaunitz beim Beginne seiner Erörterungen nicht von dem eigenen Friedensbedürfnisse, sondern von Sachsens dringendem Begehren nach demselben ausging. Oesterreich sei vielmehr, setzte er wohl etwas euphemistisch hinzu, so wenig außer Stande den Krieg noch fortzuführen und ihn so lang auszuhalten als der König von Preußen, daß es eben daran sei, mit einem verdoppelten Aufwande von Kräften die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu

treffen. Darum fühle sich die Kaiserin „bloß und hauptsächlich" durch die Rücksicht auf die Bedrängnisse Sachsens bewogen, an die baldige Herstellung des Friedens zu denken, wenn derselbe „nur einiger Maßen „anständig und billig sei".

An die Erörterung der Gründe, weßhalb der Wiener Hof gerade der Dazwischenkunft Sachsens zur Anbahnung der Friedensverhandlungen den Vorzug geben müsse, knüpfte Kaunitz den Vorschlag, daß ihm Flemming durch Einreichung einer Denkschrift den Anlaß darbieten möge, sich zunächst über alles dasjenige zu erklären, was nöthig erscheine, um vorerst über die Frage Gewißheit zu erlangen, ob der König von Preußen überhaupt zum Abschlusse des Friedens geneigt sei [635]). Flemming entsprach dem Wunsche des Staatskanzlers; nach dessen Andeutungen wurde die Denkschrift entworfen, welche ihm Flemming am 8. November übergab. Er erneuerte die Darstellung der Bedrängnisse Sachsens, bezog sich auf die wohlwollende Aufnahme, welche eine ähnliche Vorstellung in Frankreich gefunden, und betonte den dringenden Wunsch seines Hofes, die Verbündeten möchten zu baldiger Herbeiführung eines angemessenen Friedens die Hand bieten.

Schon am folgenden Tage, dem 9. November fertigte Kaunitz seine Antwort aus. Die Kaiserin habe niemals, so wurde darin gesagt, zu den schweren Drangsalen Anlaß gegeben, von denen Sachsen seit dem Beginne des gegenwärtigen Krieges heimgesucht wurde, sondern dieselben stets bedauert und zu lindern gesucht. Ebenso sei sie jederzeit bereit gewesen zu einem billigen und anständigen Frieden. Schon seit einiger Zeit habe sich die Kaiserin in diesem Sinne gegen Frankreich, gegen England und Rußland geäußert, während die eigentliche Gesinnung des Königs von Preußen bis zur Stunde ganz unbekannt geblieben sei. Da jedoch zur Zustandebringung eines Friedens beide streitende Theile gleichmäßig mitwirken müßten, so sei sie wegen der Verlängerung des Krieges vor Gott und der Welt gerechtfertigt. Nachdem sie nichts verabsäumt habe zur Anbahnung der Friedensverhandlungen, bleibe ihr zu ihrer Selbsterhaltung nichts anderes übrig als den Krieg so lang mit Standhaftigkeit fortzusetzen, bis auch von Seite des Feindes eine wahre Neigung zum Frieden an den Tag gelegt werde.

Gleichwohl erneuere sie hiemit ihre Erklärung, sie sei nicht nur zur Stiftung eines baldigen, billigen und dauerhaften Friedens wahrhaft geneigt, sondern sie würde sich auch jede anständige Form der Verhandlung, folglich eine solche sowohl mit als ohne Vermittlung gefallen lassen. Sie ermächtige den König von Polen, jeden ihm passend erscheinenden Gebrauch von dieser Erklärung zu machen. Fernere Andeutungen über die Mittel und Wege, zum Frieden zu gelangen, wisse sie für jetzt nicht anzugeben, indem Alles auf die eigentliche Gesinnung des Königs von Preußen ankomme, dieselbe ihr jedoch, wie schon erwähnt worden, vollständig unbekannt sei.

Saul eilte nun nach Warschau und fand am dortigen Hofe mit den Schriftstücken, die er mitbrachte, die günstigste Aufnahme. August III. beeilte sich seinen ältesten Sohn, den in Dresden sich aufhaltenden Kurprinzen Friedrich Christian in die bisherigen Verabredungen einzuweihen. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, schrieb ihm der König, einen vertrauenswürdigen Mann unter dem gewiß begründeten Vorwande, Erleichterungen in der Behandlung Sachsens zu erbitten, an den König von Preußen zu senden; bei dieser Gelegenheit könnten dem Könige die beiden in Wien ausgetauschten Denkschriften mitgetheilt werden. Der Geheimrath Freiherr Karl Thomas von Fritsch erscheine sowohl seiner Kenntnisse als der Gunst wegen, in welcher er bei dem Könige von Preußen stehe, zu dieser Mission besonders geeignet.

Am 29. November begab Fritsch sich nach Meissen zu dem Könige von Preußen. Die Beschwerden über die Mißhandlungen des Landes wurden auch jetzt wieder von Friedrich mit jener Härte zurückgewiesen, welche er von dem ersten Augenblicke seines Einmarsches in Sachsen gegen dieses unglückliche Land stets gleichmäßig gezeigt hatte. Die heftigen Ausfälle Friedrichs gegen den König von Polen wußte Fritsch in glücklichster Weise durch die Mittheilung zu beschwichtigen, daß sein König bei dem Wiener Hofe auf Wiederherstellung der Ruhe angetragen und die billigsten Erklärungen als Antwort erhalten habe. Und als Friedrich hieran zweifelte und Fritsch einer allzu gutherzigen Leichtgläubigkeit beschuldigte, zog derselbe die beiden Denkschriften

hervor. Als der König die deutschen Schriftzüge erblickte, sagte er rasch, er sei kein Verehrer dieser weitläufigen Schreibart. Fritsch möge nur das Nothwendigste, und zwar sehr langsam und deutlich lesen, weil ihm das Deutsche nicht so geläufig wie das Französische sei.

Fritsch war für diesen Fall schon mit einer in französischer Sprache abgefaßten Instruction versehen, in welcher der Hauptinhalt der beiden Denkschriften kurz zusammengefaßt war. Wie es gewöhnlich geschah, wenn er ihm unangenehme Wahrheiten vernehmen mußte, gerieth der König über die Ausführungen, welche in der Erklärung des Wiener Hofes vorkamen, in heftigen Zorn, oder er gab sich wenigstens den Anschein, daß dieß der Fall sei. Aber die Schlußsätze der Erklärung beruhigten ihn wieder; ja er setzte jetzt selbst eine Schrift auf, welche seine Antwort enthielt. Freilich wußte er sie nicht besser zu beginnen, als indem er die Behauptungen des Wiener Hofes für unwahr erklärte und ihm Hochmuth, ja sogar Unanständigkeit vorwarf [636]). Ein solcher Vorgang müsse ihm gerechten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der Friedensliebe des Wiener Hofes einflößen. Aber er könne doch nicht umhin zu erklären, daß er noch aufrichtiger als jener zu Allem geneigt sei, was einen gerechten, ehrenvollen und dauerhaften Frieden zwischen den sich bekriegenden Mächten herbeiführen könne. Insbesondere handle es sich um das was man in Wien unter dem unbestimmten Ausdrucke „billig" verstehe, welcher der verschiedensten Auslegungen fähig sei und daher genauer bezeichnet werden müsse, ehe man sich näher erklären könne [637]).

Obwohl man in Dresden hohe Befriedigung darüber empfand, daß Friedrich endlich einmal seine eigene Hinneigung zum Frieden lebhaft betont hatte, besorgte man doch daß seine gleichzeitig in so herausfordernder Weise vorgebrachten Beschuldigungen gegen den Wiener Hof denselben empfindlich verletzen würden. Man meinte sogar einen Augenblick, die Sätze der preußischen Erklärung, in denen diese Anklagen, und man kann wohl sagen, Beschimpfungen vorkamen, ganz unterdrücken zu sollen. Aber dann fürchtete man sich wieder, sich dem Verdachte der Unaufrichtigkeit auszusetzen; Flemming wurde daher beauftragt, dem Staatskanzler die preußische Erklärung vollständig

mitzutheilen. Er möge ihn gleichzeitig bitten, im wahren Interesse des Friedenswerkes sich über den so hart klingenden Eingang hinwegzusetzen, der ja doch nur auf Mißverständnissen beruhe; in der Hauptsache sei Alles erlangt, was man habe erwarten dürfen[638]).

Kaunitz bewies durch sein Verfahren daß er sich vollständig auf der Höhe seiner Aufgabe befand. Edler denkend als Friedrich, kam es ihn leichter an, eine empfangene Beleidigung unerwidert zu lassen, und feinfühlender als der König begriff Kaunitz das Lächerliche, das darin lag, wenn jeder der streitenden Theile, die sich so lange Zeit hartnäckig bekämpft und laut erklärt hatten, von aller Nachgiebigkeit himmelweit entfernt zu sein, jetzt plötzlich für sich den höheren Grad der Aufrichtigkeit in Anspruch nehmen wollte, mit der er zum Frieden sich hinneige. Man könne in Wien, bemerkte Kaunitz gegen den sächsischen Gesandten, über die Beschuldigungen des Königs von Preußen um so leichter hinweggehen, als man die unwiderleglichen Beweise ihrer Unwahrheit besitze. Noch an demselben Tage erstattete er der Kaiserin Vortrag über das was in der Sache bisher geschehen sei und noch zu geschehen habe. Mit Zustimmung derselben wurde verabredet, daß Flemming ein kurzes Promemoria, und zwar aus Rücksicht für den König von Preußen in französischer Sprache einreichen solle, auf welches man allsogleich die Gegenerklärung folgen lassen werde[639]). Und an Starhemberg wurde geschrieben, man wolle den Hofrath von Kannegießer, der schon bei Abschluß des Breslauer Friedens so gute Dienste geleistet habe und mit den schlesischen Angelegenheiten besonders vertraut sei, nach Dresden absenden, um dort mit dem preußischen Bevollmächtigten die Verhandlungen zu beginnen. „Unsere Instruction", fügte Kaunitz hinzu, „wird so kurz als möglich verfaßt werden. Und „ob zwar die Umstände leider so beschaffen sind, daß man auf keine „Vortheile Staat machen kann, so muß man doch versuchen, ob nicht „ein oder anderes zu erhalten sei"[640]).

In der Antwort, welche Kaunitz am 10. December[641]) auf die Denkschrift Flemmings erließ, wird denn auch vor Allem der Streit über die Frage, welche der beiden Mächte aufrichtiger zur Wiederherstellung eines gerechten, ehrenvollen und dauerhaften Friedens geneigt

sei, für müßig erklärt; man werde sie ja bald durch Thatsachen entscheiden können. Gleichwohl erkläre die Kaiserin schon im Voraus, daß sie nur einen solchen und keinen anderen Frieden eingehen wolle. Das sicherste Mittel, sich über die Bedingungen zu verständigen, durch welche der abzuschließende Vertrag diese Eigenschaften erhalten würde, könne nur in der baldigsten Eröffnung der Verhandlungen bestehen. Die Kaiserin sei daher gesonnen, binnen wenig Tagen eine Vertrauensperson nach Dresden abzusenden, um dort nicht bloß über den Frieden zu verhandeln, sondern ihn sogar zu schließen.

Es wurde als ein widriger Umstand betrachtet, daß Hofrath von Kannegießer zu jener Zeit plötzlich erkrankte. An seiner Stelle ernannte die Kaiserin auf Vorschlag des Staatskanzlers den Hofrath in der geheimen Hof- und Staatskanzlei der auswärtigen Geschäfte, Heinrich Gabriel von Collenbach zu ihrem Vertreter. Rastlos wurde nun an der Instruction für denselben gearbeitet; von welchem Gesichtspunkte man bei ihrer Entwerfung ausging, wird wohl durch eine vertrauliche Aeußerung des Staatskanzlers gegen Starhemberg am besten gekennzeichnet. „Mein vorzüglichstes Augenmerk", schrieb ihm Kaunitz am 17. December, „ist dahin gerichtet, daß nicht nur Alles „zum baldigen Schlusse gelangen könne, sondern auch bei der gänzlich „verlornen Hoffnung auf große Vortheile wenigstens die Absicht er„reicht werde, Ihrer Majestät Allerhöchstes Ansehen, Treue und Glauben, „wie auch die vorzügliche Rücksicht auf Kursachsen und andere Reichs„stände in die Augen fallen zu machen."

Diese Anschauungen bildeten auch die Richtschnur für das Verfahren, welches man Collenbach vorzeichnete. Zwei verschiedene Actenstücke, die voluminösen Beilagen nicht gerechnet, wurden ihm mitgegeben: eine von Kaunitz selbst in die Feder dictirte „Zusammen„fassung der Friedensbedingungen" [642]), welche zu leichterem Verständniß für Friedrich in französischer Sprache abgefaßt war, und Collenbachs eigentliche Instruction. In dem französischen Schriftstücke war der Nachdruck darauf gelegt, daß gleichzeitig auch der Friede zwischen Preußen und Sachsen nach einem für beide Theile billigen und ihnen zusagenden Maßstabe zu Stande komme. Auch die übrigen deutschen Reichs-

fürsten, insbesondere diejenigen Frankens, dann der Herzog von Mecklenburg und der Fürst von Anhalt-Zerbst müßten in demselben begriffen sein.

Als Grundlage der Vereinbarung zwischen Oesterreich und Preußen habe das Princip zu dienen, daß keine der beiden Mächte wesentliche Einbuße erleide. Da es jedoch, um den Frieden wirklich zu einem dauerhaften zu gestalten, in Anbetracht der geographischen Lage von Glatz wünschenswerth sei, daß diese Grafschaft dem Hause Oesterreich verbleibe, würde die Kaiserin dieselbe in der Weise an sich bringen, daß sie von den dem Könige zur Last fallenden schlesischen Schulden eine Summe übernähme, welche dem zwanzigfachen Betrage der Staatseinkünfte von Glatz gleichkomme. In derselben Absicht sei Maria Theresia auch bereit, für sich und ihre Nachfolger auf den Titel einer Herzogin von Schlesien zu verzichten und den ihr verbliebenen Theil Oberschlesiens mit Mähren zu vereinigen, wenn der König seinem Besitzrechte auf Glatz gleichfalls entsage. Die Kaiserin werde sich bei ihrem Gemal, dem Kaiser Franz verwenden, daß er sein Großherzogthum Toscana für alle Zukunft von der Primogenitur des Hauses Oesterreich trenne und es zur Errichtung einer Secundogenitur bestimme, wenn ein Gleiches auch von Seite des Königs von Preußen hinsichtlich der Markgrafthümer Anspach und Baireuth geschehe. Der König möge sein schon gegebenes Versprechen erneuern, bei der Wahl eines Römischen Königs seine Stimme dem Erzherzoge Joseph zu geben und dazu beitragen, daß die Nachfolge in Modena an einen der nachgebornen Erzherzoge gelange.

Die Wiederherstellung des Reichsfriedens, die Erlassung einer allgemeinen Amnestie, die Regelung der gegenseitigen Handelsbeziehungen, welche beiden Betheiligten so lange Zeit hindurch vollständig anheimgegeben werden sollte, bis man sich über einen Handelsvertrag verständigt haben werde, die Räumung der besetzten Gebietstheile, die Freilassung der Kriegsgefangenen und Geiseln, die Verzichtleistung auf die Contributionsrückstände und endlich die Erneuerung der in den früheren Tractaten enthaltenen Zusagen wegen der Aufrechthaltung der katholischen Religion in Schlesien bildeten außerdem die wichtigeren

Punkte des französischen Schriftstückes, welches man füglich die ostensible Instruction Collenbachs nennen darf.

Mit ihr befand sich die in deutscher Sprache abgefaßte, für Collenbach allein bestimmte Instruction durchaus nicht in Widerspruch. Was den wichtigsten Punkt, die Abtretung von Glatz betraf, so wurde schon jetzt auf die Möglichkeit hingewiesen, daß wenn gar keine Aussicht auf Gewährung dieses Begehrens vorhanden sei, man sich mit der Sprengung der Festungswerke begnüge, im äußersten Falle aber auf Glatz völlig verzichte[643]). Die Räumung aller kursächsischen und Reichslande, welche der Feind und dessen Verbündete etwa noch besetzt hielten, sei jedoch eine ganz unerläßliche Bedingung des Friedens. Die Verhandlung wegen seiner eigenen Entschädigung müsse zwar dem kursächsischen Hofe selbst überlassen werden, jedoch sei ihm hiebei jeder nur immer denkbare Beistand zu leisten und gleichzeitig offen zu erklären, es würde der Ehre der Kaiserin zuwider sein, ohne Zustimmung Sachsens zum Friedensschlusse zu schreiten. Entschädigungsforderungen aber, welche etwa von Sachsen an Oesterreich gestellt würden, müßten von vorneherein zurückgewiesen werden[644]).

Während man in solcher Weise in Wien sich bemühte, die baldigste Abreise des Hofrathes von Collenbach möglich zu machen, war man auch von sächsischer Seite nicht müßig. Mit einem Schreiben vom 16. December setzte der Kurprinz den König von Preußen, der inzwischen in Leipzig sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, von den Entschlüssen des Wiener Hofes in Kenntniß. Friedrich entgegnete, jeder Verhandlungsort sei ihm recht und er würde sogar seinen Bevollmächtigten nach Wien senden; zur Beschleunigung der Verhandlung wäre es jedoch erwünscht, daß sie in seiner Gegenwart stattfände. Er werde daher Collenbach in Leipzig erwarten und mit seiner eigenen Vollmacht den Grafen Finckenstein betrauen, welcher jederzeit seine mündlichen Entscheidungen einholen könne. Die beiden Denkschriften des Wiener Hofes lobte der König sehr, doch frug er wiederholt den Freiherrn von Fritsch, der ihm das Schreiben des Kurprinzen überbracht hatte, was man denn in Wien unter dem Ausdrucke „billig"*)

*) „équitable".

verstehe? Mit Lebhaftigkeit setzte er hinzu, wenn er nicht alle seine Lande wiederbekomme, sei an nichts zu denken und die Verhandlung werde kurz sein. So lang er lebe, werde er in eine Abtretung von Glatz nicht willigen, denn nur durch Glatz werde Schlesien von dieser Seite gedeckt. Und was die Schadloshaltung für Sachsen betreffe, fügte er hinzu, so möge man sich darauf verlassen, nicht ein Dorf, nicht einen Groschen werde man von ihm erhalten [645]).

Am Abende des 15. December verließ Collenbach Wien; in der Nacht vom 19. auf den 20. kam er nach Dresden; hier meinte er die Verhandlungen beginnen zu können. Aber von sächsischer Seite bemühte man sich ihn zu überreden, daß er dem Wunsche Friedrichs willfahre und sich zu ihm nach Leipzig verfüge. Halb widerwillig gab Collenbach nach [646]); während der Fahrt von Dresden nach Leipzig wurde ihm jedoch das Unschickliche dieses Schrittes erst vollkommen klar. Seinem Begleiter Fritsch theilte er seinen festen Entschluß mit, nicht weiter als bis Wermsdorf zu gehen; dort oder in dem benachbarten Jagdschlosse Hubertsburg könnten recht wohl die Verhandlungen stattfinden [647]). Collenbach blieb daher in Wermsdorf, während Fritsch nach Leipzig zum Könige eilte, um dessen Zustimmung zu dem Begehren Collenbachs zu erwirken.

Dessen erster Entschluß, sich nach Leipzig zum Könige zu begeben, wurde von dem Staatskanzler mit Recht sehr lebhaft getadelt. Sowohl die Sicherheit der Correspondenz mit Wien als das Ansehen der Kaiserin fordere es, schrieb er an Collenbach, daß die Verhandlung wenn nicht in Dresden, so doch an einem dritten Orte und nicht im Hauptquartier des Königs von Preußen gepflogen werde. Vollends entscheidend sei hiefür die Betrachtung, daß man sonst auf preußischer Seite nur in der vorgefaßten Meinung bestärkt werden würde, der Wiener Hof sehne sich so sehr nach dem Frieden, daß ihm auch die ungünstigsten Bedingungen aufgedrungen werden könnten. Wenn es noch an der Zeit sei, möge Collenbach darauf dringen, daß die Verhandlung nicht in Leipzig, sondern anderswo stattfinde. Er hoffe, fügte Kaunitz mit Strenge hinzu, daß dieser Fehltritt der erste und letzte sein werde, dessen sich Collenbach schuldig mache [648]).

Um dieses Verfahren des Staatskanzlers als ein tadelnswerthes darstellen zu können, hat man darauf hinweisen wollen, daß der Wiener Hof ja auch in den Jahren 1742 und 1745 keine Bedenken getragen habe, seine Bevollmächtigten nach Breslau und Dresden zu senden, wo sich damals das preußische Hauptquartier befand und der König selbst anwesend war [649]). Aber gerade jener Vorgang machte es Kaunitz zur Pflicht, mit Sorgfalt darüber zu wachen, daß nicht Aehnliches jetzt neuerdings geschehe. Damals war Oesterreich überwunden und Friedrich unbestritten der Sieger; es galt dessen ferneren Fortschritten so rasch als nur immer möglich ein Ende zu machen. Daß am Schlusse des siebenjährigen Krieges die Dinge ganz anders lagen, ist sowohl damals als später von Niemand verkannt worden.

Die volle Berechtigung des österreichischen Begehrens wird übrigens wohl dadurch am besten bewiesen, daß König Friedrich sich keinen Augenblick besann, sich demselben zu fügen [650]). Statt Finckenstein, den er nicht entbehren zu können erklärte, betraute er den geheimen Legationsrath Ewald Friedrich von Hertzberg mit seiner Vertretung bei den Friedensverhandlungen; für Sachsen nahm Fritsch an denselben Theil. Am 30. December 1762 wurden sie zu Hubertsburg eröffnet.

Collenbach begann sie damit, daß er Hertzberg die ersten Punkte der von Kaunitz in französischer Sprache verfaßten Zusammenstellung der Friedensbedingungen vorlas und es ihm anheimstellte, die übrigen selbst abzuschreiben. In lebhaften Worten äußerte Fritsch seine Dankbarkeit für die besondere und nachdrückliche Betonung der sächsischen Interessen, die darin vorkam [651]). Hertzberg hatte nur gegen den sechsten Punkt, welcher von der Erwerbung von Glatz für Oesterreich handelte, wesentliche Einwendungen zu erheben. Niemals werde der König, so erklärte er schon jetzt, in die Abtretung irgend eines preußischen Gebietstheiles willigen. Und was den siebenten Punkt, die Secundogenitur für Anspach und Baireuth betreffe, glaube er nicht daß der König diesem Begehren so leicht sich fügen werde. Es sei übrigens in der Person des in Dänemark lebenden, allerdings kinderlosen Markgrafen Friedrich Christian noch ein näherer Agnat zu dieser Erbfolge vorhanden, als das kurfürstlich brandenburgische Haus [652]).

Hertzberg eilte nach Leipzig zum Könige, um dessen Entscheidung einzuholen über die Vorschläge Oesterreichs. Erst sechs Tage nachdem Collenbach dieselben vorgelegt hatte, wurde hierauf die Antwort Preußens ertheilt, denn der König suchte die Verhandlung in die Länge zu ziehen, weil er Sachsen vor Ende Februar nicht zu räumen gedachte.

Darum stellte Friedrich schon an die Spitze seiner Aeußerungen die Erklärung, daß er den Grundsatz annehme, keiner der beiden Theile könne durch den Friedensschluß eine wesentliche Einbuße erleiden. Daher müsse aber auch die völlige Zurückstellung der etwa noch feindlich besetzten Gebietstheile die Basis des Friedensschlusses bilden. Seine Truppen könnten Sachsen erst dann verlassen, wenn auch die Streitkräfte der Verbündeten sich aus den von ihnen noch besetzten preußischen Landstrichen zurückzögen. Die Forderung wegen der Abtretung von Glatz wurde weit verworfen, und ebenso lautete die Antwort wegen der Secundogenitur in Anspach und Baireuth und wegen der für beide Staaten in Anspruch zu nehmenden Freiheit, ihre Handelsbeziehungen nach Gutdünken zu regeln, durchaus nicht entgegenkommend. Friedrich betheuerte, in Bezug auf die Markgrafthümer keine Vergrößerungsabsichten für Preußen zu hegen, aber er dürfe den Rechten seines Hauses nichts vergeben. Und was die Handelsangelegenheiten betreffe, so könne er den durch die Verträge von Breslau und Dresden erlangten Gerechtsamen nicht entsagen. Er sei übrigens bereit zum Abschlusse eines Handelsvertrages, und wünsche sogar daß die Grundprincipien für denselben in den Friedenspräliminarien Aufnahme fänden.

Willfähriger zeigte sich Friedrich hinsichtlich der Wahl des Erzherzogs Joseph zum Römischen Könige und der Nachfolge in Modena. In beiden Beziehungen sagte er seine Unterstützung zu [653]).

Collenbach zum Vorwurfe ist es betont worden, daß er nur ein Werkzeug gewesen sei in des Staatskanzlers Hand [654]). Für einen diplomatischen Unterhändler wird jedoch in dieser Eigenschaft eher ein Lob als ein Tadel erblickt werden müssen, denn eigenmächtiges Auftreten hat in solcher Stellung nur selten zum Heile geführt. Von Collenbachs Seite wäre es um so strafwürdiger gewesen, als ihm

Kaunitz in dem Augenblicke seiner Abreise von Wien noch eigens eingeschärft hatte, nur ja nichts auf sich zu nehmen [655]), sondern hinsichtlich aller wichtigeren Punkte vorerst nach Wien eine Anfrage zu richten. So beschränkte er auch jetzt sich darauf, zwar den Einwendungen Hertzbergs gegen die österreichischen Vorschläge zu begegnen und sie zu widerlegen; die Entscheidung aber stellte er selbstverständlich seiner Regierung anheim.

Wenn man bedenkt, daß ein Eilbote von Hubertsburg nicht viel weniger Tage, um den Weg nach Wien zurückzulegen [656]), als er Stunden bedurfte, um nach Leipzig zu kommen, so sieht man daß Kaunitz, indem er Collenbachs Bericht vom 5. [657]) am 12. Jänner beantwortete, sich einer geringeren Zögerung schuldig machte als es soeben der König von Preußen gethan. Und außerdem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Friedrich augenblicklich und von sich selbst aus die Entscheidung zu treffen vermochte, während Kaunitz jederzeit erst diejenige der Kaiserin einholen mußte.

Man verkannte in Wien keinen Augenblick die wohlthuende Veränderung des Tones, welche in den letzten Erklärungen Friedrichs eingetreten war. Statt der höhnischen und beleidigenden Sprache, deren er sich früher bediente, führte er jetzt endlich eine solche, wie sie große Regierungen und mächtige Fürsten einander unter allen Umständen schulden. Aber man verhehlte sich darum doch nicht, daß seine Antwort in allen wichtigen Punkten ablehnend lautete. Und außerdem glaubte man aus der Haltung des Königs auf seine Absicht schließen zu dürfen, nur einmal mit Oesterreich zum Schlusse zu kommen, um sich dann desto härter gegen Sachsen bezeigen zu können. „Wohingegen", schreibt Kaunitz an Collenbach, „die Ehre und das Ansehen unseres Hofes „erfordern, eine besondere Sorgfalt für diesen Hof werkthätig zu „bezeigen" [658]).

„Hiemit kann gleichwohlen", fährt Kaunitz fort, „die wesentliche „Absicht vereinbart werden, das Friedensgeschäft nach Möglichkeit zu „befördern, indeme Chur Sachsen selbsten am meisten hieran gelegen „ist und es hauptsächlich darauf ankommen will, die Preussische

„Definitiv Erklärung auf dieses Hofs Anforderungen, sodann aber die „Sächsische Entschliessungen zu betreiben.“

Der Wortlaut dieser vertraulichen Depesche des Staatskanzlers an Collenbach wird hinreichend beweisen, daß die österreichische Regierung von den günstigsten Gesinnungen für Sachsen beseelt und entschlossen war, die Interessen dieses Landes mit Wärme zu vertreten. Und ebensowenig hegte irgend Jemand in Wien die Meinung, die Friedensverhandlungen verzögern zu wollen. Deren thunlichste Beschleunigung wurde vielmehr von Maria Theresia sowie von Kaunitz eifrigst gewünscht.

Wenn sich die österreichische Regierung nicht zu einfacher Annahme der Vorschläge Friedrichs verstand, so lag diesem Verfahren, wie aus des Staatskanzlers Worten ganz deutlich hervorgeht, eine zweifache Absicht zu Grunde. Man erwartete in einigen Punkten noch weitergehende Zugeständnisse für Oesterreich zu erlangen, und man wollte sich nicht schon von vorneherein aller Mittel zu ausgiebiger Unterstützung der Wünsche Sachsens berauben.

Von diesen Anschauungen ging denn auch die Erwiederung[659]) auf die preußische Erklärung aus, welche Collenbach mit dem Auftrage erhielt, sie den Bevollmächtigten Preußens und Sachsens allsogleich mitzutheilen. Hier nur die Hauptpunkte hervorhebend, soll bloß gesagt werden, daß man das Begehren wegen Abtretung der Grafschaft Glatz und wegen Errichtung der Secundogenitur in den fränkischen Markgrafthümern erneuerte. Als Aequivalent für Glatz wurde derjenige Theil des Fürstenthums Neisse bezeichnet, welcher sich noch im Besitze Oesterreichs befand. Und da man einsah, daß der Werth dieses Landstriches dem von Glatz nicht gleichkam, wurde Collenbach ermächtigt, auch noch die Districte von Jägerndorf und Hotzenplotz oder die Uebernahme eines verhältnißmäßigen Antheils an der schlesischen Schuld anzubieten.

Gerade aus dieser abgesonderten Instruction für Collenbach geht jedoch hervor, daß man in Wien auf eine Erfüllung der Wünsche

Oesterreichs wegen Glatz nicht ernstlich mehr hoffte. Aber man meinte sich die Nachgiebigkeit, zu der man sich schließlich doch werde bequemen müssen, von preußischer Seite durch Concessionen nach drei anderen Richtungen hin erkaufen lassen zu sollen. Die erste derselben bestand in der Frage der Secundogenitur in Anspach und Baireuth. Außerdem wünschte man die preußische Gewährleistung der Staaten Maria Theresia's, welche in den Verträgen von Breslau und Dresden nur für die deutsch-österreichischen Länder gegeben worden war, auch auf Ungarn ausgedehnt und dadurch den gefahrdrohenden Intriguen Preußens bei der Pforte ein Ende gemacht zu sehen. Und schließlich waren es auch jetzt wieder die Interessen Sachsens, denen man durch eine solche Zurückhaltung förderlich sein wollte [660]).

Die Begehren Sachsens waren von dem Freiherrn von Fritsch in die Form zweier Actenstücke gekleidet worden, die er am 4. und 5. Jänner Collenbach überreichte. In dem ersten, einer Note, wurde vor Allem um die Verwendung des österreichischen Bevollmächtigten gebeten, daß sowohl die Feindseligkeiten der Preußen als die Einforderung von Kriegscontributionen mit 1. Jänner 1763 ein Ende finden sollten. Außerdem möge die Räumung Sachsens gleichzeitig mit der Zurückstellung der Gebietstheile geschehen, die Preußen von österreichischer Seite überantwortet werden würden. Und endlich sei eine gemeinschaftliche Verständigung über die geeigneten Mittel herbeizuführen, um dem Könige von Polen, seinem Hause und seinem Lande angemessene Schadloshaltung für die ungeheuren Verluste zu verschaffen, die sie erlitten hätten.

Genauere Auskunft über dasjenige, was Sachsen eigentlich wünschte, als aus dieser ganz allgemein gehaltenen Note empfängt man aus dem von sächsischer Seite ausgearbeiteten Entwurfe eines Friedensvertrages [661]), in welchem vorerst das Begehren erneuert wurde, daß jedwede Leistung Sachsens für Preußen mit dem Beginne des Jahres 1763 aufhören und keinerlei rückständige Zahlung oder Entrichtung eingefordert werden solle. Die Räumung Sachsens möge mit dem Augenblicke der Auswechslung der Ratificationen des Friedensvertrages beginnen. Nicht nur alle Kriegsgefangenen und Geiseln,

sondern auch alle sächsischen Unterthanen, welche sich im Dienste des Königs von Preußen befänden, sollten zurückgegeben werden. Das Gleiche habe auch mit den in Sachsen weggenommenen Geschützen und Waffen so wie mit den dem königlichen Cabinete, den Archiven oder den Landesbehörden gehörenden Schriftstücken zu geschehen. Man hoffe von der Billigkeit und dem Rechtsgefühle [662]) des Königs von Preußen, daß er den König von Polen für den sechsjährigen Entgang der Landeseinkünfte und die sonst erlittenen Verluste in angemessener Weise entschädigen werde. Die Ansprüche der Stadt Leipzig und der sächsischen Ritterschaft wurden noch besonders betont, weil man sich auf ausdrückliche Versprechen des Königs berufen konnte, daß die von ihnen in Form von Darlehen geleisteten Zahlungen zurückerstattet werden würden. Und endlich wurde ein Ausgleich über die wichtige Frage der Steuerschulden in Vorschlag gebracht.

Wie wenig Aussicht auf Erfüllung dieser Wünsche Sachsens vorhanden war, begriff Kaunitz schon in dem ersten Augenblicke, in dem sie ihm bekannt wurden [663]). „Wir haben aber", fügte er hinzu, „nicht Ursache, eine Verminderung und mehrere Nachgiebigkeit anzu„rathen, da solches von königlich preußischer Seite nur allzuviel ge„schehen wird."

Und so war es denn auch in der That. „Man muß endlich „einmal die Sachsen über ihre chimärischen Forderungen enttäuschen", schrieb Friedrich am 7. Jänner eigenhändig an Hertzberg [664]). In einer für sie wahrhaft schreckenerregenden Weise wußte ihnen der König es in kürzester Frist klar zu machen, wessen sie sich von seiner durch sie angerufenen Billigkeit, von seinem Rechtsgefühl zu versehen hatten. Mit noch unmenschlicherer Härte als zuvor trieb er willkürlich veranschlagte und willkürlich auferlegte, kaum zu erschwingende Contributionen ein. Nicht nur die Jünglinge, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, wurden haufenweise gewaltsam unter seine Fahnen getrieben, sondern Mädchen und Kinder in großer Anzahl ihren Familien entrissen und in das Innere von Preußen geschleppt, um diese Provinzen wieder bevölkern zu helfen [665]). Jedermann sah, daß es ihm um nichts zu thun war, als das unglückliche Sachsen, bevor er es endlich verlassen mußte,

noch systematisch zu plündern. Und wie es um die Entschädigung stehen werde, die man von ihm zu erlangen noch immer sich schmeichelte, hätte man zur Genüge seiner in allem Anfang abgegebenen Erklärung entnehmen können, nicht ein Dorf, nicht einen Groschen werde man von ihm erhalten.

Die Kurzsichtigkeit, mit welcher zu jener Zeit die sächsischen Staatsmänner von Oesterreich Schutz und Rettung begehrten vor der unersättlichen Habgier des Königs von Preußen, mag mit der Bedrängniß ihres Landes zu entschuldigen sein, ist aber fürwahr nicht leicht zu begreifen. Denn das mußte man in Sachsen doch einsehen, daß Oesterreich jedes zwingenden Mittels entbehrte, durch welches Friedrich gegen seinen Willen hätte vermocht werden können, den Contributionen ein Ende zu machen und angemessenen Schadenersatz zu gewähren. War es ja doch so weit gekommen, daß Oesterreich von seinen eigenen berechtigten Begehren eines nach dem anderen aufgeben mußte, um nur endlich zum Frieden zu gelangen. Den besten und aufrichtigsten Willen, die Leiden Sachsens zu lindern und ihm zu einiger Genugthuung zu verhelfen, besaß man ohne Zweifel in Wien; jedes Schriftstück, jedes Wort der österreichischen Regierung liefert dafür den unwiderleglichsten Beweis. Aber es fehlte an der Macht, den König von Preußen zu hindern, sein wahrhaft barbarisches Verfahren dem unglücklichen Lande im letzten Augenblicke in wo möglich noch grausamerer Weise fühlbar zu machen, als es ohnedieß bisher schon geschehen war. Und welch unglaublichen Grad diese Härte Friedrichs erreichte, kann man daraus ermessen, daß man noch heute, nach mehr als einem Jahrhundert von preußischer Seite es mit ängstlicher Sorgfalt vermeidet, den Schleier vollends zu lüften, welcher die damaligen Handlungen, Anordnungen und Aussprüche des Königs wenigstens noch theilweise verbirgt.

In der Sitzung vom 11. Jänner händigte Hertzberg dem Freiherrn von Fritsch die preußische Erklärung ein, durch welche jede Entschädigung ebenso wie die Forterhebung der Contributionen verweigert und überhaupt jeder Punkt des sächsischen Friedensentwurfes mit Ausnahme desjenigen, der sich auf die Steuerschulden bezog, ablehnend

beantwortet wurde. Nun trat nach und nach wirklich die Enttäuschung der Sachsen ein, von welcher Friedrich gesagt hatte, daß sie nothwendiger Weise herbeigeführt werden müsse. Gleichwohl erfüllten sie nur eine Pflicht, wenn sie noch einen, wenngleich ziemlich hoffnungslosen Versuch machten, den König von Preußen zu Entschlüssen zu bewegen, welche für Sachsen weniger ungünstig wären.

An demselben Tage, an welchem Hertzberg aus den Händen des Freiherrn von Fritsch die sächsische Erwiederung in Empfang nahm, am 17. Jänner überreichte ihm Collenbach die neue Denkschrift der österreichischen Regierung. Als das Anerbieten zur Sprache kam, das Aequivalent für Glatz sowohl in einer Gebietsabtretung als in der Uebernahme eines verhältnißmäßigen Antheils an der schlesischen Schuld bestehen zu lassen, schien dieser Vorschlag einen gewissen Eindruck auf Hertzberg hervorzubringen; ja er ließ ihn Anfangs ganz ohne Einwendung vorübergehen. Wohl kam er später mit der erneuerten Erklärung darauf zurück, der König werde diesen Antrag nicht annehmen, sondern auf dem Begehren der einfachen Zurückstellung von Glatz beharren. Aber er frug doch nach den neuesten Landkarten von Schlesien, maß die in Frage kommenden Landstriche sorgsam gegen einander ab und trachtete sich über dasjenige, was die von Oesterreich angebotenen Gebietstheile betraf, genauer zu unterrichten. Ungleich entschiedener und ganz bedingungslos lehnte er jedoch das erneuerte Begehren wegen der Secundogenitur in den fränkischen Markgrafthümern ab. Und was die Handelsbeziehungen anging, so wollte er gleichfalls nichts von der österreichischen Beweisführung hören, derzufolge die Verträge von Breslau und Dresden durch den nachfolgenden Krieg aufgehoben worden und daher die Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und Preußen durch einen neuen Vertrag zu regeln seien, bis zu dessen Zustandekommen beide Staaten in dieser Beziehung thun könnten, was ihnen gutdünke.

Auch jetzt verfügte sich Hertzberg, und zwar am 18. Jänner persönlich zu dem Könige nach Leipzig, und da er vor seiner Abreise ankündigte, er werde wenigstens vier bis fünf Tage dort bleiben [666]), so kann man wohl sehen, von welcher Seite die Verzögerung der

Friedensverhandlungen ausging. Hertzberg erklärte sich persönlich bemühen zu wollen, wenigstens einige Nachgiebigkeit hinsichtlich der sächsischen Begehren zu erwirken. Und als Collenbach ihn gleichfalls dringend darum bat, da meinte Hertzberg, in Oesterreichs Hand liege es, dem täglich zunehmenden Elende in Sachsen durch eine willfährige Antwort wegen Glatz ein Ende zu machen.

Da diese Bemerkung nicht in speziellem Auftrage des Königs von Preußen vorgebracht wurde, sondern nur von Hertzberg ausging, so erachtete Collenbach mit Recht den Augenblick noch nicht für gekommen, mit dem Ultimatum hervorzutreten. Jedenfalls mußte er die förmliche Antwort des Königs auf die österreichische Denkschrift abwarten, um wenigstens noch im letzten Augenblicke für die Abtretung von Glatz günstigere Bedingungen in Bezug auf einige andere Punkte, insbesondere wegen der Handelsbeziehungen zu erlangen. Und in der That erhielt er am 21. Jänner ein Schreiben von Hertzberg aus Leipzig, worin ihm angekündigt wurde, daß der König auf der Forderung wegen Glatz unerschütterlich bestehe; hinsichtlich aller übrigen Punkte hoffe man Oesterreich zufrieden zu stellen [667]).

Dieses letztere Versprechen ging jedoch durch die preußische Denkschrift [668]), welche Hertzberg in der Sitzung vom 23. Jänner Collenbach übergab, keineswegs in Erfüllung. Allerdings war, was Glatz betraf, die frühere Weigerung aufrecht erhalten und sogar das Zeugniß des Feldmarschalls Grafen Daun dafür in Anspruch genommen, daß die Festung Glatz für Preußen nur ein defensiver, während sie für Oesterreich ein offensiver Platz sei. Der Besitz von Glatz würde Oesterreich jederzeit die Möglichkeit ganz ungehinderten Einrückens in Schlesien gewähren, während das Umgekehrte keineswegs der Fall sei. Die Stellung von Politz müsse als eine von der Natur aufgerichtete Festung gelten, von der aus man den Einmarsch in Böhmen mit Leichtigkeit verwehren könne.

Collenbach war durch Preußens Beharren auf dem Begehren der Zurückstellung von Glatz nicht überrascht; war es ihm doch von Hertzberg schon im Voraus angekündigt worden. Aber daß die gleichfalls

eröffnete Aussicht auf Befriedigung hinsichtlich aller übrigen Punkte nur bei einigen wenig bedeutenden, nicht aber bei den wichtigeren Artikeln in Erfüllung ging, brachte den sonst so bedächtigen und schweigsamen Mann in Harnisch. Die Ablehnung der von österreichischer Seite verlangten Verwendung der fränkischen Markgrafthümer zur Errichtung einer Secundogenitur ließ er noch ruhig vorübergehen, denn er hatte sich von vorneherein nichts Anderes erwartet. Aber daß auch bei dem achten Artikel, der die Handelsbeziehungen betraf, statt der von Hertzberg versprochenen Zufriedenstellung Oesterreichs jetzt von preußischer Seite ganz spezielle Grundzüge einer künftigen Vereinbarung zur Annahme empfohlen wurden, denen Collenbach mindestens ein tief empfundenes Mißtrauen entgegenbrachte, erbitterte ihn. Mit einer an ihm noch nicht gesehenen Heftigkeit legte er Verwahrung ein gegen den preußischen Vorschlag und erklärte, sich in gar keine Erörterung einlassen zu wollen. Derlei Abmachungen gehörten in den dereinst abzuschließenden Handelstractat und nicht in die Friedenspräliminarien [669]).

Man wird wohl nicht allzu weit irre gehen wenn man annimmt, daß der König von Preußen mit diesen neuen Vorschlägen nicht viel anderes bezweckte, als die Verhandlungen noch etwas in die Länge zu ziehen, um inzwischen sein Aussaugungsverfahren gegen Sachsen ungehindert fortsetzen zu können. Wie sehr sticht dagegen die Beeiferung der Kaiserin ab, so bald als nur immer möglich zum Abschlusse des Friedens zu gelangen. Auf einen Bericht des Staatskanzlers über die Verlegenheit, in der sich die Regierung der österreichischen Niederlande wegen völligen Mangels an Truppen befand, und über das Verfahren, durch das sich der dortige bevollmächtigte Minister Graf Cobenzl das Mißtrauen Frankreichs und Hollands zugezogen hatte, schrieb Maria Theresia: „bin verstanden, obwohlen er „ein wenig leger in reden ist. vor allen wüntsche nach Hubertsbourg, „dis helffet allen ab“ [670]). Und als ihr zwei Tage später Kaunitz einen Bericht Collenbachs vorlegte, stellte ihn die Kaiserin mit den Worten zurück: „placet; alles was die sach beschleunigen (kann) approbire“ [671]).

Maria Theresia war es daher persönlich, welche den Impuls gab, daß in Wien auch nicht die allergeringste Verzögerung eintrete in Beantwortung der preußischen Erklärungen, die aus Hubertsburg eingingen. Und so vollständig entsprach Kaunitz den Absichten der Kaiserin, daß er ihr, um nur ein Beispiel zu erwähnen, Collenbachs Bericht vom 23. Jänner, welcher am 27. in Wien eintraf, noch an demselben Tage mit den Worten vorlegte, wenn sie es gestatte, werde er noch Abends ihre Antwort mit dem Entwurfe der Präliminarartikel, welche beiden Actenstücke mit höchster Eilfertigkeit verfaßt worden seien, nach Hubertsburg absenden [672]).

„Placet;“ antwortete Maria Theresia gleichfalls noch am 27. Jänner; „es wäre aber die gantze expedition morgen Kayser zu-„zuschicken umb selbe zu lesen, doch nicht heüt die abschickung auff-„halten.“

Wirklich ist das Rescript des Staatskanzlers an Collenbach, mit dem der Letztere die neu erbetenen Instructionen erhielt, gleichfalls noch vom 27. Jänner, somit von demselben Tage datirt, an welchem Collenbachs Bericht in Wien eingetroffen war. Aber aus der Eilfertigkeit, welche die Kaiserin und Kaunitz an den Tag legten, muß man nicht schließen, daß sie durch die Eröffnungen Preußens irgendwie befriedigt gewesen wären. Kaunitz wenigstens theilte ganz die Entrüstung Collenbachs über die Doppelzüngigkeit, welche von preußischer Seite auch jetzt wieder gezeigt worden, indem Hertzberg die Zufriedenstellung Oesterreichs hinsichtlich aller Punkte mit Ausnahme desjenigen, der sich auf Glatz bezog, versprochen, der König aber das Gegentheil hievon gethan hatte [673]).

In diesem Sinne lautete denn auch das Rescript, welches nun an Collenbach erging. „Der Erfolg hat gelehrt,“ so beginnt es, „daß „des Herrn von Hertzberg letzteres Schreiben nach der gewohnten „anderseitigen Falschheit eingerichtet gewesen und denen Worten auf „keine Weise zu trauen sei, wie dann das letzte königliche Memoire in der „That das Friedensgeschäft mehr erschwert als befördert. Es kann mich „aber solches umsoweniger befremden, da der König alle Vortheile der

„Negociation in Handen hat und ihm nicht unbekannt sein kann, was „für Ursachen nicht nur Unseren, sondern auch den Chursächsischen „Hof zur Beförderung des Friedens antreiben. Könnte man eine „andere Sprache führen und die rechten Mittel gebrauchen, um den „König zu überzeugen, daß man es allenfalls auf die Fortsetzung des „Krieges ankommen lassen wolle, so wäre es nichts weniger als un„möglich, mit allen unseren Conditionen auszureichen. Allein wenn „man auf allen Seiten bedrängt wird, so lassen sich die wahren Um„stände nicht genugsam verbergen. Gleichwohl muß man noch einen „Versuch machen und zwar auf solche Art, daß dadurch der Friede „nicht verzögert, sondern die Unterzeichnung der Präliminarien ge„fördert werde."

Kaunitz wies daher Collenbach an, gegen Hertzberg eine Haltung anzunehmen, aus der man abnehmen könne daß Oesterreich trotz der Verlegenheit, in der es sich befinde, doch noch fähig sei, es nöthigen Falles auch auf den Bruch der Verhandlungen ankommen zu lassen. Wohl dürfe man sich nicht darüber täuschen, fügte Kaunitz hinzu, daß man sich auf die Erwerbung von Glatz keine Hoffnung mehr machen könne. Aber man müsse sich Mühe geben es zu erwirken, daß dieses Zugeständniß von preußischer Seite durch die Ausdehnung der Gewährleistung auf Ungarn und durch Erleichterungen für Sachsen erkauft werde [674]).

Was die brandenburgische Secundogenitur in den fränkischen Markgrafthümern anging, so zweifelte der Staatskanzler gleichfalls nicht, daß Oesterreich auch in dieser Beziehung werde nachgeben müssen. Aber um so standhafter solle Collenbach auf dem früheren Vorschlage wegen der Handelsbeziehungen bestehen. Die von preußischer Seite aufgestellten Principien könnten wohl auf den ersten Blick als billig und in der Gegenseitigkeit begründet erscheinen. In Wahrheit aber zielten sie nur dahin, Oesterreich auf Irrwege zu leiten und den Aufschwung seiner Manufacturen zu vereiteln. Wären die Vorschläge Preußens in der That so harmlos, billig und für Oesterreich nützlich, als man sie darstelle, dann dürfe man wohl von der richtigen Einsicht des Wiener Hofes und der Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil

erwarten, er werde bei dem zukünftigen Handelsvertrage nicht Schwierigkeiten erregen, die ihm selbst nachtheilig wären. Sich jedoch schon im Voraus die Hände binden zu lassen und Preußen die Möglichkeit zu gewähren, daß es die etwaige Nichterfüllung der Vertragsbestimmungen mit den Streitigkeiten rechtfertige, welche in Bezug auf die Handelsangelegenheiten voraussichtlich entstehen würden, dazu werde man sich nun und nimmermehr herbeilassen. Dieser Artikel sei daher der einzige, hinsichtlich dessen nicht nachgegeben werden könne. Sollte übrigens das ganze Friedensgeschäft hieran scheitern, so bestände das letzte Auskunftsmittel darin, daß nicht der hierauf bezügliche Artikel des Breslauer, sondern der des Dresdner Friedens von Wort zu Wort wiederholt werde.

Ehe noch dieses Rescript des Staatskanzlers in Hubertsburg eintraf, hatten dort die Differenzen zwischen Preußen und Sachsen eine immer ungünstigere Gestalt angenommen. Wie wenigstens Collenbach behauptet, hatten die Sachsen, welche Anfangs so sehr zum Abschlusse drängten, jetzt selbst einigen Anlaß zur Verzögerung gegeben, indem sie unter einander nicht einig darüber werden konnten, worin denn eigentlich ihre Entschädigungsbegehren bestehen sollten [675]). Und welcher Mittel sich andererseits wieder König Friedrich bediente, um den sächsischen Bevollmächtigten die Nothwendigkeit demüthiger Unterwerfung unter sein tyrannisches Machtgebot deutlich vor Augen zu führen, davon liefert eine Anzeige Collenbachs einen recht drastischen Beweis. Ein preußisches Militärcommando sammt drei- bis vierhundert Holzschlägern sandte der König in die Hubertsburger Waldungen mit der Drohung, dieselben völlig verwüsten zu lassen, wenn nicht eine hiefür geforderte Contribution von zweimalhunderttausend Thalern allsogleich erlegt würde [676]).

Bei Preußen kein Erbarmen, bei Oesterreich keine Rettung findend, waren die sächsischen Unterhändler, Fritsch und der ihm beigegebene Hofrath Gutschmid fürwahr in der äußersten Bedrängniß. Begreiflich ist es daher, daß sie ihre Anklagen nun auch gegen Collenbach richteten und darüber Beschwerde erhoben, daß er „bei den besten Zu„sicherungen dennoch einige reelle Vertraulichkeit und wahre cordialité

„nicht äußerte“. Ob in dieser „Vertraulichkeit und cordialité“ ein Zwangsmittel gelegen gewesen wäre, um den König von Preußen zur Willfährigkeit gegen die Forderungen Sachsens zu bewegen, wird von ihnen freilich nicht näher erörtert. Ueber die Verzögerungen klagten sie jedoch gleichfalls, welche Collenbach dadurch verursache, daß er nichts persönlich entscheide, sondern über Alles erst nach Wien schreibe und von dort Verhaltungsbefehle einhole. Collenbach dagegen berichtete am 27. Jänner, die sächsischen Bevollmächtigten hätten ihm bedauernd eröffnet, sie seien auch jetzt noch außer Stande, eine Schlußerklärung abzugeben. Denn ihr Ministerium könne seine Wünsche noch immer nicht deutlich präcisiren, sondern es wolle abwarten, was der König von Polen von Oesterreichs werkthätiger Unterstützung zu hoffen habe. Collenbach möge daher ohne fernere Zögerung mit dem Ultimatum Oesterreichs hervortreten und dabei erklären, daß die Befriedigung Sachsens für den Wiener Hof eine conditio sine qua non des Friedensschlusses sei.

Collenbach behauptet, sowohl Fritsch als Gutschmid hätten ihm mit Beschämung gestanden, der ganze Antrag, zu dem sie beauftragt worden, ziele nur darauf ab, für Sachsen noch Zeit zu gewinnen. Sie gaben zu verstehen, daß es ihnen selbst nicht recht begreiflich erscheine, wie man von sächsischer Seite verlangen könne, Oesterreich solle eher als Sachsen zum Schluß kommen und daher einen einseitigen Frieden eingehen mit Preußen. Letzteres würde sich ja dann ohne Zweifel nur um so härter gegen Sachsen bezeigen. Fritsch schied mit der Erklärung, er werde seiner Regierung in eindringlichster Weise die Nothwendigkeit darthun, endlich zu einem Entschlusse und zu einer deutlichen Mittheilung desjenigen zu gelangen, was sie wolle und unter den einmal obwaltenden Verhältnissen noch mit einiger Hoffnung auf Gewährung begehren könne.

Es soll hier durchaus nicht behauptet werden, daß alles Recht oder Unrecht ausschließlich auf der einen oder der anderen, auf der österreichischen oder sächsischen Seite gewesen sei. Das aber ist gewiß, daß durch diesen Zwiespalt die so wünschenswerthe Einmüthigkeit zwischen den beiden Regierungen, welche dem gefürchteten Feinde gegenüber äußerst nothwendig gewesen wäre, in einer für beide Mächte nicht

gerade nutzbringenden Weise gestört wurde. In Wien bewahrte man übrigens noch so viele Haltung, daß man allerdings die Beschwerden Sachsens gegen Oesterreich für unbegründet erklärte und Collenbach beauftragte, dem Freiherrn von Fritsch kein Hehl daraus zu machen, daß man in Wien mit dem Verfahren seiner Regierung in hohem Grade unzufrieden sei. Aber man erneuerte doch die schon früher abgegebene Erklärung, der Friede Sachsens mit Preußen bilde für Oesterreich die unerläßliche Bedingung des Zustandekommens des eigenen Tractates. Und gleichzeitig wurde Collenbach angewiesen, Preußen gegenüber auf den Forderungen wegen Glatz, wegen der fränkischen Markgrafthümer und endlich auch wegen der Ausdehnung der preußischen Gewährleistung auf Ungarn nicht länger zu bestehen. Um so standhafter müsse daran festgehalten werden, daß Preußen hinsichtlich der Handelsbeziehungen und wegen des gleichzeitigen Friedensschlusses mit Sachsen den Wünschen Oesterreichs willfahre. Außerdem möge es zustimmen, daß die in den österreichischen, den preußischen, den sächsischen und sonstigen Reichslanden zur Entrichtung von Contributionen ausgestellten Wechsel und Schuldbriefe für null und nichtig erklärt würden. Wolle es hinsichtlich dieser drei Bedingungen nicht nachgeben, dann könne es auch nicht von sich behaupten, daß es bereit sei, mit Oesterreich einen für beide Theile gerechten und ehrenvollen Frieden zu schließen [677].

Leidenschaftlicher wohl, aber wie dieß damit gewöhnlich verbunden ist, ungleich weniger umsichtig als in Wien ging man in Dresden zu Werke. Nachdem ihm Oesterreich bisher zu dem nicht verholfen, was er von ihm erwarten zu können geglaubt hatte, beschloß der Kurprinz plötzlich, sich dem Könige von Preußen in die Arme zu werfen. Am 29. Jänner beauftragte er Fritsch, die Verzichtleistung Sachsens auf seine Entschädigungsansprüche zu erklären. Man willige ein, daß die Einstellung der Feindseligkeiten und daher auch der Contributionen erst mit dem Tage der Unterzeichnung des Vertrages stattfinden und nicht schon vom 1. Jänner 1763 angefangen berechnet werden solle. Die Bezahlung der für die Contributionen noch ausstehenden Wechsel-

briefe werde versprochen und man begnüge sich mit den Zugeständnissen Preußens in Bezug auf die Steuerscheine.

In der Sitzung vom 30. Jänner brachte Fritsch im Namen seiner Regierung diese Erklärung vor. Daß Sachsen seine eigene Sache so leichthin aufgab[678]), machte auf Collenbach einen peinlichen Eindruck. Dringend hätte er gewünscht, Fritsch bewegen zu können, mit der Abgabe des sächsischen Ultimatums nur noch die wenigen Stunden zu zögern, nach deren Ablauf die Antwort aus Wien auf seinen Bericht vom 23. Jänner in Hubertsburg eintreffen konnte. Aber jede vernünftige Vorstellung blieb umsonst; der sächsische Bevollmächtigte schien es keinen Augenblick mehr verschieben zu wollen, Sachsens bedingungslose Unterwerfung unter Preußens Machtgebot zu erklären. Collenbach konnte nichts anderes thun als sich an die Vorschriften halten, die ihm bis dahin aus Wien zugekommen waren. Sie gingen nicht weiter als bis zu dem Zugeständnisse, zu welchem er für den Fall ermächtigt worden, daß die Erwerbung von Glatz nicht zu erreichen sei. Er bot die Zurückstellung von Glatz, jedoch unter der Bedingung an, daß die Festungswerke geschleift würden[679]).

Es ließ sich vorhersehen, daß vorerst Hertzberg und nach ihm der König von Preußen gegen diese Bedingung lebhafte Einsprache erheben würden, und so geschah es auch in der That. Auch von sächsischer Seite zeigte man sich ungehalten über die Verzögerung, die hiedurch neuerdings eintrat. Aber noch an demselben Abende erhielt Collenbach die Rescripte des Staatskanzlers vom 27. Jänner. Er beeilte sich von deren wesentlichem Inhalte dem Freiherrn von Fritsch vertrauliche Mittheilung zu machen. Er ging hiebei von der Absicht aus, durch Fritsch, der in häufigem Verkehre mit Hertzberg stand, dem Letzteren die Ueberzeugung beizubringen, daß hinsichtlich des Artikels wegen der Handelsbeziehungen eine Nachgiebigkeit Oesterreichs nicht zu erwarten sei[680]).

In der Sitzung, welche hierauf folgte, gab Collenbach nun auch Hertzberg gegenüber die gleiche Erklärung ab. Wolle Preußen sowohl in dieser Hinsicht dem Begehren Oesterreichs sich fügen als in die

Vernichtung der von österreichischer, preußischer und sächsischer Seite, so wie überhaupt in den Reichslanden in Contributionssachen ausgestellten Wechselbriefe und Schuldscheine willigen, dann werde sich Oesterreich herbeilassen, Glatz in dem Stande zurückzugeben, in welchem es sich vor dem Kriege befunden habe. Nach Wien aber meldete Collenbach, dem Begehren wegen der Wechselbriefe und Schuldscheine sei durch die Nachgiebigkeit Sachsens in sehr ungünstiger Weise präjudicirt worden[681]).

Die Festigkeit Collenbachs trug insofern gute Früchte, als Hertzberg in der Sitzung vom 2. Februar den Dank seines Königs aussprach für die Zusage der unbedingten Zurückstellung von Glatz. Der König willige dagegen in das Begehren der Kaiserin wegen der zukünftigen Handelsbeziehungen. Auch die Annullirung der von österreichischen und Reichsunterthanen ausgestellten und bisher unbezahlt gebliebenen Wechselbriefe und Schuldscheine gestehe er unter der Bedingung der Gegenseitigkeit und mit ausdrücklicher Ausnahme Sachsens zu; hatte es sich ja dieser Begünstigung schon freiwillig begeben. Wenn jedoch in Bezug auf die Handelsverbindungen der frühere Zustand nicht neuerdings in Kraft gesetzt, sondern beiden Staaten die Dispositionsfreiheit zurückgestellt werden solle, dann nehme er auch das Gleiche für die Verhältnisse der katholischen Kirche in Schlesien in Anspruch. Er wolle sie nicht unterdrücken, aber auch in freier Ausübung seiner Souveränetätsrechte nicht mehr durch den Wortlaut der Breslauer Präliminarien gehindert sein[682]).

Man weiß wohl daß der König von Preußen, obwohl für sich persönlich in Religionssachen vollkommen indifferent, doch gegen die Katholiken bei weitem nicht so duldsam war als er sich das Ansehen zu geben sich bemühte. Freilich wurde er von protestantischer Seite hiezu eifrig gedrängt. In einer Denkschrift des Ministers Fürst, der lange Zeit hindurch in Wien über die schlesischen Verhältnisse unterhandelt hatte, ist die Behauptung aufgestellt, daß die katholischen Unterthanen des Königs in Schlesien gar keine Schonung verdienten. Nur Wenige seien hievon auszunehmen; die Uebrigen würden niemals

einen Landesherrn aufrichtig lieben, der sich nicht zu ihrer Religion bekenne [683]).

Es ist nirgends zu ersehen, in wie weit der König selbst diesen Anschauungen zustimmte oder ob er das in Hubertsburg vorgebrachte Begehren nur als ein schlau ausgedachtes Mittel erkannte, um die streng katholisch gesinnte Kaiserin zu bewegen, noch in letzter Stunde in der Frage der Handelsbeziehungen nachzugeben und es sich gefallen zu lassen, daß man hinsichtlich beider Punkte bei dem Breslauer Frieden bleibe.

Aus Collenbachs Berichte vom 2. Februar, antwortete ihm Kaunitz drei Tage später, gehe hervor daß der König von Preußen zwar wegen der Wechselbriefe und der Handelsangelegenheiten nachgegeben, aber wenn man so sagen dürfe „eine neue Chicane" wegen der Religionsverhältnisse in Schlesien auf die Bahn gebracht habe. Dieser Anstand mache seinem Erfinder keine Ehre, und es wäre weit schicklicher gewesen, wenn man auf dem früheren Begehren wegen der Handelssachen verblieben wäre, als daß man nun Ausflüchte in Fragen suche, über welche ein Einverständniß bereits bestehe. Mit dem jetzt in Vorschlag gebrachten Artikel scheine Preußen nichts anderes sagen zu wollen, als daß man die Verhandlungen wieder von vorne anfangen solle [684]). Collenbach wurde daher beauftragt, sich hinsichtlich dieses Punktes ablehnend zu verhalten; nur in Bezug auf die Stylisirung dürfe er eine Aenderung eintreten lassen. Denn auch in Wien wollte man es gern vermeiden, die Empfindlichkeit des Königs durch Worte zu reizen, in denen man die Beschuldigung erblicken konnte, er habe in Bezug auf die Stellung der katholischen Kirche in Schlesien dem Breslauer Vertrage entgegengehandelt [685]).

Kaum hatte der Staatskanzler diese Depeschen nach Hubertsburg abgesendet, so traf ein neuer Bericht von dort ein, demzufolge Hertzberg auf Befehl des Königs dessen Wunsch zur Kenntniß Collenbachs gebracht hatte, daß statt der Präliminarien gleich ein definitiver Friedensvertrag abgeschlossen werde [686]). Kaunitz war Anfangs der Meinung, daß ein solcher Schritt den Verpflichtungen Oesterreichs

gegen die Verbündeten widerstrebe, indem man ohne deren vorläufige Zustimmung einen förmlichen Tractat nicht leicht abschließen dürfe. Aber er fügte sich doch zuletzt dem dringenden Wunsche der Kaiserin, welche wenigstens in Bezug auf diesen einzelnen Punkt mit Friedrich übereinstimmte. „placet", schrieb Maria Theresia auf die Meldung des Staatskanzlers vom 9. Februar, „und wüntschte wohl sehr das „anstatt præliminarien der definitive tractat geschlossen werde. mir „komt vor daß wir so weniger sollen Anstand finden, weillen Franck„reich und Engeland weder in preliminarien noch definitive tractat „was von uns melden wollen."

Wenn jedoch die Kaiserin gemeint haben sollte, in dieser Uebereinstimmung ihrer Ansicht mit derjenigen Friedrichs ein günstiges Vorzeichen erblicken zu dürfen, daß dem unverzüglichen Abschlusse des Tractates kein Hinderniß mehr im Wege stehe, so würde sie sich darin geirrt haben. Am 13. Februar berichtete Collenbach über ein neues Begehren Hertzbergs, welches sich auf die Freigebung der beiderseitigen Kriegsgefangenen bezog. Früher war bestimmt worden daß dieselbe ohne Rücksicht auf ihre Anzahl oder ihren Rang stattfinden solle. Ueberdieß wollte man sie auch auf die beiderseitigen Unterthanen ausdehnen, welche zum Eintritte in den Kriegsdienst der anderen Macht gezwungen worden waren. Nun verlangte Hertzberg, eine solche Freigebung solle sich von beiden Seiten nur auf eine gleiche Anzahl von Personen erstrecken. Auch dem blödesten Auge mußte es klar werden, daß es hiebei von preußischer Seite auf eine neue Uebervortheilung Oesterreichs abgesehen sei. Denn Jedermann wußte, daß König Friedrich überall, wohin er mit seinen Truppen gekommen war, somit auch in Feindesland die waffenfähige Mannschaft aufgreifen und zum preußischen Fahneneide zwingen ließ. Von Oesterreich war dieß oftmals bitter beklagt, aber niemals selbst ausgeübt worden. Unmöglich konnte es daher anders sein, als daß auf österreichischer Seite sich nur sehr wenige oder gar keine zum Kriegsdienste gezwungene Preußen befanden, während das Umgekehrte in reichlichem Maße der Fall war. Mit gutem Grunde weigerte sich Collenbach daher, dem Begehren Hertzbergs zu willfahren.

Auch dadurch daß der Letztere jetzt auf die bereits vereinbarten Artikel wegen der Stellung der katholischen Kirche in Schlesien und wegen der Handelsbeziehungen zurückkam und sie neuerdings in Frage stellte, ließ sich Collenbach nicht einschüchtern. Treulich berichtete er über diese Vorgänge nach Wien [687]), Maria Theresia aber schrieb auf das Referat des Staatskanzlers [688]), mit welchem er die Depesche Collenbachs ihr vorlegte, eigenhändig die Worte:

„ich kan nicht mehr erwarten dem schlus und beförchte noch „vill chicanen. dise nachricht ist nicht angenehm, doch kan man sich „gegen dise leüt nicht weich finden lassen."

Man sieht daß Collenbach wirklich den Intentionen seiner kaiserlichen Herrin entsprach, indem er sich den Drohungen wie den Ueberredungskünsten Hertzbergs gegenüber in Wahrheit „nicht weich finden" ließ. Es bleibe ihm kein anderes Mittel, berichtete er an Kaunitz, „als „Geduld und Standhaftigkeit zu zeigen und die äußerste Aufmerksam„keit anzuwenden", damit die von Oesterreich vorgeschlagenen Artikel wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach beibehalten und verfängliche oder leicht zu mißdeutende Einschaltungen beseitigt würden. Mit dieser „Geduld und Standhaftigkeit" brachte er es wirklich so weit, daß Hertzberg, wie er es schon vor einigen Tagen in Bezug auf den Artikel wegen der Stellung der katholischen Kirche in Schlesien gethan, nun auch hinsichtlich des letzten Streitpunktes wenigstens theilweise nachgab. Aber freilich kommt in dem achten Artikel, der sich auf die Zurücksendung der zum Kriegsdienste gezwungenen fremden Unterthanen bezieht, noch immer vor, daß dieselbe unter Beobachtung des Grundsatzes der Gegenseitigkeit geschehe.

Leicht mag es sein, daß Collenbach die „äußerste Aufmerksamkeit", mit der er jedes Wort, jeden Satz der ihm von preußischer Seite vorgeschlagenen Fassung der einzelnen Artikel aufs Genaueste prüfte und nach allen Richtungen hin erwog, etwas zu weit trieb und daher den Anschein kleinlicher Aengstlichkeit gewann. Aber er wußte wohl mit wem er es zu thun hatte, und daß so wie der König von Preußen sich nicht geschämt, sondern gefreut und gerühmt haben würde, wenn

es ihm gelungen wäre, auch in der letzten Stunde noch den Gegner zu überlisten, sein treuer und eifriger Diener Hertzberg gleichfalls nicht auf viel Anderes ausging[689]). Je überlegener Hertzberg, und es mag dieß wohl zugestanden werden, dem österreichischen Bevollmächtigten war an Scharfsinn und geistiger Begabung, um so mehr Ursache besaß der Letztere, wider ihn auf der Hut zu sein. Und wenn Collenbach wirklich, wie seither auf Hertzbergs in diesem Punkte wenigstens zweifelhafte Autorität gestützt[690]), spottend nacherzählt wird, nur zitternd seinen Namen unter die ausgefertigte Friedensurkunde gesetzt haben sollte, so mag darin wohl kein Kennzeichen seiner moralischen Kraft, aber doch ein Beweis seiner Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue immerhin erblickt werden.

Am 15. Februar 1763 wurde der Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Preußen unterzeichnet. Collenbachs Gehülfe, der Secretär in dem niederländischen Departement der Staatskanzlei, August Gottlob Lederer eilte mit der Urkunde nach Wien.

Der wesentliche Inhalt derselben wird schon aus der Darstellung der Verhandlungen klar geworden sein, welche hierüber gepflogen wurden. Die Erlassung einer allgemeinen Amnestie und die Zurückstellung aller confiscirten Güter wurde feierlich zugesichert. Maria Theresia entsagte allen Ansprüchen auf die Länder des Königs von Preußen und insbesondere auf diejenigen, welche durch die Breslauer Präliminarien und den Berliner Frieden an Preußen abgetreten worden waren. Die Kaiserin versprach, binnen drei Wochen nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages ihre Truppen aus den nicht ihr gehörigen deutschen Ländern zurückzuziehen und in derselben Frist die Grafschaft Glatz und alle übrigen Plätze und Gebiete zu räumen, welche bis zum Beginne des Krieges zu Preußen gehört hatten. Das Gleiche werde von Seite des Königs hinsichtlich der sächsischen Länder geschehen. Jede Art von Contribution oder Lieferung sei mit dem Tage der Unterzeichnung des Vertrages zu Ende; auf die hieraus hervorgehenden Rückstände wurde verzichtet, Wechselbriefe oder andere hierüber schriftlich gegebene Zusagen aber wurden für null und nichtig erklärt. Die Geiseln und Kriegsgefangenen sollten ohne Lösegeld

freigegeben werden. Das Gleiche habe in Bezug auf die beiderseitigen Unterthanen zu geschehen, welche etwa zum Eintritte in den Dienst der einen oder der anderen Macht gezwungen worden seien; doch werde man sich noch näher über die erforderlichen Maßregeln verständigen, um diese Bestimmung mit der angemessenen Genauigkeit und Gegenseitigkeit durchzuführen. Die Kaiserin und der König versprachen, den Handel zwischen ihren Staaten und Unterthanen so viel als nur immer thunlich begünstigen und nicht dulden zu wollen daß man demselben Schwierigkeiten bereite. Sie erklärten zu diesem Ende so bald als möglich einen Handelsvertrag abschließen zu wollen; bis zu dessen Zustandekommen aber könne jede der beiden Mächte die Handelsangelegenheiten ihrer Staaten nach ihrem eigenen Ermessen regeln. Der König von Preußen werde die katholische Kirche in Schlesien in dem Zustande, in welchem sie zur Zeit der Breslauer Präliminarien und des Berliner Friedens war, jeden Einwohner dieses Landes aber in den ihm rechtmäßig gebührenden Besitzungen, Freiheiten und Privilegien erhalten, ohne gleichwohl der vollständigen Gewissensfreiheit des protestantischen Glaubensbekenntnisses und den Rechten des Landesfürsten Eintrag zu thun. Die Kaiserin garantirte dem Könige von Preußen den Besitz aller seiner Staaten, während dieß von Seite des Königs nur hinsichtlich der deutsch-österreichischen Länder geschah. Friedrich hingegen versprach, bei der Wahl eines Römischen Königs oder eines Kaisers seine Stimme dem Erzherzoge Joseph zu geben und mit derselben beizutragen, daß die Nachfolge in Modena einem der nachgebornen Erzherzoge zu Theil werde.

Wenn noch erwähnt wird, daß auch August III. von Polen und Sachsen sowie überhaupt das ganze deutsche Reich in den Friedenstractat eingeschlossen wurden, so ist von dessen wichtigeren Bestimmungen wohl keine hier mit Stillschweigen übergangen. Das Urtheil aber, welches von österreichischer Seite über den Vertrag gefällt wurde, ist am besten den Worten zu entnehmen, welche unmittelbar nach Lederers Ankunft der Staatskanzler dem Grafen Starhemberg schrieb. Sie lauten:

„Ausser dem Verzicht auf alle Conqueten und ausser dem „Abstand von Unserem Antrag wegen der Markgräflich Bayreuthischen

„und Anspachischen Secundogenitur können Wir mit dem Tractat zu„frieden sein, massen in dem Artikel wegen des Commerce, wegen der „katholischen Religion, wegen des Reichs und wegen der ausgestellten „Wechselbriefe ausgereicht worden" [691]). Und zwei Tage später bemerkt Kaunitz gegen Starhemberg, „daß es noch etliche Tage vor dem „Schluß das Ansehen hatte, als ob man königlich Preußischer Seits „das Geschäft in die Länge zu ziehen und Anstände zu erregen beflissen „seyn würde, zumalen durch die von Frankreich und England, wie „auch von den Reichsständen so eifrig betriebenen Neutralitätsvorschläge „und allzu ängstliches Benehmen den dießseitigen Bearbeitungen keine „geringe Hindernuß in den Weg gelegt worden. Es ist also in gewißer „Maß noch vor ein Glück anzusehen, daß gleichwolen ein solcher Frieden „zu Stand gekommen, welcher wenigstens dem Allerhöchsten Ansehen „zu keinem Nachtheil gereichet, sondern solches vielmehr bekräftiget, „und zugleich denen vorerwähnten französischen, englischen und Reichs„bearbeitungen auf einmahl abhülfliche Maaß giebet, auch ohne Zu„ziehung einer anderen Macht oder Mediation zu Stand gebracht „worden" [692]).

Wie man sieht gereichte es in Wien zu nicht geringer Genugthuung, daß vornehmlich die Bestrebungen der Kaiserin Katharina von Rußland, sich als Friedensvermittlerin aufzudrängen, fruchtlos geblieben waren. Abgesehen davon, daß man sich von ihrer Einmischung keines Vortheils für Oesterreich versah, freute man sich wohl auch daß ihr die Befriedigung nicht zu Theil wurde, die bedeutsame politische Rolle einer Friedensstifterin spielen zu können. Zu sehr war man durch sie in den Erwartungen getäuscht worden, die man Anfangs an ihre Thronbesteigung geknüpft hatte, als daß man ihr diese Demüthigung nicht aufrichtig gönnte.

Neben dem Scheitern der russischen Vermittlung erwähnt der Staatskanzler auch die Bemühungen der Reichsfürsten, den Feindseligkeiten mit Preußen durch Neutralitätsconventionen ein Ende zu machen. Die Nothwendigkeit derselben war ihnen durch den Raubzug Kleists, gegen welchen Oesterreich sie nicht zu schützen vermocht hatte, besonders nahegelegt worden. Baiern, Württemberg, Kurpfalz brachten

solche mit Preußen zu Stande. Und als England und Frankreich an die Reichsstände insgesammt die Aufforderung richteten, die Neutralität zu beschließen, da war auch an ein Zurückhalten derselben kaum mehr zu denken. Nicht als ob man in Wien gegen die Reichsneutralität selbst gewichtige Einwendungen zu erheben gehabt hätte. Aber man konnte sich der nicht ganz unbegründeten Besorgniß nicht entschlagen, allzu hastiges Verlangen nach derselben werde den König vielleicht veranlassen, sich hinsichtlich der Friedensbedingungen im Allgemeinen noch weniger willfährig zu zeigen als bisher. Gegen die Bedrängniß der Einen, gegen die Furcht der Anderen war jedoch nicht aufzukommen mit einem Rathe, der zur Besonnenheit mahnte. Am 11. Februar wurde die Neutralität des Reiches von allen drei Ständen beschlossen. Auch Oesterreich ließ jeden Widerspruch fallen, der von Anfang an nicht gegen die Sache, sondern nur gegen ihre Ueberstürzung gerichtet gewesen war. Und der preußische Bevollmächtigte von Plotho erklärte im Namen seines Herrn, daß derselbe die Neutralität des Reiches acceptire und die Stände dabei schützen und schirmen werde [693]).

Am 1. März 1763 fand die Auswechslung der Ratificationen des Hubertsburger Friedens statt; an demselben Tage ließ sich König Friedrich in dem Schlosse zu Dahlen die Bevollmächtigten vorstellen, welche ihn abgeschlossen hatten. Collenbach gegenüber erging sich der König in Versicherungen seiner Hochachtung für die Kaiserin und seines lebhaften Wunsches, mit ihr fortan in Frieden und Freundschaft zu leben [694]). Es war natürlich, daß Collenbach es sich angelegen sein ließ, im Namen seiner Herrin den gleichen Gesinnungen Ausdruck zu verleihen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß wenigstens ein Theil dieser Versicherungen von beiden Seiten aufrichtig gemeint war; weder Maria Theresia noch Friedrich dachten in jenem Augenblicke daran, jemals den schrecklichen Kampf wieder aufzunehmen, dessen Beendigung Beide gleichmäßig willkommen hießen. Wenngleich mit schwerem Herzen, aber darum doch nicht minder aufrichtig entsagte Maria Theresia für alle Zukunft dem Gedanken der Wiedergewinnung von Schlesien. Und sie that daran gewiß vollkommen Recht; auf friedlichem Wege

wieder in den Besitz dieses Landes zu kommen, mußte ihr selbstverständlich als eine Unmöglichkeit erscheinen. Es zurückzuerobern, dazu war jedoch eben so wenig Aussicht vorhanden, denn wann hätte sie unter günstigeren Verhältnissen zu den Waffen zu greifen vermocht, als es vor sieben Jahren, und dennoch fruchtlos geschehen war?

Der feste Entschluß, künftighin im Frieden mit Oesterreich zu bleiben, war aber auch auf Seite des Königs von Preußen vorhanden. Mit so großer Energie, mit so zäher Ausdauer auch Friedrich die äußerste Kraftanstrengung gemacht hatte, um dasjenige festzuhalten, was er einmal, gleichviel ob in rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Weise an sich gebracht von dem Besitzthume Oesterreichs, so wenig dachte er daran, nach dieser Seite hin neuerdings nach Vergrößerung seines Staates zu streben. Erklärte er doch selbst, daß der Friede für Preußen nöthiger gewesen sei als für irgend eine andere europäische Macht [695]). Und die Beschreibung, die er von dem Innern seines Reiches entwirft, macht es begreiflich, daß er all seine Sorgfalt nur darauf richtete, allmälig die schweren Wunden zu heilen, welche durch den verheerenden Krieg seinen Ländern geschlagen worden waren.

Ungleich weniger als die verschiedenen preußischen Provinzen hatten die österreichischen Staaten unter den Verwüstungen des soeben beendigten Krieges gelitten. Während bei weitem der größte Theil Preußens wenigstens vorübergehend zum Schauplatze des Kampfes gedient und alle Schrecknisse desselben zu erdulden gehabt hatte, war dieß auf österreichischer Seite nur in der nördlichen Hälfte von Böhmen und Mähren und dem österreichischen Theile von Schlesien der Fall; alle übrigen weitausgedehnten Länder blieben von jeder unmittelbaren Verheerung durch die Kriegführung völlig verschont. Die Finanzen des Staates waren allerdings vollständig zerrüttet, aber von einer Entvölkerung der einzelnen Länder, wie sie in Preußen als eines der größten Hemmnisse für einen raschen Wiederaufschwung des so tief gesunkenen Wohlstandes sich zeigte, war in Oesterreich durchaus nicht die Rede. Keine verbrannten Städte und Dörfer, keine zerstampften Fluren sah man hier, wie sie in Preußen einen so schmerzlichen Anblick gewährten. In dieser Beziehung kann man also wohl sagen,

daß Preußen ungleich empfindlicher geschädigt als Oesterreich aus dem siebenjährigen Kriege hervorging.

Ganz anders wird man jedoch die Sache ansehen, wenn man auf den politischen Standpunkt sich stellt. Man weiß daß in militärischer Beziehung von einer Niederlage Oesterreichs, von einem Siege Preußens nicht gesprochen werden konnte. Im Gegentheile befand sich beim Abschlusse des Krieges ein nicht ganz unansehnliches preußisches Gebiet, die Grafschaft Glatz, mit einer wichtigen Festung im Besitze der Kaiserin, während kein auch noch so kleiner Theil österreichischen Landes von preußischem Kriegsvolk besetzt war. Gleichwohl kann man, wenn von dem politischen Ergebnisse des siebenjährigen Krieges geredet wird, das Obsiegen Preußens und Oesterreichs Unterliegen nicht in Abrede stellen. Denn das was König Friedrich wollte, als er im Jahre 1756 in Sachsen einbrach, sich in dem gefährdeten Besitze Schlesiens behaupten, hat er vollkommen erreicht. Die Absicht Oesterreichs aber, um derentwillen es mit den beiden mächtigsten Continentalstaaten Europa's, mit Frankreich und Rußland in Allianz trat, wurde ebenso vollständig vereitelt. Nicht Schlesien, ja nicht einmal Glatz hat es in dem Frieden mit Preußen für sich zu gewinnen vermocht, der Anfangs geplanten, über den Verlust dieser Länder noch hinausgehenden Schwächung Preußens gar nicht zu gedenken.

Daß bei einer gewissenhaften Vergleichung der politischen Ergebnisse des siebenjährigen Krieges die Wagschale zu Gunsten Preußens sich senkt, wird auch noch durch die unleugbare Betrachtung bewiesen, daß dieselben dem Ansehen Friedrichs in ungleich höherem Maße als demjenigen der Kaiserin zu Statten kamen. Tief eingewurzelt ist in dem Menschen das Gefühl der Bewunderung für kriegerische Größe; er vergißt darüber leicht erfahrne Unbill und erduldetes Mißgeschick. Daß König Friedrich trotz der weittragenden Fehler, die er manchmal beging und später selbst zugab, trotz der mehrfachen Niederlagen, die er im Laufe des Krieges erlitt, dennoch alle diejenigen weit überragte, welche an seiner Seite oder ihm gegenüber Theil nahmen an dem so langdauernden und aufreibenden Kampfe, kann wohl von Niemand ernstlich bestritten werden. Hiezu kam noch die unbeugsame Stärke

der Seele, welche er niemals offenkundiger zeigte als gerade in der ärgsten Bedrängniß, und die sogar seine Feinde nicht selten zur Bewunderung zwang. Meisterhaft verstand er es endlich, mit Schlauheit die Meinung zu wecken und auszubreiten, er sei der Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland, für welch letzteren mit einem Siege Oesterreichs über Preußen unzweifelhaft eine Zeit der Bedrückung, ja wohl gar der Vernichtung anbrechen würde. Und zieht man schließlich in Betracht, daß er es war, der die Nationalfeinde Deutschlands, die auf deutschem Boden mit verletzendstem Uebermuthe auftretenden Franzosen in einer Weise aufs Haupt schlug, wie es wenigstens die damals lebende Generation noch nicht gesehen, ja kaum für möglich gehalten hatte, so wird man sich unschwer erklären, warum das Ansehen Friedrichs in Europa, seine Popularität in den protestantischen Ländern durch den Verlauf und den Ausgang des siebenjährigen Krieges auf das höchste gesteigert wurden.

Es ist leicht begreiflich, daß die reichen Strahlen hellglänzenden Lichtes, welche auf Friedrich fielen, manchen gewiß unverdienten Schatten auf die doch ungleich edlere Gestalt seiner gewaltigen Gegnerin warfen. Schon dadurch befand sie sich in ungünstigerer Lage als Friedrich, daß es ihr natürlich versagt war, sich dem Könige gleich in den Feldlagern und auf den Schlachtfeldern unverwelklichen Kriegsruhm zu holen. Aber auch außerdem erschien Friedrich jetzt Vielen bloß als der berechtigte Schützer des ihm tractatmäßig verbrieften Besitzes; die schmachvolle Art, in der er zu demselben gelangt war, trat darüber leicht in Vergessenheit zurück. Während Maria Theresia in dem Kampfe, der sich bald nach ihrer Thronbesteigung um ihr Erbe entsponnen, Jedermann nur als die muthvolle und entschlossene Vertheidigerin ihres unzweifelhaften Rechtes erschienen war, beschuldigten sie jetzt Manche, Eroberungsplane zu hegen, und wo sie selbst von der Ueberzeugung ausging, nur dasjenige zurücknehmen zu wollen, was ihr widerrechtlich entrissen worden, sahen Andere hierin ein ehrgeiziges Bestreben, das schon als solches Tadel verdiente.

Was endlich die Verbündeten anging, die auf Seiten der beiden Hauptkämpfer standen, so sprach auch in dieser Beziehung eine Ver-

gleichung zu Gunsten des Königs von Preußen. Die sittliche Verworfenheit der Frauen, welche in Rußland und in Frankreich von maßgebendem Einflusse waren auf die Leitung der äußeren Politik, hatte mit dieser letzteren fürwahr nicht das Mindeste zu schaffen. Gleichwohl gereichte es in den Augen der Menge Maria Theresia nicht zum Vortheil, daß eine Zarin Elisabeth, eine Pompadour als ihre Bundesgenossinnen galten, während die rednerische und staatsmännische Größe Pitts einen Theil ihres Glanzes auch auf Friedrich warf, dessen Sache Pitt in England mit so wunderbarer geistiger und rhetorischer Begabung vertrat.

Gibt man nun zu, daß Maria Theresia, wenn nicht der Form so doch der Sache nach als Besiegte aus dem siebenjährigen Kriege hervorging, so kann man wohl glauben daß ihre Versicherung, mit dem Könige von Preußen künftighin in Frieden leben zu wollen, nicht auch die Meinung in sich schloß, mit ihm jemals in persönlicher Freundschaftsbeziehung zu stehen. Sowohl in dem Augenblicke des Abschlusses des Hubertsburger Friedens als bis zum Ende ihrer Tage sah sie ihn als das böse Princip an, auf welches sie Alles zurückführen zu sollen meinte, was ihrem Staate, ihrem Hause und ihr selbst nur immer Widerwärtiges widerfuhr. Und wenn sie auch in dieser Beziehung manchmal in Uebertreibung verfallen und auch dort Anklagen gegen Friedrich erheben mochte, wo er schuldlos war, so hat doch in den meisten und in den wichtigsten Dingen ihr richtiges Gefühl sie keineswegs getäuscht. Niemals gab ihr Friedrich einen wirklichen Beweis, daß die Freundschaftsversicherungen, die er in dem Schlosse zu Dahlen gegen Collenbach aussprach, nicht erheuchelte gewesen wären.

Aber freilich, in einer Beziehung liefen doch die Lebenspfade dieser beiden außerordentlichen Menschen, die sich sonst nur zu durchkreuzen und gegenseitig zu verwirren schienen, friedlich und gleichmäßig neben einander hin. Für Beide begann mit der Beendigung des siebenjährigen Krieges nicht etwa eine Zeit der Ruhe und schlaffen Ermattung, sondern eine Zeit der angestrengtesten Geistesarbeit zum Wohle ihrer Staaten und ihrer Völker. Wie früher auf dem Kampfplatze, so rivalisirten jetzt Beide in unermüdlicher Bestrebung, die

Segnungen des Friedens in so reichlichem Maße auszubreiten über ihre Länder, als dieß nur immer durchführbar erschien. Und wie sehr Maria Theresia von nun an hierin allein ihre Aufgabe erkannte, hat sie ihr ganzes späteres Leben hindurch, und am meisten in den Tagen bewiesen, in denen wider ihren Willen Oesterreich und Preußen noch einmal zu den Waffen griffen zu gegenseitiger Befehdung. Mit so lebhaften Ausdrücken legte sie dagegen Protest ein, daß man sieht, wie tief und wie aufrichtig sie von dem sehnsüchtigen Wunsche beseelt war, ihre ganze noch übrige Regierungszeit möge nichts anderes als eine ununterbrochene Aera des Friedens für Oesterreich sein.

Anmerkungen.

[1]) Haugwitz an Daun. 21. Nov. 1758. „L'intention de S. M. paraît être „que l'armée de Silésie ne dépende que d'Elle, et celle en Saxe avec les „troupes de l'Empire de S. M. l'Empereur, et que cette dernière aille de „concert avec les Alliés, pendant que la première travaille successivement en „Silésie pour ses propres intérêts."

[2]) Esterházy's Berichte, insbesondere vom 18. Oct. 1758.

[3]) An Kaunitz. „. . . wo doch alles an deren Russen frühen mouvement „hanget, weillen von frantzosen gar nichts mehr halte . . ."

[4]) Denkschrift mit dem kais. Rescripte vom 22. Dec. 1758 nach Paris überschickt.

[5]) Rescript an Starhemberg. 22. Dec. 1758.

[6]) Instruction für Tillier. 26. Dec. 1758.

[7]) Rescript an Esterházy. 26. Dec. 1758.

[8]) Tillier an Kaunitz. Marienwerder, 11 Jänner 1759. „Er ist ein Mann, „so stets mit Furchtsamkeit umgeben, niemahlen einen standhafften Entschluß wohl „auch in den geringsten Sachen zu fassen im stand ist. Dieses kommt von der „Eigenschafft seines Gemüths her, und ist noch mehr durch den russischen strengen „militargehorsam, indeme er in denen niedrigen Chargen erzogen worden, bevestiget „worden, dahero schließe ich auch, daß wann man auch vollkommen seine Neigung „gewonnen hat, sich doch keineswegs auf einen so wankelbaren und furchtsamen „Geist zu verlassen ist . . ."

[9]) Esterházy. 26. Jänner 1759.

[10]) Esterházy. 16. Febr. 1759.

[11]) Starhemberg. 3. Jänner 1759.

[12]) Starhemberg. 20. Jänner 1759.

[13]) Graf Sternberg an Kaunitz. Warschau, 24. Dec. 1758.

[14]) Voriger Bericht.

[15]) Rescript an Esterházy. 2. Jänner 1759.

[16]) Starhemberg an Kaunitz. 9. Jänner 1759.

[17]) Note der russischen Regierung an Herrn von Prasse. 2. Jänner a. St. Beilage zu Esterházy's Bericht vom 16. Jänner 1759.

[18]) Sternberg. Warschau, 15. Jänner 1759.

[19]) Sternberg. Warschau, 18. Jänner 1759.

[20]) Rescripte an Esterházy. 28. Jänner 1759.

[21]) Tillier an Kaunitz. St. Petersburg, 21. März 1759.

[22]) „. . . allein da die hauptsächlichste und decisive Affaire unumgänglicher „weise in Schlesien geschehen muß . . ." Russische Denkschrift vom 24. Febr. (a. St.) Beilage zu Tilliers Bericht vom 21. März 1759.

[23]) Das Original der russischen Denkschrift ist unterzeichnet von Buturlin, Woronzow, Alexander und Peter Schuwalow und dem Conferenzsecretär Wolkoff.

[24]) Kaunitz an Esterházy. 7. Febr. 1759.

[25]) Kaunitz an Starhemberg. 17. Febr. 1759.

[26]) Grüssau, 6. April 1758. Oeuvres de Frédéric. Prachtausgabe. XII. S. 12—16.

[27]) Choiseul sagte zu Starhemberg. „. . . que nous l'en ferons certaine- „ment repentir, et que, si nous trouvons une bonne occasion de faire la paix „avec l'Angleterre, nous ne manquerons pas d'en profiter, et aurons ensuite „point de repos que nous ne soyons parvenus à nous venger de son insolence." Starhemberg, 6. April 1759.

[28]) Beck an Daun. Friedland, 27. März 1759. K. A. In einem aufgefangenen Briefe aus Berlin vom 9. April heißt es naiver Weise: „Ce vilain général „Beck qui a reçu ici et à Breslau auprès du Roy toutes sortes de politesses, „vient de nous ruiner un corps de grenadiers consistant en deux bataillons à „500 hommes chacun. Mais comme il a fait son devoir, il faut qu'on lui „pardonne . . ."

[29]) Kaunitz an Daun. 5. Mai 1759.

[30]) Kaunitz an Daun. 15. Mai 1759.

[31]) Esterházy. 1. Mai 1759.

[32]) Esterházy. 8. Mai 1759.

[33]) Esterházy. 20. und 22. Mai 1759.

[34]) Esterházy. 5. Juni 1759.

[35]) Esterházy. 15. Juni 1759.

[36]) Der Kriegsrath fand am 10. Mai im Hauptquartier zu Schurz statt.

[37]) Protokoll des Kriegsrathes vom 10. Mai und Bericht Dauns an die Kaiserin von dem gleichen Tage.

[38]) Cabinetschreiben an Daun vom 15. Mai 1759.

[39]) Dauns Bericht vom 19. Mai.

[40]) Dauns Bericht vom 1. Juni.

[41]) Cabinetschreiben vom 4. Juni 1759.

[42]) Starhembergs Bericht. 16. Juni.

[43]) Maria Theresia an Kaunitz. „. . . wo man in Franckreich so wenig „auff die russische operationes haltet alſ wie ich hier und man rathet nichts noch „zur Zeit zu risquirn . . .“

[44]) „So ist allerdings der Billigkeit und meinem Dienst gemäß, euch „deßhalb außer aller Gemüthsbeunruhigung zu setzen und die Gefahr allein auf „mich zu nehmen.“ Cabinetschreiben vom 21. Juni 1759.

[45]) Esterházy an Daun. 17. Juni 1759.

[46]) Die Zarin an den russischen Generalmajor Springer. Peterhof, $\frac{5.}{16.}$ Juni 1759. Beilage zu Dauns Bericht vom 1. Juli.

[47]) Finé an Daun. Posen, 2. Juli. Beilage zu Dauns Bericht vom 9. Juli 1759.

[48]) Finé an Daun. Posen, 9. Juli. Beilage zu Dauns Bericht aus Marklissa vom 16. Juli 1759. „. . . Vous voulez que nous fassions tout et „nous ruinons notre armée . . . . vous me talonnez toujours et j'ai nul compte „à vous rendre . . . On veut que nous fassions tout, mais faites ce que vous „voudrez . . .“

[49]) Cabinetschreiben vom 24. Juli 1759.

[50]) Hadiks Berichte hierüber vom 2., 3. und 5. August im K. A.

[51]) Laudon an Daun. 2. und 3. August 1759.

[52]) Vortragspuncten an die russisch-kaiserliche Generalität, von Daun dem General Springer mitgegeben. Beilage zu Dauns Bericht vom 5. August 1759.

[53]) Im Haus-, Hof- und Staatsarchive befinden sich die von Daun regelmäßig eingesendeten Originale der Berichte Laudons an den Feldmarschall. Daraus läßt sich denn auch das von Schäfer in Sybels histor. Zeitschr. XXIII. 329 mitgetheilte Bruchstück des Berichtes vom 5. August, welcher, wie Schäfer ganz richtig vermuthet, an Daun und nicht an Kaunitz gerichtet war, ergänzen. Der Anfang desselben lautet:

„Ew. Exc. gnädigstes Handschreiben vom 1ten hujus hat mir der officier „nicht ehender alß gestern einhändigen können, und ich lebe der Hofnung daß „meine beide zuletzt abgeschickte Rapports gleichfals richtig werden eingetroffen seyn, „außer es wäre denn daß die damit abgeschickte Officiers den Feind, welcher eben „dazumahl in Bewegung gewesen, in die Hände gerathen wären.“

„Ich bin also den 3ten hujus auf Veranlaßung des Russischen en chef „commandirenden Herrn Generals Grafen von Saltikoff Exc. allhier bei Frank-„furth angelanget und habe mit meinem unterhabenden Corps dißeits der Oder „außerhalb denen Vorstädten auf einen sehr difficilen Terrain meine Position so „gut wie thunlich genommen, und da der König nunmehro zu Mühlrosa, zwey „kleine Meilen von hier sich mit seiner Armee gelagert und gestern alle meine „Vorposten attaquirt und zum weichen gebracht, so habe mich heute mit dem „grösten Theil meines Corps jenseits der Oder postiret, um nicht bey einer starken „Andringung des Königs einigen affront zu haben."

„Ew. Exc. werden aus meinem vorigen gehorsamsten Schreiben gnädigst „ersehen haben, daß gedachter Herr General Gr. v. Saltikoff mir bey der ersten „Zusammenkunft ersuchet, wegen meiner gethanen proposition nur ein paar Tage „in Gedult zu stehen, damit er seine durch die letzte action sehr derangirte armée „wiederum in Ordnung bringen könne. Mithin habe diese Zeit abgewartet, und „gestern denselben von neuen um eine positive Antwort ersuchet, jedoch eben „sowohl wie das erste Mahl nichts als lauter Schwierigkeiten und Unentschlossenheit „gefunden, wo er sich dann besonders damit ausreden wollen, das er erstlich die „von der Weixel ankommende vivres erwarten müße. Ich habe also gefraget, wie „lange hiezu Zeit seyn müße und man hat mir zur antwort ertheilet, daß „wenigstens zwanzig Täge hiezu erforderlich wären, und da ich eingewandt, „wovon sie denn derzeit leben wollten, so hat man mir endlich zugestanden, daß „sie noch auf vierzehn Tage Brodt und andere Vivres vorräthig hätten."

„Ich habe also hierauf das Wort genommen und remonstriret daß in „solcher Zeit, in welcher ihrem eigenen Geständniß nach die Trouppen noch mit „Vivres versehen wären, sehr vieles unternommen werden könne, folglich nichts „beßeres sey alß daß Sie die Oder passirten und auf den König, der so schwach „wäre, loßgiengen, allein alles umsonst, und man hat immer neue Ausflüchte „gesucht und gefunden."

„Endlich ist der auf gestern angeordnete Kriegsrath, als zu welchen auch „ich nebst den Herrn Generalen F. M. L. v. Campitelli berufen worden, zusammen „getretten, jedoch man hat hierinnen eben so wenig decidiret, und ob ich wohl „mich in specie auf dasjenige bezogen, welches der Petersburgische Hof in An-„sehung des Operationsplans unsern Hof versichern lassen, so hat dieses nicht nur „ebensowenig gefruchtet, sondern der Gr. v. Saltikoff hat sich auch so gestellet als „wenn ihm von dieser abgeredeten Convention nichts bekannt wäre, und hat sich „daher dieses schriftlich ausgebethen, um es in Russischer Spache übersetzen lassen „und sehen zu können, ob es mit seiner Instruction einstimmig sey. Der ganze „Kriegsrath ist also nach einigen gewechselten Reden und hervorgesuchten Schwierig-„keiten ebenso auseinander gegangen wie er zusammen getretten. Und da kurz „darauf Ew. Exc. gnädigstes Handschreiben eingetroffen und ich Ihnen solches „vorgezeiget und vorgestellet, daß in Ansehung der vivres nunmehr, wenn sie die „Oder passirt, gar keine Difficultaet zu machen wäre, so hat mir der Gr. Sal-„tikoff zur Antwort ertheilet, daß er es in Deliberation nehmen und mir seinen „Entschluß darüber eröfnen wolle. Allein ich befürchte mit vieler Wahrscheinlich-„keit, daß solcher gar nicht nach Ew. Exc. hohen Intention ausfallen dürfte, denn alles

„was ich bisher abnehmen können, so gehet ihre Meynung einzig und allein „dahin, daß Land unter Contribution zu setzen, sich den Beutel zu füllen und als„dann den Rückweg an die Weixel zu nehmen, folglich die Campagne für dieses „Jahr zu endigen."

[54]) Laudons Bericht an Daun vom 6. August. Sybels histor. Zeitschr. XXIII. 333.

[55]) Daun an die Kaiserin. Lauban, 7. August 1759.

[56]) Cabinetschreiben an Daun vom 12. August.

[57]) Laudon an Daun. Frankfurt, 8. August. Vier Uhr Morgens.

[58]) Daun an die Kaiserin. Hauptquartier bei Lauban. 9. August 1759.

[59]) Laudon an Daun. Frankfurt, 8. August. Sechs Uhr Nachmittags.

[60]) Laudon an Daun. Frankfurt, 10. August.

[61]) Daun an Maria Theresia. Penzig, 11. August.

[62]) Laudon an Daun. Frankfurt, 10. August. Zweiter Bericht.

[63]) Soltikoff an Daun. Frankfurt, 10. August. Beilage zu Dauns zweitem Bericht aus Penzig vom 11. August 1759.

[64]) Laudons Bericht vom 13. August ist abgedr. in Sybels histor. Zeitschr. XXIII. 336—339. Eine sehr gelungene Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf liefert Schäfer, II. 303—314.

[65]) Daun an Maria Theresia. Priebus, 17. August 1759.

[66]) Esterházy. 18., 21. und 22. August 1759.

[67]) Laudon an Daun. 17. August 1759.

[68]) Daun an Maria Theresia. Triebel, 22. August 1759. Er erklärt, daß er „nicht anderst als die vollkommenste Zufriedenheit mit dieser Entrevue gehabt „zu haben allerunterthänigst vermelden kann, wie ich dann auch gefunden, daß er „Graf Sultycoffe ganz vergnügt von mir abgereiset ist, und scheinet mir Selber „sehr raisonable zu seyn; dem Vernehmen nach aber solte er nicht sehr standhaft, „sondern der Veränderlichkeit unterworffen seyn, besonders da Graf von Fermor „ihn sehr irre machet . . ."

[69]) Voriger Bericht.

[70]) Maria Theresia an Daun. 20. August 1759.

[71]) Daun an die Kaiserin. Triebel, 29. August 1759.

[72]) Tillier an Daun. Wien, 30. August 1759. K. A.

[73]) Maria Theresia an Daun. 29. August 1759.

[74]) Maria Theresia an Daun. 7. Sept. 1759.

[75]) Dauns Berichte an Maria Theresia vom 7., 8. und 9. Sept. 1759.

[76]) Tillier an Daun. Wien, 11. August. K. A. „. . . tout le monde ne „parle que guerre, les femes même à leur reveil prenent la carte géographique „à la place du livre de prière, par conséquent chacun s'avise à raisoner et à „conduire notre armée, celle des Russes et la prussienne à leur fantaisie . . ."

[77]) Denkschrift des Prinzen Joseph Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen vom 19. August 1759. K. A.

[78]) Soltikoff an Daun. Lieberose, $^{2}/_{13}$. Sept. 1759. Beilage zu Dauns Bericht an Maria Theresia aus dem Hauptquartier Teichnitz bei Bautzen. 15. Sept. 1759.

[79]) Laudon an Daun. Naumburg am Bober. 20. Sept. Beilage zu des Feldmarschalls Bericht an die Kaiserin vom 22. Sept. 1759.

[80]) Das kais. Kriegsarchiv verwahrt das folgende ganz eigenhändige Schreiben König Friedrichs an Fouqué:

ce 20 a Linderode proche Sorau.

Mon ami. Mon frere a laissé passer 12/m autrichiens qui ont joint les Russes à Christianstat; ils veullent faire le siege de Glogau; je marche à tire d'aille pour les en empecher, mais je suis faible, je n'ai que 29/m hommes, gens 2 fois battus; vous m'entendez. Je ne sai ni ou vous ettes ni dans quelles circonstances vous vous trouvez, mais si vous le pouvez, envoyé moy du secours; la troupe poura marcher sur pridemost; je ne souffrirai point qu'on assiege Glogau, je me baterai plus tot arrive ce qui en poura; voila la fason de penser des preux chevaillers et la miene. Je serai demain au dela de Sagan, apres demain proche Glogau. Prompte reponsse, mon ami, et que le secours fasse des grands pads. Adieu, je vous ambrasse.

Federic.

Am 25. Sept. schrieb der König aus Bonau an Fouqué:

„avec 29/m hommes votre serviteur battu et maltreté a empeché une „armée de 50/m hommes de l'attaquer et à se replyer sur Neusaltz . . . Nous „avons ici un bon poste, mais une seule ligne pour le garnir; les secours „ariveront demain ici."

Von noch größerem Interesse für die Geschichte der damaligen Ereignisse und die Charakteristik König Friedrichs ist dessen nachfolgendes Schreiben an Fouqué:

au camp de bohne ce 26 7bre 1759.

La Journée d'hier a été critique mon ami; l'enemy avoit levé le 23 son camp de Freistat et s'etoit avansé vers Neustetel. Je me mis en marche ausitot pour me poster de fasson a luy interdire les passages de Neustetel et de beuten; toute l'armée, s'entent 29/m hommes, ont été postez le meme soir a 7 heures; l'enemy effectivement s'étoit porté avec toute ses forces vers le défilé de Röhl et de Keltschs, leur cosaques et husards au nombre de 3000 à Beuten. le 25 au matin toute ces troupes etoient en mouvement; les generaux venirent nous reconaitres et aparament que notre position leur parut trop avantageuse, quils n'avoient pas envie de se casser la tette, nous les vimes se retirer doucement et il prirent leur camp a Altschau la gauche, la droite

tirant vers Röhl. Hier au soir on m'avertit qu'un gros de leurs trouppes passoit l'Oder, mais jusqu'à pressent on voit encore leurs feux. aujourd'huy la colecte de l'armée arrivera ici et j'atans des nouvelles de l'Enemy pour me déterminer sur les moyeins les plus eficaces et les moins hazardeux pour obliger ces Infames Incendiaires a quiter le païs. Je soupsonne que leur dessein est d'eviter la bataille, ce qui doit s'eclaircir dans peu. Dans ce cas il faudera faire une guerre de partis et cela des deux cotez de l'oder, et bien fortifier le camp pour faire ces detachemens impunement et sans risque. Voilà mon cher ami où nous en sommes; apresent que j'ai quelques bonnes troupes, je ne crains rien du tout. J'avais détaché pour la Saxse tout ce qu'il y avoit de mieux dans mes troupes; la campagne aloit finir a Guben. Les Russes vouloient partir; ne voila-t-il pas ce malheureux detachement de 10 regimens de l'armée de Daun qui arive. Ajoutez y quelques coruptions et ces miserables se determinent au siege de Glogau. Je crois que le projet en est manqué, il n'est donc question a present que de sauver le plat païs de la ruine dont il est menacé. hier ces canailles ont brulez deux vilages à nos yeux sans qu'on le pût empecher. Enfin je ne negligerai rien, et vous pouvez compter que tout ce qui dependra de moy, sera mis en usage pour finir et depecher ceci le plustot posible, mais cela n'est pas ausi facile qu'on le croiroit. Adieu, mon cher ami, je vous ambrasse de tout mon cœur.

Federic.

81) Laudon an Daun. Zyrus bei Freistadt, 24. Sept. Beilage zu Dauns Bericht vom 26. Sept. 1759.

82) Laudon an Daun. 20. Sept. 1759.

83) Daun an Laudon. Teichnitz, 22. Sept. 1759.

84) Laudon an Daun. 25. Sept. 1759.

85) Soltikoff an Daun. 26. Sept. 1759.

86) Laudon an Daun. 26. Sept.

87) Daun an Laudon. Bautzen, 28. Sept.

88) Laudon an Daun. 28. Sept.

89) Soltikoff an Daun. 29. Sept.

90) Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun. 7. Oct.

91) Laudon an Kaunitz. Rützen, 11. Oct. 1759. Versichert, „daß haupt „sächlich der Gr. von Fermer derjenige sey, welcher den Rückmarche so poussiret „indem wenn es ihm nachgegangen wäre, die Russen niemahlen die Oder bey „Franckfurth würden passiret haben, wie er dann seinem ganzen Character nach „der gefährlichste Mann von der Welt und ein abgeschworner Feind von den„jenigen ist, die sich für das allgemeine Beste und für das Interesse unseres „Hofes willfährig zeigen".

92) Arenbergs und O'Donells ausführliche Berichte über dieses Ereigniß befinden sich im Kriegsarchive.

[93]) Dauns Bericht aus Schilda vom 3. Nov. 1759.

[94]) Cabinetschreiben an Daun. 11. Nov.

[95]) Cabinetschreiben an Daun. 18. Nov. 1759. „Aus eueren zwey „letzteren . . . Schreiben habe Ich mit vieler Betrübnuß ersehen, daß der Feind „immer mehrers Terrain gewinne, Meine Armee einschräncke und die Subsistenz „wie auch das Unterkommen für die künfftige Winterquartiere erschwere. Ich stehe „also in den grösten Sorgen, von euch inner kurzen die wiedrige Nachricht zu er„halten, daß mit der Subsistenz und besonders mit der Fourage nicht mehr auf„zukommen und dahero unvermeidlich seye, Dreßden und gantz Sachßen ohne „Schwerdstreich gäntzlich zu verlassen..."

[96]) Dauns Bericht vom 23. Nov. „... wann uns die Nacht nicht über„eilet hätte, wäre das gesammte feindliche Corps zweifelsohne in die Elbe ge„sprenget worden."

[97]) Dauns Bericht.

[98]) Kaiser Franz schreibt darüber am 24. Nov. 1759 an seinen Bruder Carl: „ille et enconpreansible que un core parellieu se soua randu de la „sorte aveque tout ces genero; cela et bien honteu pour eux et ne resanble „pas un premie prussien."

[99]) Voriges Schreiben. „javous que cet afere et des plus avantageus „et particulier et que lon conet en tou cesi bien distengteman la men de „Dieu et ses gras, ettan en verite un vray miracle . . ."

[100]) Ruzzini. 24. Nov. 1759. „A' Sovrani ella è stata tanto più cara e „tanto più da loro si tiene per completta la vittoria, quanto meno costò di „sangue . . ."

[101]) Dauns Bericht vom 5. Dec. 1759.

[102]) Ruzzini. 15. Dec. 1759. „. . . universale ammirazione per la costanza „del Rè di Prussia." 22. Dec. „. . . il Rè continua intrepido a permanere tra „Kesselsdorff e Vilsdruff."

[103]) Cabinetschreiben an Laudon. 23. August 1759. Im Februar 1760 erhielt Laudon das Regiment Alt-Wolfenbüttel, welches die Kaiserin seinem bisherigen Inhaber entzog. Lacy an Daun. 28. Febr. 1760.

[104]) Laudons Brief an die Kaiserin bildet eine Beilage zu dem Rescripte an Starhemberg vom 12. Oct. 1759.

[105]) Laudons Schreiben an Daun aus Brüx vom 24. Jänner 1760 befindet sich im K. A.

[106]) Kaunitz an Esterházy. 2. und 10. Oct. 1759.

[107]) Vom 16. Oct. a. St. Beilage zu Esterházy's Bericht vom 28. Oct. 1759.

[108]) Esterházy's Berichte vom Oct. und Nov. 1759.

[109]) Kaunitz an Esterházy. 23. Nov. 1759.

110) Esterházy. 14. Dec. 1759.

111) Esterházy. 6. Dec.

112) Russische Note vom 25. Nov. a. St. Beilage zu Esterházy's Bericht vom 7. Dec.

113) Abgedr. bei Wenck. III. 206.

114) Ruzzini. 17. Nov. 1759.

115) Reischachs Bericht vom 26. Nov. 1759.

116) Rescript an Esterházy vom 5. Dec. 1759.

117) Mit Schreiben des Königs von Frankreich an den Kurfürsten vom 23. Oct. 1759.

118) Starhemberg. 14. Oct. 1759.

119) Kaunitz an Starhemberg. 1. Nov. 1759.

120) Mémoire remis à Vienne le 10 décembre 1759. „. . . de même que „pendant la guerre les différends de l'Amérique ont été trés distincts de „ceux de l'Allemagne, ils ne devoient pas être réunis dans un congrès à la „paix . . .“ Beilage zum Rescripte an Starhemberg vom 14. Dec. 1759.

121) Russische Note an Esterházy vom 26. Oct. a. St. Beilage zu dessen Bericht vom 11. Nov. 1759.

122) Esterházy. 11. Nov.

123) Kaunitz an Esterházy. 7. Nov.

124) Rescripte an Starhemberg vom 3. und 6., an Esterházy vom 4. und 5. Dec. 1759.

125) Esterházy an Kaunitz. 14. Dec. 1759. „. . . kann . . . auf meine Ehre „und Gewissen versicheren, daß dem hiesigen Hof nunmehro ein wahrer Ernst „seye, in der bevorstehenden Campagne seine äuserſten Kräften aufbieten zu wollen, „und ist nun und nimmermehr zu besorgen daß man russischer Seits einigen „Friedensinsinuationen (so annehmlich sie auch wären) Gehör geben, sondern in „allen concertmäßig fürgehen werde. Es ist aber hierzu allerdings erforderlich, „daß sich von seiten Unseres und des französischen Hofs denen . . . russischen „desideriis bey der bevorstehenden Accession zum Versailleser Tractat . . bald „und so viel möglich auch vergnüglich gefüget, nicht minder mit denen conven„tionsmäßigen Zahlungsterminen richtig zugehalten werde.“

126) Esterházy. 7. Jänner 1760.

127) Esterházy. 23. Jänner 1760.

128) Esterházy's Berichte vom 23. März 1760. Das russische Promemoria ist vom 4. März a. St. unterzeichnet und von Woronzow und Iwan Schuwalow unterschrieben.

129) Der Courier Kleiner, am 8. März von Wien abgefertigt, traf am 22. März zu St. Petersburg ein, wo Esterházy's Expedition, die er vom 23. datirte, schon zur Absendung bereit lag.

130) Vom 11. März, am 24. in St. Petersburg durch Staffette eingetroffen.

131) Esterházy's Denkschrift vom 26. März 1760.

132) Russische Denkschrift vom 19. März a. St.

133) Esterházy. 2. April 1760.

134) Vortrag des Grafen Kaunitz an die Kaiserin vom 18. April 1760.

135) Kaunitz an Esterházy. 30. April 1760. „Was mir aber bis dahin am „meisten auf dem Herzen lieget, ist die argwöhnische gesinnung des französischen „Ministerij, welchem ganz ohnglaublich scheinen dörffte, daß E. E. ohne Vollmacht, „ohne Instruction, ja ohne Vorwißen des Hofs, daß dergleichen im Werck seye, „über sich nehmen wollen, alte feyerliche Tractaten aufzuheben und neue zu unter„schreiben, ohne daß einstens die Clausul: sub spe rati, hinzugefüget wäre. Es „dörffte also dem Herrn Grafen Starhemberg sehr schwer fallen, dem ernannten „Ministerio das Vorurtheil, als ob Alles eine zwischen dem hiesigen und russischen „Hof ausstudirte und gekünstelte Sache sey, gänzlich zu benehmen und ihm die „Sache, wie sie ist, ansehen zu machen.“

136) Kaunitz an Starhemberg. 19. April 1760.

137) Starhemberg. 12. Jänner 1760.

138) Rescript an Starhemberg vom 30. Jänner 1760. Memoire für die französische Regierung.

139) Réflexions impartiales sur l'état des circonstances présentes.

140) „Vous êtes honnête homme, bon et sage; je fonde mes espérances „sur d'aussi grandes qualités et je me flatte que le roi de Prusse et M. Pitt „ne seront pas plus habiles que nous.“

141) Starhemberg. 10. Febr. 1760.

142) Starhemberg. 30. März 1760.

143) Starhemberg. 2. Mai.

144) Starhemberg. 10. Mai.

145) Rescript an Esterházy. Auszugsweise mitgetheilt von Schäfer. II. 576.

146) Rescripte an Esterházy vom 24. Mai 1760.

147) Esterházy. 24. Juni 1760.

148) Rescript an Esterházy. 8. März 1760.

149) In nicht weniger als achtzehn Punkten bestehen die vorgeschlagenen Ersparungen, welche sämmtlich von Maria Theresia eigenhändig mehr oder weniger

ausführlich erörtert werden. Um davon einen Begriff zu geben, wie sehr die Kaiserin in das Detail eingeht und wie sachverständig sie darüber urtheilt, mögen, da der Abdruck der Denkschrift zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, hier wenigstens ihre Bemerkungen zu zwei Punkten Platz finden.

13. (Bezieht sich auf die Verpflegung der Kranken, wozu eine Art Verpachtung vorgeschlagen worden war.) „weillen wabst hier ist und blümegen, so „wird man dessentwegen eine comission noch halten wegen Verpachtung. um „10 fr. pr. Kopff hätte ich grosses bedenckhen, weillen nicht leicht leute gefunden „würden und die französische spithäller die üblesten wären, denen regimentern aber „selbe um die 3 fr. überzulassen, wäre ich gar nicht der meinung, weillen dardurch „widerumb sehr ville versplitterung deren mannschaft und officirn nach sich zihen „wurde und wan auch 20 oder mehr Reg. vor selbe gutt sorgeten, so ville oder „noch mehrere diese arme leüt sehr negligent halten wurden, wie leyder die „exempel von vorigen Zeitten es bewisen wo die officirs das geld verspilt, ver„lohren, damit durchgegangen und sehr ville betrügereyen geschehen, weillen nicht „leicht die Regimenter ihre besten und verläßlichsten Officirs abgebeten sondern „schlechte oder junge die einen solchen werck nicht gewachsen wären, mithin in „einer solchen importanten rubrique, wo es die conservation eines so theuren „man anbetrifft, ich auch eine summe von 100/m nicht anzusehen wäre."

. . . .

18. (Betrifft die in Antrag gebrachte Vermehrung der Husaren und Verminderung der Cuirassier Regimenter.) „ist die augmentation anbefohlen worden, „weillen selbe benöthigt ist. ich wäre verstanden mit der reduction deren 4 cuirassir „Reg. mit batyani, haugwitz, beede coteck und blümegen. Kayser, Kaunitz, neuperg, „palfy seind der meinung das ein escadron per cuirassier reg. lieber solte „reducirt werden mit denen officirn und ein staabsofficir, und anstatt 1500 man „und pferd die husarn zu augmentirn, man selbe nur auff 1200 man und pferd „setzen solle, 4 dragoner regimenter aber alß wie chevaux legers zu setzen auff „die nembliche pferd, damit sie die dienste mit denen husarn auff allen vorposten „anstatt deren husarn machen können. ich hätte zwar nichts dargegen, weillen dan „dardurch eine erspaarnus würcklich statt hätte, doch wollte in disen punct nichts „resolvirn und des comandirenden meinung darüber wissen. ich glaubte das „nachdem wir 18 cuirassir reg. haben die in disen Krieg nicht vill nutzen schaffen, „ich glaubte das 4 von selben, ohne sie reducirn, zu dragoner gemacht wurden, „welche man an besten finden wird, welches uns dise leichtigkeit machte, das wir „desto leichter die übrige cuirassir reg. die an pferd und mannschafft grossen „abgang haben, mit denen gröstén pferden und mannschafft completirn kunten und „nachgehends der abgang bey denen 4 dragoner reg. vill leichter wurde können „ersetzt werden und also die reduction der escadron konte unterbleiben.

„Maria Theresia."

[150]) So schrieb er ihm z. B. am 27. April 1760 eigenhändig: „Voilà le „depeche du courie en question que je communique a Vostre Excellance „come a l'unique en qui je toutte ma confiance, de laquelle je me suis „tousjours très bien trouvé et je me flade quelle voustra bien me continuer

„sone amittiée, pas pour mes beaux yeux me pour le bien de l'interet de „nostre auguste Souvereine . . .“ K. A.

[151]) Maria Theresia an Daun. 7. Dec. 1760.

[152]) Ohnmaßgebliche Anmerkungen über den letzteren Plan des Grafen Lacy.

[153]) Ohnmaßgebliche Gedancken über den Operationsplan pro anno 1760.

[154]) Neipperg war bekanntlich dessen Vicepräsident. Der uralte Präsident Graf Joseph Harrach unterschrieb zwar noch die amtlichen Ausfertigungen, übte jedoch keinen Einfluß mehr auf die Geschäfte.

[155]) 17. Dec. 1759.

[156]) Ruzzini. 22. März 1760. „Sù questo ardito progetto, che forma il più grave articolo del piano venturo, come quello dalla buona riuscita di cui dipende quindi la pace qual ella si brama, corre voce tra pochi che gravissimi dibattimenti siensi fatti nella conferenza, e gravissime difficoltà addotte da uomini militari che si oppongono ad un tale felice conseguimento. Si esaminò la naturale e artifiziale forza delle piazze di Slesia e di quella più importante di Nais, robusta ogn' una e ben presidiata. Si enumerò li possibili contrarj eventi, la lunghezza degli assedj, e si concluse che tutto anche felicemente seguendo, il tempo solo di cinque o sei mesi contrasta per riempiere si vasto oggetto. Di quà, chi pretende saper di certo, tal discussione continua a dire a bassa voce, che ne rimase turbato e perplesso l' animo di questa Sovrana, combattuto trà l' importanza di avere la Slesia, unico oggetto di tanti dispendj e pensieri, le difficoltà d' acquistarla nel corso d' una campagna, e l'impossibilità d' averla per cessione spontanea d' un intrepido nemico . . .“

[157]) Schon der Umstand, daß die Note, welche denselben enthält, von Binder herrührt, läßt darauf schließen, daß den Ideen des Grafen Kaunitz darin am meisten Rechnung getragen wurde.

[158]) Rescript an Esterházy. 8. März.

[159]) Esterházy's Berichte vom 9. und 29. Jänner, dann vom 8. und 26. Febr. 1760.

[160]) Esterházy. 7. März 1760. „Graf Woronzow überließe mir selbsten zu „schließen, wie ihm bey einer solchen dem gemeinen Verstand widerstrebenden „Unterredung mit einem commandirenden Generalen müße zu Muth gewesen „seyn, welcher zu Vestsetzung eines ergiebigen Plans berufen worden und seine „ganze Aeußerungen darinnen bestehen laßet, daß er nichts zu thun gedenke.“

[161]) Esterházy. 14. März 1760. „dieser ministre beklaget sich daß er vast „keine gelegenheit finden kan, mit seiner Frauen über die Geschäfften zu sprechen, „indeme selbe nunmehro überhaupt zur solitude geneigt ist, welches insonderheit „durch die fastenzeit und die Zahnflüsse, womit sie behafftet ist, vermehret wird. „Es bestättiget sich immer mehrers daß der Graff Soltikoff des Generalcomando „gerne entübrigt wäre, indeme selbiger auf befragen, was seine Idee zu einem „Operationsplan wäre, immer darauf bestehet daß die russische Armee zwei

„Bataillen gewonnen habe und selber nicht mehrers zuzumuthen seye. Aus solchen „ungereimten Reden erkennet man allhier sattsam, daß auf einen solchen Com- „mandirenden kein staat zu machen seye . . .“

[162]) Esterházy. 16. März.

[163]) Die russische Note bildet eine der Beilagen zu Esterházy's Bericht vom 2. April 1760.

[164]) Esterházy. 11. und 22. April.

[165]) Esterházy's Berichte vom 8. und 23. Mai, dann vom 3. Juni 1760.

[166]) Esterházy. 6. Juni.

[167]) Starhemberg. 24. Jänner.

[168]) Kaunitz an Starhemberg. 29. April 1760.

[169]) Laudon an Kaunitz. Brüx, 23. Jänner 1760.

[170]) Laudon an Kaunitz. Jägerndorf, 18. und 27. März 1760. Theilweise benützt bei Janko. Laudons Leben. S. 137. 140.

[171]) Kaunitz an Laudon. 24. März 1760.

[172]) Laudon an Kaunitz. Jägerndorf, 13. April 1760.

[173]) „Gott ist mein Zeuge,“ fährt Laudon fort, „daß ich mich diesem Un- „wesen nach allen Kräfften widersetzet habe, allein man ist Russischer seits so weit „gegangen, daß man meine ausgestellte Salvegarden nicht nur vertrieben, sondern „sogar Feuer auf selbige gegeben hat. Und ich überlasse daher der ganzen ver- „nünftigen Welt, wie es möglich gewesen, meine leichte Trouppen und die aus- „geschickten Parthey en von rauben und plündern abzuhalten; Welches in der That „des Königs in Preußen May. selbsten, wann er an meine Stelle gewesen wäre, „nicht möglich hätte machen können, wie dann auch in der bey dem Rescript be- „findlichen Anlage B pag. 27 seinerseits selbst zugestanden wird, daß es nicht „thunlich sey, den gemeinen Mann, wann er einmahl in Unordnung kommt, von „dergleichen Thaten abzuhalten. Und das in Mähren ohnweit Littau gelegene „Graf Andlerische Schloß Gudewein*) nebst vielen anderen Örtern haben es zu „wohl in Anno 1758 erfahren, daß die preußischen Truppen es eben so arg „machen können.“

[174]) Kaunitz an Laudon. 24. April 1760.

[175]) Cabinetschreiben an Daun. 23. April 1760.

[176]) Cabinetschreiben an Daun. 6. Mai 1760.

[177]) Daun an Lacy. 9. Mai 1760. K. A. An Lacy's Stelle fungirte im Jahre 1760 Siskovich als Generalquartiermeister.

---

*) Chudowein oder Chudwein.

[178]) Daun an Maria Theresia. 12. Mai 1760.

[179]) Laudon an Kaunitz. Zittau, 15. Mai 1760.

[180]) Daun an Lacy. 25. Mai 1760. K. A. „Voila derechefe du change-„ment auprée de M. de Laudhone qui m'a aussi fait dirre quil me priee „faire quelque mouvement par un corp dever le prince henry pour ampecher „celui cy a pouvoire marscher a lui. voila bien de pretantions; je lui et „fait dire que si je pouroit faire pareils detachemens, je l'auroit fait avant „qu'il me l'auroit sugerée, me come je neté pas ancor dant le cas, je nee „pouvee en faire pour le presant. . . .“

[181]) Lacy an Daun. Lösnitz, 25. Mai 1760. K. A. „Je ne sai que „penser ni que dire du nouveau changement de projet de M. de Laudohn „et de ce qu'il exige consequemment de V. E. C'est vouloir vaincre son „Ennemis par les Bras d'un tier ou comme on dit se servir de la patte „du chat pour tirer les marons du feu; c'est en un mot vouloir envahir „un pays sans avoir de coup à risquer, quoiqu'avec des forces qui peuvent „assurément ne pas se mettre en peine de la résistance. La question si le „Prince Henry peut le prevenir ou non, est une chose que M. de Laudohn „doit lui-même savoir calculer et combiner, et c'est à lui à en décider et „savoir à quoi s'en tenir au bout du compte. C'est lui aussi qui a proposé „le premier d'entrer de Bonheur en campagne et de commencer pour agir sur „la Silesie, il devait donc faire toutes ces considérations d'avance et ne pas „les renvoyer au tems de l'exécution et hors de saison. J'avoue franchement „que je ne voudrais pas etre à la place de V. E. et que je perderais toute „patiance si lon venait encore à la charge avec quelque nouveau projet „de Vienne.“

[182]) Zweites Schreiben Lacy's an Daun von demselben Tage. „. . . il „est certain que dans la position qu'il va prendre, il ne tiendra qu'au prince „Henry ou Schmettau d'aller faire une diversion en Bohème et d'obliger „M. de Laudohn, sans même le voir, à quitter la Silesie. Je veux cepen-„dant espérer que je serai ici un mauvais prophète comme je le souhaite de „coeur. . . .“

[183]) Vom 26. Mai 1760.

[184]) Laudon an Kaunitz. Frankenstein, 1. Juni.

[185]) Kaunitz an Laudon. 9. Juni 1760. „Ob nun zwar Herr General „Caramelli die Gelegenheit nicht erhalten können, sich mit dem Commendanten „der Vestung zu unterreden und andurch eine neue Probe seines ausnehmenden „Diensteifers zu geben, so setze ich doch mit Ew. Exc. meine gröste Hofnung in „die Schwäche und üble Beschaffenheit der Glazer Garnison, da sonsten die Be-„zwingung dieser Stadt viele Mühe und Zeit kosten dörfte.“

[186]) „Die Burgerschafft aber wünsche nichts so sehnlich als das preußische „Joch vom Halse zu werfen.“

[187]) Laudon an Kaunitz. Frankenstein, 5. Juni 1760.

„Ew. Exc. werden aus dem Schreiben des Herrn Feldmarschallen Grafen „von Daun Exc. eine ziemliche Gleichgültigkeit zu entnehmen geruhen. Ich kann „Hochdenenselben als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich hiezu nicht den min„desten Anlaß gegeben, sondern von allen und jeden, auch den allergeringsten „Bewegungen und Unternehmungen jederzeit an gedacht Se Exc. den schuldigsten „Rapport erstatte. Indeßen aber werden Ew. Exc. nach Dero Erleuchtesten „Einsicht leichtlich zu ermeßen geruhen, was für üble Folgerungen für den aller„höchsten Dienst daraus erwachsen müßen, wenn die Operationen der Armeen „nicht einstimmig fortgesetzet werden oder daß eine der andern die Hände nicht „biethet. Denn insoferne es seine Richtigkeit hat, daß der Prinz Heinrich seinen „Marche an die Oder nimmt und allda wegen der Rußen zu verbleiben ge„zwungen ist, so kann man sich mit vieler Zuversicht einen erwünschten Ausgang „von der projectirten Belagerung der Festung Glatz versprechen. Außer es wäre „dann, daß des Herren Feldmarschallen Exc. sich wiederum, wie bei der Belage„rung von Neiß, von dem Könige einige Marches abgewinnen laßen wollte, und „daß derselbe also mit einem considerablen Corps anhero zum Entsatz ge„langen könnte."

[188]) Russisches Promemoria vom 8. Mai a. St. Beilage zu Esterházy's Bericht vom 21. Mai 1760.

[189]) Laudon an Kaunitz. Pischwitz, 13. Juni 1760.

[190]) Cabinetschreiben der Kaiserin an Laudon. 13. Juni 1760.

[191]) Bei Schöning. II. 325.

[192]) Laudon an Kaunitz. 20. Juni 1760.

[193]) Laudon an Daun. Schwarzwalde, 22. Juni 1760.

[194]) Die Actenstücke, welche sich auf das Treffen bei Landshut beziehen, sind abgedruckt oder sonst benützt bei Janko: Laudons Leben. 154—174.

[195]) Janko. 168—171.

[196]) Ruzzini. 25. Juni. Wiener Diarium vom 25. und 28. Juni 1760.

[197]) Kaunitz an Laudon. 29. Juni 1760. „Da Ew. Exc. von meiner „vollkommensten Hochschätzung, und die Wahrheit zu bekennen, von meiner auf„richtigen Liebe, so ich denenselben zutrage, gänzlich versichert seyn können, so „werden dieselbe auch leicht ermessen, mit was außerordentlichem Vergnügen ich „die Nachricht von dem glorreichen Ausschlag Dero Unternehmens vernohmen „habe. . . ."

[198]) Daun an Laudon. Ubigau, 24. Juni 1760. K. A.

[199]) Daun an die Kaiserin. Hauptquartier Ottendorf, 9. Juli 1760. Laudon an Kaunitz. 10. Juli 1760.

[200]) Friedrich an Heinrich. 6. Juli. „. . . j'ai tout fait pour engager „Daun à une affaire décisive ou du moins pour attaquer Lacy, avec son „corps, ce qui cependant ne m'a pas réussi ni l'un ni l'autre. . . ." Bei Schöning. II. 348.

[201]) Vom 19. Juli. Theilweise abgedr. bei Janko. 184.

[202]) Kaunitz an Laudon. 19. Juli 1760. „Ew. Exc. dürfen nicht glauben, „daß der Innhalt des anliegenden Allergnädigsten Cabinetschreibens aus meiner „Veranlassung hergerühret seye. Unsere allergnädigste Frau ist nach ihrer er„leuchtesten Einsicht von Selbsten darauf verfallen, und haben mir gemeßen an„zubefehlen geruhet, in welchen Ausdruckungen dieses Schreiben verfaßt werden „solte. Die Allerhöchste Absicht ist hiebey bloßerdings dahin gerichtet, Ew. Exc. „alle Hindernüssen aus dem Weeg zu raumen und freye Hände zu laßen, damit „Dieselbe alles dasjenige unternehmen und in das Werck stellen können, was „nach Dero eigenen Einsicht und Beurtheilung dem Allerhöchsten Dienst vor„träglich zu seyn scheinet."

[203]) Laudon an Kaunitz. 26. Juli 1760.

[204]) „V. M. sera sans doute enchantée d'avoir le peu de détails que „contient la lettre cy-jointe que je reçois dans ce moment et que je m'em„presse de faire passer aux pieds de V. M. en la suppliant de me le renvoyer „à Sa commodité pour que j'aye le plaisir de pouvoir la relire. Dieu Lui „conserve son Josue.

„Le 28e Juillet 1760. Kaunitz-Rittberg."

„c'est le plus grand souhait que vous pouvez me faire. je vous suis „obligée que vous m'avez fait partager si vite votre joye."

[205]) 29. Juli 1760.

[206]) Selbst Retzow sagt bei dieser Gelegenheit von Lacy: „Il fit tout ce „que l'on pouvait attendre d'un capitaine qui, par ses talens, eut en plus „d'une rencontre une influence marquée et connue sur les succès du général „en chef."

[207]) Friedrich an Heinrich. 13. Juli 1760. „Je crois qu'il en sera fait en deux ou trois jours."

[208]) Daun an Laudon. Ottendorf, 10. Juli 1760. K. A.

[209]) Daun an Lacy. Ottendorf, 11. Juli 1760. K. A. „il fautra voire et „etre bien assuroit des mouvemens ulterieurs de l'enemis avant que de me „eloigner derechefe d'icy, d'autant plus que je ne vois ce que le roi pouroit „intanter conter Dresden, y ayant pourtant actuellement prec de 50.000 „homes la plus part de nos troupes avec le corp de Vostre Excellance, en „faissant la navette sur l'elbe sellons les mouvemens de l'enemis, il ne paroit „pas possible quil puis venir a un attaque pour livrer Battaille et pour „vouloire faire un siege, il samble quil ny scauroit panser, et alors „il seroit tousjours tems ancor my porter avec l'armé. . . ."

[210]) Ruzzini. Schönbrunn, 19. Juli 1760. „queste cose . . . cagionarono „il più vivo dolore nell' animo di questi Sovrani, e la maggior confusione „nel Ministero. Solo il danno della possibile perdita di tanta piazza, e il „vantaggio che ne risultarebbe quindi al nemico nel possederla, ma il veder

„la Sassonia ricadere nei guaj primieri, allor che si sperava tra poco di „liberarla del tutto; il veder invogliersi di nuovo in distrazioni e lunghezze, „e turbarsi così felice aspetto di campagna in modo non atteso, sono le più „forti spine che pungono il cuore. A questo turbamento aggiunge peso il „veder involto in nuove difficoltà il manifesto impegno che si aveva preso „questa Sovrana di toglier prima di tutto per ogni sforzo dalle mani de' „Prussiani la Sassonia, verso la quale era criticata la poca cura dall' Elet-„tore e dalla corte di Francia."

[211]) Cabinetschreiben an Daun vom 28. Juni. „. . . daß keineswegs die „Stadt Dresden einer augenscheinlichen Gefahr durch die allzu weite Entfernung „meiner Armee auszusetzen seye. . . ."

[212]) Lacy an Daun. Heidenau, 13. Juli 1760. „wenn Dresden nicht „mit ehesten mit einer hinlänglichen Armee zu Hülfe geeilet wird, so ist nichts „gewisseres als daß die Stadt samt ihrer Garnison verlohren gehe."

[213]) Daun an Lacy. Klein-Förstchen, 17. Juli. „pour faire jusqu'à l'im-„possible, je marcherai tout de suitte, demain à hartha et après demain „jusqu'au camp de Weissich."

[214]) Daun an Laudon. 20. Juli 1760. K. A.

[215]) Friedrich an Heinrich. 23. Juli 1760. Bei Schöning. II. 361.

[216]) Bei Schöning II. 358.

[217]) Bei Schöning. II. 364.

[218]) „. . . de Vienne l'on m'escrit des lettres sanglantes et que l'on „doit absolument trouver moyen a ne point lesser bruller Dresden a la vu de „l'armé, que la cour seroit par la exposé a des reproches infinis. Tout ce „que je deja marqué la dessu ne fait aucune impressions . . . je suplie donc „V. E., panser si il y auroit moyen à faire de plus pour empecher ce mal „menassant de ce que l'on a faitte jusque aprésent."

[219]) Rescripte an Esterházy. 24. Mai und 5. Juni 1760.

[220]) Russische Note vom 3. Juni a. St. Berichte Esterházy's vom 17. und 20. Juni 1760.

[221]) Russische Note vom 10. Juni a. St. Beilage zu Esterházy's Bericht vom 24. Juni 1760.

[222]) Laudon an Soltikoff. 11. Juli 1760.

[223]) Ueber die Absendung Plunketts ins russische Hauptquartier schreibt Lacy an Daun, Lösnitz, den 5. Juni 1760:

„Quant à ce que V. E. me fait l'honneur de me demander au sujet „du général Blonquet, j'aurai celui de lui dire que je le crois certaine-„ment tout aussi propre à remplir la commission dont il s'agit que pourrait „l'etre M. de Nugent. Blonquet est sans contredit un homme d'esprit et dont „la plume s'exprime d'une facilité de style et de clareté qui ne peut que

„répondre d'avance de sa capacité à soutenir une correspondance avec toute „l'exactitude et la précision désirable, en sorte que je ne crois pas même „que Nugent puisse lui disputer la préférance sur ce point. Il n'y a que „l'article du voyage qu'il ne pourra remplir avec la même vitesse que Nugent, „parce que sa constitution n'est pas assez forte pour soutenir un effort de „diligence, mais pour le reste, comme ils sont également Irlandais l'un et „l'autre, il n'y a pas de doute que Plonquet ne soit aussi bien que possible „avec Broun qu'on pourroit l'espérer de Nugent."

[224]) Plunkett an Daun. Posen, 18. Juli 1760. K. A.

„. . . Si je dois ajouter foy aux assurances du général Fermer, il fera „tout son possible pour accélerer les opérations de cette armée. Il est certain „que ce général de concert avec le général Browne a fortement représenté „au commandant en chef la necessité de marcher au plustot. Il se peut que „la crainte d'un rappel portera du changement dans sa conduite. Il est très-„difficile de traitter à cette armée; le chef est connu de V. E., mais tout „borné qu'il est, il croit pourtant être en état de marcher tout seul. Ses „confidents de l'année passée ne le sont plus. Romanzow, Stoffle n'ont plus „voix en chapitre; je crois que nous en sommes mieux, du moins pour le „premier. Le comte de Czernichef est celuy à qui il temoigne le plus de „confiance; ce général se souvient des bontés de V. E. pour luy; il en parle „avec beaucoup de reconnoissance. Il est d'ailleurs ambitieux et vise au „commandement des armées. Je m'en suis aperçu, j'ai favorisé le penchant „et fait entrevoir que la route la plus prompte pour arriver au commande-„ment sera la protection de ma cour, et que par attachement pour luy je „souhaittois de bon cœur qu'il me fournisse occasion à faire valoir son zèle „pour les interêts de mon auguste maîtresse dont l'ame vrayement royalle etoit „insusceptible d'ingratitude."

„. . . Il y a quelque chose d'extremement comique dans ma façon „d'agir avec le marechal Sultikow; ennemi de travail, on tenteroit inutilement „à l'entrainer serieusement aux affaires. Il se souvient avec plaisir de la „France; il faut l'entretenir la-dessus. Il est passionné pour la chasse; j'irai „chasser avec luy et je donne à manger a ses chiens. Au milieu de tout cela „il faut le prendre à la volée et jetter un discours militaire dans le cours de „la conversation, comme si une idée subite y donnoit sujet. . . ."

„L'armée icy est fort belle, la cavallerie est tout au mieux, les chevaux „en bon état et très bien pacquetés; c'est le Prince Volgonski qui la com-„mande; c'est celuy sans contredit qui a les façons les plus nobles. Cette „cavallerie doit bien faire, si l'intérieur correspond avec les apparences. L'in-„fanterie (surtout le corps des grenadiers) est belle, mais je tremble quand je „regarde l'immense quantité et la pesanteur de l'artillerie très-mal attelée, „joint à cela le nombre prodigieux de chariots. On peut bien à cette occa-„sion appeler les équipages „impedimenta exercitus". Jusqu'à présent on ne „peut pas se plaindre des excès, mais je crains beaucoup que la pauvre Silésie „se ressentira amèrement de leur séjour. . . ."

225) Plunkett an Daun. 27. Juli 1760. K. A.

226) Laudon an Kaunitz. 24. Juli 1760.

227) Laudon an Daun. Eichholz, 28. Juli. K. A.

228) Laudon an Daun. Lissa, 30. Juli 1760.

229) Kaunitz an Laudon. 29. Juli 1760.

230) Voriges Schreiben.

231) Promemoria; Beilage zu Laudons Bericht an Kaunitz vom 2. Aug. 1760.

232) Voriger Bericht.

233) Zweiter Bericht an Kaunitz vom 2. Aug.

234) Friedrich an Heinrich. 25. Juli. Bei Schöning, II. 365.

235) Daun an Lacy. 1. Aug. 1760. „. . . de Vienne l'on m'escrit ne „point faire passer l'elbe à l'enemis ou du moins l'attaquer en chemein avant „quil arive en Silesie. . . ."

236) Laudon an Kaunitz. 6. Aug. „Wobey ich meynes orths nichts anderes „zu thun erachte als nach allen Kräften zu trachten, dem Könige zu einer deci„siven Action zu zwingen."

237) An Lacy. 1. Aug. K. A. „. . . il me semble tousjours le plus „sure a devancer l'enemis derechefe sur nauenbourg, me metter derier la „Katzbach et l'y attander s'il veut donner battaille . . . si le roi ce joint avec „le preince henri, je suis crusifié des russes et de nostre cour; ce que je ne „vois pouvoire empecher ni ce que je puis faire de mieux que ce que je „viens de marquer."

238) Lacy an Daun. Ubigau, 2. Aug. 1760. K. A.

239) Histoire de la guerre de sept ans. II. 104.

240) Kaunitz an Laudon. Wien, 10. Aug. 1760. Vgl. Janko, 193.

241) Laudon an Kaunitz. Großjanowitz, 12. Aug. 1760.

242) Histoire de la guerre de sept ans. II. 111.

243) Correspondenz König Friedrichs mit Lacy. Aug. 1760. K. A. (Concept und Abschrift; liegt irrig im Aug. 1761.)

Sire!

V. M. a daigné me renvoyer mon attelage; c'est un honneur que je reconnois avec toute la sensibilité qu' exige la moindre chose qu'on reçoit de la main d'un grand monarque. Mais si j'avais le bonbeur d'être connu de V. M., Elle aurait prévu que je ne suis pas assez intéressé ni par état ni par ma façon de penser, pour être fort touché de la perte d'un attelage qui vaut quelque argent, mais que par contre je suis assez curieux pour etre au desespoir de la perte de mes cartes qu'on ne saurait aprecier, et que

V. M., en usant de Ses droits, a jugé à propos de reserver à Ses archives. Ce sont des pièces, Sire, que j'avais fait faire sous mes yeux, pendant les deux précédentes campagnes que je servais comme Quartier-Maître Général sous les ordres de M. le Maréchal Comte de Daun. Pièces d'autant plus intéressantes pour un militaire qu'elles contiennent le tableau entier de tout le terrein que les deux armées avaient parcouru, et des différens camps que les unes et les autres y avaient successivement occupés. C'était un monument précieux de mes travaux et la seule chose qui pouvait mériter mes regrets. Il est vrai qu'il ne pouvait tomber entre meilleures mains que celles de V. M., aussi ne tiendrait-il, Sire, qu'à votre générosité royale, que je fusse dédommagé de cette perte, si Elle voulait bien daigner me faire parvenir du moins une copie de tous ces plans. Ce serait même une grace dont j'aurais d'autant plus sujet de me féliciter, que je me ferais une gloire infinie de les tenir comme un présent de V. M., et qu'en échange Elle ait eu quelque chose de mes mains qui lui ait paru digne de trouver place dans Son cabinet militaire. Au reste ce qui m'a fait le plus de peine dans toute cette avanture, c'est que les hussards de V. M. ne soyent parvenus à tout ce butin que par la stupidité de mes gens qui semblaient s'être arrêtés tout exprès pour leur faire cette galanterie. Malheureusement que les pauvres officiers de ma suite, dépouillés par là de tous leurs équipages, ont été le plus mal à propos la victime de cet accident et par conséquent sont les plus à plaindre.

Pour moi, Sire, je ne saurais plus l'être en aucune façon, ne fût-ce que par le précieux avantage que j'ai de saisir cette occasion à présenter à V. M. les hommages. . . .

ce 17 aout 1760.

Monsieur. J'ai saisi avec plaisir la première occasion qui s'est présentée pour vous donner une marque de mon estime. Quoiqu'ennemi de la cause pour laquelle vous combattez, je ne suis pas assez aveuglé pour ne pas rendre justice à votre mérite. Je sens bien que ce n'est pas l'intérêt qui doit guider un homme d'honneur comme vous, et que la perte de quelque equipage vous devoit etre peu sensible. Mais comme je crois qu'il est possible de faire bonne guerre, quoique combattant pour des causes bien différentes, j'essaye, lorsque l'occasion s'en présente, d'introduire plus d'urbanité et de politesse dans un métier qui est assez dur et assez cruel de soi-même. Dès que les opérations de cette campagne commenceront à se rallentir, les Ingénieurs-Géographes de l'armée travailleront à copier vos plans, et je me ferai un plaisir de vous les renvoyer aussitot qu'ils seront achevés. Ce sur quoi je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte garde.

Federic.

[244]) Plunkett an Daun. Au quartier général de Kunzendorf, 11. Aug. 1760. K. A. „Le Mareschal me dit avec un soupir: si je pouvois une fois „parler au général Loudohn, assurément rien au monde ne seroit plus capable „de conduire ces Messieurs à la raison. . . .“

[245]) Friedrich an Heinrich. 13. Aug. Bei Schöning. II. 382.

[246]) Retzow. Mémoires sur la guerre de sept ans. II. 286.

[247]) Friedrich an Heinrich. 13. Aug. Schöning. II. 382. Histoire de la guerre de sept ans. II. 116.

[248]) Memoirs of Sir Andrew Mitchell. London, 1850. II. 196.

[249]) Laudons Schlachtbericht an den Hofkriegsrath, den er am 16. Aug. auch an Kaunitz übersendet, ist größtentheils abgedr. bei Janko. S. 196—198.

[250]) Hier hat sich bei Janko ein sinnstörender Irrthum eingeschlichen, der einer Berichtigung bedarf. Es heißt nemlich in Laudons Schlachtbericht nicht: „Würde im Gegentheil die große Armee unter dem F. Z. M. Lacy mit mir „zugleich" u. s. w., sondern: „Wo im Gegentheil und wenn die große Armee „sowohl als der Feldzeugmeister Graf Lacy mit mir zugleich vermöge der con„certirten Disposition, nemlich mit Anbruch des Tages an den Feind gelanget „wären, es eine der complettesten Victorien gewesen sein würde."

[251]) Laudon an Kaunitz. Krischwitz, 16. Aug. 1760.

„Eben da ich anliegende Relation an den Hofkriegsrath einschicken wollen „so schicket der Feldmarschall zu mir und läst mich sondiren, ob ich nicht lieber „die Relation an ihn einsenden wolle, damit Er solche an den Hofkriegsrath be„gleiten könne. Um also mich mit selbigen nicht zu überwerffen, werde eine „andre verfaßen und solche an ihn einschicken. Ew. Exc. hingegen habe diese um „deßwillen zuzuschicken nicht ermangeln sollen, damit Höchstdieselbe von den eigent„lichen und wahren Umständen, mit denen man mir hintergangen, informirt „seyn mögen, und insoferne es Ew. Exc. für gut finden, auch allerhöchsten Orths „Gebrauch davon machen können. Indeßen kann ich Höchstdenenselben meinen „Schmerz, so ich darüber empfinde, ohnmöglich bergen. Wobey ich Ew. Exc. in „Unterthänigkeit versichern kann, daß es mir im Mindesten nicht um den geringen „Nachtheil ist, so meine erworbene wenige Reputation dadurch leiden dürffte, „sondern einzig und allein die Waffen und das Allerhöchste Interesse der Kay„serin Königin May. gehet mir zu Hertzen."

[252]) Am 25. Aug. 1760.

[253]) Abgedr. bei Janko. 204.

[254]) Laudon an Daun. Striegau, 19. Aug. 1760.

[255]) Lacy an Daun. Kratzkau, 20. Aug. 1760.

[256]) Bericht vom 20. Aug.

[257]) Ohnmaßgeblich gehorsamste Meynung wegen der denen Russen proponirten Belagerung der Vestung Glogau. Von Laudon unterzeichnete Beilage zu Launs Bericht an die Kaiserin vom 27. Aug. 1760.

[258]) Dauns Bericht vom 26. Aug.

[259]) Dauns Bericht an die Kaiserin vom 27. Aug.

[260]) Laudon an Soltikoff. Striegau, 26. Aug. Beilage zu Laudons Bericht an Kaunitz vom folgenden Tage.

[261]) Dieses ganz eigenhändige Schreiben des Königs an den Prinzen Heinrich befindet sich in dem Besitze des Freiherrn Olivier von Laudon; offenbar wurde es dem Feldzeugmeister damals durch Czernitscheff oder Soltikoff übersendet. Es ist, jedoch sehr incorrect, bei Stuhr, II. 334 abgedruckt, und lautet nach dem Original:

ce 15 à Parchwitz.

„Mon cher frere. Mes troupes vienent de remporter une grande victoire „sur les Autrichiens, ils ont perdus 15/m hommes, nous avons 6000 prisso„niers, 3 generaux, 102 canons, 30 drapaux etc. Loudon est blessé à mort. „je profiterai de cet avantage pour passer l'Oder et tomber sur le corps des „Russes que, si plait au ciel, nous exterminerons. je n'ai pas le tems de vous „en dire davantage; je souhaite seulement que cette lettre vous parviene „promptement."

„Votre fidèle frère"

„Féderic."

„Daun est Toute son armée s'enfujent vers Jauer.

[262]) Undatirter Aufsatz Lacy's. Beilage zu Daun's Bericht vom 27. Aug. 1760.

[263]) Plunkett an Daun. 21. Aug. 1760. K. A.

„Comptés, Monseigneur, que vous ne devés jamais souhaitter que cette „armée passe l'Oder pour tirer leurs subsistances de nous. Quel moyen de „faire subsister une trouppe de cent mille sauterelles? Les plaintes com„menceroient le second jour, et comme je scais à n'en pouvoir douter que „cette manœuvre est diametralement opposée à leurs vues et leurs incli„nations, comptes Monseigneur qu'ils trouveroient moyen en peu de jours de „vous mettre dans l'impossibilité de les fournir. Les plaintes, les représen„tations, le mauvais sang en seroient les suites infaillibles. Comment faire „vivre une armée aussi nombreuse dont le pillage fait un principe nécessaire? „Sait-Elle, Monseigneur, qu'un Soldat Russe n'a que six Roubles par an, et „le pain? La solde de l'officier est à peine suffisante pour luy acheter les „habits, il faut donc piller par principe, il faut même régler les opérations „sur ce principe. Ces Messieurs ont beau me nier ce fait, je le vois tous „les jours devant les yeux et d'ailleurs on a beau vouloir ôter d'une chose „ce qui est une partie essentielle de sa composition. La conclusion que je „tire de ceci est que n'ayant pas pu tirer parti de cette armée selon le „premier plan des opérations, il faut tâcher d'en tirer parti par une diver„sion. . . ."

[264]) Soltikoff an Plunkett. Kaynow, 10./21. Aug. 1760.

[265]) Laudon an Kaunitz. Freiburg, 31. Aug. 1760. „. . . also können „auch Ew. Exc. versichert seyn, daß wegen der am 15. huj. vorgefallenen action „alles und jedes, so mich für mein particulier anbetrifft, ich nicht nur bereits

„vergessen habe, sondern auch glaube daß vielmehr Unentschlossenheit und Ver„zögerung, als ein Dessein, mich zu schaden, verursachet hat, daß gedachte action „so unglücklich ausgefallen . . .“

[266]) Laudon an Kaunitz. Freiburg. 4. Sept.

[267]) Soltikoff an Laudon. Au quartier-général. Ober-Wikotin. 23. Aug. a. St.

[268]) Laudon an Soltikoff. Freiburg, 5. Sept.

[269]) Cabinetschreiben an Daun. 1. Sept.

[270]) Kaunitz an Laudon. 3. Sept.

[271]) Laudon an Kaunitz. 31. Aug.

[272]) Berichte Dauns aus Kunzendorf vom 4. und 5. Sept. 1760.

[273]) Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. Zwei Bände.

[274]) Dieser Brief Dauns an die Kaiserin vom 7. September 1760 ist nicht mehr im Original, sondern nur noch in authentischer Abschrift vorhanden. Er lautet:

„Das Graf Starhembergische Schreiben stellet nur gar zu klar vor die „bevorstehende Unglücksfälle, wann man den Feind nicht schlaget und durch Er„oberung einer Vestung keinen vesten Fuß hierlandes verschaffe. Die declarationes „des französischen Ministre seynd ebenfalls ganz unverhohlen, daß also um so „mehrers derley decisive Operationes zu wünschen wären. Gott weiß daß Tag „und Nacht darnach strebe, mithin wolle nur seine Barmherzigkeit mich mehrers „als bishero hierzu erleuchten, wornach unabläßlich seine Allmacht anruffe. Indessen „wann alles dieses verabsaumet habe, so die Montazetischen Berichte an seinen Hof „mich beschuldigen, je suis le plus coupable des hommes qui merite toutes les „disgraces de l'univers, quoique je ne puisse avoir commis pareilles fautes que „très-innocemment. La volonté, le zèle, et par là l'empressement à faire tout au „mieux, ne sauroient certainement être auprès de moi plus grands, mais tout „cela est inutile comme il y paroit quand la capacité n'y correspond. Tout „autre auteur que M. de Montazet me convainqueroit presque de toutes ces „critiques à ma charge, par la façon qu'elles sont ébauchées, mais ma „conscience est trop tranquille là-dessus pour pouvoir me les faire craindre. „Malgré tout cela je me vois pourtant la source et l'instrument de tous les „malheurs à venir de la Monarchie, et par conséquent même de la personne „de Votre Majesté. Voilà un creve-cœur pour moi ineffaçable, und wo der „Todt allein mich mehr davon befreyen kan. Derley relationes, die noch täglich „von Montazet ablauffen, können nicht anderst als das allerübelste nach sich „ziehen. Er ist wohl nach seiner Meinung der allerweiseste aller Menschen „heuntiges Tags, mithin wäre wohl zu wünschen daß er der Comandirende über „alle Arméen gegen Unsere Feinde seyn könte, wann sodann eben jenes bewürcket „wurde, was man jetzt anderen zur Last aufbürden will. Mais il y a une grande „difference entre le dire et le faire; autant que le premier est facile, l'autre

„est plus difficile. Über dies, das weiß Gott daß helfftes seines Vorgeben un„wahrhafft ist; hierüber in détail einzugehen wäre vergebens Ewer Majestät noch „mehrers zu behelligen. Le mal présent n'est malheureusement que trop réel „et le remède presque désespéré. D'attaquer l'ennemi paroit l'unique, dont „l'issue pourtant ne promet certainement guères de favorable; mais s'il faut „il faut; Ce n'est point la perte du monde que je regretterois, 20.000 hommes „plus ou moins, surtout pour un heureux evenement ne veut rien dire, d'autant „plus qu'on ne pourra les entretenir en tems de paix. Mais ce sont les suites „d'une malheureuse affaire qui sont plus à craindre que l'on le juge actuelle„ment, et en cas d'un bonheur suprême la victoire ne pourra jamais être „poussée selon qu'il seroit à souhaiter. Enfin j'y suis préparé: wann mir „Dayasas mitbringet qu'il faut absolument l'hazarder, alors ma conscience „restera nette. Was mein einziges Verlangen, est de ne pas nuire encore „davantage aux interets de Votre Majesté et de Sa Maison. Quand il s'agira „seulement de drauff loß, j'espere n'etre pas le dernier, et on yra à ce que „je me flatte de bonnes graces. C'est tout ce que je puis dire avec le cœur „pénétré de la plus vive douleur dans une aussi triste situation. Après coup „tout le monde parle et trouve ce que dans l'occasion et les cas existants il „n'a scû ni osé proposer, et quand on les demande, ils ne scavent quoi dire, „approuvent tout et ne trouvent rien de mieux, et avec cela personne se „donne la moindre peine à vouloir aider, encore moins proposer du remède „au mal. Tout cela ne fait que rendre mon sort plus malheureux, ne me „produit aucun remède, au malheur de Votre Majesté et de Sa monarchie. „Voilà le plus grand de tous les maux, qui rend chaque moment de ma vie „plus horrible et detestable. Je ne puis en dire de plus, sondern nur lediglich „mich allerunterthänigst zu füssen werffen, um allda in treu- und tieffester Vene„ration zu ersterben . . ."

[275]) Cabinetschreiben an Daun und Nachschrift zu demselben. 10. Sept. 1760.

[276]) Daun an Lacy. 15. Sept. 1760. K. A. Ganz eigenhändig. „je „conjur V. E. vousloire bien m'aider par ces lumiers et par ces conseils „pour pouvoire parvenire à ce butte. Si elle ne veut plus avoire tant des „bontés pour mois, jespere que son attachement et zele pour nostre Souvereine „et monarschie vousdrons bien la porter aux instances que je luy fait par „celcy, ayant absolument besoins de son assistance. Le general Dayasas est „revenu sans aucune ordre positive, seullement faissant dire que si on en „viene point à une affaire ainssi (?) opperations vigoureusse et decisive, la „monarschie été pertu. Elle sant bien la force de cette expressions, elle sce „combien je tousjours eu toutte ma confiance en elle, et que je taché de mon „mieux a lui rander justisse. Je lui reyttere donc mes instances pour travail„lier avec ces tallans quelle possede si heureussement, pour parvenir au butte „du bien de la cause comune et devoire a pouvoire finire ancor cette campagne „avec quel coupe declat. Je me flade donc pas tant pour mois que pour „l'interet de la Souvereine quelle voustra bien ancor m'accorder cette amittié „que de mon cotte je recconnoitroit tousjours avec toutte la recconnoissance „possible . . ."

[277]) Daun an Maria Theresia. 13. Sept.

[278]) Briefwechsel Dauns mit Lacy vom 16. Sept. K. A. In dem letzten Billet Dauns von diesem Tage heißt es: „aussi tot que l'attaque se trouve „faissable, le plus-tot le mellieur, tant pour ne pas donner le tems a l'enemis „de se ranforcer dans son camp que pour profitter de chaque moment qui „sont presieux, et quoyque je trouve l'attaque asse difficile me pas imposible, „je my determine d'autant plus aissement que M. de laudhon s'en promet „baucoupe et que je croix V. E. ne trouve pas non plus la chosse trop „scapreusse, und weillen es dan gewaget sein solle, et que la saisons et si „avancé, il vaut mieux un jour plus tot que plus tart, ainssi sa reste fixé à „demein, sans des cas imprevus . . ."

[279]) Beilage zu Dauns Bericht aus Torgau vom 21. Sept. 1760.

[280]) Laudon an Kaunitz. Waldenburg, 22. Sept. Abgedr. bei Janko. 209. 210.

[281]) Abgedr. bei Janko. 211.

[282]) Plunkett an Daun. 8., 11., 15. Sept. K. A.

[283]) Zwei Berichte Dauns an die Kaiserin und ein Schreiben desselben an den Kaiser vom 22. Sept. 1760.

[284]) Plunketts Promemoria und Fermors Antwort sind aus dem Hauptquartier Carolath den 22. Sept. datirt.

[285]) Cabinetschreiben an Daun. 26. Sept.

[286]) Lacy an Daun. Probsthain, 29. Sept. 1760.

[287]) Lacy an Daun. A Templow près Berlin, 10 octobre 1760. „Très-„résolu néanmoins que si les Russes ne vouloient point coopérer à l'entreprise, „je la prendrai sur moi tout seul plutôt que de la négliger, ainsi je l'avois „marqué en termes exprès dans une lettre à Plunkett . . ."

[288]) „Il est honteux que Czernichew avec une supériorité si considé-„rable n'ait pu occuper tous les chemins pour empecher l'ennemi à s'évader. „Mais partout où il y aura des coups à frapper ou à recevoir, les Russes s'en „écarteront et il n'y a que le pillage et le butin sur lequel ils ne hésitent pas „à se jetter."

[289]) Voriger Bericht.

[290]) Friedrichs Briefwechsel mit Heinrich, bei Schöning. II. 262. 264. Schäfer. III. 20.

[291]) Lacy berichtet hierüber an Daun: Jüterbock, den 13. Oct. 1760. K. A. „Mes doutes sur l'exactitude de Tottleben à ruiner les magazins, les manu-„factures et autres établissemens militaires dans Berlin ne sont que trop bien „justifiés par l'événement. Je n'ai pas de certitude que les fonderies de canon „aient été détruites; il y a des magazins de draps, uniformes et montures de „soldats où il n'a pas été touché, et si le plus grand a été vuidé, c'est qu'une

„grande partie de ce qui y etoit, a été revendu par les pilleurs à droite et à „gauche aux bourgeois et habitans pour un prix de rien, par conséquent „autant de sauvé probablement pour le Roy... Il a tenu parole à la ville, „elle n'a pas été pillée, mais ses cosaques ont tant plus exercé leur rage „sur les meubles, effets et ornemens des Palais du Roy à Sans Souci et „Charlottenbourg où tout a été pillé, saccagé et réduit en mille pièces. De „mon côté j'ai fait exploiter Potsdam dans un goût différent par les hussards „de l'Empereur sous les ordres du général Esterhasy. On n'y a pas touché „aux palais du Roy, mais en échange toutes les manufactures d'armes y ont „été ruinées, tous les outils, armes et attirails de guerre pris et emmenés ou „jetés dans la Hawle ou la Spree pour ceux qu'on n'a pu transporter faute „de voitures . . ."

[292]) Lacy an Daun. Tempelhof, 11. Oct. 1760. K. A. Doch sind außerdem noch 73.400 Thaler an Kriegscontribution zu rechnen, die in Potsdam und an anderen Orten der Mark erhoben worden waren; darunter befanden sich jedoch 42.000 Thaler in Wechseln auf Hamburg.

[293]) Histoire de la guerre de sept ans. II. 132.

[294]) Bei Schöning. II. S. 417. 418.

[295]) S. 419.

[296]) Bunzelwitz. 7. Oct. 1760. Bei Schöning. II. 423.

[297]) Das Aeußerste an kritikloser Wiederaufwärmung dieser Erdichtungen leistet wohl das Werk von Carlyle über Friedrich; der Verfasser erhielt dafür vor kurzem den Orden pour le mérite. Wie vortheilhaft unterscheidet sich von der geschmacklosen Compilation Carlyle's das Buch von Arnold Schäfer über den siebenjährigen Krieg! Ob wohl dem verdienten und gewissenhaften deutschen Gelehrten jemals die gleiche Auszeichnung zu Theil werden wird?

[298]) Laudon an Kaunitz. Hohenfriedberg, 12. Oct. 1760. An Daun vom gleichen Tage. K. A.

[299]) Cabinetschreiben an Daun. 23. Oct.

[300]) Friedrich an d'Argens. 28. Oct. 1760. XIX. 226.

[301]) Hauptquartier Thallwitz (bei Eilenburg). 27. Oct. 1760.

[302]) Friedrich an d'Argens. Torgau, 5. Nov. 1760. „Cette victoire nous donnera peut-être quelque tranquillité durant l'hiver et voilà tout." XIX. 229.

[303]) Rothschütz an Daun. Wien, 7. Nov. K. A.

[304]) Am 6. Nov. um zehn Uhr Abends sandte der venetianische Botschafter sie durch eine Staffette nach Venedig.

[305]) Ruzzini. Schönbrunn, 8. Nov. 1760. „Lascio d' esagerare il dolore „di questi Sovrani, la sorpresa del Ministero, lo stordimento universale che „risulterà abbastanza dalla narrazione seguente alla quale mi presto . . ."

306) Es existirt nur mehr eine authentische Abschrift dieses in vieler Beziehung merkwürdigen Berichtes Dauns an die Kaiserin. Sie befindet sich im Kriegsarchive und trägt die Aufschrift von der Hand des Grafen Kaunitz: Lettre secretissime du Maréchal de Daun à l'Impératrice sur la bataille du 3e Nov. 1760. Dauns Bericht lautet:

Allerunterthänigste Beantwortung der Allergnädigsten Befragungen.

1o Kann hierüber lediglich mich auf die relation beziehen; so lang ich gegenwärtig ware, hatten wir die Anhöhen; was sodann geschehen, kann nicht wissen, kann also auch niemand anklagen, folgents die Schuld geben. reden thut man viel in allen derley üblen folgen, was zu probiren ist aber hart.	1o Warumen die Anhöhen nicht behauptet worden; wer die Schuld daran hat?
2o Wo kein Kläger ist kein Richter, und zur Bestraffung gehöret eine Ueberweisung, die hier nicht so leicht zu finden.	2do ob nicht selbe zu bestraffen wären?
3tio der linke Flügel bestunde in denen Regimentern Erzherzog Carl, Hildburgshausen, Kolowrat, Durlach, Harrach, Leopold Daun, Harsch, Sincere. Allein zu diesem linken Flügel ist fast das ganze 2te Treffen gezogen worden, auch das Corps de reserve und successive das ganze Grenadiercorps. Der Sincere hat diesen Flügel commandiret mit die Generale Dombasle, Herberstein, Mizazzi, Prinken, die alle bis letzterer blessiret worden.	3tio wer den linken Flügel commandiret, was für Regimenter?
4o von der dunklen nacht, den vielen blessirten Generals-Staabs- und anderen officiers, letzteres aber ist ohnmöglich zu eruiren.	4to Woher die Confusion gekommen und das Geschrey nach Torgau zu gehen?
5o Zeiget die eingeschickte Tabelle.	5o Was an Artiillerie verlohren, was an blessirten abandoniret?
6to Bei jeder Schlacht chacun veut avoir fait des merveilles et trouve même tout plein de témoins, puisqu'on a de la peine à refuser pareil témoignage; celui qui commande en chef est trop occupé pour pouvoir observer chaque particulier, mithin könte recht	6to Wer sich besonders distinguiret hat; ob alle Regimenter gut gethan?

besonders keinen anderen nennen als Corinsky der todt ist, übrigens haben alle wohl gethan, besonders d'Ayasas und Generalmajor Pelegrini haben mehr als Andere Gelegenheit gehabt zu arbeiten. Odonelle giebt auch besonderes Lob dem Stampa und Pettonni; die Regimenter haben alle ihre Schuldigkeit gethan. Übrigens ist nicht möglich daß bey derley gelegenheiten ein und andere Unordnungen nicht entstehen solten, allein sie seynd wieder remediret worden.

7mo Sobald quaestionirte Anhöhe verlohren war, hat man den champ de bataille nicht mehr erhalten können, und wurde die haltende contenance des anderen Tags la ruine totale de l'armée nach sich gezogen haben.

7mo Ob wir nicht den anderen Tag noch aushalten könnten und contenance halten?

8o Abends hat sich der König schon völlig retiriret gehabt, Nachts aber nach der erhaltenen Nachricht vom Ziethen sich mit allen realliiren könnenden Troupen wieder zurückbegeben.

8o Ob nicht vielleicht der König sich retiriret hätte?

9o Ich bin mit allen zufrieden, mit keinem aber recht content, car en certaines choses je suis difficile à contenter.

9no Ob er mit Odonell zufrieden gewesen?

10o Er wäre nützlich und nöthig; et c'est l'unique homme de tète so Euer May. in Ihrer armée haben, er will aber absolute seine Sachen in Richtigkeit stellen, worzu er den Winter haben müste. avec cela il se sent trop luimême, voilà le grand mal, dabey verdrossen und unwillig, voulant à force paroitre dégouté.

10o Was er vom Lacy haltet für diesen Winter?

11mo Was wir dermahlen im Besitz haben, Dresden bis Dippoldiswalde.

11mo Was wir in Sachsen behaubten können?

12o Vollkommen.

12mo Wie mit Plümegen und Hauer zufrieden ware.

13o Il y a du pour et contre. Gewiß ist daß der Feind bey dieser Auswechselung mehr als wir profitiret, car tant soldats qu'officiers et surtout

13tio Ob nicht auf einen Austausch anzutragen wäre deren Gefangenen die uns aufzehren?

generaux vaillent plus que les notres, ainsi on tirera plus de profit que V. M. dont la plupart de ses généraux prisonniers ne sont pas des grands héros. Jedoch muß es doch einmahl darzu kommen und die doppelte Ersezung kostet dem aerario ungemein, jedoch il ne faudroit pas se presser und die Sache von selbsten an sich kommen lassen.

Als ich nicht mehr zu Pferde bleiben konnte, legte mich bey Zinna, so mehr gegen den rechten Flügel ware, auf die Erden, so gegen halber 6 Uhr ware, wo alles auf dem linken Flügl schon aus ware und unsere Troupen sich ruhig befunden. In Abschneidung des Stiefels vom Fuß hörete gegen den linken Flügl wieder feueren; ich schickte sogleich dahin um zu sehen was es wäre, zu gleicher Zeit aber auch zum Lacy, daß er gleich möchte zwey Brigaden dahin nach Züptitz abschicken, sein übriges Corps folgen lassen und vor seine Person sich zu mir begeben. Wie er dann auch bald darauf kame, wo ihme gesaget: Herr, es gehet alles gut, nur jetzt höret man wieder feueren zu Züptitz, wohin euch sagen lassen, zwey Brigades von euerem Corps hinzuschicken, um es zu souteniren und das ganze Corps dahin folgen lassen, worauf er mir erwiederte, alle diese Befehle werden würcklich befolget. Zu gleicher Zeit liesse mir der Bericht ein, daß das Ziethische Corps sich auf die Anhöhe von Züptitz setzen wollen, wäre aber repoussiret worden, worauf dem Lacy sagte: Mon cher ami, je vous prie, allez vous y en vous meme, voyez dans quel etat les choses sont, et faites les dispositions que vous trouverez nécessaires, j'attendrai ici votre reponse, Worauf er dahin eylte und ich ganz beruhiget ware ihn alda zu wissen, massen sonsten nirgends mehr vom Feind was zu sehen ware. Bald darauf kame der Obrist Hannig, vom Lacy geschickt, mir sagen lassend es gienge alles gut, konnte also um um so weniger von dem glücklichen Erfolg mehr zweiflen, liesse also Odonelle kommen und sagte ihme: Comme, graces au Seigneur, tout va à souhaits et par là nous avons la victoire, je vous remets le commandement et vous recommande de vous entendre avec Lacy qui est à Züptitz. Faites que l'armée se range autant que possible pour être en ordre à la pointe du jour, de même que l'artillerie soit placée, à quelle fin vous vous servirez des Généraux et officiers de l'Etat major, ayant donné le même ordre déjà à Zischkowitz de se trouver pour cet effet auprès de vous, et quand vous aurez reglé tout ceci, vous viendrez à Torgau où je m'en vais me faire panser, et nous parlerons du reste. Ich hatte um so mehr den Entschluß gefaßt, da es schon halber 7 Uhr war, mithin die finstere Nacht, wo nichts mehr zu thun ware als vorerwehntes, auch kein Feuer mehr gehöret wurde. Über dieses fande mich schwach wegen dem verlohrenen Blut; man legte mich dann auf einen Pulver-Karren und fuhre dergestalten nach Torgau. Unterwegs kame Montazet und machte mir Compliments mit vielen anderen mehreres. Nahe bei Torgau hörte man wieder bleneckeln. ware aber von keiner Dauer. Da ich in Torgau ankame und kaum verbunden ware,

so sehete mit grosser Verwunderung Odonelle und Lacy eintretten, und da ich ihnen sagte: que faites-vous ici, vermeldeten sie mir daß der Feind die Anhöhe von Züptitz occupiret hatte, so mir um so mehr verwunderlich ware, als alle officiers, so von dannen gekommen, mir das widerspiel versicherten, wie auch Montazet und Braganza, der hinzusetzete in Gegenwart vorerwehnter Generals: J'assure Votre Excellence que je viens dans le moment de Züptitz, l'ennemi y a été repoussé et nous y sommes en tranquile possession. Auf welches dann die beyde Generals mit Montazet und Braganza gebetten, sich sogleich wieder dahin zu begeben, pour être assuré du fait et voir ce qu'on pourroit encore faire pour se l'assurer davantage. Zu gleicher Zeit aber fertigte ich Rothschütz ab, ayant eu trop de raisons à croire l'affaire gagnée, mais pourtant je lui ai dit que je ne voudrois pas qu'on se précipitât à le faire entrer postillons sonnants, et qu'il pouvoit lui-même marquer à l'Empereur que la chose étoit encore équivoque, mais que j'enverrois tout de suite un autre courrier, comme en effet deux heures après tous ces mentionnés Messieurs revinrent et dirent qu'en effet l'ennemi se trouvoit sur la mentionnée hauteur, ce qu'ils ne comprenoient point comme il s'y étoit glissé. Montazet a beaucoup dit ce qu'il avoit proposé, d'autres derechef le contraire, chacun crioit, mais enfin l'ennemi malheureusement y étoit établi et alors il n'y avoit plus de milieu ni d'autre parti à prendre que celui de la retraite, et ce que la relation fait mention plus amplement. il n'y a peut-être qu'une voix sur ce chapitre et voilà comme j'ai expédié trois heures plutôt le Staffeten-Reuter avec ordre de faire toute la diligence possible pour ratrapper Rothschütz en chemin, ce qu'il auroit aussi très-aisément pu effectuer, wenn er nicht ein gar so grausamer Laundler wäre.

Das ist, allergnädigste Frau, der wahre Hergang der Sachen, kein wort mehr noch weniger, rien d'exagéré ni diminué. Die ganze armée gibt Lacy die Schuld, worüber nicht eingehen will, indessen thut ihn dieses wie natürlich sehr verdriessen und übels humor machen. Wann E. M. unterthänigst bitten dörffte und meine schwache Meynung eröfnen, so wäre daß E. M. hiervon abstrahiren mögten und es bey der relation belassen. Es wurde mehr ein Hexenprozeß hieraus entstehen, die Gemüther noch mehrers aigriren et le grand mal n'est plus à remédier und mit allem, was man Thun könnte, wäre dem Übel nicht mehr abzuhelfen; car le mal est fait et sans remede, et il n'y a que mon malheur qui a occasionné tous ces maux. c'est une predestination malheureuse positive et trop evidente pour pouvoir en douter. Gott hat es absolute so haben wollen, sonsten wäre es nicht möglich daß es so unglücklich hätte endigen können. Dieu est juste.

Enfin je suis malheureux et par là il faut deja m'abandonner à mon malheur qui ne pourra pourtant m'empêcher de vivre et mourir tel qu'il puisse être, avec le zèle et attachement le plus parfait et soumis aux pieds de Votre Majesté ma très-gracieuse souveraine et maîtresse comme

le plus humble, obéissant,

Zeyps le 13 novembre 1760. très-soumis et fidèle

[307]) Cabinetschreiben an Lacy. 8. Nov. 1760.

[308]) Auch dieses Schreiben Dauns an die Kaiserin ist merkwürdig genug, um es hier in seiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben. Es lautet:

Allergnädigste Frau Frau!

Ahrenberg und Buccow seynd schon von der Armée weg und dörfften wegen ihrer blessuren nicht so bald wieder eintreffen. Es verbleibet dann allhier Odonell, Sincere ganz leicht blessirt und dienet, Maquir, Wied, Löwenstein und Lacy, unter diesen ist Odonell der erste und Lacy der letzte im Rang. Nun, allergnädigste Frau, alle dem Lacy vorgehende auf eine verzuckte Stund abzuschaffen ist ohnmöglich ohne allzu grosser Prostitution, und überdies wäre ja nicht möglich daß Lacy allein alles übersehen und aller Orten selber seyn könte, wo ohnedies so wenig andere Generals vorhanden et aucun presque de confiance, und müssen doch deren hin und wieder sich vertheillter finden, dann einer kan ohnmöglich aller Orten zugleich Rath schaffen, und dieses Lacy so wenig als keiner; man muß also gehülffe haben, et il en faut être à plusieurs. Odonell hat doch Vernunfft und wird sich gar gern durch Lacy führen und dirigiren lassen, Lacy auch ehender und lieber sich mit ihme als einem anderen einverstehen. Diese Nation haltet ohnedies gerne zusammen, zweifle also nicht daß die beede und Maquir sich ganz wohl mit einander vertragen werden. Sincere und Wied sind beede gute Leuthe die keine Cabales machen und sich zu allem ganz wohl einverstehen werden. Loewenstein est un mauvais meuble de toute façon und wird folgen müssen, da er ohnedies ausser Stand was an Hand zu geben, und kan übrigens seine böse Zunge, beständiges Critisiren und Beschweren keinen Effect mehr machen, weilen er schon allzusehr bekant. Ich finde noch am besten daß Buccow und Ahrenberg blessiret sind, dann mit diesen beeden hätte sich Lacy niemahlen vertragen und seind beede viel weniger tauglich als Odonell. Nun sind diese vorerwehnte Ursachen jene die mir niemahlen einrathen lassen könten, alle andern Generals wegzuschaffen und Lacy allein zu lassen, welches gänzlich vor unthunlich befinde, dahero mich auch unterfangen diesen Brief zurückzuhalten und hiermit E. M. wieder allerunterthänigst zu übersenden, der vielleicht dahin abgeänderet werden könte, ihme viel gnädiges zu bemerken; mit dem besonderen Vertrauen, so E. M. in ihn hätten, thäten sie ihme dann alles besten anrecommandiren, und daß er in bester Einverständnuß mit dem Commandirenden seyn solle, gleichwie E. M. diesem anbefohlen, ihn Lacy in allem zu Rath zu ziehen, und wie sich E. M. versehen daß er Lacy mit Rath und That auch von selbsten dem Commandirenden an Hand zu gehen und jenes beybringen was er zum Besten des Diensts erachten wird. Le plus grand mal est que tous ces Messieurs, Lascy aucunement excepté, voient fort noir. En effet ist es auch nicht weiß, mais encore muß man sich in die Umstände finden. Nun ist freylich nichts anderes mehr zu thun als all-mögliches anzuwenden, das Plauener Lager mit der Dipoltiswalder Position zu erhalten, mithin es also auf alle extremitæten ankommen zu lassen, folgents noch auf eine Schlacht, insolang kein anderer Befehl von Hof kommet, car il n'y a pas d'autre parti à prendre, ou celui de se retirer en Bohême pour garantir les confins et abandonner Dresde à une garnison qui court grand risque à être perdue avec tout ce qui s'y trouve

qui n'est pas peu de chose, ce que l'on ne peut pas faire sans ordre et c'est au cabinet d'éplucher et décider ce qui est le plus convenable pour le service de V. M. Il est certain qu'on devroit croire que l'ennemi ne soit pas dans une si grande supériorité ni dans un état à agir avec tant de vigueur, mais il est vrai aussi que l'expérience fait voire que tout réussit à cet ennemi et qu'il parvient à ce que toutes les probabilités ne devroient point faire croire; c'est un bonheur qu'il possède je ne sai à quel titre. C'est vrai aussi que le camp de Plauen a de grandes incommodités par rapport au manque de bois, et que l'étendue jusques à Dippoldiswalda est fort grande; mais il en est de même pour l'ennemi. Si nous allons avoir des malades, il en devroit être de meme chez lui et même plus, ayant plus fatigué et souffert que nous. Qu'il se tire mieux d'affaire, c'est vrai, mais c'est aussi une de ces choses incompréhensibles. Je ne saurois meme actuellement le croire au delà de 10.000 hommes plus fort que nous, ainsi qu'il soit si fort en état de vouloir se rebattre derechef, mais rien ne paroit pour lui impossible. Ce camp de Plauen est généralement haï par rapport à l'incommodité que les trouppes y ont souffert l'année passée, qui nous a aussi coûté beaucoup de monde par la mortalité pendant l'hyver. Il en sera de même et plus pendant cet hyver, ayant encore moins d'endroits die Leuthe unterzubringen, da viele Örter seiter vorigem Jahr verheeret worden, auch die Stadt Dresden selber nicht die Helffte der Leute mehr unterbringen kan. Mais il n'y a pourtant, dans le cas extreme d'aprésent, point d'autre remede que de s'y soutenir à quelque prix que ce soit, ou de se retirer entièrement. C'est donc, comme j'ai aussi déjà dit, au cabinet à faire un plan en conséquence des circonstances où les affaires politiques se trouvent, car militairement il n'y a que ces remèdes allégués qui sont extrêmes. Pour rendre le soldat commun un peu de bonne humeur, on pourroit leur donner par tête un florin de gratification qui ne feroit à raison dans la monnoie d'ici que peut-être 40000 florins de notre argent qui est une somme trop grande um es auf mich zu nehmen; il dependra donc de ce que V. M. voudra ordonner là-dessus. Il est certain que nous sommes dans une violente situation und daß mithin guter Rath sehr theuer ist. On a voulu absolument de bataille, vor den Ausschlag kan kein Mensch repondiren, wohl vor die dispositions. Diese Schlacht ware freylich unglücklich, hat aber ebenfalls dem Feind sehr viel gekostet, de sorte que le mal auroit pu être encore plus grand, mais ce n'empeche pas daß Unsere Umstände allezeit dabey übel sind, et le plus grand mal est daß wir halt keine Männer haben. E. M. müssen also alles dieses wohl im Cabinet überlegen lassen und sodann das Bestfindende dem Commandirenden durch ordentliche Befehle auftragen lassen. Ich hätte doch vermeinet daß mit derley Befehle der Serbelloni wegen des höhern Caracters nicht viel übleres thun könte, oder es mit Odonell wie dermahlen zu belassen, dan Lacy allein kan ohnmöglich alles besorgen. Ich habe mich dann bishero allhier aufgehalten und wolte ganz gerne auch verbleiben, wann nur was im Stand wäre dadurch zu erwürken. Was kan aber im Bethe thun; ich kan nichts sehen und muß glauben alles was man mir saget, mithin geschehen lassen was man mir vor möglich oder unerwürklich vor-

stellet, n'etant pas en etat de faire autrement par moi-meme. Sehe also nicht was in diesen meinen betrübten Umständen nutzen noch helffen kan, um so weniger daß doch nicht wohl natürlich daß vor drey bis vier Wochen werde zu Pferd sitzen können, mithin wan der Feind im mindesten anrucket, muß gleich davon lauffen oder mich in Gefahr setzen, durch ihre streiffenden Hußaren gefangen zu werden, womit dem dienst ebenfalß nicht geholffen wäre, oder mit deme, mich in Dreßden einsperren zu lassen, wo im Bethe ebenfalls nichts reelles zu erwürcken vermöchte. Wann es aber dannoch vor E. M. dienst seyn solle, bin ganz bereit hierzu, werde mich also von hier noch nicht wegbegeben, bis nicht positive Befehle hierüber erhalte.

Sobald die Ziptitzer Anhöhe verlohren ware, ware gewiß nicht mehr möglich allda zu verbleiben und hatte die retraite absolument geschehen müssen; hierüber aber kan ich mich nicht schriftlich expliciren sondern muß das mehrere mir vorbehalten mündlich allerunterthänigst zu erinnern, wann E. M. noch ein so unglückseeliges Thier wie ich bin, vor ihren Allerhöchsten Augen werden ertragen oder leiden können. Die blessur ist gar nicht gefährlich, nur ungelegen daß nicht außer dem Beth seyn kan und weder gehen, reuten noch fahren kan, sondern lediglich bißhero getragen werden muß, so wohl noch wenigstens vierzehn Täge dergestalten mit dem Tragen werde continuiren müssen, so mich aber nicht hindert à faire de petites journées, womit mich E. M. zu Füßen werffe und gewiß allda von ganzem Herzen ersterbe. . . .

Zeyst den 10. November 1760
um 8 Uhr fruh.

[309]) Er schrieb darüber am 18. Nov. an Daun: „l'état . . . où je suis „moi-même et le trouble qui règne dans mon âme est inexprimable après ce „que V. E. m'a dit hier et sur lequel elle m'a imposé un silence éternel. „Je n'ai pas fermé un œil toute la nuit et je me trouve si accablé ce matin „qu'il sera bien difficile que j'evite une maladie. Je tâche autant qu'il m'est „possible de justifier l'inquiétude de la Cour, et je comprends bien que „n'ayant guères été chargé de commandemens séparés ni de la conduite de „grandes choses, Leurs Majestés n'ont pas été à leur aise de me voir à la tête „de leur armée dans des conjonctures si embarrassantes. Mais est-il naturel „que dans trente années de service mes maîtres me connoissent si peu qu'ils „aient été sur le point de bouleverser toute une armée pour m'en ôter le „commandement, et que sans la prudence, la sagesse et l'amitié de V. E. „j'aurois eu cette accablante mortification de me voir renvoyer d'une armée „après une sanglante battaille où j'ai fait ce qu'un honnête homme doit faire „et où après la battaille j'ai été chargé de faire la retraite de cette même „armée et de mettre en sûreté artillerie, munition, blessés, prisonniers etc. „Leurs Majestés devroient du moins scavoir que je n'ai jamais passé ni pour „fol ni pour poltron ni pour imbécile, et si Elles vouloient se rappeler „plusieurs circonstances de ma vie et de mes services, Elles se souviendront „du tems où Elles avoient très-bonne opinion de mes talens et de ma capacité. Comme cette opinion s'est changée dans un mépris et une méfiance

„si marqués, c'est ce que je ne puis comprendre, mais qui fera tout le reste „de mes jours le sujet de mon desespoir et de ma douleur. . . ." K. A.

[310]) Wir besitzen den Brief der Kaiserin an Odonell nicht. Er selbst schreibt jedoch darüber am 24. Nov. an Daun: „Je me vois consolé aujourd'hui „par une très-gracieuse lettre de S. M. l'Impératrice que je ne puis ni ne „dois attribuer qu'à l'effet de la protection, bonté et amitié de Votre Excel„lence; mon cœur en est pénétré et l'expression la plus heureuse est bien „foible pour rendre ma sensibilité et ma reconnoissance. S. M. me recom„mande l'harmonie et l'intelligence la plus étroite avec Lacy comme néces„saires à son service et à ses intérêts. Je supplie V. E. d'ajouter encore „à toutes les bontés pour moi celle d'assurer S. M. l'Impératrice que toutes „mes vues, mon ambition, mes espérances ne tendant qu'à la servir de mon „mieux, elle peut compter que rien ne me paroitra jamais difficile pour par„venir à l'unique but où j'aspire; d'ailleurs Lacy en agit si bien à mon „égard et m'aide avec tant de zèle, d'affection et d'activité que j'ose presque „répondre de lui comme de moi-même. S. M. peut donc être tranquille à cet „égard comme sur le soin que j'aurai de prévenir tout ce pourroit altérer „une union qu'elle regarde comme nécessaire à son service. . . ." K. A.

[311]) Bericht vom 4. Nov. bei Stuhr. II. 350.

[312]) Daß die Kaiserin dem Grafen Daun, als er sich nach Wien begab, einige Meilen weit entgegengefahren sei, wird zwar von Archenholz erzählt und seither fortwährend wiederholt, scheint jedoch durchaus unrichtig zu sein. Nirgends findet sich darüber eine verläßliche Aufzeichnung und Daun selbst erwähnt gleichfalls kein Wort hievon in seinem eigenhändigen Briefe an Lacy vom 3. Dec., in welchem er ihn von seiner am Vorabende erfolgten Ankunft in Wien benachrichtigt.

[313]) Am 14. Nov. 1760.

[314]) Ganz eigenhändig. Ohne Datum. K. A. „sein schreiben von 29 „komt alsogleich an. obwohlen in selbe die entreprise gegen Freuberg nicht mehr „statthaben solle, so hoffe doch noch daß sie etwas spätter wird können vollführt „werden. es wären alle extremitæten ehender anzuwenden ehe wir nach böhmen „gehen, dan dis wurde gewis uns dem unglücklichsten Friden alsogleich zuzihen „welches wohl das grössefte unglick wäre. ich werde eygends wem schicken nach „böhmen umb die sachen zu beschleünigen wegen der vivres, wan man die bagage „etwas von unnöthigen leuten dahin abgeben kunte oder etwas cavallerie, wie „auch einmahl die reichsarmee, und förchte wohl weillen wegen Freuberg es nicht „gelungen, sie nicht anders als durch böhmen gehen werden. ich hoffe noch zu „Gott und zu ihme das er noch uns herauszihen wird und wir in sachsen „bleiben werden."

[315]) General Simbschens Bericht vom 13. Nov. O'Donell an Beck. K. A.

[316]) Laudon an Kaunitz. 28. Oct. 1760. Theilweise abgedruckt bei Janko. 214.

317) Esterházy. 30. Sept. 1760.

318) Plunkett an Daun. Arnswald, 8. Nov. 1760. K. A.

319) Buturlin an Daun. Marienburg, $\frac{14.}{25.}$ Dec. 1760. K. A.

320) Mednyanßky's Berichte an Kaunitz vom 13. und 16. Oct. 1760.

321) Ruzzini. Schönbrunn, 31. Mai 1760.

322) Am 21. Juni 1760 berichtet Mercy über seine erste Audienz bei der Prinzessin, die in Colorno stattfand, „welches sonderbar von der Prinzessin Isa„bella K. H. mit einer zu meiner Verwunderung ausnehmenden Geschicklichkeit „gröſten Theils in deutscher Sprache beschehen ist."

323) Liechtensteins Berichte an den Kaiser. Parma, 4. und 8. Sept.

324) Mercy, Turin, 9. Aug. 1760.

325) Mercy an Maria Theresia. Colorno, 28. Aug. 1760.

326) Kaunitz an Starhemberg. 7. Oct. „Das Vergnügen beeder kayser„licher Mayestäten über der durchlauchtigsten Ertzherzogin seltene Gemüths-Eigen„schaften kann ich Ew. Exc. nicht genugsam beschreiben."

327) Ruzzini. 11. Oct. „passo alle poche notizie di guerra, della quale, „immersa la Corte, il Ministero ed il Popolo nella gioja e ne' piaceri, così „poco si parla come se guerra non esistesse. . . ."

328) Starhemberg. 17. Juli 1760.

329) Choiseul an Kaunitz. Versailles, 22. Juli 1760.

330) Starhemberg. 11. Aug.

331) Starhemberg. 28. Aug. „que voulés vous que je fasse; nous „n'avons ni argent, ni ressources, ni marine, ni soldats, ni généraux, ni têtes „ni ministres. Je défie qu'on puisse continuer la guerre de cette manière, „et vous pouvés compter que je vais employer tous les moyens possibles „pour faire la paix le plustôt que je pourrai."

332) Privatbrief Starhembergs an Kaunitz. 28. Aug. 1670.

333) Privatbrief Starhembergs an Kaunitz. 6. Sept. 1760.

334) Am 29. Aug.

335) Kaunitz an Starhemberg. 22. Oct.

336) Starhemberg an Kaunitz. 2. Oct. 1760.

337) Kaunitz an Starhemberg. 29. Sept.

338) Starhemberg. 25. Sept.

339) Starhemberg. 2. Oct.

340) Starhemberg. 17. Oct. „. . . da in wichtig und grossen Geschäften „immer auf das Hauptwerck vor allem andern zu sehen und die so unbeschreiblich

„alß fast unerträgliche Lebhafftig- Ausgelassen- und Boßheit dieses so gefährlichen „Mannes doch nicht abzuändern ist, so bleibet kein anderes Mittel übrig als sich „nach den Umständen zu richten und mit Anwendung vieler Gedult wenigst zu „verhindern, daß diese ihme anklebende so große Gebrechen nicht zu unserem un- „ersetzlichen Schaden gereichen mögen."

341) Vortrag des Staatskanzlers an die Kaiserin vom 31. Oct. 1760.

342) Nachschrift zu dem Rescripte an Starhemberg vom 22. Oct. 1760.

343) Starhemberg. 8. Nov.

344) Starhemberg. 16. Nov.

345) Réplique du Roy à la Réponse de la Cour de Vienne.

346) Déclaration de la part du Roy.

347) Anmerckungen über die den 13. Decembris vom Französchen Herrn Bottschaftern übergebene Declaration.

348) Kurz zusammengefaßtes ohnmaßgeblichstes Darfürhalten des Hof- und Staats-Canzlern über zehn Deliberations Punckten. Dieser Aufsatz wurde auch schon von Schäfer benützt. III. 186.

349) Kaunitz an Starhemberg. 18. Dec. 1760.

350) Kaunitz an Starhemberg. 31. Dec. 1760.

351) Kaunitz an Starhemberg. 1. Jänner 1761.

352) Zweites Rescript an Starhemberg vom 1. Jänner.

353) Daß weder das österreichische noch das französische Cabinet von einer Schadloshaltung Sachsens geredet hätten (Schäfer III. 192) ist nicht richtig. Die Anerkennung der Unerläßlichkeit einer solchen zieht sich vielmehr durch die ganze Verhandlung zwischen beiden Staaten und sie wird von jedem aus ihnen zu wiederholten Malen kräftig betont.

354) Mémoire remis le 14 janvier 1761.

355) 18. Jänner 1761.

356) Mémoire remis le 26 janvier 1761.

357) Projet de déclaration remis le 7 fevrier 1761.

358) Kaunitz an Starhemberg. 16. Febr. 1761.

359) Starhemberg. 20. Febr.

360) Starhembergs Bericht vom 2. März 1761.

361) Eigenhändig schrieb die Kaiserin auf das hierüber von Kaunitz erstattete Referat:

„Vous n'avez pas tord; cela passe toutes les bornes de consideration. „le roi me fait de la peine d'avoir ces interets en si mauvaises mains."

362) Eigenhändige Resolution der Kaiserin auf das Referat des Staatskanzlers vom 17. Febr. 1761:

„je vous suis obligée de cet promptitude à executer l'idée du présent „à faire à staremberg; vous pouriez le lui marquer vous même et attendre „où il conte toucher cette somme.“

363) Rescripte an Esterházy vom 1., 3. und 29. Jänner, dann vom 10. und 15. Febr. 1761.

364) Russische Erklärung vom 2. Febr. 1761 (a. St.). Beilage zu Esterházy's Bericht vom 15. Febr. n. St.

„S. M. I. déclare d'avance, que quand même les conditions les plus „avantageuses, et telles qu'Elle pourroit les désirer Elle-même, y seroient „arrêtées en Sa faveur, Elle n'accédera jamais à une telle paix, qu'Elle „préferera de renoncer plustôt à tous les avantages, et trouvera le moyen de „faire Sa paix particulière avec le Roi de Prusse.“

365) Kaunitz war wohl nicht sehr geschmeichelt durch diese Auffassung der französischen Staatsmänner. Auf der Note der russischen Regierung an den französischen Gesandten Baron Breteuil vom 9. Febr. (a. St.), welche Esterházy's Bericht vom 21. Febr. beiliegt, findet sich die folgende Bemerkung von der Hand des Staatskanzlers: „C'est un chef d'œuvre en matière de Galimatias, et tout „ce que j'ai jamais vu de plus grec que cette note.“

366) Rescript an Esterházy. 20. April 1761.

367) Starhemberg. 26. März.

368) Näheres hierüber bei Schäfer. III. 198. 199.

369) Starhemberg. 13. April.

370) Starhemberg. 11. April 1761.

371) O'Donell an Daun. 24. Jänner 1761. K. A.

372) So schreibt am 29. Dec. 1760 General Graf d'Ayasasa an Daun, daß er „a lu en tremblant que la campagne prochaine nous aurions pour „chef le prince Wenzl Lichtenstein avec Serbelloni en second, et ma peur a „redoublé pour un autre dont on parle aussi.“ K. A.

373) Als O'Donell diese Nachricht von Daun erhielt, antwortete er ihm am 16. Febr.: „Je ne perds pas une minute à accuser la lettre dont V. E. „m' honore et me console en date du 12, ni à faire éclater ma joye de ce „qu'elle a repris le commandement d'une armée dont les chefs et tous les „honnêtes gens lui sont et lui seront éternellement attachées. je n'ai jamais „douté que son zele et son attachement pour l'auguste personne de l'Impé„ratrice, pour son intérêt et son service ne l'emportassent enfin sur les dégouts „et les desagremens inseparables du commandement. J'ai de tout tems vu „que V. E. n'avoit aucun retour sur elle-même quand il s'agissoit de Marie „Terese, et c'est avec la plus sincère joye et satisfaction que je reconnois la „grande ame de cette Princesse en ce que ni la calomnie ni la medisance

„ni le mensonge n'ont pu prévaloir sur la justice qu'elle lui doit, ou sur la „confiance qu'elle continue de lui marquer. . . .“ K. A.

[374]) Graf Choiseul an Baron Breteuil. Bei Schäfer. III. 225.

[375]) Nach dieser Eintheilung sollte Dauns Armee 69 Bataillone Infanterie, 20 Regimenter Cavallerie und 7 Regimenter Husaren, 6000—8000 Gränzer und die sächsische Reiterei in sich begreifen, Laudons Armeecorps aber aus 24 Bataillonen, 8 Cavallerie- und 3 Husaren-Regimentern, dann 4000—6000 Croaten bestehen.

[376]) „Unterthänigst gehorsamstes Promemoria“ Laudons an Daun, vom 25. Febr. 1761.

[377]) Referat des Staatskanzlers vom 2. März 1761. Maria Theresia schrieb auf dasselbe: „placet; folgt hier schonn der plan des dauns; ihme eine „Abschrift von disen protocol zu geben.“

[378]) Resolution der Kaiserin auf Laudons Promemoria. K. A.

[379]) Kaunitz an Esterházy. 29. Jänner 1761. „Die Nachrichten, so von „denen Verfügungen des Herrn Feldmarschallen Grafen von Butturlin einlaufen, „sind ungemein vergnüglich und machen einen neuen Muth. Wollte Gott die „Russisch Kayserliche Generalität hätte sich auf gleiche Art in denen letzteren „Campagnen benommen.“

[380]) Kaunitz an Starhemberg. 27. März 1761.

[381]) Schon auf ein Referat des Staatskanzlers vom 6. Aug. 1760, womit er ihr einen Bericht Esterházy's aus St. Petersburg vorlegte, hatte die Kaiserin eigenhändig geschrieben:

„Dise relation vermehrt meine sorgen. förchte wenig oder nichts mehr zu „hoffen von russen wegen der lethargie, in welcher sich die Kayserin befindet.“

[382]) Esterházy sandte den russischen Operationsplan, der erst am Vortage an Buturlin abgegangen war, mit Bericht vom 23. April 1761 nach Wien. Der Operationsplan ist auch von Janko, S. 223, benützt.

[383]) Rescript an Esterházy. 9. Mai 1761.

[384]) Cabinetschreiben der Kaiserin an Daun vom 8. Mai 1761.

[385]) Cabinetschreiben der Kaiserin an Laudon vom 8. Mai 1761.

[386]) Rescript an Esterházy. 9. Mai 1761.

[387]) Rescript an Esterházy. 10. Mai.

[388]) Briefe Friedrichs an Heinrich vom 6. und 8. April, dann vom 13. Mai 1761. Bei Schöning. III. 26. 27. 49.

[389]) Mercy an Kaunitz. St. Petersburg, 3. Mai 1762. „Im übrigen „solle ich noch gehors. beyzumercken ohnermanglen, daß der Russ. Kayser dieser „Tägen im Gespräch von dem König in Preußen und in gegenwart mehr dan „20 Personen scherzweise vorgebracht habe, gedachter König wäre ein großer

„Zauberer, indeme derselbe von jedem vormaligen zwischen unserem und dem „hiesigen Hof verabredeten operationsplan allezeit und ohnverzüglich vollständige „wissenschafft erlanget hätte. Unter solcher äußerung wandte sich der Monarch „lächlend zu dem ebenfals anwesenden Wolkow mit der frage ob deme nicht also „wäre? Da nun Wolkow hierüber mit niedergeschlagenen augen erröthete, brach „der Kayser in helles lachen aus, mit dem vermelden, besagter Wolkow hätte „nun nicht mehr nöthig, die Sache zu bergen, weder ursache etwas zu beförchten, „mithin könnte er frey und ungehindert eingestehen, daß er die erwähnte Plans „jedesmahl dem Kayser als Großfürsten mitgetheilt, dieser aber selbe sodann dem „König in Preußen habe zugelangen laßen."

[390]) So schrieb Lacy am 9. Mai 1761 an Daun:

„V. E. avoit bien prévu le parti que M. de Loudon compte prendre. „Comme il a fixé ou résolu sa retraite sur un renfort ennemi de 18000 „hommes, que ne ferat-il point quand il aprendra qu'il y en a 30.000? Je „suis bien trompé s'il ne songe pas à plier bagage entre demain et après-„demain; je souhaite seulement qu'il se soutienne à Glatz; mais j'aprehende „fort que V. E. ne reçoive bientôt la nouvelle que Glatz aura été abandonné „à sa propre défense." K. A.

[391]) Laudon an Daun. Hauptmannsdorf, 29. Mai 1761. K. A. „Erstattet „den ganz gehorsamsten Dank, daß Ew. Exc. so gnädigste Vorsorge wegen allen, „so mir bey meinem unterhabenden Corps noch abgängig gewesen, zu tragen ge-„ruhen wollen."

[392]) Lacy an Daun. Ubigau, 20. Mai 1761.

„Par les deux incluses que V. E. m'a fait l'honneur de me commu-„niquer des Généraux O'Donel et Argenteau, j'ai vu que ces Messieurs „croyent pouvoir juger avec assurance que le Roy de Prusse n'entreprendra „aucune démarche offensive, mais qu'au contraire il est tout à fait à présumer „par le détachement du Général Goltz vers Glogau, que l'ennemi ne se pro-„pose d'autre dessein que celui de garder la déffensive de toute part. En „supposant les choses effectivement telles comme il est vraisemblable, je ne „saurois cependant être de l'opinion de M. Odonel en ce quil propose à V. E. „de rejoindre l'armee en Saxe avec ses trouppes, pour la mettre en état d'en-„tamer des opérations offensives contre le P^ce Henri. Je suis toujours dans mes „anciennes idees que cette offensive doit être suspendue jusques à l'arrivée „des Russes, c'est à dire jusqu'à l'époque certaine où ils seront à portée „d'agir dans le même tems de leur côté. C'est ce qui est conforme à tous „les projets et concerts d'opérations qui ont été formés et que je tiens pour „les seuls qui auroient mérité d'être suivis à la lettre. Je ne puis conseiller „autre chose à V. E. selon mes petites lumières, si ce n'est de continuer la „deffensive aussi long-temps que les Russes ne seront pas arrivés à leur point „d'opération, puisque je suis dans la ferme persuasion, comme je l'ai toujours „été, que toute offensive de notre part seule sans le concours réel et dirigé „sur casi un même point de vue, ne peut nous conduire à aucun objet solide „ni de grande conséquence par ses suittes. . . ."

[393]) Ruzzini. Schönbrunn, 9. Mai 1761. „Gli Austriaci osservano e „non si muovono, e pare che in quest' anno pure si conformeranno al- „l'esempio del nimico e ne subiranno la legge, come in ogn' altro, facendo la „guerra dove egli la domandi e la voglia.“

[394]) Lacy an Daun. Großdobritz, 26. Juli 1761. K. A.

„J'ai bien des graces très-humbles à rendre à V. E. pour la commu- „nication dont Elle a bien voulu m' honorer par la dépêche et les incluses „que le major Neugebaur m'aporta hier au soir de Sa part. Il me paroit que „le Roi de Prusse selon la position qu'il a prise, a envie de jouer la navette „sur la Neiss, et de mettre à profit les avantages que la forteresse de ce nom „est en état de lui procurer. Les provisions que Messieurs les Russes de- „mandent à trouver à Schurgast, sont très-considérables, et j'avoue mon em- „barras si j'avais la commission de les y faire arriver. Une bonne et heureuse „bataille faciliterait bien les choses et leverait tous les inconvéniens. Mais „en échange, si l'on n'est pas bien déterminé à la donner, il y a tout lieu „d'appréhender qu'au lieu d'une campagne décisive elle ne dégénère en cam- „pagne à procès entre les deux armées alliées, pour savoir qui des deux „marchera ou ne marchera pas. Quant à moi, si j'avais été l'élu du ministre „pour remplir cette besogne, j'aurais eu grand soin de dire mes petites raisons „d'avance; mais dès qu'une fois j'aurais mis la main à l'œuvre et fait le „premier pas, je n'aurais plus songé qu'à pousser ma carrière jusqu'au bout „et qu'à franchir tous les obstacles. C'est le cas présent de Mr. de Loudon, „et il me semble assez surprenant de le voir, au moment de l'exécution, ba- „lancer sur ce qui fait l'objet essentiel de sa commission. Il a les forces „majeures en main, c'est à lui par conséquent à marcher tête levée. Cepen- „dant vu l'enchainement des choses, il ne se présente à mes regards que des „espérances très-bornées, et si jamais il arrive qu'elles soyent heureusement „démenties par l'événement, je serai assez bon chrétien catolique romain pour „crier, et qui plus est, pour croire aveuglement aux miracles. Les cinq ou six „premiers jours du mois d'août vont probablement décider de cet article de „ma religion; l'Europe en sera éclairée et le ministre prévoyant sera occupé „en attendant à préparer les loix que l'issue calculée de ses vastes projets „doit le mettre en état de dicter aux négociateurs de la paix. Il ne nous „reste que des vœux impuissans à faire pour y concourir, mais ce siècle est „destiné à ne produire que des choses étranges. . . .“

[395]) Lacy an Daun. Großdobritz, 5. Aug. 1761. K. A. „Il parait effec- „tivement, selon la tournure que prennent les affaires en Silesie, que l'Europe „n'aura pas de quoi s'étonner de l'éclat ni de l'importance des événemens qui „pourront eclorre sur ce théâtre.“

[396]) Nicolo Erizzo. Schönbrunn, 19. Sept. 1761. „Viene imputato il „General Laudon, come suol nascere allora quando gl' avvenimenti non „corrispondono alle concepite speranze, di haver mancato l' occasione di attac- „care il Rè di Prussia avanti che si fortificasse, poiche se havesse conseguita „una vittoria, si considerava messo in sicuro l' acquisto della Slesia, e se al

„contrario havesse perduta una battaglia, non si sarebbe a poco presso cam-„biato il presente stato delle cose. Egli però giustifica la sua inazione, „dimostrando una maggiore probabilità di conseguire rileuanti auuantaggi „colla congiunzione de' Russi; ma per l'opposizione di questi al piano delle „diuisate operazioni, si erano sconuolte le di lui misure, e si era ritrouato „nella necessità di cambiare il piano della guerra alla fine della campagna."

397) Montazet an den Herzog von Choiseul. Au camp sous Dresden le 23 septembre 1761. Chiffre. K. A.

„. . . M. de Kaunitz que je crois fort embarrassé à plus d'un égard, „car enfin voilà son plan de la Silésie non seulement tombé à plat, mais „même honi et décrié. Voilà son héros M. de Loudon culbuté, voilà au pinacle „à Vienne son ennemi capital M. le Mãal de Daun dont il vient de faire „l'apologie sans le vouloir. Voilà l'Impératrice en droit de lui faire des „reproches fondés: 1° parce qu'Elle a toujours été opposée à son plan; „2do parce qu'Elle n'a jamais eu de confiance en M. de Loudon; 3° parce „qu'Elle aima véritablement M. de Daun et qu'Elle a à reparer vis-à-vis de „luy, vu la façon dont il a été traité dans tout cecy! Je ne serois donc point „étonné que M. de Kaunitz désirât fortement de voir changer le tableau „avant que la campagne finisse, car sans cela il doit s'attendre pour le „quartier d'hyver à un cri général contre lui et même au déchainement de „tous les gens qu'il a humiliés et maltraités dans cette armée à commencer „par M. de Mãal de Daun. Il n'y a pourtant que deux moyens pour mettre „un emplatre au passé; l'un en faisant faire à M. de Loudon ce qu'il n'a pas „pas pu faire jusqu'icy; l'autre en laissant faire à M. de Daun quelque tour „de force semblable à ceux qu'on vient de faire en Silesie. Le premier de „ces moyens n'a pas l'air jusqu'icy de vouloir être tenté; je crois bien à la „vérité que le 2d n'aura pas lieu, parce que l'on ne forcera pas la main au „Mãal Daun qui a la patte bonne et ferme; mais encore une fois, Dieu nous „garde d'une disette de vivres . . ."

398) Cabinetschreiben an Daun vom 23. Sept. 1761.

399) Rescripte an Daun und an Laudon. 2. Oct. 1761.

400) Nach der Einnahme von Schweidnitz schreibt Morainville über diesen Platz an Choiseul: „. . . ce n'est pas proprement qu'un camp retranché; on en „pourra jamais faire quelque chose de parfait. Toutes les fortifications prus-„siennes sont des colifichets mal construits; il n'y a ni fascines ni pallissades „qui vaillent; l'ignorance et la négligence des commandans et des ingénieurs „est impardonnable." K. A.

401) Janko. 292.

402) Janko. 296.

403) Kaiser Franz an Karl von Lothringen. 3. Oct. 1761. K. A.

„vous et enpasien daprandre des nouvel: en voysi un asse sengulier. „Mr de laudon voyan le Roy selouanie, ettan marche jusque devere Mister-„berg, a eprouve sil ne pouret pas avoyre Schouainitz pare escalade, et ille

„a pris les schanz du devan dabore et tou de suite on a couru a la ville et i „a mis les echel et monte et an 3 heur et demi on san net randu metre la „nui du 1 8bre, ce qui paret enconpreansible. ille hi avet dedan Mr le General „Zastro et 5 batalion fesan 3000 homme, et cet pris noret cout que 300 homme „o plus, si un magasen de poudre dans un des redout navet sote qui an a „tue osi pres de 300 des notre et otan des prussien. ille ni a dofisie de marque „tue que le mayore du regiman du Duque d'Aranbere don je ne se plus „le non."

„Voyla un eveneman bien singulie et qui je croua ne plera gere au „Roy lorsquil lapandra, que 2 marche de luy on pran un peu plus com cella „descallade. cettet le general Sastro qui comandet pour les Prussien dedan. „je croua que vous trouvere que cet un bel fines pour mon jour et je ne le „tan de vous dir de plus de detalieu pour ne pas arette le courie . . ."

404) Auch von Kaunitz ist kein Schreiben an Laudon aus den ersten Octobertagen des Jahres 1761 vorhanden. Wäre es nicht thöricht, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, der Staatskanzler habe seinen Schützling Laudon gar keines Wortes gewürdigt über den von dem Letzteren errungenen glanzvollen Erfolg?

405) Im Werthe von viertausend Dukaten. Janko. 311.

406) Nachschrift zu den beiden Cabinetschreiben vom 10. Oct.

407) D'Aysasa an Daun. 5. Oct. 1761. K. A. „. . . il ne m'est pas „possible de vous exprimer combien le ministre est entêté dans le soutien de „sa cause, et combien le miracle de Schweidnitz vient de le relever. Tout est „changé depuis, et je vois avec douleur que le général Laudon avec 95000 „contre le roy qui ne peut pas en avoir plus de 60000, n'est pas à son aise, „de façon que l'on incline à lui laisser toutes ses forces."

408) Voriges Schreiben. „j'ai hier jour de St François pris la libertée „de me mettre aux pieds de S. M. l'empereur pour lui représenter quil estoit „de son dernier interest de resoudre sans deslaye; je luy aye mesme selon mes „foibles lumières exposé les choses par un mémoire, qui parle beaucoup de „l'avenire, mais je prévois que le torrent l'emportera. j'insiste sur ce qu'il seroit „de la dernière nécessité d'envoyer sans perdre du temps 30/m hommes en „Saxe, joignant que par la suitte on pourois encore y envoyer davantage, si „par les détachements que le roy de prusse poura faire, les occurances l'exi- „geoient. je crains que tout cecy ne servira à rien puisque lon veut par un „excès de suretée faire un petit bien sans songer à un plus grand mal.

409) Rescripte an Laudon vom 10. Oct. 1761.

410) D'Aysasa an Daun. 5. Oct. 1761. „Je ne scaye point mon départ, „S. M. l'Impératrice m'ayant ordonné de rester encore ici pour l'aider à „résister."

411) Erizzo. 24. Oct. „Si lusinga questa Corte di scacciare intieramente il Principe Enrico di Prussia dalla Sassonia."

[412]) Laudon an Daun. Freiburg, 20. Oct. 1761. Er meldet daß in Folge des ihm gestern zugekommenen Befehls, ohne Aufenthalt ein Corps von 20.000 Mann abrücken zu lassen, dieß morgen geschehen werde.

[413]) Chiffrirte Depesche des Herzogs von Choiseul an Montazet. 7. Nov. 1761. K. A.

„J'apprends par les lettres de M. du Chatelet que l'Imp^ce^ s'est déter-„minée d'Elle même contre l'avis même de son conseil, à détacher de l'armée „de M. de Loudon un corps de 22/m hommes qui doit être actuellement arrivé „en Saxe. Il faut espérer qu'avec ce renfort M. le Maal de Daun sera en état „au moins de faire reculer le P^ce^ Henry, d'occuper une grande partie de la „Saxe et de s'y établir solidem^t^ pend^t^ l'hiver. Cet objet est très-important en „général pour le bien de la cause commune, mais il nous intéresse particu-„lièrement pour les quartiers d'hiver de notre armée" . . . Ja man würde wünschen, daß die Reichsarmee durch ein Corps von 15/m Oesterreicher verstärkt würde, aber man besorgt damit nicht durchzubringen . . .

[414]) Daun an Lacy. 27. Oct. 1761. K. A.

„Il y a à l'armée derechef tout plein de raisonnements, entre autre „que c'est aprésent le tems par l'arrivée de ce renfort, de déloger l'ennemi „entièrement de la Saxe et prendre la position à Torgau la droite et la gauche „à Leipzig; que rien ne seroit plus aisé, en faisant marcher le renfort qui „vient avec ce qui est déjà à la droite de l'Elbe, droit sur Torgau, le faire „passer l'Elbe pour prendre l'ennemi au dos, pendant que le corps de Frey-„berg devoit se porter sur Döblen, et le corps d'ici manœuvrer sur le front „de l'ennemis. Ce projet est tout simple et je ne doute nullement que le „prince Henri seroit contraint à se retirer, mais mein Anstand est comme nous „viverons, car quoique le magazin d'icy est augmenté, der Nachschub par ces „mauvais chemins, et le transport de l'artillerie seroit bien difficile, dont les „chevaux ne sont pas dans le meilleur état, comme non plus ceux de la plus „grande partie de la cavallerie, et puis je ne vois pas comme on pourroit s'y „soutenir pendant l'hyver, surtout si le Roy s'y porteroit ou y enverroit vingt „à trente mille hommes pour renforcer son armée de la Saxe. Il faudroit donc „avoir continuellem^t^ l'épée à la main, ce qui ne pourroit à moins qu'à ruiner „l'armée qui par là ne seroit pas dans l'état pour la campagne qui vient, ce „paroitroit comme il me semble qu'il convient plus que jamais pour faire une „fois de la bonne besogne. Il est vrai que le renfort de la Silesie est de „20000 h^s^, mais comme M. de Loudon croit Schweidnitz toujours exposé, et „que le Roi y aura des vues, il faut laisser Beck avec 10.000 h^s^ entre la „Neisse et la Queiss, pour que ce corps soit à portée de renforcer M. de „Loudohn en cas de besoin, par où il n'y a que 10/m qui viennent ici et que „je compte faire passer sur Freyberg pour s'étendre jusque vers Chemnitz, „et se rendre par là maître de l'Ertzgebürg, que je crois à préférer comme le „plus sure, et de mettre plus à l'aise l'armée pour la conserver et pouvoir „d'autant plus ouvrir la campagne de bonne heure. Je vous prie donc, V. E., „me dire naijvement Son sentiment, si Elle croit plus avantageux mon idée ou

„celle de ceux qui opinent à opérer comme j'ai dit au commencement de la „lettre; nous sommes encore à tems de faire l'un et l'autre. Butler avec ses „10/m hs ne passera l'Elbe que le 1er novbre, qu'ainsi je puis encore changer „sa marche et je veux bien m'y conformer si l'on trouve ces opérations „actuellemt en Saxe plus avantageuses et solides pour l'avantage de notre „Cour, qui me donne carte blanche là-dessus, et pour le bien de la cause „commune. J'espère qu'elle me fera le plaisir me parler là-dessus sincèremt, „puisque ma confiance dans ses lumières me déterminera toujours beaucoup; „je lui en aurois toutes les obligations. . . .“

Avec ces 10/m qui arrivent, l'armée sera de 65.000 et avec Beck 75.000.

415) Lacy an Daun. Dallwitz, 27. Oct. 1771. K. A. „Je ne saurois „concevoir bonne opinion d'une entreprise telle que celle de vouloir au mois „de novembre se rendre maître d'un pays défendu par une armée.“

416) Morainville an Choiseul. Ohne Datum. K. A.

„Guasco l'aîné commandera à Schweidnitz; c'est un homme de valeur, „capable, Ingénieur de profession, mais tellement porté à fatiguer la garnison „que je ne sais pas s'il soutiendroit un long siège. Je voudrois qu'on mît „M. de Guasco à Glatz et M. de Gaisrugg à Schweidnitz, parce que Gais„rugg possède au bout du doigt le commandement d'une place et les détails „infinis qui y entrent.“

417) Näheres hierüber bei Janko. 311—314.

418) Kaiser Franz an Karl von Lothringen. 10. Oct. 1761. K. A. „pour „des frances, en verite ce quil fon et tout pitouaiable et ille son heu meme „leurs plus grans enemi et feron je crin perdre larme pare tout les detache„man quil fon de tout cotte. . . .“

419) Ordre Dauns an den Kürassier-Obersten Grafen Waldstein. 7. Nov. 1761. K. A.

420) Patent vom 10. Oct. 1758. Supplem. Cod. Austr. V. 1266.

421) Suppl. Cod. Austr. VI. 21.

422) Suppl. Cod. Austr. VI. 53.

423) Suppl. Cod. Austr. VI. 58.

424) 48,748.231 Gulden.

425) Suppl. Cod. Austr. VI. 142. 160.

426) Erizzo. Schönbrunn, 8. Aug. 1761.

427) Erizzo. Schönbrunn, 29. Aug. 1761.

428) Erizzo. 5. Dec. 1761.

429) Erizzo. Schönbrunn, 22. Aug. 1761. „Ne' giorni decorsi l'Impe„ratrice Regina mise in vista ai Stati d' Austria le molte difficoltà di con„seguire una pace con dignità ed onore della Corona, al qual oggetto ella

„si ritrovava nell' indispensabile necessità di procurar li provedimenti per la „ventura Campagna, ricercando loro per ciò con una patetica ed insinuante „ortatoria un anticipazione degl' ordinarij sussidij ed una nuova imprestanza. „Presero essi tempo alla risposta, e finalmente presentarono in questi giorni „le loro rimostranze, nelle quali facendo riconoscere lo stato dei debiti con-„tratti nella presente guerra, e dei sommi aggravij nuovamente imposti sulle „terre, suggeriscono all' Imperatrice, come peso meno grauoso una capitazione, „si per essere più facile di farne un giusto riparto, come parimenti di rip-„portarne più pronto l'effetto."

430) 87,276.248 Gulden.

431) 136,060.479 Gulden.

432) 4,298.251 Gulden.

433) 24,373.338 Gulden, worunter jedoch die auf 300.000 Gulden veranschlagten Einkünfte der Grafschaft Glatz mit inbegriffen waren.

434) Suppl. Cod. Austr. VI. 221.

435) Erizzo. Wien, 5. Dec. 1761. „. . . fra li molti risparmij interni di „nuovo commandati, fù pure ordinata la rifforma di due compagnie per reggi-„mento. Li Soldati delle compagnie stesse serviranno a render complete le „altre del Reggimento, come pur gl' Ufficiali, e quelli che soprabonderanno, „saranno riddotti a mezza paga. Una tale deliberazione in tempo di guerra „fa appieno riconoscere la ristrettezza de' modi, e le gravose imposizioni, „ripartite in ogni genere di persone, non permettono di sperarne una rissorsa „col metterne di nuove."

436) Kaiser Franz an Karl von Lothringen. 8. Dec. 1761. K. A.

„nos nouvel disi sont quapret avoyr remi le militere sure le meme pie „de lanne 1748 ensi quil lon tous souete quoyque je mi soua oposé de fayre „un changeman en tan de gere, mes com tous lon desire et que je suis „reste seul de mon opinion, cela se fet aquetuelman et tout vas detre remi „com si devan, cet a dir les regiman sure le meme pie en tout pouen et je „croua quil ne tardron pas a an voyre la but que jay asse represente mes „que tout le militere a vouslu. . . ."

„Je suis fort afligé de tou ce si a cos des consecans enmance (immenses)."

437) Denkschrift Josephs an die Kaiserin gerichtet. 3. April 1781. „Une „réforme dans la situation où nous sommes, seroit, ce me semble, notre „ruine et le plus grand blâme que pourroit s'attirer le gouvernement."

438) Abschrift. Ohne Datum. K. A. „C'est ainsi que j'ose me persuader „que notre auguste Souveraine auroit trouvé dans le cœur de son militaire „les trésors que ses vastes Etats se jugent dans l'impuissance de continuer „à lui fournir."

439) Erizzo. 12. Dec. „Furono tenute posteriormente replicate con-„ferenze, e varj furono li pareri, ma sin'ora sembra continuarsi nella medesima

„massima, non perche non si riconoscano i mali, ma forse perche la ristret-„tezza dei modi sforza di appigliarsi a violenti partiti."

440) Erizzo. 12. Dec. „Inoltre per mancanza di specie si sono ordinati „li pagamenti agli Ufficiali non più con quelle carte, le quali, per essere „ricevute in pagamento delle contribuzioni, perdono un solo cinque per cento, „ma con altre create nel medesimo tempo, sulle quali, volendo disfarsene, il „discapito sorpassa il venti per cento."

441) Erizzo. 12. Dec. „. . . è ferma la rissoluzione di continuare la „guerra, invaghita questa Corte, sopra tutto dopo la presa di Schweidnitz, „dell' acquisto della Slesia, ne senza una tal condizione si vuole ascoltare „alcuna proposizione di pace prima di esperimentare la prossima campagna."

442) Schäfer. III. 334.

443) Choiseul an Starhemberg. 14. Mai 1761.

„Je prévois que d'icy au mois de Juillet Bussy hors pour les nou-„velles me sera plus incommode à Londres qu'utile, et je ne m'attendois pas, „quelque envie que nos ennemis ayent à nous désunir, qu'ils marquassent „autant d'empressement à commencer la négociation."

444) Starhemberg an Kaunitz. 15. Juni.

445) Starhemberg an Kaunitz. 26. Juni 1757.

„Ich bezeigte ihme hierauf, so wie ich bereits jüngsthin gethan hatte, meine „Verwunderung, daß er die ausfertigung einer solchen Acte, die in der That die „Friedensprälimìnarien in sich enthalten würde, dem Englischen Hofe angetragen „habe, ohne vorher meines Hofes Meinung darüber vernommen und dessen Ein-„willigung hierzu erhalten zu haben. Er antwortete mir aber sogleich, daß er „dießfalls gantz ohne Sorgen sey, da erstlich es keine Gefahr habe, daß Pitt sich „hierzu einverstehen werde, 2tens er dem Bussy zwar aufgegeben habe, auf die „Unterzeichnung dieser Acte anzutragen, allein mit keinem Worte erwehne, daß „er zu derselben würklich schreiten solle, und endlich drittens mein Hof dem hie-„sigen ja schon vor langer Zeit die Freyheit gegeben habe, nach seinem Wohl-„gefallen, und wenn er es vor gut befinden würde, seinen particular Frieden mit „Engelland zu schliessen, wann nur darinnen ausgemachet würde, daß Engelland „dem König von Preussen keine Hülfe an Truppen mehr leisten könne, oder „wenigstens dem hiesigen Hof freystehen solle, eine gleiche Anzahl Truppen alß „von Engelland an Preussen gegeben würde, zu Hülfe meines allerhöchsten Hofes „verwenden zu können."

446) Starhemberg. 4. Juli.

447) Starhemberg. 26. Juni. Schon von Schäfer benützt. III. 348. 349.

448) Starhembergs Bericht vom 26. Juni traf am 2. oder 3. Juli in Wien, die Antwort des Staatskanzlers vom 8. am 14. Juli in Paris ein.

449) Starhemberg. 26. Juni. „Es meldete mir der Herr Duc zugleich, daß „sich nunmehro die Absicht des Mr Pitt gantz klahr entdecke, alß welche dahin

„gerichtet sey, erstlich alle über Franckreich gemachte Conquêten zu behalten, zwey„tens die hiesige Conquêten in Teutschland vor nichts gelten zu lassen, und drittens „den hiesigen Hof mit seinen Allijrten zu überwerffen. Man gedenke aber allhier „ihme bald durch den Sinn zu fahren. . . .

[450]) Thackeray, Francis. History of the R. H. William Pitt, Earl of Chatham. London, 1827. II. 525. Stanley an Pitt. Paris, 28. Juni 1761. „The Duke is incessantly tormented by Mrs. Staremberg and Grimaldi, who „are in the highest degree provoked at my reception. He argues to me „about the justice of France making her separate peace, with as much „warmth as if I denied the proposition: he said to me „„ils voudroient me „manger““. The Duchess of Grammont, whom I seldom meet without hearing „her profess the utmost hate and contempt for the Germans, however numerous „and however composed the company may be, does wonders in keeping up „his spirits."

[451]) Starhemberg. 4. Juli. Von Schäfer benützt. III. 354.

[452]) Rescript vom 8. Juli. Von Schäfer benützt. III. 360. 361.

[453]) Starhemberg erklärt sie in seinem Berichte vom 9. Juli: „vor so „niederträchtig und so beschaffen, daß sich daraus noch weit besser als aus allen „vorhinigen Benehmungen urtheilen lasset, wie groß der hiesige Friedensegfer sey „und wie wenig man Bedencken trage, denselben gegen alle vernünftige Politique „vor seinen eigenen Feinden und der gantzen Welt Augen zu erkennen zu geben. . . ."

[454]) Billet Choiseuls vom 29. Juli. Beilage zu Starhembergs Bericht vom gleichen Tage. „. . . elle est aussi insultante pour votre Cour et pour „l'Espagne que pour le Roi; je n'ai jamais rien vu d'aussi insultant. . . . „Je dissimulerai vis-à-vis du ministre anglois jusqu'à ce que je soye parfaite„ment instruit des intentions de l'Espagne."

[455]) Schäfer. III. 381.

[456]) Starhemberg. 16. Aug. 1761.

[457]) Starhemberg an Kaunitz. 15. Aug.

[458]) Eine Abschrift derselben liegt dem Berichte Starhembergs vom 5. Aug. bei.

[459]) Choiseul an Starhemberg. 5. Aug. 1757.

„. . . que nous pouvons tout perdre hors l'honneur, que „c'est la maxime que nous suivrons constamment et que ce seroit manquer „à cet honneur que de rien faire pour la paix de contraire à la volonté et „à l'intérêt de nos alliés. Une grande puissance peut sacrifier du matériel „de ses domaines par besoin de la paix, par empressement pour le repos, „même par fantaisie; je n'approuve pas intérieurement les sacrifices aux „ennemis, mais je les comprends. Ce que le Roi n'approuve ni ne comprend, „c'est pour aucun motif de porter atteinte à son honneur qui consiste dans „l'alliance et la fidélité qu'il doit à ses Alliés: à cet égard je puis jurer à

„V. E. que tant que le Roi vivra et que j'aurai l'honneur d'ètre son ministre, „il n'y aura pas de variations dans ce principe."

460) Starhemberg. 10. Oct.

461) Rescript vom 31. Oct.

462) Starhemberg. 12. Sept. „Comme je n'ai pas pu faire la paix, je „m'en vais donc faire la guerre. . . ."

463) Voriger Bericht.

464) Esterházy. 7. Sept.

465) Mercy. 11. Nov.

466) Mercy. 4. Dec.

467) Mercy. 25. Dec.

468) Mercy. 10. Jänner 1762.

469) Erizzo. 30. Jänner 1762. „Se però a fronte d'interessi sì forti, per „pura inclinazione per il Rè di Prussia habbia il nuovo Czar a sacrificare le „convenienze del suo imperio, benchè sia fra le cose possibili, non sembra „per altro fra le più verisimili."

470) Erizzo. 30. Jänner. „. . . confermando la di lui intenzione di „voler mantenere religiosamente tutti gl'impegni contratti fra le due corti, e „la costante di lui volontà di continuare nell' alleanza."

471) Kaunitz an Mercy. 2. Febr. 1762.

472) Mercy an Kaunitz. St. Petersburg, 18. Jänner 1762.

„Il ne paroit pas même qu'il songe à en sauver les apparences, de „façon qu'on peut s'attendre aux procédés les plus atroces de la part de ce „monarque russe . . . chaque heure de ce nouveau règne est marquée par „quelque démarche ou quelque propos révoltant de la part du monarque „envers ses alliés. Tout ce qui en résulte, est que les plus sensés de la „nation gémissent en secret sur les suites que leur font prévoir le dereglement d'Esprit de leur maitre, mais ce peuple d'Esclaves ecoute et se tait; „il y a grande apparence qu'on ne peut pas même en excepter M. le „chancelier."

473) Mercy. 1. Febr. „Ansonsten haltet nun der Kayser in Bezeigung „seiner vertraulichen freundschafft gegen den Englischen Ministre weder maaß noch „Ziel mehr, wie er dann den 26. letztverwichenen Monaths etwelche abendstunden „bei Keith zugebracht und dieser Tags darauf mit dem Kayser bey hof und zwar „in den wohnzimmern der favoritin Freuln von Woronzow gespeiset hat, zu welcher „Abendmahlzeit ebenfalls ein Englischer Kaufmann mit seiner Frauen gezohen „ward. Den 29ten aber ist hinwiederum der Monarch des Abends von dem „Englischen Ministro bewirthet worden, worbey gleichfalls etwelche Englische Kaufleute nebst dem bekannten Obristen Hordt mit zu Gast waren, welchen letzteren „einzuladen der Kayser dem Keith besonders anempfohlen hatte."

[474]) Reischach an Kaunitz. 26. Jänner 1762.

[475]) Prinz Heinrich an Friedrich. 16. Jänner 1762. Bei Schöning. III. 265.

[476]) Kaunitz an Mercy. 23. Febr. 1762.

[477]) Vgl. Arneth. Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege. Cap. XIV.

[478]) Chiffrirte Depesche des Staatskanzlers an Reischach. Anfangs vom 15. Febr. datirt, wurde sie dann erst mit dem Datum des 3., nicht 5. März abgesendet. „Wenn man Unsre im Jahr 1755 mit Engeland gewechßelte Memoires, „und besonders den Plan, welchen Herr Graf Carl Colloredo dem Englischen „Ministerio mitgetheilet hat, mit Bedacht nachlieset, so zeiget es sich daß Wir „schon damalen zu sehen und Unsre eigene Gefahr zu erkennen angefangen haben. „Nachhero aber hat der Englische Betrag Uns völlig die Augen eröfnet, und es „ist nichts natürlicher als daß eine jede Macht auf ihre eigene Erhaltung für„dencke. Bey solchen Umständen muß ich Ew. Exc. bekennen, daß Ihro May. „und das Ministerium nicht begreiffen, was dann die vertraute Oefnung, so des „Herrn Herzogen Louis von Wolfenbüttel Durchlaucht wegen dem Verlangen des „Englischen Ministerii Ew. Exc. gemacht hat, eigentlich sagen wolle; dahero dann „auch leicht zu ermessen ist, daß man sich hier nicht im Standt befinde, hierauf „eine Antwort zu ertheilen, welches Ew. Exc. Seiner Durchlaucht im gleichmässigen „Vertrauen zu hinterbringen belieben wollen."

[479]) Schäfer. III. 463. 464. Der Auszug aus der Depesche des Fürsten Galitzin an den Kaiser von Rußland vom 26. Jänner a. St. bei Schäfer III. 745—747.

[480]) Mercy. 15. März 1762.

[481]) Déclaration. 12 Février (v. st.). Beilage zu Mercy's Bericht vom 26. Febr. 1762.

[482]) Mercy an den Kaiser. 26. Febr. 1762. „Ce Prince a été tellement „négligé qu'il n'a absolument pas d'idée de son Etat et ignore ce qui est „politique, système, en un mot tout ce qui regarde l'art de régner, et rap„portant toutes choses au militaire (seul objet dont il s'occupe) il juge que „le souverain bien est d'avoir beaucoup de trouppes, et il adore le Roi de „Prusse parce qu'on lui a dit que ce Prince etoit un de ceux qui savoit le „mieux discipliner et exercer ses soldats."

[483]) Mercy. „. . . l'Empereur à mon arrivée me parla aussi poliment „qu'à l'ordinaire, mais je vis par le soin qu'il prit de se faire entourer par „ses favoris qu'il vouloit eviter de me procurer une occasion de lui parler „d'affaire, et quelque soin que je prisse pour saisir un instant, il me fut im„possible de le trouver."

[484]) Mercy. 4. März 1762.

[485]) Mercy. 26. Febr.

486) Kaunitz an Mercy. 2. Febr. 1762. In Chiffern. „Indessen ist bey „allen Fällen so viel gewiß, daß die Russische Troupen Uns in Schlesien sehr „unbequem fallen und deren baldiger, jedoch ruhiger Abmarsch zu wünschen wäre; „als dann wir auch die Unterhaltung und zugleich das Subside erspahreten, als „worauf allerdings zu gedencken ist, zumahlen wir vermög Tractats ein halbjahr „zum voraus zahlen."

487) Kaunitz an Starhemberg. 28. Febr.

488) Kaunitz an Mercy. 8. März.

489) Graf Argenteau an Daun. Waldenburg, 20. März 1762. K. A. „. . . tout ce qui est Russe, M. de Czernichew à la tette, sont très con„sternés d'un evenement aussi peu atandu; il n'en est en echange pas de „même de ce qui est étrangers et principalement livoniens, lesquels tous „semblent lever le masque et ne peuvent s'empecher de faire sentir et conoitre „ouvertement combien ils sont enchantez de tout cet changement. . . ."

490) Argenteau an Daun. Waldenburg, 26. März 1762. K. A. „. . . l'ordre „et la discipline qu'il at tenu en quitant ses quartiers et pendant sa marche „font bien son eloge; si tout cela se confirme, il est certain qu'il nous quite „penetré de regrets. . . ." Und am 28. März berichtet Argenteau an Daun: „Indessen gehet der Abzug des Russischen Corps, welches würcklich den 24ten auf„gebrochen, gantz ruhig und in so guter ordnung fort, daß die Mannszucht des „Herrn Generallieutenant Grafen Czernitscheff nicht genugsam zu beloben „ist. . . ." Und Kaunitz schreibt am 30. März an Mercy: „Inzwischen ist das „Czernitschewische Corps den 24ten dieses aus seinen Quartieren in dem Glazi„schen aufgebrochen und hat seinen marche nach Strigau und Leibus ruhig und „in guter ordnung fortgesetzt; daß wir also dieser kostbaren Gäste dermahlen ent„lediget und nicht mehr verhindert seynd, Unsere Anstalten nach Gutbefinden ein„zurichten. . . ." An Starhemberg aber schrieb am gleichen Tage Kaunitz über den Abmarsch der „kostbaren und unbequemen Gäste": „Wir wünschen ihnen so viel „Glück auf die Reyse, daß sie nimmermehr wiederkommen möchten. . . ."

491) Maria Theresia an Mercy. 23. März 1762.

492) Vortrag des Staatskanzlers an die Kaiserin, vom 16. März 1762.

493) Réponse préliminaire. . . . Beilage zu dem Rescripte an Mercy vom 23. März 1762.

494) Starhemberg. Paris, 8. Febr. 1762.

495) Starhemberg. 6. März.

496) Maria Theresia an Starhemberg. 22. März. „Wir sind nur allzuviel „überzeugt, daß die Conquete von Schlesien, wenn hierauf fernerhin Rechnung „gemacht werden wollen, in einer chimärischen Vorstellung bestehen und ohnmög„lich zu bewürken sein würde. . . ."

497) Rescripte an Starhemberg vom 30. März und 1. April 1762.

498) Starhembergs Berichte vom 15. und 22. April.

[499]) Abschriften der zwischen den englischen und den französischen Ministern gewechselten Schreiben liegen bei Starhembergs Berichten vom 13. und 17. Mai.

[500]) Starhemberg. 15. und 17. Mai.

[501]) Rescripte an Starhemberg vom 28. Mai 1762. In der zweiten Depesche heißt es am Schlusse: „Nachdem aber alles darauf ankommen will, nichts „in der Zeit zu versaumen und eine geschwinde Entschliessung zu fassen, so wollen „wir Dir unser Ultimatum wegen der Friedensbedingnussen nicht verhalten, „welches darinnen bestehet, daß wir Schweidnitz und ganz Schlesien raumen, und „von Unseren eigenen wie auch von denen in Unserem Nahmen gemachten Con„queten nichts anderes als die ganze Grafschaft Glatz zu behalten, anbey aber „noch darauf bestehen wurden, daß die Marggrafthümer Bayreuth und Anspach „zur Churbrandenburgischen Secundogenitur zu bestimmen seyen."

[502]) Eine der verschiedenen, im Kriegsarchive befindlichen Denkschriften Laudons über die im Jahre 1762 vorzunehmenden Operationen beginnt mit den folgenden Worten: „Meines Dafürhaltens wäre bey gegenwärtigen Umständen „und man mag sich von den Russen zu versprechen haben was man will, alle„mahl die gröste force von E. M. Armeen nacher Schlesien zu versammeln, um „nicht nur so zeitig wie möglich zwischen dem Zobtengebirge und der Vestung „Schweidnitz eine vortheilhafte Stellung zu nehmen, sondern auch nach Umständen „die Campagne offensive gegen den Feind zu eröffnen und denselben zu zwingen, „eine entscheidende action anzunehmen. Nichts in der Welt würde der dermahligen „Lage der Sachen eine beßere Gestalt geben können, insoferne der König, wie „auf solche Arth zu Gott zu hoffen stehet, in Schlesien aus dem Felde ge„schlagen wurde."

[503]) Erizzo. 3. April 1762. „Non tutti li Ministri e Generali furono „della stessa opinione sul modo di prosseguire la guerra, alcuno volendo che „si incominciasse la campagna offensivamente, ma il Maresciallo Daun „sostenne non essere questo ne prudente ne sano consiglio, e dover risser„varsi di metterlo in prattica, qualor siano le cose più sviluppate. Fù „ricevuto il di lui parere. . . ."

[504]) Erizzo. 10. April 1762. „Agitato pertanto questo Ministero per „la malagevole situazione degli affari, si vanno repplicando le conferenze, „nelle quali varij e diversi sono sin' ora li pareri, si sul modo di condurre „la guerra che sù quello di prestarsi alle apperture di pace della dichiara„zione della Russia, non lasciando dalla disparità de' pareri una non molta „concordia di riconoscersi, qual si rende più manifesta per essere corse fra li „Ministri parole pungenti in modo a produrre scandalo nei Sovrani."

[505]) Erizzo. 30. Jänner 1762. „In questi giorni il Marescial d'Harrach „si dimise dalla Presidenza di guerra, e fù conferita da Sua Maestà al „Maresciallo Daun. Per questo nuovo di lui ministero rimanendo vacante il „commando ch'egli sosteneva di questa città di Vienna e dell' Austria, e ne „fù appoggiato l'onorevole carico al Marescial Naiperg."

[506]) Wir wissen dieß nur aus dem Eingange einer Eingabe, die er im Februar 1762 an die Kaiserin richtete und welche mit den folgenden Worten beginnt: „E. K. K. M. ist allergnädigst gefällig gewesen, in dem Commando über „Dero in Schlesien gegenwärtig stehende Trouppen mir von neuen zu bestätigen."

[507]) Laudon an die Kaiserin. Wien, 21. März 1762.

[508]) D'Ayasasa an Daun. Wien, 26. Mai 1762. K. A. Ueber ein Gespräch mit der Kaiserin berichtend, schreibt er: „Sa Majestée dailleur eut la clemance de m'escouter, il y a trois jours; je la trouvaye fort affligé de tous ce „qui est arrivé en Saxe. Ce resultat du conseile de guerre qui sy est tenu, „lui cause mille reflexions chagrinantes; il me semble quelle n'at pas tord, „car a en juger sur ce qui sest passé, que peut on esperer a l'avenire, et „pour peu que le prince henri continue son offensive du costé de Dipoldis„walde et d'Altenberg, combien aisement ne parviendrat-il pas à deposter, „pour ne pas dire detraquer une seconde fois toute la machinne. Cependent „sans exposer aux ieux de la Souveraine tant de choses odieuses, j'ai pris la „respectueuse liberté de l'encourager à ne point se lascer d'avoire en main „les resnes du gouvernement; qu'il y avoit du remede à tout, et qu'il ne „s'agissoit que de ruminer sans relache pour le trouver, que plus la chose „estoit difficile, plus il y avoit de gloire à aquerire, qu'enfin cestoit une „chose quelle devoit à ses enfants et à la monarchie, mais que l'article prin„cipale estoit une fermeté inébranlable. . . ."

[509]) Luzensky an Serbelloni. 22. März 1762. K. A.

[510]) Erizzo. 17. April 1762. „. . . si pressagiscono felici i successi, „poicche essendo egli anche Presidente di guerra, e per conseguenza dipen„dendo quasi dalla sola sua volontà ogni disposizione, si lusinga schivati „tutti quei mali e disordini, che la ripartizione dell' autorità suole per l'ordi„nario produrre."

[511]) Erizzo. 1. Mai 1762. „Frattanto il Maresciallo Daun si prepara „alla sua partenza, havendola differita sin' alla prossima settimana, per dis„ponere, a norma dell' opinion sua, che prevalse sopra d'ogn' altra, le cose „tutte necessarie per la presente campagna. Consegui egli nel suo soggiorno „grandi avvantaggi ed essenzialissime prerrogative, poiche non solo potè „pienamente giustificarsi sull' innazione osservata l'anno decorso nella Sassonia, „ma riacquistarsi di più la stima e benevolenza de' Sovrani, li quali, oltre „haverlo promosso all' illustre posto di Presidente di guerra, lo ammisero nelle „secrete conferenze col rispettabile titolo di Ministro di Stato. Tanti vantaggi „e più di tutti quello di commandare l' Armata in Slesia, gli furono com„battuti, ma protetto ò dal merito ò dalla fortuna seppe vincere li più forti „ostacoli, ed anche alquanto limitare l'auttorità e la potenza di alcun riguar„devole soggetto."

[512]) Daun an Maria Theresia. 11. Mai 1762. K. A. „. . . und ist sich „in Wahrheit nicht genugsamb über die schlechte Fortificierung alles jenen, so

„der Feind, so lang er in Besitz ware, an dieser Vestung neu angeleget hat, zu „verwundern."

⁵¹³) Voriger Bericht.

⁵¹⁴) Daun an die Kaiserin. Hauptquartier Kratzkau, 15. Mai 1762. K. A.

⁵¹⁵) Kaiser Franz an Beck. Schönbrunn, 7. Juli 1762. K. A. „... Ich „habe in seinem Brieff von 4ten mit Freude gesehen daß er sich starck genug „glaubet um denselben Beverischen Corps tête zu biethen und ich alleweil mit „freuden dergleichen sentiments sehe, sowohl in der generalitaet als in sament„lichen Corps. Ich glaube daß unsere Armeen wohl diese Opinion verdienen, „wann auch die anzahl nicht gleich wäre, d'autant plus kann er sich wohl ein„bilden daß der König dem Printz von Bevern nicht gegeben wird haben seine „beste Regimentern. Mit dem hoffe ich, wann derselbige Printz suchet in etwas „sich einzulassen, daß er wird mit Ihm die alte Bekantschafft die er von Ihm „schon hat, wieder erneuern, und ich mich auf dieser seiten sowohl als auf seine „klugheit und gutten willen, welchen ich allerseits sehe, auf etwas guttes erwarte, „zu welchen ich nicht zweifle daß Er dag und nacht bedacht ist. Der General „Werner und seine manœuvre seynd ihm auch lang bekannt; Er ist und bleibet „sein Lebenlang sehr interessiret und die mehresten seiner mouvements haben „dieses vor principium. Er ist aber auch sehr unbehutsam und hat es öffters in „diesem krieg sehen lassen, welches vielleicht in mahren, wo das land ihm nicht so „zugegeben als schlesien ist, villmehr zu hoffen, und weill daß das Landvolk unß „getreü allezeit sich gezeugt hat, so kan dieses ihm Gen. Beck gelegenheit ver„schaffen, wider den Printz von Bevern oder wenigsten den Werner etwas glücklich „vorzunehmen und dadurch sowohl sie als den könig ihren Herrn bedauren machen, „daß sie dergleichen diversionen vorgenohmen haben . . ."

⁵¹⁶) Mercy an die Kaiserin. St. Petersburg, 25. April 1762. „Die aller„stärckeste und allen anderen überwiegende ist unwiedersprechlich seine unbeschränkte „Hochschäzung und Ergebenheit für den König in Preußen, die sich zwar lediglich „auf eingebildete militarideen gründet, zufolge welcher aber doch der Kayser „die chymaerische Würde Eines Preußischen General Leutenants über alles, auch „sich als einen solchen verbunden achtet, gedachtem König und desselben Interesse „mit gleichem Eifer wie Ein würcklich in Seinen Diensten befindliche privatpersohn „zugethan zu seyn."

⁵¹⁷) Mercy an Kaunitz. 25. April. 1762.

⁵¹⁸) Voriger Bericht.

⁵¹⁹) Schon am 29. Mai verlangte er eine Besprechung mit Kaunitz, welcher deßhalb die Kaiserin bat, ihn von der Theilnahme an einer Sitzung der Conferenz zu dispensiren; um zwei Uhr werde er ihr in Schönbrunn die Mittheilung des russischen Botschafters vorlegen. Maria Theresia antwortete hierauf eigenhändig: „l'Emp. et moi sommes ici en ville et vous pouvez nous parler „jusqu'à 3 heure. je vous dispense du conseil; je crains que trop que vous „soyez fatigué; je l'ais trouvée déja hier; il y a de quoi, mais il faut se „menager, on at plus besoing que jamais de votre secours."

[520]) Declaration verbale qui a été faite au Comte de Kaunitz-Rittberg par le prince Gallizzin, Ambassadeur de Russie, le 2 juin 1762. Beilage zu dem Rescripte an Mercy vom 4. Juni. Sammt der Antwort des Staatskanzlers vom 4. Juni abgedruckt bei Beaulieu-Marconnay: Der Friede zu Hubertusburg. S. 193.

[521]) Daun an Maria Theresia. Kratzkau, 2. Juni. K. A.

[522]) Rescript an Starhemberg. 4. Juni.

[523]) Vom 6. Juni 1762.

[524]) Daun an Maria Theresia. Kratzkau, 9. Juni.

[525]) Erizzo, 10. Juli. „Metteva in opera il Rè di Prussia ogni studio per „captivarsi gl' animi loro propensi agl' Austriaci . . ."

[526]) Schäfer. III. 504.

[527]) Generalmajor Hannig an Daun. Wien, 5. Juli 1762. K. A. „Nun „fanget hier das passionirte Geplauder schon an und es heisset, wann der Loudohn „in Oberschlesien commandirte, so hätte er längstens den Werner eccrassiret, „ehe der Bevern zu ihme gekommen wäre, und Euer Excellenz giebet man nicht „allein dieße Schuld, sondern auch daß Euer Excellenz nicht den König ange- „grieffen, ehe die Russen zu ihme gekommen. . . . Der Ursprung aller dießer Reden „dörffte wohl auß der Staatscantzley kommen, dann wie ich höre so saget Graf „Kaunitz, wann er etwas redet, mon pauvre Loudohn, mithin ist er starck souteniret."

[528]) Daun an den Grafen Pergen. Tannhausen, 12. Juli 1762. K. A. Er berechnet den Verlust der Feinde auf 2500, den eigenen auf 300 Mann. Die Preußen gestanden nur einen Verlust von 1300 Mann zu. Schäfer. III. 505.

[529]) Vgl. den Bericht des Primators Franz Schneider von Königgrätz über die von den Kosaken unter Commando des preußischen Obersten Reitzenstein verübte Plünderung und Zerstörung dieser Stadt. K. A.

[530]) Friedrich selbst sagt von den Kosaken: „Il est vrai que leurs procédés „étoient cruels; ils saccageoient, pilloient, brûloient les lieux qu'ils trouvoient „sur leur passage . . ."

[531]) Mercy. 5. März 1762.

[532]) Raumer. Beiträge. III. 303.

[533]) Mercy an den Kaiser. 25. April 1762 „. . . Ces petits orages passent „cependant assez promptement et n'ont de suites que celle de donner matière „à rire à bien des gens, et d'en faire gémir bien d'autres. L'Impératrice de „Russie est du nombre de ces derniers; l'abbattement de cette Princesse est „extrême, on ne la voit plus, et ceux de son service qui l'approchent, assurent „qu'à en juger par le changement de sa phisionomie, elle ne résistera pas „longtems au chagrin qui la ronge."

[534]) Mercy an Kaunitz. 15. März 1762. „Auch befindet sich die Rußische „Kayserin mehr dan jemahlen niedergeschlagen und ohne geringsten credit bey „ihrem Gemahl. Ich habe mir einen vertrauten weeg verschafft durch welchen

„J. M. mir . . . die bündigste Versicherungen zugelangen lassen, daß wann Sie „nur das mindeste Vermögen hätte, sie solches gewiß zu aufrechthaltung des alten „Systematis gebrauchen wurde."

[535]) Mercy. 12. Mai 1762.

[536]) Mercy. 18. Mai.

[537]) Kaunitz an Starhemberg. 28. Mai.

[538]) Mercy. 18. Juni.

[539]) Mercy. 28. Mai.

[540]) Mercy. 18. Juni. „daß des Czars unüberlegenheit, eigensinnige und „ungereimte benehmung diesen Monarchen der ganzen Nation von Tag zu Tag „verhaßter machte, so zwar daß man kein bedencken mehr traget, hierüber die „unzufriedenheit offentlich und ohne ruckhalt zu bezeigen . . ."

[541]) „Comme les circonstances pourroient demander que Sa Majesté „Impériale se rendit à Son armée pour la commander en Personne, Elle sou„haiteroit fort que Messieurs les Ministres étrangers y accompagnassent la „cour. Pourquoi S. M. I. a ordonné d'en prévenir Messieurs les Ministres „étrangers."

[542]) Mercy. 5. Juni 1762.

[543]) Rescripte an Mercy vom 29. Juni 1762.

[544]) Der ganz eigenhändig niedergeschriebene Bericht des Staatskanzlers an die Kaiserin lautet:

„Madame! J'ai à donner à V. M. la plus grande nouvelle qu'il soit „possible d'imaginer, et moyennant cela je suis bien faché qu'il soit déjà „minuit et qu'ainsi je ne puisse la lui faire parvenir qu'à Son reveil."

„L'Empereur de Russie est détroné et l'Impératrice a pris la Régence „V. M. verra tout ce qu'on en sait jusqu'icy par la copie de la lettre cy-joint „que M. le Comte de Chatellet vient de m'apporter. Elle est assez positive, „cependant comme la nouvelle vient de la boutique de M. de Brühl, je pense „qu'elle mérite confirmation et qu'il ne faut en rien dire d'icy à quatre jours, „tems auquel il peut nous venir un courier du Comte Mercy. C'est un de ces „grands evenements dont nous en avons deja vu plusieurs pendant le cours de „cette guerre; comme le coup seroit des plus heureux, Dieu veuille que ce „soit le dernier de la partie. Je prend la liberté d'en féliciter très-humblement „V. M. et de me mettre à Ses pieds, en attendant mon retour de Trautmanns„dorff où je m'en vais demain matin à onze heures en conséquence de la „permission de V. M. et d'où je serai de retour au soir."

„Le 21e Juillet 1762." „Kaunitz-Rittberg."

[545]) Mercy an Kaunitz. 12. Juli.

[546]) Russische Erklärung vom 1. Juli (a. St.). Beilage zu Mercy's Bericht vom 13. Juli 1762.

S. M. l'Impératrice étant heureusement montée au Thrône de toutes les Russies, à la satisfaction de tous ses fidèles sujets, ordonna le même jour

d'en faire part à Monsieur l'Ambassadeur et de l'assurer en même tems que Sa Majesté est fermement intentionnée d'entretenir une bonne et permanente amitié avec S. M. l'Impératrice Reine. Pour plus grande preuve de cette intention de l'Impératrice, le Ministère de Russie a ordre de communiquer confidemment à M. l'Ambassadeur, qu'aussitôt après l'avénement de S. M. I. au Thrône, l'ordre a été expédié par un exprès au Général en chef Comte de Czernicheff de déclarer formellement au Roi de Prusse, que S. M. I. désire d'employer toutes sortes de moyens pour procurer une paix générale en Europe, et est intentionnée d'accomplir celle qui a été récemment conclue avec S. M. Prussienne, aussi longtems que le Roi ne lui donnera pas raison de la rompre; que le bien de son Empire demande que lui Comte de Czernicheff retourne avec tout son corps de troupes en Russie. Si le Roi tentoit de s'opposer au dit retour, le comte de Czernicheff a ordre de se joindre à l'armée ou au corps le plus proche des troupes de S. M. l'Impératrice Reine, et dans le cas où à la réception de cet ordre le comte de Czernicheff ne se seroit pas encore joint à l'armée Prussienne, il doit faire la dite déclaration au Roi par écrit et revenir aussitôt avec son corps en Russie . . .

547) Mercy. 13. Juli.

548) Mercy. 14. Juli.

549) Mercy an Kaunitz. 24. Juli 1762. „Da nun die dermahlige Russische „Souveraine . . . gegen Unsere und die übrige alliirte Höfe sowohl als gegen „den König in Preußen sich notenmäßig erkläret hat, mit demselben den von „Peter III. geschlossenen Frieden auch ihrer Orts halten zu wollen, so hat diese „von dem Soltikow genohmene Besitznehmung des Königreichs Preußen den hiesigen „Hof gleichwohlen in so größere Verlegenheit gesetzet, als man in Ansehung des „Czernichewischen Corps besorget, daß der König sich der Zurückziehung dieser „Truppen auf eine gewaltthätige Art wiedersetzen und den Anlaß hiezu aus der „von dem Soltikow geschehenen neuen Besitznehmung dieses Königreichs herleiten „dörfte . . .“

550) Am 22. Juli. Crizzo's Bericht vom 24. Juli.

551) Schwachheim. Pera, 10. und 17. Juli 1762.

552) Maria Theresia an Katharina II. Wien, den 29. Juli 1762. (Von Kaunitz entworfen. Man wußte damals in Wien noch nichts von der Ermordung Peters III.)

„Madame ma sœur et cousine! Le tendre intérêt que j'ai pris dans „tous les tems et dans toutes les circonstances à tout ce qui est arrivé à „V. M., m'a fait apprendre son heureux avenement au Trone de toutes les „Russies avec tant de plaisir que je ne puis pas m'empêcher de le Lui „témoigner moi-même. Le comte de Mercy auquel je fais adresser aujourd'hui „ses lettres de créance d'Ambassadeur auprès de V. M., Lui en fera mes „compliments de félicitations. Mais je suis bien aise d'y ajouter cependant que „personne, à mon gré, sur le Trone et dans mon cœur, ne pouvoit remplacer „plus dignement que V. M. feu l'Impératrice Elisabeth de glorieuse mémoire,

„ma bonne et respectable Alliée. Je désire vivement de me voir dans le cas „de pouvoir donner à V. M. des preuves de ce sentiment; je souhaite qu'il „puisse Lui être agréable, et je mets tant de confiance dans ses lumières et „son amitié réciproque, que je m'en promets tout ce qu' exigent nos interêts com- „muns, et que l'on est en droit d'attendre de l'élévation d'ame de V. M. Je „Lui demande Son amitié, je Lui offre bien sincèrement la mienne, et je La „prie d'être persuadée qu'elle sera invariable, et que je ne cesserai jamais „d'être, Madame ma sœur et cousine . . ."

[553]) Depeschen an Mercy vom 29. Juli 1762.

[554]) Mercy. 10. Aug.

[555]) Daun an die Kaiserin. 17. Aug. 1762. Vgl. Schäfer. III. 519.

[556]) Daun an den Grafen Pergen. 19. Aug. K. A. „. . . also zwar daß „hierdurch ein sehr hartnäckiges Cavallerie Gefecht, dergleichen nicht so bald ge- „sehen worden, erfolget und nach mehreren sich ergebenden Choques die feindliche „Cavallerie viermahlen gänzlich repoussiret worden ist . . ."

[557]) Auf dessen Referat vom 17. Aug.

[558]) Auf dessen Referat vom 2. Sept.

[559]) Daun an Guasco. 17. Aug. 1762. In Chiffern. K. A. „Vous avez „vu hier la tentative que j'ai faite pour me mettre à même de faire lever le „siége, mais puisque cela est impossible, je reprendrai demain la position que „j'avais avant de déboucher dans la plaine. Ainsi n'étant plus moyen de vous „délivrer et selon votre billet du 13, puisque vous etes déjà si pressé, si vous „pouviez sauver votre garnison, soit en obtenant un retour libre ou meme „avec la condition qu'elle ne servira pas d'un tems limité, vous ferez très- „bien d'accepter l'une ou l'autre de ces deux conditions, car pour être fait „prisonnier de guerre, outre que cela ne seroit d'aucun avantage au bien du „service de S. M., il vaut mieux se déffendre jusqu'à la dernière extrémité, „ce qui vous fera plus d'honneur et causera plus de dommage et de perte à „l'ennemi, et je suis bien persuadé que vous prendrez ce dernier parti, si „vous ne pouvez en obtenir un meilleur."

[560]) Histoire de la guerre de sept ans. IV. 368.

[561]) Gemeinschaftliches Schreiben Guasco's, Giannini's und Gribeauvals an Laudon. Schweidnitz, 8. Sept. 1762. In Chiffern. K. A. „Nos propositions „de libre sortie ont été refusées par l'ennemi avec fierté, même sous la con- „dition de ne pas servir d'un an. Il nous veut absolument prisonniers, et il „nous a menacés de nous faire passer au fil de l'épée si nous persistons à „nous déffendre. Il prétend d'ètre sûr que nous n'avons plus de secours à „espérer. Nous nous sommes moqués de cette menace et nous continuons „certainement à suivre les ordres de M. le Maréchal en nous déffendant „jusqu'à la dernière extrémité . . ."

[562]) Gleichfalls vom 8. Sept. 1762. K. A.

563) Daun an Guasco. 12. Sept. In Chiffern. K. A. „J'ai vu le billet „que vous avez ecrit à M. de Loudon daté du 8. La deffence que vous faites, „est digne du plus grand éloge, et je vous en fais mon sincere compliment, „de même qu'à Messieurs les autres généraux et à toute la garnison, en vous „assurant en même tems que Leurs Majestés sont très-satisfaites de la fermeté „de votre conduite, et comme rien ne peut être plus essentiel au bien de „Leur service que la durée du tems que vous vous déffendrez, je ne puis assez „vous rappeler tout ce qui peut vous engager le plus à retarder la prise de la „place qui bride l'ennemi dans touts ses projets, et vous avez très bien fait de „mépriser les menaces qu'il vous a faites.“

„Je laisse à votre délibération et au zèle que je vous connois, quand „vous serez à la veille de ne pouvoir plus vous déffendre, s'il ne vous seroit „pas possible de vous faire jour par quelque endroit. Je ne puis rien vous „prescrire là-dessus, et j'en sens toutes les difficultés, mais voici mes idées: „prisonnier pour prisonnier; il doit vous être égal d'être pris en plaine ou „dans des murs, et vous épargneriez dans le premier cas le triomphe de „l'ennemi. Or donc la veille du jour que vous jugerez devoir être pris, ce „seroit de laisser une petite garnison en ville, qui le lendemain de votre „sortie arboreroit le drapeau pour se rendre. Les nuits étant passablement „longues, vous faciliteroient de faire un grand bout de chemin sans beaucoup „de danger, et je pense que vous ne pourriez mieux faire que de diriger votre „route pour tâcher de gagner Nimptsch, mais comme le corps du prince de „Bevern occupe le Spitzberg et le Ferlohrnberg vers Beilau, vous devriez diriger „votre marche par Wirau, Tampadel, Silsterwitz à Nimptsch, vers où nous „enverrions un gros détachement de cavallerie et d'infanterie pour vous „recevoir.“

„Je vous avertis au reste que nous sommes toujours occupés du moyen „de parvenir à sauver la ville, et que nos vues présentes sont vers Kuntzen- „dorff, ce qui s'exécutera jusqu'au dix-huit. De vôtre côté, si cela arrive, vous „devrez nous seconder de tout ce que vous pourrez, et si jusqu'au dixhuit „cela n'a point lieu, ce sera une preuve que nous n'aurons pu lever les diffi- „cultés qui nous en empêcheront, et pour lors il ne vous restera d'autre espoir „que celui de vous échapper comme je vous l'ai marqué plus haut, si vous ne „savez pas mieux, de sorte qu'à deux fois 24 heures avant votre sortie vous „mettrez deux feux sur la tour depuis onze jusqu'à minuit pour que nous ayons „le tems d'aller vous recevoir vers Nimptsch. Bien entendu néanmoins que „cette tentative ne doit point se faire aux dépends du tems que vous pourrez „vous deffendre, étant la chose la plus essentielle et que rien ne doit diminuer „d'un instant.“

„Quant aux bagages que toute la garnison devroit laisser en arrière pour „être plus legère en cas de la sortie mentionnée, vous pourriez l'assurer que „L. L. M. M. ne manqueroient pas de l'en indemniser.“

564) Guasco an Daun. 21. Sept. In Chiffern. K. A.

„. . . Comme le dernier terme marqué par V. E. est passé, je suppose „que les obstacles ont été insurmontables. Quant à l'autre projet, il est

„impraticable de l'avis des principaux officiers de la garnison et c'est le mien „aussi. Il n'y a qu'un seul qui le soutient et que je m'imagine bien que c'est „lui qui en est l'auteur; il y avoit longtems qu'il en parloit. Je n'ignore pas „qu'il l'a fait passer en secret à l'armée, mais il n'y a nulle apparence de „réussite; ce seroit vouloir conduire la garnison à un sacrifice inévitable . . . „Je crois qu'elle ne mérite pas ce sort après les bons services qu'elle a „rendus; d'ailleurs l'auteur supposé du projet paraît avoir pour principal objet „de sauver sa personne; il l'a fait assez connaître . . ." (In seinem Schreiben vom 26. Sept. an Daun wiederholt Guasco diese Anklage unter ausdrücklicher Nennung Giannini's.)

565) Guasco an Daun. 22. Sept. In Chiffern. K. A.

„. . . V. E. peut bien être persuadée qu'une si brave garnison comme „celle-ci n'a pas besoin d'aucun motif étranger pour nous déterminer à faire „tout ce que l'honneur et le devoir peuvent prescrire à de très-braves gens „qui s'en acquittent avec un vrai plaisir . . ."

566) Auf dessen Referat vom gleichen Tage.

567) Denkschrift Guasco's. Danzig, 28. Dec. 1762. K. A.

568) Der Hofkriegsrath an Guasco. 27. Oct. K. A.

569) Histoire de la guerre de sept ans. IV. 369.

570) Kaunitz an Starhemberg. 27. Aug. 1762. „Uebrigens habe E. E. „noch zu Dero geheimen Nachricht zu erinnern, daß dem Herrn Feldmarschallen „Grafen Serbelloni an Hand gegeben worden, sein Commando der Armee in „Sachsen niederzulegen und um die Abrufung zu bitten. Er hat auch solches „bereits bewerckstelliget und wird ihm seine Bitte nicht abgeschlagen sondern „statt seiner dem Herrn General der Cavallerie von Haddick das Commando der „Armee aufgetragen werden . . ." Kaiser Franz aber schrieb am 15. Sept. seinem Bruder: „serbeloni et rapele et cet hadique qui a le comandeman de nos „troupes et le prince Stolberg de l'arme d'Empire. j'espère que cela ira bien, „care an verité, quoyque vous save que jayme serbeloni, ille ni avet plus „moyen et meme jusqua la fen ille a fet des chos grosier jus qua san alle „san rien dire a person . . ."

571) Hadiks Berichte an Daun über diese Ereignisse im K. A.

572) Schäfer. III. 531.

573) „Grâces à Dieu, ce n'est pas une déroute." 2. Nov. 1762.

574) „. . . je n'ais pas osée vous adresser mon billiet, connaissant „votre zele et sensibilité. le mal n'est pas si petit et nous serons bien em- „barassé de tenir les positions de comettau, altenberg, frauenstein, dipoldis- „walde, plauen, dresden et neustatt. Cella demande 70/m à 80/m hommes; „comment subsister? Vous savez ce que nous ont coutée ces positions: la „ruine de l'armée. ce sera bien pire asteur comme alors, où il n'y a plus „de bois ni baraques; même les abbaties netoyez. je ne veux rien dire de

„la totalité des troupes et de leurs qualitez, de leurs generaux, du manque „des vivres; tout cela fais trembler, chaque jour empire notre situation. . . .“

575) Kaunitz an Starhemberg. 25. Juli 1762.

576) Schäfer. III. 623.

577) Starhemberg. 8. Aug. 1762.

578) Kaunitz an Starhemberg. 5. Aug. 1762.

579) Starhemberg an Kaunitz. 9. Juli 1762. „Ew. Exc. ist dieses letzteren „gesinnung und ergebenheit für den König in Preußen so wohl bekant, daß die- „selbe Sich leicht werden vorstellen können, wie sehr ich über die Aeußerung des „Duc de Choiseul betroffen worden, dennoch habe ihm solches nicht wahrnehmen „lassen. . . .“

580) Maria Theresia an Mercy. 29. Juli 1762. In Chiffern. „. . . in- „deme Uns alles daran gelegen ist, dem Krieg ein baldiges und solches Ende zu „machen, welches, wo nicht mit Unserem großen Vortheil, jedoch mit Unserer „Anständigkeit und Ehre übereinkommet.“

581) Rescripte an Mercy vom 29. Juli und 3. Aug. 1762.

582) Erizzo. Schönbrunn, 21. Aug.

583) „. . . c'est un surcroit d'inquietude dont je n'avois pas besoing. „cet accidens pourra allonger notre sejour ici. si vous trouviez necessaire „quelques affaires, vous pouriez venir ici avec binder; vous trouverais un „logement en cas de besoing.“

584) „il me faloit encore cela pour m'achever.“ Referat des Staats- kanzlers vom 17. Aug. 1762.

585) Erizzo. Schönbrunn, 21. Aug. 1762. „Mi viene inoltre fatto sapere, „che l'Arciduchessa Infanta abortì, per il che pare quasi immancabile, che „l'Imperatrice e la Corte differirà il suo ritorno da Olitz. Intanto si è „subito spedito un espresso à Parma per renderne inteso il Padre dell' Arci- „duchessa.“

586) Erizzo. 28. Aug. 1762. „Hieri sera arrivò l'Imperatrice da Olitz, „e pochi momenti dopo l'Arciduchessa Infanta, portata in lettiga più per pre- „cauzione che per bisogno, poiche ella si ritrova rimmessa intieramente dal „sventurato accidente, attribuito alla fatica di quel viaggio. E prolungato il „ritorno dell' Imperatore sin verso il fine della prossima settimana, essendo „colà occupato nel divertimento della caccia, qual più deliziosa e più abbon- „dante che nell' Austria si trova a questa parte.“

587) Referate vom 7. Sept.

588) Referate vom 8. Sept.

589) Ruzzini. 21. Jänner 1761. „Malgrado l'apparso miglioramento, „tutti i rimedj e tutta la cura prestata per vincere nell' Arciduca Carlo la

„maligna forza del male, sorpresa S. A. R. improvisamente da un nuovo „violento parosismo, sabato scorso dopo la mezza notte, giorno in cui furono „d' ogn' altro giorno le speranze maggiori, finì di vivere con una rassegnazione „e costanza e tranquillità d'animo, che facendo ammirazione supera da un „canto le misure d'una tenera età di sedici anni, e fà dall' altro conoscere „li ottimi semi di educazione sparsi in tutta questa Imperiale famiglia. Fù „quì indicibile l'amara angustia di questi Sovrani e di ogn' uno de' Principi „e poco dissimile il dolore della Città tutta, amato l'Arciduca generalmente „per le qualità sue veramente egregie di mente, d'animo e di persona. . . ."

590) Vgl. Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege. S. 241.

591) Kaunitz an den Grafen Franz Rosenberg, österr. Gesandten in Spanien. 22. März 1762.

592) Rescript an Starhemberg. 29. Juni 1762.

593) Kurz zusammengefaßte Betrachtungen und Ursachen, welche den Spanischen Vermählungsvorschlag Ihro Kön. Hoheit Ertzherzogen Leopoldi mit einer Spanischen Infantin anrathen. Beilage zu dem Rescripte an Rosenberg vom 29. Juni 1762.

594) Kurz zusammengefaßte Betrachtungen und Ursachen, welche den Spanischen Vermählungsvorschlag Ihro Kön. Hoheit Erzherzogen Leopoldi mit der zweyten Infantin entgegenstehen und solchen mißrathen. Ebendaselbst.

595) Entwurf der Bedingnussen, unter welchen der Spanische Vorschlag wegen Vermählung des Ertzherzogen Leopoldi Kön. Hoheit mit der zweyten Infantin begnehmet und annehmlich gemacht, mithin denen hauptsächlichsten Bedenken abgeholfen werden könnte. Ebendaselbst.

596) Rescript an Rosenberg. 29. Juni.

597) Rescript an Starhemberg. 6. Juli.

598) Rosenberg. San Ildefonso, 17. Juli. „. . . welcher bereits auf die „gehässigste Verdächte und Vorwürffe verfallen, weilen diese Allerhöchste Expe„dition nicht so schleunig, als er es sich vorgebildet hatte, eingetroffen. . . ."

599) Deliberanda, von Binder dictirt. 1. Sept. 1762.

600) Eigenhändige Bemerkung der Kaiserin auf Binders Referat vom 7. Sept. Auf seine Entschuldigung, daß Rosenbergs Depeschen nicht früher hatten dechiffrirt werden können, antwortet sie: „dise pressirn gahr nichts, wohl aber „die conferentz. wan man indessen rosenberg schreibte, warumen die antwort „nicht so bald wird sein können, sowohl wegen der reysen als jetzigen kranckheit „des hoffcanzler; nur sie zu besänftigen. . . ."

601) Zwei Referate des Staatskanzlers vom 14. Oct.

602) Kaunitz war auch jetzt noch unzufrieden mit dem Verfahren, welches Rosenberg in dieser Angelegenheit beobachtet hatte. „Ich kenne", schrieb der Staatskanzler am 3. November an Starhemberg, „des Herrn Grafen von Rosen-

„berg Einsicht und Geschicklichkeit. Ich trage auch für ihn eine persönliche Werth-„schätzung und wünsche aufrichtig seine Verdienste vielfältig anrühmen zu können. „Allein sobald der Allerhöchste Dienst einschlaget, so bleibet dieser mein einziger „Gegenstand und alle Personalruckſichten haben bey mir ein Ende. So schwer „es mir nun gleich gefallen ist, des ernannten Herrn Grafen etwas starke Versehen „aufzudecken, so hat doch solches geschehen müssen, und ich wünschte gar sehr daß „er zu seinem eigenen Besten und zu Beförderung des Allerhöchsten Dienstes „solche recht einsehen und erkennen, bei keinen unstatthaften Rechtfertigungen sich „vergeblich aufhalten, auch für das künftige nicht mehr seine eigene Neigung, „sondern die an ihn ergehende Anweisungen zu seiner Richtschnur nehmen möchte. „Zumahlen nichts ohne vorgängige Allerhöchste Einsicht und Begnehmigung bey „uns verfüget wird und wir des seltenen Glückes genüssen, von so gerechten alß „einsichtigen Souverainen geleitet zu werden."

[603]) Auf dessen Referat vom 6. Sept. 1762.

[604]) Auf dessen Referat vom 7. Sept.

[605]) Russische Note an Mercy vom 19. Aug. Beilage zu Mercy's Bericht vom 2. Sept. 1762.

[606]) Mit dem Referate vom 15. Sept.

[607]) Durch den sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Flemming, erhielt man hier die erste Nachricht von dem Antrage der russischen Regierung. Als der russische Botschafter, Fürst Galitzin, in der Absicht, ihn förmlich zu stellen, Binder um eine Unterredung anging, schrieb Maria Theresia auf diese Meldung: „durch „den canal von russland scheint mir nichts angenehmes zu komen noch sich trauen „zu können; erwarte mit verlangen des merci berichte." Zweites Referat vom 15. Sept.

[608]) Beilage zu dem Rescripte an Mercy vom 30. Sept.

[609]) Dauns Brief an die Kaiserin besitzen wir nur mehr in einer Abschrift, welche von dem besonders verläßlichen Concipisten Harrer angefertigt wurde. Sie ist undatirt und liegt bei Binders Referat vom 22. Oct. 1762.

[610]) „Wann es aber nicht abzuänderen, so seynd Ewer May. gezwungen, „nicht allein von Stund an die Armée zu completiren, sondern auch selbe zu „augmentiren, wie schon einsmahls allerunterthänigst erinnert, so freylich um so „viel mehr kosten wird, allein ohne diesen wird mehrmahlen nichts auszurichten „seyn, alle unkosten vergebens angewendet, dann anwieder eine fruchtlose Cam-„pagne erfolgen. Es seynd noch keine Recruten ausgeschrieben; wann diese nicht „bis Ende Januarij gestellet seynd, können sie nicht erforderlich abgerichtet werden „et ne sont plus la même chose s'ils arrivent au tems qu'il faut les mener „à l'Ennemi, car ce n'est pas le Païsan mais le Soldat qui doit combattre, „et alors il n'est plus tems de le former, de sorte qu'il ne fait que nombre „pour augmenter la confusion. Die Reluirung deren Ländern in Geld ver-„schaffet so weniger die benöthigte Mannschafft, und das wenige darvor erhaltende

„Geld hilfft mit nichten den Feind zu schlagen, wie auch nicht die schwache elende „Recruten. il faut des hommes et pas des garçons pour faire la guerre. . . .“

[611]) Referat des Staatskanzlers an die Kaiserin vom 2. Nov. 1762. „. . . il me paroit convenir que l'on travaille avec sagesse à accellerer „l'ouvrage de la paix, et c'est ce que je ne tarderai pas à faire selon les „intentions de V. M. et avec toutes les précautions nécessaires.“

[612]) Maria Theresia schrieb auf das vorerwähnte Referat: „je n'aurois „de repos que quand j'aurois vue partir ce qui doit nous eclaircir sur notre „sort. je vous avertis qu'il faut profiter des bonnes dispositions où le maitre „est qui peuvent se changer encore mais aujourd'hui il parois souhaiter la „fin comme moi, de meme le fils.“

[613]) Starhemberg an Kaunitz. 3. Oct. 1762. „In Betreff dieses Puncts „haben Ew. Exc. mir zu erkennen zu geben geruhet, daß ich in Verfolg eines „schon vorlängst erhaltenen und seitdem nicht widerruffenen Auftrags in das hiesig= „und Englische Verlangen einwilligen könne, daß diese beyde Höfe unter sich „stipuliren mögen, künfftig ihren Alliirten weder directe noch indirecte, mithin „weder mit Truppen noch Geld Hülffe zu leisten, wan nur Franckreich sich zugleich „gegen Uuß verbinde, künfftig statt der lauffenden Subsidien Uuß die alten Rück= „stände in denen zu bestimmenden terminen bar abzuführen. Nun werden aber „Dieselbe aus meinem gehorsamsten Bericht vom 16ten v. M. ersehen haben, daß „ich den von dem Herrn Grafen Choiseul mir gemachten so gestalten Vorschlag „vor Einlangung Dero gnädigen Befehl Schreibens schlechterdings verwerffen und „fest darauf bestehen zu sollen geglaubt habe, daß in denen zu schliessenden Præli- „minarien bloss von der Hülffe an Truppen Erwähnung gemacht, die Geld= „hülffe aber mit Stillschweygen übergangen, mithin beyden Höfen freygelassen „werden möge, Ihren Alliirten nach eigenem Belieben auf diese letztere Art „beyzustehen.“

[614]) Art. XIII der Präliminarien „aussitôt que faire se pourra“.

[615]) Starhemberg. Fontainebleau, 6. Nov. „. . . mittelst welcher dem hie= „sigen Hof biß zu Eintreffung Unserer dahin abzuschickenden Truppen annoch das „Expediens übrig bleibet, sich immer der Ausrede zu bedienen, daß die Eva= „cuation bis nunzu unmöglich sey.“

[616]) „. . . mais nous voulons que vous soyez content. . . .“

[617]) Starhemberg. 6. Nov. „Nun hatte ich zwar gehoffet, daß auch mit „mir noch den nähmlichen Abend werde geschlossen werden. Da aber nachhero „noch verschiedene Abänderungen vorgeschlagen worden und ich den Aufsatz zu „zweymahlen gänzlich umgiessen müssen, so ist damit und mit dem beständigen „hin und hergehen und übrigen langen Verzögerungen so viele Zeit vergangen, „daß die Convention erst heute unterschrieben worden.“

[618]) Der fünfte Artikel bezieht sich nur auf die Auswechslung der Rati= „ficationen. Die Convention ist abgedr. bei Schäfer. III. 711—713.

[619]) Kaunitz an Starhemberg. 17. Nov.

[620]) Kaunitz an Starhemberg. 17. Dec.

[621]) Vom 15. November 1762.

[622]) Kaunitz an Starhemberg. 17. Nov.

[623]) Starhemberg. 25. Nov. „. . . daß sowohl Herr Duc de Choiseul „alß Duc de Praslin . . . der Meinung wären, daß . . . weit vorträglicher für „Unß sein würde, dem König den Besitz dieser Lande ganz ohnentgeltlich und mit „dem blossen Beding von nun an wieder abzutreten daß er sich zu einer Neu„tralität für die Niederlande einverstehen möchte, welches er zweifelsohne ganz „willig eingehen . . . wird. . . .“

[624]) Zweiter Bericht Starhembergs vom 25. Nov.

[625]) Kaunitz an Starhemberg. 2. Dec. 1762. „Hiebei erkenne ich gar wohl „daß die Raumung der Sächsischen Landen schwerlich zu erhalten seyn wird; allein „was das Reich betrift, müsten so viel vortheilhafte Conditionen als möglich, „besonders aber die Sicherheit und Neutralität für unsere Niederlande stipuliret „werden. . . .“

[626]) Auf dessen Referat vom 8. Sept.

[627]) Berichte aus Constantinopel vom 21. Oct. und 3. Nov. 1762.

[628]) Nachschrift zu Penklers Bericht vom 3. Nov. 1762. „Noch heunt „Vormittag liesse der Pfortendollmetsch den Dollmetsch Bianchi zur Pforten ruffen, „durch welchen er mir mit besonderem Vergnügen als ein recht gute Nachricht „sagen lassen, daß der Tartar Chan wider den König in Preußen sehr und zwar „über die massen starkh irritiret seye, also zwar daß er den Preussischen bey ihme „sich aufgehaltenen Residenten in ganzen Zorn angekündet, er solle ohne sich „ferners bey ihme sehen zu lassen, alsogleich zu seinem König zuruckhkehren und „nicht mehr bey ihme oder in dem untergebenen lande sich aufhalten. . . .“ In Penklers Bericht vom 16. November wird diese Nachricht bestätigt. Und am 1. Dec. schreibt er: „ist sothane abschaffung bereits den 18. Octobris jüngsthin „auf eine sehr schimpfliche Arth erfolget, indeme nicht nur erwehnter Poskam, „sondern auch mit ihme die zwei Preussische Officiers nebst ihrem ganzen Anhang „fortgeschaffet worden. . . . Allen diesen liesse nun der Tartarchan melden, sich „in Zeit von 24 Stunden fortzumachen, und sollen Sie auch ohne die jüngst inn„berichtete dreytägige Frist oder einige Post oder sonstige Bedeckung oder Weg„weiser von dem Tartarchan zu erhalten, mit blossen um ihr eigenes Geld auf„genohmenen Ochsen Wägen allsogleich abgegangen seyn. . . .“

[629]) Penkler. Pera, 15. Oct.

[630]) Penkler. 21. Oct.

[631]) Referat des Staatskanzlers vom 13. Nov. 1762.

[632]) Auf dessen Referat vom 13. Sept. 1762.

[633]) Vgl. Arneth. Maria Theresia's erste Regierungsjahre. III. 34—36. 39.

[634]) In dem Concepte des am 10. Nov. an Starhemberg abgegangenen Rescriptes steht allerdings, daß die Conferenz am 5. Nov. stattgefunden habe,

doch scheint diese Angabe auf einem Irrthum zu beruhen. In dem Protokolle der Conferenz ist deutlich der 4. November als der Tag ihrer Abhaltung angegeben. Und entscheidend scheint mir zu sein, daß an demselben Tage, dem 4. November, Kaunitz an die Kaiserin schreibt: „Nachdem vorgestern und gestern über „die allergnädigst bewuste Angelegenheiten vorläufige Unterredungen mit dem „Grafen Flemming gepflogen worden, so werde noch diesen morgen sowohl mit „dem ernanten Grafen als mit Zuziehung des von Saul und von Pezold eine „Zusamentrettung halten, um die Sache auf die kürzeste und leichteste Arth „einzuleiten.“

„Aus dieser Ursach geruhen E. M. nicht in Ungnaden zu vermercken, daß „heute mich allerunterthänigst zu Füßen zu legen Anstand nehme. Ich werde aber „morgen die Allerhöchste Gnade haben, alles mündlich in tiefester Ehrerbietung „zu hinterbringen.“

635) Das Protokoll, von Pezold geführt, ist, jedoch ohne seinen Eingang, abgedruckt in dem Werke: Der Hubertusburger Friede. Von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. S. 8.—13. Der Eingang des Protokolls lautet:

„Da die bisherige Kranckheit Sr. Exc. des Herrn Hof- und Staats- „Cantzlers, Grafens von Kaunitz, nicht gestattet, daß Se. Exc. der Herr Graf „von Flemming sich mit ein und andern Betrachtungen über die dermahlen „immer mißlicher werdende Lage der Sachen sofort an jenen selbst in hergebrach- „ten Vertrauen wenden können, hat die davon inmittelst an den Herrn B. von „Binder gethane Eröffnung, und dessen darauf an benannten Kays. Kön. Ministre „geschehener vorläuffiger Vortrag Anlaß gegeben, daß Se. Excell. am 4ten huj. „eine persönliche Unterredung mit dem Herrn Grafen von Flemming anberaumt, „wobey sich erwehnter Herr B. von Binder, der Herr Geheime Rath von Saul „und der Herr Resident von Pezold mit zugegen befunden.“

636) „. . . l'hiver passé la Cour d'Angleterre a fait quelques ouver- „tures de paix à la Cour de Vienne qui ont été rejetées avec une fierté „accompagnée d'indécence.“

637) Die Erklärung des Königs ist abgedruckt bei Beaulieu S. 19—21, wo sich auch eine getreue und ausführliche Darstellung der Verhandlungen und Gespräche des Königs mit Fritsch befindet.

638) Beaulieu. S. 22.

639) Beaulieu. S. 23.

640) An Starhemberg. 5. Dec.

641) Von diesem Tage, nicht vom 9. ist wenigstens die an Starhemberg gesendete Abschrift datirt.

642) Précis des conditions de la paix à rétablir entre l'Impératrice Reine de Hongrie et de Bohème, et le Roi de Prusse. Dicté par Son Excellence Elle-même et allégué aux Instructions dont a été mûni M . . . de Collenbach. Abgedr. bei Beaulieu. 197—200.

[643]) „. . . da dann allezeit in pessimum casum übrig bleibet, die „Sprengung der Vestung Glatz anzuverlangen und endlichen die gantze Graf„schaft, wie sie vor dem Krieg gewesen, wieder zu cediren.“

[644]) „Eine conditio sine qua non müste die Raumung aller Chursächsi„schen und Reichslanden, so der Feind nebst seinen Allijrten währendem Krieg „occupiret hat, abgeben, und zwar dem Chursächsischen Hof selbsten die Negotia„tion wegen seiner Entschädigungs-Ansprüchen überlassen, jedoch ihm zugleich aller „möglicher Beystand hierunter geleistet und zu erkennen gegeben werden, daß es „wider die Ehre Ihro May. lauffen würde, ohne Miteinstimmung des ernanten „Hofs zum Schluß zu schreiten. Solte aber derselbe sich etwa beygehen lassen, „solche Indemnisations-Forderungen auf die Bahn zu bringen, welche Ihro May. „zur Last und Schaden gereicheten, so wären solche mit Außerung der grösten „Befremdung sogleich platterdings zu verwerffen und mit der Erklärung zu beant„worten, daß der bloße Antrag Ihro May. vermögen dörfte, ganz andere Maaß„nehmungen zu ergreiffen.“

[645]) Das Gespräch des Königs mit Fritsch fand in Leipzig am 19. Dec. statt. Der Bericht des Letzteren über dasselbe bildet eine Beilage zu Collenbachs Bericht vom 22. Dec. und ist auszugsweise abgedr. bei Beaulieu. S. 31—34.

[646]) Collenbachs Berichte aus Dresden vom 20., 21. und 22. Dec. 1762.

[647]) Collenbachs Bericht aus Wermsdorf vom 23. Dec.

[648]) Rescripte an Collenbach vom 24. und 26. Dec.

[649]) Beaulieu. S. 44.

[650]) Fritsch an Collenbach. Leipzig, 24. Dec. „Je viens de voir le Roi „de Prusse et l'ai trouvé convaincu que cette ville ne sauroit servir aux „conférences parceque le secret ne sauroit y être gardé. . . .“

[651]) Collenbach. Hubertsburg, 1. Jänner 1763. „Der Freyherr von „Fritsch, wie er den ersten point des conditions sine qua non vernommen, „äußerte darüber seine besondere Zufriedenheit mit einer anständigen Dancksagung „für die Kays. Kön. vorzügliche Rucksicht auf Sachsen. Wie er aber bald darauf „von dem Preußischen Bevollmächtigten befraget wurde, was er seinerorts bey „diesem ersten Article in Erinnerung zu bringen hätte, so ware dessen Antwort „darüber noch nicht instruirt zu seyn, jedoch diesertwegen unverzüglich einen „Courier nacher Dreßden abfertigen zu wollen, wodurch derselbe gleichsam zu „erkennen gabe, daß er und sein Hof sich auf eine so vorzüglich favorable pro„position Unseres Hofes nicht versehen hätten.“

[652]) Derselbe succedirte denn auch wirklich im Jahre 1763 in Baireuth und regierte dort bis zu seinem am 20. Jänner 1769 erfolgten Tode.

[653]) Réponse au précis. Beilage zu Collenbachs Bericht vom 5. Jänner 1763. Abgedr. bei Beaulieu. S. 204—207.

[654]) Schäfer. III. 674.

[655]) Indem sich Collenbach wegen seines ersten Entschlusses, nach Leipzig zu gehen, entschuldigt, schreibt er am 1. Jänner an Kaunitz: „Ich kann zu „meiner diesfälligen Entschuldigung um so weniger etwas anführen, da Ew. Exc. „lezte warnung, nichts über mich zu nehmen, meiner Gedächtnuß beständig ge„wärtig ist . . .“

[656]) Kaunitz an Maria Theresia. 5. Jänner 1763. „Da die Expressen über „vier Täge unter Weges verbleiben . . .“

[657]) Er war am 10. Jänner in Wien eingetroffen und noch an demselben Tage legte ihn Kaunitz der Kaiserin mit den Worten vor, er habe daraus mit Vergnügen ersehen, daß Collenbach sich wohl benommen habe.

[658]) Kaunitz an Collenbach. 12. Jänner 1763. „. . . was fordersamst die „Kön. Preussische Antwort anbetrift, so ist zwar solche ausser dem Vorwurf eines „Widerspruchs in gemässigten und anständigen Ausdrückungen ausgefallen, in der „Hauptsach aber werden die meiste Unserer Begehren versaget. Man hat also die „hiebey liegende Replique so einzurichten sich beflissen, daß einestheils alles, was „empfindlich fallen können, vermieden, anderentheils aber der angebliche Wider„spruch von Uns abgelehnet, und zwar in einigen Stücken sich gefüget, in anderem „aber forthin auf dem dießseitigen Begehren bestanden werde, damit E. H. die „Mittel verbleiben, sowohl einige Vortheile für Unseren Hof annoch auszu„würcken und die eigentliche Absichten des Königs zu ergründen, als auch das „Heft vor den Schluß nicht völlig aus den Händen zu geben, sondern die Ge„legenheit zur möglichsten Unterstützung der Churfächsischen Verlangen offen zu „erhalten.“

„Es ist hierauf vor dermahlen um so mehr fürzudenken, da man nunmehro „Unserer Seits ziemlich klar siehet, womit auszureichen seye oder nicht, und daß „man Kön. Preussischer Seits sich angelegen seyn lassen werde, fordersamst Unsere „Tractaten in Richtigkeit zu bringen und sich demnächst desto härter gegen Sachsen „zu bezeigen. Dahingegen die Ehre und das Ansehen Unseres Hofs erforderet, eine „besondere Sorgfalt für diesen Hof werckthätig zu bezeigen.“

[659]) Abgedruckt bei Beaulieu. S. 208—211. Die österr. Denkschrift rührt von Kaunitz selbst her.

[660]) Voriges Rescript. „Jedoch ist nach allen Umständen zum Voraus zu „vermuthen, daß der König pure et simpliciter auf der Zurückgabe der erwehnten „Graffschaft bestehe und hierinnen endlichen nachzugeben seyn werde. Gleichwohlen „ist sich dieses Umstands darzu zu bedienen, daß wenn alle Hofnung wegen Glatz „hinwegfallet, das diesseitige Nachgeben den 7ten Article wegen Anspach und „Bayreith, oder auch die Extension der Garantie auf Ungarn wie nicht weniger „die Befriedigung des Churfächsischen Hofs erwürken helffe.“

[661]) Beide Actenstücke sind abgedruckt bei Beaulieu. 216. 217.

[662]) „. . . de l'equité et de la justice . . .“

[663]) „. . . Nun ist zwar dieses Hofs bereits übergebenes Project seines „Tractats so beschaffen, daß die wenigste Begehren eingewilligt werden dörften . . .“

[664]) „Il faut une bonne foy detromper les Saxsons de leurs prétentions „chimériques." Bei Beaulieu. S. 93.

[665]) Crizzo. 18. Dec. 1762. „Le ultime notizie dalla Sassonia pongono „nuovi motivi per compiangere quella Provincia, poiche il Re di Prussia anteponendo all' umanità ed alle convenienze di Stato à Stato l' interesse suo „particolare, rende li mali della guerra più funesti, affliggendo quei Popo„lazioni nei modi li più sensibili. Dopo haver in quest' anno esatto onerose „contribuzioni, commandò di trasportar nella Pomerania ogni qualità de „bestiame, e nel Brandebourg gl' artefici delle manifatture della Sassonia. „Quello inoltre ch' è di maggior afflizione, fà asportar ne' suoi Stati li Fan„ciulli di tenera età, e le donne proprie al matrimonio per l' effetto di popolarli „e rimmetterli dalla desolazione in cui si trovano per la guerra."

[666]) Collenbach an Kaunitz. Hubertsburg, 18. Jänner 1763.

[667]) Hertzberg an Collenbach. Leipzig, 21. Jänner 1763. „. . . Ce ne sera „que demain que je pourrai être de retour à Hubertsbourg et je ne tarderai „pas de vous communiquer alors notre reponse sur votre dernier mémoire. „Elle sera négative sur l'article de Glatz, comme je l'ai prévu, mais j'ai lieu „de croire, Monsieur, que pour tout le reste elle vous contentera. Je souhaite „de tout mon cœur que vos instructions vous mettent en état de lever promp„tement l'obstacle presque unique qui s'oppose encore à l'heureuse fin de „notre négociation."

[668]) Abgedruckt bei Beaulieu. S. 211—216.

[669]) Collenbach an Kaunitz. 23. Jänner 1763.

[670]) Referat des Staatskanzlers vom 19. Jänner.

[671]) Referat des Staatskanzlers vom 21. Jänner.

[672]) Referat des Staatskanzlers vom 27. Jänner.

[673]) Kaunitz an die Kaiserin. 27. Jänner 1763. „Des von Herzberg „Schreiben von 21ten dieses hat nach der gewohnten Preußischen falschheit an„hoffen machen, daß sein König gleichwohlen ein so anderes bewilligen würde. „Allein die eingeloffene Antwort zeiget, daß in allen Stücken sowohl E. M. als „die Chursächsische weitere verlangen gänzlich versaget und blosserdings die vor„hinige Erklärungen beybehalten werden."

[674]) „ad 6tum Ist es nunmehro klar daß kein Austausch der Grafschaft „Glatz statt finde; es muß sich aber beym Nachgeben wegen dieses Artikels be„mühet werden, wenigstens die Garantie auf Hungarn auszuwürcken und die Chur„sächßische Bedingnüsse zu erleichtern."

[675]) Collenbach. 25. Jänner. „Ohnerachtet die Sachsen Anfangs sehr zum „Schluß zu eylen geschienen, so haben selbige dannoch zu der bisherigen Verzöge„rung einige Ursach gegeben, weilen sie unter sich nicht recht einig werden können, „worinnen ihre Entschädigungs- und andere Verlangen specifice bestehen sollen."

[676]) Voriger Bericht.

677) Rescripte an Collenbach. 31. Jänner. Kaunitz legte sie an dem gleichen Tage der Kaiserin mit den Worten zur Genehmigung vor: „E. M. geruhen aus „den Anlagen.. zu ersehen, was ich glaube daß noch heute an den v. Collenbach „zu erlassen seye, damit sowohl eine deutliche Sprache gegen den Chur Sächsischen „Hof geführet, als dem König in Preußen die Gelegenheit benommen werde, die „Schwierigkeiten immer mehrers zu häuffen und das Friedensgeschäft in die Länge „zu ziehen, wobey Er wegen des Unterhalts seiner Armee in Sachsen seine Rech„nung fände". Die Kaiserin schrieb auf das Referat: „placet; morgen fruhe es „Kayser zuzuschicken; kan heut abgehen."

678) Am 8. Februar erließ Maria Theresia ein Handschreiben an Karl von Lothringen, in welchem es heißt: „. . . da dem Feind sowohl die E. L. ohne„hin bekannte bedenckliche Umstände des Reichs und der conquetirten Clev- und „Gueldrischen Landen als auch der von Franckreich und Engeland geschehene „Neutralitätsantrag wie nicht weniger die übrige Weltläufften wohl zu statten „gekommen seynd, auch seine bisherige unerhörte Bedruckungen der Chur Säch„sischen Landen nach Maaß als die Hofnung des Friedens sich genäheret, ver„dopplet worden, so komete es ihm nicht schwer, das ängstliche Verlangen des „Chur Sächsischen Hofs nach den Frieden zu vermehren und diesen nicht nur zum „Abstand aller Enschädigungs Ansprüchen und zu anderen harten Friedensbeding„nussen, sondern auch zu den beweglichsten Vorstellungen zu vermögen, daß Ich „das Friedens Geschäft möglichst beförderen und andurch das gäntzliche Verderben „der Chur Sächsischen Landen abwenden möchte."

„Ich habe Mich also aus freündlicher Rücksicht für die Wohlgesinnte Reichs „Stände und besonders für Chur Sachsen bewegen lassen, den v. Collenbach nicht „nur zur Beförderung des Friedens anzuweisen, sondern auch mit solchen Instruc„tionen zu versehen, daß er nach Beschaffenheit der Umständen mit Meinem „Ultimato hevortretten könne. Wobey ihm gleichwohlen aus reiner Vorsorge für „Chur Sachsen gemessen aufgegeben, sich nicht ehender mit meinem Ultimato ver„fänglich zu machen noch das Hefft aus Handen zu geben, bis nicht die Friedens„bedingnusse für Chur Sachsen sichergestellet wären."

„Diese Sorgfalt ist von dem Chur Sächsischen geheimen Rath, so in Ab„weesenheit des Königs das Friedensgeschäft einleitet, nicht mit behöriger Danck„nehmigkeit aufgenommen, sondern vielmehr in Meinen Bevollmächtigten gedrun„gen worden, daß er seine schließliche Erklärung noch ehender als die Chur „Sächsische eingeloffen seynd, förmlich eröffnen mögte, wozu sich aber der ernannte „v. Collenbach vor Einholung näherer Verhaltungs Befehlen nicht einverstehen „können, und als Ich auf seine Anfrage sogleich den Befehl ertheilte, sich dem „Sächsischen Verlangen zu fügen und diesem Hof die Gefahr des wiedrigen Aus„schlags zu überlaßen, so erhielte indeßen sein Bevollmächtigter Freiherr von Fritsch „die nähere Instruction, sich ohne weiteren Zeit Verlust den harten Preußischen „Bedingnussen zu unterwerffen. Und da derselbe allem Ansehen nach eine Probe „geben wollen, daß man Meiner weiteren Unterstützung nicht bedürffte, so ließe „er sich in seiner Lebhafftigkeit nicht vermögen, nur um einen Tag den anhero „abgesandten Expressen abzuwarten und sein Ultimatum zurückzuhalten, in welchem

„er sogar eingestanden hat, daß die von den Chur Sächsischen Landen wegen des „contributionalis ausgestellte Wechsel Briefe vergütet werden sollen."

„Wie nun der v. Collenbach des andern Tags Meine erwartete nähere „Befehle erhielte, so machte er dem Preußischen Bevollmächtigten die förmliche „Erklärung, daß Ich von allen Conquetten, wie auch von den übrigen strittigen „Puncten abzustehen entschlossen seye, wenn 1° forderſamst Chur Sachsen vollständig befriediget und 2do der achte Artickel Meiner Bedingnussen wegen des „commercii bewilliget, auch zugleich festgestellet würde, die von Meinen, dann „denen Preußischen wie auch Reichs- und Chursächsischen Landen ausgestellte „Wechsel Briefe und Schuld-Scheine gäntzlich zu cassiren."

„Die hierauf erfolgte Königl. Preußische Antwort hat zwar die vorerwehnte Bedingnusse mit alleiniger Ausnahme der Chur Sächsischen bereits zu „bezalen bewilligten Wechsel Briefe danknehmig angenommen, jedoch den Artickel „wegen Aufrechthaltung der catholischen Religion in Schlesien offen gelassen . . ."

679) Collenbach. 30. Jänner 1763.

680) Collenbach. 31. Jänner. „Ich habe nicht ermanglet, gleich heut fruh „dem Chursächsischen Bevollmächtigten jenes daraus beyzubringen, was demselben „zur vertraulichen Wissenschaft und zugleich darzu dienen kann, um den von „Hertzberg, mit welchem er viel umgehet, von der diesseitigen Standhafftigkeit „über den article wegen des commercii zu benachrichtigen. Fritsch ist zwar in „dieser commercial materie für Uns ganz gut gesinnet, im übrigen aber kein Mann, „mit welchem eine vernünftige Abrede genommen, viel weniger wegen seiner „außerordentlichen Lebhafftigkeit und eingewurzelten Vorurtheilen behörig ausgeführet werden kann."

681) Voriger Bericht.

682) Collenbach. 2. Febr.

683) Gutachten vom Jahre 1758. „Les sujets catholiques en Silésie ne „méritent non plus aucun ménagement. J'en excepte peu. Tous les autres „n'aimeront jamais sincèrement un maître qui ne professe pas leur religion." Abgedruckt bei Beaulieu. S. 157.

684) Kaunitz an Collenbach. 5. Febr. „Zu Folg dero Bericht-Schreibens „hat man zwar Königlicher Seits sowohl in Ansehung der ausgestellten Wechselbriefe als des achten Artickels, so die Commercien angelegenheiten betrift, nachgegeben, aber wan ich es sagen darf, eine neue chicane wegen der catholischen „Religion durch den Bevollmächtigten auf die Bahn bringen lassen."

„Dieser neue Anstand machet dem Erfinder keine Ehre und wäre Königlicher Seits viel anständiger gewesen, bey dem Begehren wegen des commercii „zu beharren als eine Ausflucht in bereits bewilligten Bedingnussen zu suchen."

„E. H. haben dahero vorderſamst in Vorstellung zu bringen, daß der „communicirte neue Artickel wegen der katholischen Religion ebensoviel sagen wolle „als ob die Friedenshandlung wieder auf das neue anzufangen seye . . ."

685) Kaunitz an Collenbach. 6. Febr.

686) Collenbachs Berichte vom 4. und 6. Febr.

[687]) Am 13. Febr.

[688]) Vom 17. Febr.

[689]) Kaunitz an die Kaiserin. 13. Febr. „... hat die Erfahrung nur allzu„viel gelehret, daß man Kön. Preußischer Seits keine Gelegenheit aus Handen „lasse, den Eigennutz und die Uebervortheilung anderer so weit als nur immer „möglich ist zu treiben ...“

[690]) Hertzbergs Bericht bei Beaulieu. S. 164—166.

[691]) Kaunitz an Starhemberg. 18. Febr. 1763.

[692]) 20. Febr. Hierauf beschränkten sich wohl die Aeußerungen der Zufriedenheit des Staatskanzlers. Es scheint mir nicht daß sich dieselben auch, wie Schäfer, III. 696, 697 annimmt, auf das persönliche Verfahren des Königs von Preußen erstrecken sollten.

[693]) Schäfer. III. 701.

[694]) Collenbach. 2. März. „Des Königs in Preußen May. haben Uns „Bevollmächtigte gestern Nachmittags in Dahlen auf die gnädigste Art zur ge„ziemenden Aufwartung empfangen und mir vorzüglich die nachdrücklichste Ver„sicherungen von Ihrer gegen der Kayserin Königin Apost. May. hegenden „vorzüglichsten Achtung und immerwährenden Freundschaftsbegierde in denen an„ständigsten Ausdrückungen zu erkennen gegeben ...“

[695]) „Cette tranquillité était plus nécessaire encore à la Prusse qu’au reste de l’Europe.“ Oeuvres. VI. 4.

Alphabetisches Namen-Register.

Staats-Bibliothek Bamberg

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arneth, Alfred <<von>>

Geschichte Maria Theresia's

Bd.: 6 : Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, 1756 - 1763 ; 2. Band

Wien 1875

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.139(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426896-9